

**Die Ortenau**  
75. Jahresband 1995

Einladung zur  
**Jahresversammlung**

des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.

am 15. Oktober 1995 in Ettenheim  
aus Anlaß des 75jährigen Bestehens der Mitgliedergruppe Ettenheim

8.30 Uhr

Geschäftliche Sitzung und Mitgliederversammlung  
im Bürgersaal im Rathaus

10.15 Uhr

**Empfang der Stadt Ettenheim  
im Sitzungssaal des Palais Rohan**

Anmerkungen von Dr. Robert Furtwängler  
zum Rohan-Teppich und zum Thoraschrein-Vorhang im Sitzungssaal

11.00 Uhr

**Festsitzung im Bürgersaal des Rathauses**

Vortrag von Bernhard Uttenweiler:  
„Das Badhaus des Klosters Ettenheimmünster  
vor und nach der Säkularisation“

Die Festsitzung wird musikalisch umrahmt  
von Schülern des Städt. Gymnasiums und der Heimschule St. Landolin

12.30 Uhr

Mittagessen in den Gasthäusern der Stadt

14.30 Uhr

**Nachmittagsprogramm**

Führung durch das barocke Ettenheim:  
Thomas Dees und Dr. Robert Furtwängler  
Führung in der Wallfahrtskirche St. Landelin in Ettenheimmünster:  
Bernhard Uttenweiler  
Die Silbermann-Orgel spielt Werner Veith

Der Bürgermeister  
der Stadt Ettenheim

*Bruno Metz*

Der Präsident  
des Historischen Vereins  
für Mittelbaden e. V.

*Dr. Dieter Kaufß*

# Die Ortenau

Veröffentlichungen  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

**75. Jahresband 1995**



Redaktion  
Karl Maier

OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches haben das Regierungspräsidium Freiburg und der Ortenaukreis Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Verlag Historischer Verein für Mittelbaden

Gesamtherstellung: Konkordia Druck GmbH, 77815 Bühl

Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Vereins und der Verfasser

# Inhaltsverzeichnis

Bürgermeister Bruno Metz, Grußwort der Stadt Ettenheim .....	8
Dieter Kauß, 85 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden, 75. Jahresband „Die Ortenau“ .....	10
Manfred Hildenbrand, Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelbaden 1994/95 .....	14
Dieter Kauß, Heimatmedaille Baden-Württemberg für Manfred Hildenbrand .....	16
Nachrufe .....	19
Berichte der Mitgliedergruppen .....	26
Tätigkeitsberichte der Fachgruppen .....	51
Landrat Günter Fehringer, Der Ortenaukreis – Rückblick 1994 .....	99
Gert Klaiber/Silvia Kuhn, Das Integrierte Rheinprogramm .....	127
Peter Knierriem, Bibe infans! Funktionsanalyse eines zoomorphen Glasegefäßes aus Aquae/Baden-Baden .....	137
Peter Oestmann, Die Offenburger Hexenprozesse im Spannungsfeld zwischen Reichshofrat und Reichskammergericht .....	179
Hubert Kewitz, Die Schlacht bei Ettenheim 1637 und die Vernichtung der Stadt .....	221
Gerhard Finkbeiner, Zur Geschichte des Ettenheimer Genossen- schaftswaldes. Der Kampf der Klosterleute von Dörlinbach um „Zufahrt und Weidgang“ im Genossenschaftswald .....	231
Ernst A. Gutmann, Das badische Amt Stollhofen .....	252
Frank Schrader, Neues über die Baugeschichte der Stadt Wolfach .....	267
Alfred Hetzel, Das Marktrecht zu Willstätt .....	276

Kurt Hochstuhl, Markgräfin Viktoria von Baden – ein Lebensbild .....	279
Dieter Weis, Prinz Louis de Rohan als Botschafter in Wien und seine Reise nach Esterháza 1772 .....	293
Johannes Werner, Der letzte Abt von Schwarzach und sein Ende .....	308
Ludwig Uibel, Lichtenauer Auswanderer in der Mitte des 19. Jahrhunderts .....	317
Johannes Werner, Köhler und Flößer. Ein physiognomischer Versuch	334
Inge Jockers, S'Choris – Kinder sin halt immer kurz g'halte wore und streng. Erinnernte Kindheit im Mittleren Schwarzwald 1900–1930. Dokumentation einer Ausstellung im Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof in Gutach .....	345
Martin Ruch, Offenburger Graduale des 14./15. Jahrhunderts im Kloster Engelberg (Schweiz) entdeckt .....	370
Jeanne Peipers, Das Werk des Meisters des Lautenbacher Hochaltars, die Dürer-Werkstatt und die Kunst am Oberrhein .....	379
Louis Schlaefli, Über den Werkmeister Christoph Wambser aus Wolfach .....	413
Hermann Brommer, Vier barocke Silberaltarleuchter des Mainau-Komturs Melchior Heinrich von Grandmont im Kloster U. L. Frau zu Offenburg .....	431
Barbara Döpp, BEIT HA-CHAIM – Der jüdische Friedhof. Festvortrag bei der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 23. Oktober 1994 in Bühl .....	440
Hanjörg Flick, Ein Totentanz im Zeller Heimatmuseum. Zu den Ursprüngen und der Geschichte der Zizenhausener Terrakotten des Basler Totentanzes .....	457
Frank Flechtmann, Wenn die Gauleitung ihre Teppiche in den Bunker tragen läßt, kommen Flieger. SD-Berichte in ein Idyll .....	477
Carl Helmut Steckner, Drei Daten zum Kriegsende in Kehl: 23. November 1944 – 15. April 1945 – 8. April 1953 .....	515

Franz X. Vollmer, Die militärische Besetzung der Ortenau im April 1945 nach den Meldungen und Kriegstagebüchern der beteiligten deutschen Einheiten .....	535
Wolfgang M. Gall/Karl Maier/Mathias Reininger/Jürgen Stude, Chronologie des Kriegsendes in der Ortenau – eine Dokumentation .....	555
Adolf Bruder, Ein Ende mit Schrecken. Aufzeichnungen des Oppenauer Bürgers Adolf Bruder .....	605
Franz K. Gießler, Kriegsende in Gengenbach .....	611
Gerhard Finkbeiner, Die Franzosen sind da! Aus den Aufzeichnungen des Pfarrers Erich Reitingen von Schweighausen .....	616
Robert Furtwängler, Mit der NS-Herrschaft geht es zu Ende. Ettenheim 1945 .....	627
Ekkehard Klem, Das Soldatengrab im Friesenheimer Wald .....	640
Karl Volk, Wilhelm Hausenstein (1882–1957) und seine Vaterstadt Hornberg .....	643
Wolfgang Müller, Das Triberger Kriegerehrenmal. 60 Jahre Gedenkstätte und Mahnmal zugleich .....	654
Paul Zimmermann, Eine Gedenktafel für hohe Verdienste. Der Gründer des badischen Bienenzuchtvereins wurde in Diersburg geehrt .....	659
Buchbesprechungen und Hinweise .....	661
Autorenverzeichnis .....	682

## Grußwort der Stadt Ettenheim

Zur Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. am 15. Oktober 1995

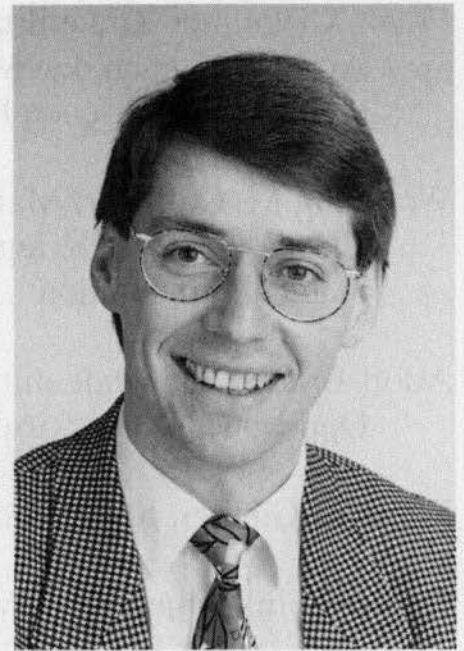
Zur diesjährigen Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden heiße ich den Vorstand, die Vorsitzenden der einzelnen Mitgliedergruppen und alle Mitglieder des Vereins im Namen der Stadt Ettenheim herzlich willkommen.

Es freut mich, daß der Historische Verein für Mittelbaden aus Anlaß des 75jährigen Bestehens der Mitgliedergruppe Ettenheim wieder einmal nach Ettenheim kommt und somit dieses Jahr zum fünften Mal in unserer Stadt ein solches Treffen durchführt.

Die erste Hauptversammlung in Ettenheim war vor 75 Jahren, am 18. Juli 1920. Nur wenige Tage zuvor, am 12. Juli 1920, hatte der damalige Leiter des Ettenheimer Realgymnasiums, Direktor Otto Stemmler, die Ettenheimer Mitgliedergruppe ins Leben gerufen. Im Rahmen dieser Veranstaltung wurde auch des in Ettenheim geborenen Historikers Johann Baptist von Weiß gedacht und an dessen Geburtshaus eine Gedenktafel angebracht. Die weiteren Hauptversammlungen in Ettenheim fanden am 25. Oktober 1936, am 14. Oktober 1950 und am 10. Oktober 1971 statt.

Die Stadt Ettenheim, die seit 1920 auch selbst Mitglied ist, schuldet dem Historischen Verein für Mittelbaden großen Dank. In den seit 1910 erschienenen 74 Jahrbänden der „Ortenau“ sind mehr als 130 Aufsätze enthalten, die sich mit der Geschichte Ettenheims und seiner näheren Umgebung befassen. Diese Abhandlungen ersetzen zwar keine Gesamtgeschichte Ettenheims, sie sind aber wertvolle Mosaiksteinchen für eine noch zu schreibende „Geschichte der Stadt Ettenheim“.

Den hiesigen Heimatforschern gilt in besonderem Maße mein persönlicher Dank für die Mühen und die Geduld, die sie aufwenden, um die Geschichte unserer Heimat zu erforschen und sie der gesamten Bevölkerung zugänglich zu machen. Sicherlich wären viele Manuskripte nicht veröffentlicht worden und vielleicht sogar verloren gegangen, wenn es „Die Ortenau“ als Publikationsorgan nicht gegeben hätte.





Die Stadt Ettenheim darf froh sein, daß sich immer wieder Bürger finden, die sich um die Geschichte ihrer Stadt kümmern. Den Anfang machte 1870 der Ettenheimmünstersche Pfarrer Albert Kürzel mit einem Buch über die Benediktinerabtei Ettenheimmünster und 1883 mit einem Bändchen über die Geschichte der Stadt Ettenheim. Dr. Johann Baptist Ferdinand, der 1920 als Amtsrichter nach Ettenheim kam, widmete sich unermüdlich bis zu seinem Tod im Jahre 1967 der Geschichte Ettenheims. Der frühere Direktor der Universitätsbibliothek Freiburg, Professor Dr. Josef Rest, und Bibliotheksdirektor Philipp Harden-Rauch sind hier zu nennen. In jüngster Zeit bereicherten vor allem Hubert Kewitz aus Ringsheim, Dr. Robert Furtwängler, Bernd Sulzmann und Emil Schwendemann mit zahlreichen Veröffentlichungen unser Wissen um die Vergangenheit, aber auch Dieter Weis, Wolfgang Schwab, Thomas Dees, Bernd Klug, Reinher Gassert, Franz-Josef Henninger und Bernhard Uttenweiler trugen dazu bei.

In den letzten fünfzehn Jahren brachte die Mitgliedergruppe Ettenheim nicht nur eine Reihe von eigenen Büchern heraus, sie organisierte auch mehrere aufschlußreiche Ausstellungen im Bürgersaal, die in der Bevölkerung guten Anklang fanden. Die Stadt Ettenheim unterstützte, soweit ihr dies möglich war, in den zurückliegenden Jahren diese Aktivitäten und würdigte im Juli 1985 die Arbeit des Historischen Vereins Ettenheim unter dem Vorsitz von Bernhard Uttenweiler mit der Verleihung des neu geschaffenen Kulturpreises.

Unter solchen Vorzeichen stellt die Stadt Ettenheim gerne den äußeren Rahmen für die Jahrestagung des Historischen Vereins für Mittelbaden. Allen Teilnehmern wünsche ich eine erfolgreiche Tagung und einen angenehmen Aufenthalt in unserem geschichtsträchtigen Städtchen.

*Bruno Metz, Bürgermeister*

# 85 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden

## 75. Jahresband „Die Ortenau“

*Dieter Kauß*

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. bringt für das Jahr 1995 zwei gewichtige Daten und Fakten in das Bewußtsein der Öffentlichkeit:

1. Der Historische Verein für Mittelbaden besteht seit 85 Jahren. Man könnte meinen, dies sei eine lange Zeit und der Verein könnte gealtert und gebrechlich sein. Man ist jedoch immer wieder davon überrascht, wie jung und wie aktuell sich dieser Verein mit seinen 33 verschiedenen Mitgliedergruppen und derzeit etwa 3500 Mitgliedern gibt und sich auch fühlt.

Denn seine wichtigsten Aufgaben: das Bekenntnis zur Heimat, die Erforschung der Heimatgeschichte, die Sorge um die Kunst- und Kulturdenkmäler, der Schutz der heimischen Natur und Kultur vor übertriebener Industrialisierung, Verstädterung und Kommerz sind auch nach 85 Jahren noch überraschend und dringlich modern.

Aber diese Fragen und Probleme, die heute von jeder Einzelperson, von jeder Mitgliedergruppe und vom Gesamtverein gesehen, gefühlt und durchdacht werden müssen, haben eine andere neue Dimension bekommen: Die Heimat ist nicht mehr nur lokal verankert und statisch dieselbe; sie verändert sich zudem dauernd und in vielen Beziehungen auch bei denen, die sich in ihr verwurzelt fühlen.

Diese Veränderungen zu erkennen, sie zu erforschen und zu deuten, hilft die Geschichte.

Darum sollte sich eine jede Mitgliedergruppe mehr denn je um die Geschichte in ihrer facettenartigen Reichhaltigkeit vorort bemühen. Dabei kann es um die Ortsgeschichte allgemein gehen, um Zeugen dieser Geschichte in Forschung, Pflege und Erhaltung, um ein Heimatmuseum u.a. mehr. Die Mitgliedergruppe des Historischen Vereins muß in diesem Bemühen und im Anliegen einer Vermittlung dessen ein Verein unter anderen Vereinen am Ort, in der Gemeinde sein und werden. Nichts schadet ihr sosehr, als daß man sie leicht lächelnd als „histerisch“ oder „esoterisch“ bezeichnet.

In diesem Bemühen müssen auch die Mitgliedergruppen Kontakte suchen und finden zu den in den letzten Jahren häufig entstandenen

Heimat-, Orts-, Museums- und Ortschronik-Vereinen, die in ihrem Bemühen zwar mit den Zielen und Aufgaben des Historischen Vereins übereinstimmen, eine Realisierung dieser aber auf einem anderen Weg suchen, aus welchen Gründen auch immer. Zusammenarbeit und Kontakte sind dabei wichtiger als Abgrenzung und Ausschluß.

Der Gesamtverein versucht, das Bemühen um die örtlich verankerte Geschichtsforschung aufzunehmen, engagierten Mitgliedern und Gästen gerade in speziellen Fachgruppen den Zugang zu thematischen Schwerpunkten zu ermöglichen, und diese zu vertiefen sowie zur aktiven Mitarbeit anzuregen. Archäologie, Denkmalpflege, Grenzstein- und Flurnamenforschung, jüdische Geschichte und Kultur, Museen und Zeitgeschichte sind nur die herausragenden und wichtigen Spektren dieser Fachgruppenarbeit.

Dem gegenseitigen persönlichen und fachlichen Kennenlernen und Austauschen dienen die jährlichen Frühjahrs- und Hauptversammlungen, die über das Vereinsgeschehen aber auch über Geschichte, Kunst und Kultur der Tagungsorte informieren.

Schließlich und endlich hat der Historische Verein für Mittelbaden im Laufe seiner Geschichte noch eine Aufgabe gefunden und auf sich genommen, die gerade im Jahre 1995 eine wesentliche Steigerung, eine höhere Beachtung und eine Vorteilsgebung für die Mitglieder erfahren soll: die Vereinsbibliothek. Diese hat einen Bestand von landesgeschichtlichen Zeitschriften aus dem In- und Ausland sowie von Monographien zur Geschichte der Ortenau und darüber hinaus erreicht, der zur Zeit einen Umfang von 220 laufenden Regalmetern ausmacht. Gleichzeitig ist zu bemerken, daß diese Bibliothek mit ihren über 100 Zeitschriften, die in ihrem Bestand aktuell sind, für Mitglieder und Interessenten als wichtig und in der Benutzung als sinnvoll und abfragbar sein sollte.

Dies war in der Vergangenheit leider oft kaum der Fall, wenn auch nicht unmöglich. Die Unterbringung im früheren Ritterhausmuseum und danach im Landratsamt des Ortenaukreises war der Bedeutung dieser Bibliothek gemäß zwar nicht optimal, aber den Umständen entsprechend gegeben.

Jetzt, d.h. im Jahre 1995, ergibt sich die Möglichkeit, die Bibliothek des Historischen Vereins in einem geeigneten Raum innerhalb der sog. Alten Essigfabrik in Kehl-Kork unterzubringen. Das Gesamtareal wird als

Handwerker-Museum genutzt, in dessen Nachbarschaft die Bibliothek des Historischen Vereins einen neuen Platz findet.

Damit aber ist das Problem der Bibliothek noch nicht gelöst. Sie soll benutzbar gemacht werden, wenigstens an Samstagen. Gerade dieses Faktum erfordert, wie auch die Instandsetzung des Raumes, ein Engagement des Gesamtvereins und seiner Mitgliedergruppen, um das herzlich gebeten und geworben werden muß.

2. Im Jahre 1995 freut sich der Historische Verein für Mittelbaden, seinen Mitgliedern, Freunden und Gönnern den 75. Jahresband seiner Zeitschrift „Die Ortenau“ vorlegen zu können. Seit dem Jahre 1985 erscheint diese auch äußerlich in einem Gewande, das dem qualitätsvollen Inhalt und der reichen Ausstattung auch nach außen entspricht. Mit dieser „Ortenau“ versucht der Historische Verein von Mittelbaden seine Mitglieder und die Öffentlichkeit auf die oben genannten Fragen und Probleme aufmerksam zu machen und etwaige Lösungen in Forschung und Vermittlung anzubieten. 75 Bände der „Ortenau“ sind für die Redakteure und für den Gesamtverein eine stolze Leistung, ein Kompendium mittelbadischer Geschichte, lebendig, vielseitig und lesenswert.

Darunter befinden sich zwei Bände mit Sonderthemen (Burgen und Schlösser in Mittelbaden 1934 und 1984 sowie die Klöster der Ortenau 1978). Was aber besonders wichtig ist, ist die Tatsache, daß diese 75 Bände durch zwei Register (1983 und 1992) bis zum Jahre 1990 erschlossen sind und dadurch leichter und mit größerem Gewinn be- und genutzt werden können. Diese Registerbände sind noch erhältlich.

85 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden und 75. Jahresband „Die Ortenau“ sind nicht nur ein Anlaß für Rückblick und Stolz sowie für die Beleuchtung der gegenwärtigen Situation. Der Dank soll dabei nicht vergessen werden: zunächst an die Mitglieder, an die Vorsitzenden der Mitgliedergruppen, an die Leiter der Fachgruppen, an den Beirat, an den Vorstand und vor allem an den Redakteur und den Verlag. Dank gebührt auch den Freunden, Förderern und den Gästen bei den Veranstaltungen. Dem Ortenaukreis und dem Regierungspräsidium in Freiburg sind Dank und Anerkennung für die finanzielle Förderung auszusprechen.



*Ortsvorsteher Ernst Karch von Kehl-Kork (r.), Präsident Dr. Dieter Kauß (m.) und Geschäftsführer Theo Schaufler (l.) vom Historischen Verein für Mittelbaden bei der Unterzeichnung des Vertrages über die Anmietung von Räumen, in denen die Vereinsbibliothek untergebracht werden soll, am 28. Juni 1995 im Rathaus von Kork. Die Räumlichkeiten werden im Block des neugegründeten Handwerker museums in Kehl-Kork geschaffen. Um sie instandzusetzen und einzurichten, müssen wir einen erheblichen Betrag aufbringen. Da wir mit den Mitgliedsbeiträgen unserer Zeitschrift „Die Ortenau“ und die allgemeine Vereinsarbeit finanzieren, bittet der Vorstand alle herzlich, die Baumaßnahme mit freundlichen Spenden zu unterstützen.*



# Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelbaden 1994/95

*Manfred Hildenbrand*

Der Historische Verein für Mittelbaden will mit seiner vielfältigen Arbeit lebendiger Ansporn und Aushängeschild der Ortenau sein. So kennzeichnete der Präsident des Historischen Vereins Dr. Dieter Kauß Aufgabe und Bedeutung des Vereins bei der Jahresversammlung der 33 Mitgliedergruppen am Sonntag, dem 23. Oktober 1994, in Bühl. Dr. Kauß ging auf die Gründung der Mitgliedergruppe Bühl im Jahre 1912 ein. Mit Dr. Karl Bender in den Jahren 1914 und 1919 sowie mit Freiherr Theodor von Glaubitz von 1930 bis 1945 stellte die Mitgliedergruppe Bühl zwei von bisher insgesamt neun 1. Vorsitzenden des Gesamtvereins. Die Mitgliedergruppe Bühl sei zum sechsten Mal Ausrichter der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden.

Der Vorsitzende der Mitgliedergruppe Bühl Egon Schemp wies darauf hin, daß die Bühler Mitgliedergruppe bereits in ihrem Gründungsjahr 1912 mit 73 Mitgliedern die größte Gruppe des Gesamtvereins war. Heute zähle sie 110 Mitglieder.

Geschäftsführer Theo Schaufler gab seinen detaillierten Kassenbericht, der von den Kassenprüfern als vorbildlich bezeichnet wurde. Einstimmig wurde ihm Entlastung erteilt. Die Zahl der Mitglieder habe leicht zugenommen und umfaßte 1994 3578 Mitglieder. Die größten Mitgliedergruppen seien Kehl (368 Mitglieder), Offenburg (270 Mitglieder), Rheinau (205 Mitglieder), Haslach i.K. (175 Mitglieder), Achern (161 Mitglieder), Neuried (152 Mitglieder). Einige Mitgliedergruppen hätten erhebliche Rückgänge der Mitgliederzahl zu verzeichnen. Der Geschäftsführer appellierte an die Vertreter der Mitgliedergruppen, sich verstärkt um die Gewinnung neuer Mitglieder zu kümmern.

Redakteur Karl Maier dankte den Autoren und Mitarbeitern der Firma Konkordia Druck GmbH in Bühl, die es ermöglicht hatten, daß das Jahrbuch „Die Ortenau“ 1994 rechtzeitig vor der Jahresversammlung erscheinen konnte.

Als neue Fachgruppe des Historischen Vereins für Mittelbaden wurde die Fachgruppe „Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte in der Ortenau“ gegründet. Wie ihr Leiter Jürgen Stude mitteilte, umfasse sie derzeit zehn Mitglieder.

Präsident Dr. Kauß berichtete über die Bibliothek des Historischen Vereins, die seit einigen Jahren in den Kellerräumen des neuen Landratsamtgebäudes untergebracht sei. Derzeit umfasse sie etwa 1200 Monographien sowie ca. 235 Zeitschriften, von denen 120 laufend geliefert werden. Nunmehr ergebe sich die Möglichkeit, die Bibliothek in der alten Korker Essigfabrik, die jetzt renoviert werde, unterzubringen. Der Historische Verein wolle sich bemühen, die Vereinsbibliothek auch für die Öffentlichkeit nutzbar zu machen.

Nach der geschäftlichen Sitzung erfolgte im Friedrichsbau-Trausaal ein Empfang der Stadt Bühl. Oberbürgermeister Gerhard Helbing begrüßte im Namen der Großen Kreisstadt Bühl die Mitglieder und Gäste. Er wies auf das Interesse der Stadt Bühl an der Heimatgeschichte hin und damit auch an der Arbeit des Historischen Vereins. Besonders durch das Stadtgeschichtliche Institut (derzeit 4,5 Mitarbeiter) würden hier wertvolle Beiträge erarbeitet.

Im Rahmen der Festsitzung, die im Saal des Friedrichsbaus stattfand, hielt Barbara Döpp M.A. (Heidelberg) den Festvortrag über das Thema „Haus des Lebens – Der jüdische Friedhof“. Musikalisch wurde die Festsitzung umrahmt durch die Sängerin Sarah Bloom, die, von dem Gitarristen Johannes Vogt begleitet, jiddische Lieder sang. Am Nachmittag fand eine Exkursion nach Rheinmünster-Schwarzach statt. Dort wurde die ehemalige Klosterkirche besichtigt. Dr. Suso Gartner und Michael Rumpf berichteten über die wechselvolle Geschichte der Klosterabtei.

Am 11. März 1995 fand die Frühjahrstagung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Durbach-Ebersweier statt. Der besondere Gruß des Präsidenten Dr. Dieter Kauß galt den erstmals anwesenden neugewählten Vorsitzenden der Mitgliedergruppen Kehl–Hanauerland, Professor Dr. Kruse, Rheinmünster, Herrn Gutmann und Zell a.H., Herrn Breig.

Wie Geschäftsführer Theo Schaufler ausführte, soll ein neuer Werbeprospekt über die Arbeit und Ziele des Historischen Vereins informieren und neue Mitglieder ansprechen. Trotz gestiegener Papier- und Druckkosten könne, so betonte Theo Schaufler, der Mitgliedsbeitrag beibehalten werden. Nach den Worten von Dr. Kauß wird sich der Historische Verein intensiv mit dem 50. Jahrestag des Kriegsendes beschäftigen. In zahlreichen Mitgliedergruppen werden Veranstaltungen und Ausstellungen zum Jahr 1945 durchgeführt. 1998 soll ein Sonderband der „Ortenau“ herauskommen, der sich ausschließlich mit der Revolution 1848/49 befassen wird. Aus den Berichten der Leiter der verschiedenen Fachgruppen ging hervor, daß in ihnen gründliche Arbeit geleistet wird.

## Heimatmedaille Baden-Württemberg für Manfred Hildenbrand

Am 11. September 1994 erhielt der Schriftführer und das Vorstandsmitglied unseres Historischen Vereins für Mittelbaden, Realschulkonrektor Manfred Hildenbrand aus Haslach i.K., die Medaille „Für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg“ aus den Händen von Regierungspräsidentin Gerlinde Hämmerle aus Karlsruhe sowie von Leonhard Müller, Vorsitzender des Landesausschusses für Heimatpflege Baden-Württemberg, überreicht. Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. gratuliert zu dieser hohen Auszeichnung, die Manfred Hildenbrand im Ettlinger Schloß im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg zusammen mit sechs weiteren Ausgezeichneten zuteil wurde.

Der Text der Verleihungsurkunde würdigt Hildenbrands Verdienste mit folgenden Worten: „Manfred Hildenbrand, Pädagoge an der Heinrich-Hansjakob-Schule in Haslach, hat sich seit 30 Jahren nicht nur um das Werk des badischen Politikers und Schriftstellers Hansjakob durch zahlreiche Publikationen und als Herausgeber verdient gemacht. Als Vorstandsmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden gilt er seit der Mitte der 60er Jahre als erfolgreicher Heimatforscher mit einer umfangreichen Reihe von Veröffentlichungen über Haslach und das Mittlere Kinzigtal. In den Funktionen des Leiters des Stadtarchivs, des Hansjakob-Museums samt seinem Archiv und als ehrenamtlicher Denkmalpfleger bürgt er für eine erfolgreiche Tradierung der Heimat- und Landesgeschichte.“

Diese offizielle Würdigung sei an dieser Stelle noch durch einige Fakten ergänzt. Manfred Hildenbrand wurde am 20. Februar 1935 in Karlsruhe geboren, konnte also auch 1995 seinen 60. Geburtstag feiern. Er bestand 1955 das Abitur am Kant-Gymnasium in Karlsruhe und studierte danach bis 1964 Geschichte, Germanistik, Philosophie und Pädagogik an den Universitäten Heidelberg, Freiburg sowie an der Pädagogischen Hochschule in Karlsruhe. Im Jahre 1964 legte er die Prüfung als Grund- und Hauptschullehrer ab, 1967 die als Realschullehrer. Seit 1964 ist er an der Heinrich-Hansjakob-Realschule in Haslach i.K. tätig, wurde dort 1971 Realoberlehrer und 1975 Realschulkonrektor. 1974 bis 1980 war er Fachberater und Seminarleiter für Geschichte im Schulamtsbezirk Offenburg.

Seit 1975 wohnt Manfred Hildenbrand, der 1967 heiratete und zwei Kinder hat, in Hofstetten.





*Die Regierungspräsidentin von Karlsruhe, Gerlinde Hämmerle (rechts), und der Vorsitzende des Landesausschusses für Heimatpflege Baden-Württemberg, Dr. Leonhard Müller (Mitte), überreichten Manfred Hildenbrand am 11. September 1994 in Ettlingen die Landesmedaille für Verdienste um die Heimat.*

*Foto: Winfried Heck*

Im Jahre 1968 übernahm Manfred Hildenbrand die Mitgliedergruppe Haslach i.K. im Historischen Verein für Mittelbaden als deren erster Vorsitzender. Unter ihm wurde diese Mitgliedergruppe zu einer der stärksten im Gesamtverein. Seit 1971 ist er Mitglied des Gesamtvorstands und dessen Schriftführer, seit 1987 Ehrenmitglied unseres Vereins.

Das ehrenamtliche Engagement Hildenbrands wurde in der o.g. Verleihungsurkunde zwar aufgezeigt und gewürdigt. Hier soll jedoch hervorgehoben werden, daß er auch die Geschichte des Nationalsozialismus im Mittleren Kinzigtal und Haslach – auch unter persönlichen Anfeindungen – aufgearbeitet und in verschiedenen, ernüchternden Ausstellungen für die Schule und Jugend, aber auch für die breite Öffentlichkeit dargestellt und vermittelt hat.

Außerdem gelang es ihm, verschiedene Künstler der Stadt Haslach i.K. wieder in das Bewußtsein der Gegenwart zurückzurufen und für die Zu-

kunft zu bewahren. So schuf er die beachtenswerten ständigen Ausstellungen der Maler Carl Sandhaas (1801–1859), Louis Blum (1822–1854) und Otto Laible (1898–1962) sowie des Kupferstechers Julius Allgeyer (1829–1900) und verhalf so diesen Künstlern zu einer ungeahnten Renaissance.

Der Historische Verein für Mittelbaden freut sich angesichts der genannten vielfältigen Verdienste M. Hildenbrands sehr über die hohe Auszeichnung mit der Medaille für die Verdienste um die Heimat. Er wünscht ihm aber auch viel Gesundheit und Kraft für weitere erfolgreiche Forschungen und Aktivitäten zum Wohl und Verständnis unserer Heimat sowie zu deren Pflege und Erhalt für die Gegenwart und die Zukunft.

*Dr. Dieter Kauf*

## Nachruf auf Dr. Rudolf Ritter

Am 18. Juni 1994 verstarb Bürgermeister i.R. Dr. Rudolf Ritter im Alter von 89 Jahren. Der Verstorbene war von 1970 bis 1985 Vorsitzender der Mitgliedergruppe Lahr des Historischen Vereins.



Dr. Ritter war 15 Jahre lang Bürgermeister in Lahr und hat sich insbesondere als Heimat- und Geschichtsforscher einen Namen gemacht. 22 Jahre lang war er Schriftleiter des Jahrbuches Geroldsecker Land. Gerade in diesen Jahresbänden verstand es Dr. Ritter, Geschichtsbewußtsein zu wecken und Heimatpflege anzuregen.

Rudolf Ritter eroberte sich wandernd, lesend, forschend seine Heimat und gab sein fundiertes Wissen in vielen Beiträgen weiter, insbesondere in seinem mehrfach aufgelegten Buch „Wanderwege im Elsaß“. In seinem Buch „Herbstblätter“ hat Dr. Ritter einen Strauß gebunden, der nie verwelken wird und den Glanz der Heimat widerspiegelt.

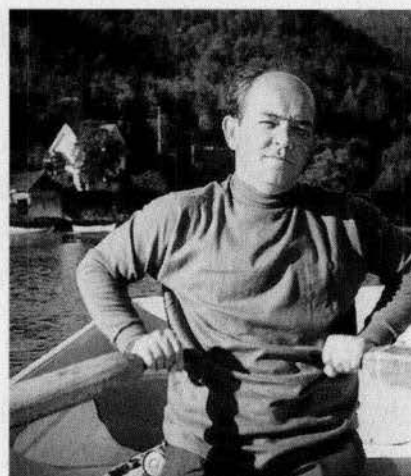
Sein Engagement für die Heimat und Geschichte wurde vom Ortenaukreis im Jahre 1981 mit der Verleihung des Heimatpreises belohnt. Im Juni 1988 wurde Dr. Ritter in Colmar mit dem Oberrheinischen Kulturpreis ausgezeichnet. Die Auszeichnung wurde für hervorragende Leistungen auf dem Gebiet des Schrifttums und der Publikation der Heimatkunde sowie im Bereich Menschlichkeit und kulturfördernder grenzüberschreitender Annäherung verliehen.

Der Historische Verein für Mittelbaden wird Herrn Dr. Rudolf Ritter wegen seiner Verdienste und seiner Persönlichkeit stets in dankbarer Erinnerung behalten.

*Ekkehard Klem*

## Herrn Rudi Frisch zum Gedenken

Rudi Frisch, der verdiente Archivar der Stadt Gengenbach und des Museums Haus Löwenberg, verstarb am 26.6.1994 im Alter von 72 Jahren nach einem viele Jahre mit Geduld ertragenem Krankenlager.



Die Kultur Gengenbachs hat ihm, dem Organisator, viel zu verdanken. Er, der am liebsten still im Hintergrund seine Arbeit oft monatelang vorbereitete und verrichtete, machte von seiner Person, bescheiden, wie er war, nicht viel Aufhebens. „Einer muß es ja machen“, das war sein Leitspruch.

Trotz seiner durch den Krieg erlittenen Behinderung waren ihm die Vorbereitungen zur 600-Jahr-Feier 1960 nicht zuviel. Rudi Frisch war hier Koordinator, seinen Vorbereitungen war das gute Gelingen zu verdanken.

Jungbürgerfeiern, Neujahrsempfänge und sonstige repräsentative Anlässe hat er mitgetragen.

Sein Lehrmeister und väterlicher Freund Otto Ernst Sutter war es, der dem „Rudi“ so manche Anregung gab. Andererseits hätten die Sutterschen Impulse der 50er und 60er Jahre ohne die Sachkenntnis eines Rudi Frisch, getragen vom freundschaftlichen Wohlwollen des hochverdienten Bürgermeisters Erhard Schrempp und unter Mithilfe des Vorsitzenden des Historischen Vereins, Franz Engesser, sowie des Stadtrates August Glatz, überhaupt nicht so umgesetzt werden können.

Erinnert sei auch an das Gengenbach-Buch, das unter der Schriftleitung von Dr. Schaaf 1960 erschienen ist, sowie an die Herausgabe der Gengenbacher Blätter, um die sich Rudi Frisch verdient gemacht hat.

Das Archiv, unzulänglich in feuchten Räumen untergebracht, hat Rudi Frisch, so gut es eben nach den damals gegebenen Möglichkeiten ging, geordnet und betreut.

Seine Arbeit hat man aber nicht immer überall gewürdigt, und so ist ihm so manche Enttäuschung und Bitternis nicht erspart geblieben. Rudi Frisch hat ebenfalls so manch heißes Eisen angepackt: so versuchte er das Schick-

sal jüdischer Mitbürger aufzuklären sowie mit den noch überlebenden Kontakte aufzunehmen.

Rudi Frisch war engagierter Naturfreund und ein leidenschaftlicher Angler. Als solcher war er auch der Initiator zur Gründung des Anglersportvereins Gengenbach. Dabei entdeckte er unweit des Baggersees die Reste eines römischen Ziegelbrennofens, die er konservieren und sichern ließ.

1984 sträubte sich der schon sehr erkrankte Rudi Frisch, die Otto-Ernst-Sutter-Medaille entgegenzunehmen. Erst das Argument, daß die neu geschaffene Auszeichnung auf Dauer für Gengenbach und die gesamte Region im Südwesten nur dann Gewicht haben könne, wenn man mit seiner Ehrung ein Zeichen des Dankes, der Wertschätzung und der vorbildhaften Verpflichtung zum stillen, aber wirkungsvollen Weiterarbeiten setzen könne – erst dieses Argument brachte ihn zur Einsicht, daß er, zusammen mit Staatsminister Seifritz, zu den ersten Empfängern der Otto-Ernst-Sutter-Medaille gehören mußte.

Rudi Frisch, der den Belangen und Zielen des Historischen Vereins stets verpflichtet war, hat ein Stück des Geschehens der Nachkriegszeit Gengenbachs mitgeprägt. Der Historische Verein dankt ihm dafür.

*Reinhard End und Eugen Lang*

## Zum Tode von Prof. Dr. Gerhard Silberer

Herr Prof. Dr. Silberer übernahm gemeinsam mit Herrn Schaufler, Herrn Friedmann und mir vor nunmehr eineinhalb Jahrzehnten die Leitungsverantwortung im Historischen Verein Offenburg und nahm diese bis zu seiner plötzlichen Krankheit mit Freude wahr. Die Übernahme der Vorstandstätigkeit geschah in schwieriger Zeit; seine Mitarbeit war gerade in der damaligen Situation besonders wichtig.



Doch welche Fähigkeiten waren es, die Gerhard Silberer in seine Vorstandstätigkeit einbrachte und für die wir heute zu danken haben?

Die Wurzeln liegen in seinem fachlichen Werdegang, den ich hier in den Mittelpunkt stellen möchte.

Gerhard Silberer besuchte acht Jahre lang die Volksschule; nach deren Abschluß begann er eine Lehre als Vermessungstechniker. Im privaten Studium erwirkte er sich die Möglichkeit, nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in die damalige Oberrealschule aufgenommen zu werden. An dieser erhielt er 1946 das Reifezeugnis. Das Studium, welches er nach dem Abitur begann, führte ihn an insgesamt sechs Hochschulen im In- und Ausland, darunter nach Luzern und Innsbruck. Seine Studienschwerpunkte waren katholische Theologie, Philosophie, Pädagogik und Geschichte. 1959 wechselte er an die Pädagogische Hochschule Karlsruhe über und legte 1961 die erste Prüfung für das Lehramt an Volksschulen ab. Nach erster Unterrichtstätigkeit erhielt er an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe eine Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft. Dies ermöglichte ihm an der Universität Heidelberg eine Dissertation über „Pestalozzi und die Anfänge einer zentralen staatlichen Lehrerbildung im deutschen Südwesten“ anzufertigen.

Mit dieser knappen Skizze haben wir die fachlichen Lehr- und Wanderjahre von Gerhard Silberer nachvollzogen.

Er, der Junge, der in seinen Kindheits- und Jugendjahren benachteiligt wurde, mußte sich zum Teil durch Selbststudium erst den Zugang zu den ihn interessierenden Bildungsgütern erkämpfen. Insofern war es nur folgerichtig, daß er sich dem großen Pädagogen Pestalozzi zuwandte, der sich, wie nur wenige andere, den Benachteiligten zuwandte und z.B. der Lehrerbildung durch die Armenerziehungsanstalt besondere Aufmerksamkeit

widmete. So beschließt Gerhard Silberer in seiner Dissertation auch die wesentliche theoretische Abhandlung mit der Überschrift „Der ‚Armen-  
schullehrer‘ als Vermächtnis Pestalozzis“.

Und hieran anknüpfend möchte ich sagen, daß der Historische Verein, dessen Leitung Gerhard Silberer mit uns in schwieriger Zeit übernahm, ihm wesentlich für sein ruhiges, auf Verständnis gezieltes, ausgleichendes Wesen zu danken hat.

Darüber hinaus brachte Gerhard Silberer aber auch sein weites wissenschaftliches Spektrum ein. Zunächst spiegelt dies die Verbandszeitschrift, die ORTENAU, wider. Von 1965–68 (damals noch als „Hauptlehrer Gerhard Silberer, Karlsruhe“) transkribierte er das Tagebuch des Abtes Jakob Vogler, der von 1655–1708 lebte und von 1688 bis zu seinem Tode die Geschichte des Klosters Schuttern leitete.

Dieses Tagebuch wurde Ausgangspunkt für mehrere Abhandlungen, die folgende Schwerpunkte haben:

- 1971: Kaiser und Reich aus der Sicht eines kleinen geistlichen Standesherrn zu Ende des 17. Jahrhunderts
- 1972: Geschäftsbeziehungen eines rechtsrheinischen Prälaten mit einem Straßburger Kaufmann zu Ende des 17. Jahrhunderts
- 1982: Heiligenzell und das Kloster Schuttern um 1700
- 1992 zeigte er dann als letztes an sieben Tagebuchjahrgängen des Abtes Jakob Vogler, wie um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert im Klostergebiet von Schuttern Fastnacht gefeiert wurde.

Es ist aber nicht allein die wissenschaftliche Tätigkeit (Gerhard Silberer wollte sie nach Eintritt in den Ruhestand intensivieren), die uns Dank sagen läßt. Es sind dies die Fähigkeiten als Kassenprüfer für den Gesamtverein und die Anregungen, die er in unseren Vorstandssitzungen gab. Hierbei ist mir eine Anregung von ihm besonders im Gedächtnis. Es war die, doch Waldersbach und die Tätigkeit von Pfarrer Oberlin durch eine Exkursion zu würdigen. Das Beispiel dieses Geistlichen muß ihn besonders bewegt haben. Die Fähigkeit von Oberlin, eine Sache von verschiedenen Seiten zu sehen, trifft sich mit manchen seiner Verhaltensweisen, die wir kennenlernten. Es mag ihm, der seinen anfänglichen theologischen Studienschwerpunkt später mit dem pädagogischen Studienschwerpunkt vertauschte, auch die Schrift von Oberlin, mit dem Titel „Über die Vorzüge und die Beschwerlichkeiten des theologischen Studiums“ aus dem Herzen gesprochen haben. – Und so möchte ich diesen Dank mit den Sätzen der Inschrift auf dem Grabstein von Oberlin schließen. Sie geht auf den Propheten Daniel

12, Vers 3 zurück. Sie drückt eine Sehnsucht aus, von der wohl jeder etwas in sich spürt und die auch Gerhard Silberer im besonderen Maße gespürt haben mag.

Die Prophetie lautet:

Die viele zur Gerechtigkeit weisen, werden leuchten wie die Sterne, immer und ewiglich.

*Dr. Hans-Joachim Fliedner*



## Frau Erika Schappeler-Honnef unerwartet verstorben

Unerwartet traf uns Anfang Januar die Nachricht vom Tod der Bühler Journalistin Frau Erika Schappeler-Honnef. Noch im Oktober hatte sie als kompetente Ansprechpartnerin die Hauptversammlung des Historischen Vereins in Bühl publizistisch begleitet. Trotz erheblicher krankheitsbedingter Probleme hatte sie es sich bis zuletzt nicht nehmen lassen, über die Vorträge und Veranstaltungen der Bühler Ortsgruppe in den Zeitungen zu berichten und manche wichtigen Anregungen bei den Stammtischen zu geben.



Die gelernte Journalistin wurde am 26. Oktober 1922 in Dinglingen geboren, kam dann 1928 nach Bühl. Seit 1946 bis zu ihrem Ruhestand 1983 war sie als Redakteurin bei den Bühler Zeitungen tätig. Bescheiden und stets freundlich begleitete sie auch danach noch das Geschehen in Bühl und Umgebung.

In zahlreichen Artikeln der örtlichen und überregionalen Presse und in heimatkundlichen Zeitschriften berichtete sie in anschaulicher und lebendiger Form aus Gegenwart und Vergangenheit. Dabei kam es ihr darauf an, daß der einzelne Mensch in seinem Wirken in den Mittelpunkt gestellt wurde. Unvergessen sind ihre Mundartkommentare und die kenntnisreichen Streiflichter aus der Bühler Vergangenheit, in denen sie aus eigenem Erleben und aufgrund von Gesprächen mit Zeitzeugen das Vergangene neu ins Bewußtsein brachte und für die zukünftigen Generationen festhielt. In Bühl galt sie als wandelndes historisches Lexikon. Für ihre Verdienste um die Stadt wurde sie 1979 mit der Bürgermedaille geehrt. Die Ortsgruppe und die zahlreichen Vereine, denen sie angehörte, haben durch ihren Tod nicht nur eine sachkundige Berichterstatteerin, sondern vor allem auch eine liebenswerte und gütige Persönlichkeit verloren.

*Dr. Suso Gartner*

# Berichte der Mitgliedergruppen 1994

## *Achern*

Je eine Vortragsveranstaltung zum Beginn und zum Abschluß bildeten einen gemäßen Rahmen für das reichbewegte Vereinsjahr 1994, das im übrigen durch einige bemerkenswerte Exkursionen besonders geprägt war.

Als einen gelungenen Einstand in die Jahresarbeit der Mitgliedergruppe durfte man den Vortrag des ehemaligen Leiters des Wehrgeschichtlichen Museums Rastatt, Dr. E.H. Schmidt, ansehen, der seine Ausführungen unter die Überschrift stellte: „Die badischen Truppen während der Rheinbundzeit (1806–1813)“. Durch diesen Vortrag erschloß sich den Zuhörern das Panorama einer bedeutenden Epoche europäischer Geschichte, in dem die Schicksale der Menschen unserer Region eine wesentliche Rolle spielten.

Über 50 Teilnehmer waren es dann, die sich der Anfang April durchgeführten Exkursion nach Gengenbach angeschlossen hatten. Der Stadtführer machte seine Zuhörer zunächst im Rathaussaal sowohl mit der geschichtlichen Entwicklung als auch der derzeitigen Situation der Stadt bekannt, bevor er sie in einem über zweistündigen, sehr instruktiven Rundgang zu allen markanten Plätzen des so beliebten Kinzigtalstädtchens führte.

Nicht minder rege war das Interesse an der jährlich stattfindenden Tagesfahrt der Mitgliedergruppe, die dieses Jahr im Mai das Hambacher Schloß bzw. das Barockschloß Bruchsal zum Ziele hatte. Waren es hier die vielfältigen Ausstellungsstücke und instruktiven Videos im Zusammenhang mit dem legendären „Hambacher Fest“, welche die Exkursionsteilnehmer beeindruckten, verblüffte das zweite Tagesziel durch die außergewöhnliche Pracht der Barockbauten.

Die ungeheure Faszination, welche die Elsaßmetropole Straßburg auf deutsche Besucher ausübt, zeigte sich auch in diesem Jahr wieder, als zum wiederholten Male eine Stadtführung unter der hervorragenden Leitung von Helmut Schneider, Kork, angeboten wurde. Der Andrang zur Fahrt im Juni war so groß, daß sich die Vereinsführung entschloß, Anfang September eine weitere Exkursion folgen zu lassen. Auch diese Fahrt war sofort wieder ausgebucht.

Im Mittelpunkt der Generalversammlung 1994 stand ein sehr aufschlußreiches Referat. Im Zusammenhang mit dem 50. Jahrestag des Attentats vom

20. Juli 1944 sprach Horst Brombacher zu dem Thema „1933–1945: Widerstand gegen das NS-Regime in Achern“. Der Vortragende stellte an Ereignissen aus der Hornisgründestadt dar, in welchen Formen sich Bürger und vor allem Jugendliche gegen den Totalitätsanspruch der braunen Machthaber wehrten.

Zu einem „höchst vergnüglichen wie gleichermaßen belehrenden“ Erlebnis wurde der die Jahresarbeit abschließende Vortrag im November über Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen. Götz Bubenhofer, Achern, zeichnete ein lebendiges Bild vom Leben und Wirken dieses Barockdichters in der heimischen Ortenau, einer wahrhaft „simplizianischen“ Landschaft.

*Elmar Gschwind*

### *Appenweier*

Dia-Vorträge:

- „König Laurins Rosengarten – Landschaft und Sage“ (Richard Dreier), zusammen mit dem Kulturwerk Südtirol.
- „Zur Kulturgeschichte des Weines“ (Karl Maier), zusammen mit dem kath. Altenwerk Nesselried.
- „Hexenprozesse im Landgericht Appenweier“ (Karl Maier).

Foto-Ausstellung und Bild/Text-Dokumentation „Zwanzig Jahre Partnerschaft Appenweier–Montlouis-sur-Loire“.

Während des letzten Jahres starben aus dem Kreis unserer Mitglieder Herr Dr. Günther Maier, Gründer und langjähriger Leiter des Ortsvereines, und Frau Magdalena Wiedemer.

*Karl Maier*

### *Bad Peterstal-Griesbach*

Seit Jahren bietet die Mitgliedergruppe Bad Peterstal-Griesbach in ihrem jeweiligen Jahresprogramm für den Herbst eine mehrtägige Bildungsfahrt an. Im Oktober 1994 war der Harz das Ziel einer Acht-Tage-Fahrt. Von Braunlage (Standquartier) aus wurden tägliche Ausflüge mit dem Bus unternommen, so u.a. nach Clausthal-Zellerfeld mit Hahnenklee (nordische Stabkirche), Wernigerode, Halberstadt mit Kloster Huysburg, Quedlinburg (Domschatz). Fast alle Besichtigungen erfolgten unter einheimischer sachkundiger Führung. Auf der Heimfahrt wurde noch in Duder-

stadt zu einem Rundgang durch die mittelalterliche Stadt ein Halt eingelegt. Außer den Besichtigungen von Städten und Kirchen galt das Interesse auch zwei Berggipfeln: Mit der Schmalspurbahn ab Wernigerode fuhr man auf den Brocken und an einem anderen Tag per Kabinenlift auf den Wurmberg bei Braunlage, bekannt bei Wintersportlern für die große Sprungschanze.

Bei einem Dia-Abend im November wurde die Harzfahrt noch einmal in die Erinnerung zurückgerufen. Im September hatte man bei einer Zusammenkunft die Fahrt besprochen. Ein dritter Dia-Vortrag im Februar war eine Rückschau auf Fahrten nach Hamburg und Salem.

Auf dem Programm für 1994 stand auch eine Tagesfahrt. Sie hatte Horb am Neckar (Stadt- und Kirchenführung) und Umgebung zum Ziel; sie fand im Juli statt.

*Siegfried Spinner*

### *Bühl*

Der Höhepunkt im Vereinsjahr 1994 war sicher die Ausgestaltung der Hauptversammlung in Bühl. In unserer Ortsgruppengeschichte durften wir diese zum 6. Mal ausrichten, und wir hoffen, daß alle die Hauptversammlung in guter Erinnerung haben.

Unser weiteres Programm:

- 3 Stammtische (dabei werden Fragen der Bühler Historie besprochen, ohne daß ein Programm vorgegeben ist),
- Diavortrag von Herrn Martin Strotz: Erste Ergebnisse der Ausgrabungen im Wasserschloß Waldsteg in Bühl-Neusatz,
- in Zusammenarbeit mit dem Stadtgeschichtlichen Institut: „Die Burg Alt-Windeck“ – eine Führung durch die Baugeschichte und die Geschichte der Burgherren,
- in Zusammenarbeit mit der Volksschule: „Der Alemanische Dialekt“, Vortrag von Frau Dr. Renate Schramke,
- in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule und dem Stadtgeschichtl. Institut Wissenschaftliche Führung mit Frau Monika Preuß „Der jüdische Friedhof in Bühl“,

- Vortrag mit Weinprobe von Herrn Bruno Geppert: Vergleich des Spätburgunders in Burgund und unserer mittelbadischen Heimat,
- Hauptversammlung in Bühl mit den Vorträgen von Frau Barbara Döpp, den jiddischen Liedern, vorgetragen von Frau Sarah Bloom und Herrn Johann Vogt, sowie die Besichtigung des Schwarzacher Münsters.

Leider haben wir in diesem Jahr auch schon wieder einen herben Verlust erlitten: Frau Erika Schappeler-Honnef verstarb überraschend. Sie war nicht nur für unseren Verein als Pressewartin tätig, die letzte große Arbeit von ihr war die Berichterstattung über die Hauptversammlung in Bühl.

*Egon Schempp*

### *Ettenheim*

Am 9. Februar 1994 führte der Vorstand des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. mit dem Vorsitzenden der Ettenheimer Mitgliedergruppe ein Gespräch, in dem es um die Erstellung des neuen Registerbandes der „Ortenau“ ab 1991 ging. Bernhard Uttenweiler trug seine Vorstellungen hierzu vor und sagte die Übernahme dieser Arbeit in Zusammenarbeit mit Hubert Kewitz, Ringsheim, zu.

Bei der Jahresversammlung des Fördervereins des Tabakmuseums Mahlberg am 18. Februar hielt Bernhard Uttenweiler einen Vortrag über das Ettenheimer Bähnle.

Auf Initiative des Historischen Vereins Ettenheim gedachten Stadtpfarrer Anton Schweiß und der Vorsitzende zusammen mit zahlreichen Ettenheimer Bürgern in einer kleinen Feier am 8. April 1994 des Märtyrerpriesters August Ruf, der vor 50 Jahren, bald nach der Entlassung aus der Gestapo-Haft, in Freiburg verstorben war. Monsignore August Ruf hatte in Singen zusammen mit Pfarrer Eugen Weiler einer Jüdin zur Flucht in die Schweiz verholfen. Zum Gedenken des aus Ettenheim stammenden Priesters wurde am Pfarrzentrum eine Gedenktafel mit folgendem Wortlaut angebracht: „Zum Gedenken an Monsignore August Ruf, geb. 5. Nov. 1869 in Ettenheim, gest. 8. April 1944 in Freiburg – Priester – Stadtpfarrer in Singen – Märtyrer für Menschlichkeit in der Zeit des Nationalsozialismus. Gestiftet zum 50. Todestag – Katholische Pfarrgemeinde – Historischer Verein Ettenheim“. Zahlreiche Bürger haben zur Finanzierung dieser Gedenktafel beigetragen.

Zum Landelinus-Fest im September wurde, wie schon im vergangenen Jahr, in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule eine sehr gut besuchte

Veranstaltung in der Wallfahrtskirche St. Landelin in Ettenheimmünster durchgeführt. Die Silbermann-Orgel spielte Werner Veith, die Erklärungen zur Geschichte des Klosters Ettenheimmünster und zur Wallfahrtskirche gab Bernhard Uttenweiler.

Hingewiesen sei auch auf die von der Gemeinde Kippenheim an Naftali Bar-Giora Bamberger in Auftrag gegebene Dokumentation des jüdischen Friedhofes in Schmieheim. Im Juni 1994 wurden von vier Mitarbeitern Bambergers die Texte von allen alten Grabsteinen abgeschrieben. Zur nachträglichen Überprüfung der Abschriften dienen nun die von einer Schülerarbeitsgemeinschaft mit Bernhard Uttenweiler und von Mitgliedern des Deutsch-Israelischen Arbeitskreises Ettenheim gemachten Fotos.

Folgende heimatgeschichtliche Abhandlungen sind in der Zeitschrift Geroldsecker Land (36) 1994 enthalten: Paul René Zander: Sieben Grabsteine – sieben Kapitel zur Boecklinschen Familienchronik. Dietrich Freiherr von Boecklin: Ortenauer Zaungäste bei der Krönung Napoleons. Herbert Landolin Müller: „... die nationalen Lumpenseckel, die uns jetzt regieren!“ Eine Episode zur Durchführung des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ im ländlichen Raum (Betrifft den Kippenheimer Ratsschreiber Wilhelm Fuchs). Jürgen Stude: Ein Gang durch das jüdische Kippenheim. Maria Köbele: Ferdinand Ruska und Persönlichkeiten, die sein Leben entscheidend prägten. Fritz Leonhard: Janoschka GmbH & Co. KG, Reproduktion- und Tiefdruckherstellung, Kippenheim. Hubert Kewitz: Rohan im Ruster Wald. Eine Erzählung. Im Geroldsecker Land (37) 1995: Paul-René Zander: Boecklin contra Bourbon – ein besonderes Kapitel zur Boecklinschen Familienchronik (Über das ordnungswidrige Jagen des Herzogs von Enghien im Jagddistrikt des Barons von Boecklin. Beigefügt ist ein von Freiin Charlotte in Mahlberg gemaltes farbiges Aquarell, das den Herzog von Enghien mit seinem Jagdhund Mohiloff darstellt). Herbert Motz: Die St.-Wolfgang-Kapelle in Ringsheim. Hubert Kewitz: Schultheiß Fabers Ende (Über Teufelszusammenkünfte, Hexerei und Folter im Jahre 1654). Gerhard Finkbeiner: Dörleinbach besaß einen Freihof mit Asylrecht. Der Klosterhof, Ursprung der Siedlungsgründungen im oberen Schuttertal.

Eine auch für Ettenheimmünster wichtige Neuerscheinung ist die von Adalbert Weh im Rombach Verlag Freiburg 1993 vorgelegte Übersetzung der „Historia Nigrae Silvae“, Der Geschichte des Schwarzwaldes. Siedlungsgeschichte des Ordens des heiligen Benedikt. 1783 von Fürstabt Martin Gerber von St. Blasien zusammengestellt. Die drei Ortenauklöster Ettenheimmünster, Gengenbach und Schuttern werden sehr ausführlich behandelt.

Folgende Festschriften wurden in die Bibliothek des Historischen Vereins Ettenheim aufgenommen: 150 Jahre MGV 183 – Frauen- und Männerchor Ettenheim e.V., Ettenheim 1993, und: 850 Jahre Schmieheim 1144–1994.

*Bernhard Uttenweiler*

### *Gengenbach*

- 27.3.94 Jahresversammlung der Mitgliedergruppe.
- 28.5.94 Tagesfahrt der Mitglieder und Gäste nach Schmieheim. Besichtigung des jüdischen Friedhofs unter Führung von Herrn Uttenweiler. Nachmittags in Waldkirch: Besuch der Orgelbauerwerkstatt Jäger & Brommer, anschließend Orgelmuseum mit Führung.
- 14.8.94 Kräuterweihe: Viele Gäste und Mitarbeiterinnen des „Kräutergärtleins“ kamen zur Weihe durch Herrn Stadtpfarrer Udo Hildenbrand am Abend des Festtags (Mariä Himmelfahrt).
- 14.9.94 Stammtisch bei Alfons Frei: Bericht d. 1. Vorsitzenden über die Veranstaltung „Deutscher Denkmalsrat und Fondation du Patrimoine. Anschließend Dia-Vortrag von Bruno Lehmann über die Entdeckung eines röm. Gräberfeldes Nollenst.-Pistal, über die Notgrabung an dieser Stelle durch das Landesdenkmalamt im Rahmen der Sicherungsmaßnahmen.

Außerdem berichtet Bruno Lehmann anhand von vom Gerüst aus gemachten Dias von den Renovierungsmaßnahmen am Barockturm der Stadtkirche und Problemen mit der barocken Winterhalder-Madonna über dem Westportal. (Inzwischen zur Konservierung herabgenommen.) Bericht auch über seine Begehung einer Keltenschanze auf dem Spitztannenberg mit Herrn Naudascher.

- 15.11.94 Stammtisch bei Alfons Frei: Ausgabe Jahrbuch Aktivitäten der Mitglieder (ganzjährig unter versch. Daten): Stadtführungen, Mitarbeit im Museum Haus Löwenberg, Mitarbeit „Gengenbacher Blätter“, „Kleine Brauchtumsrunde“ – Bruno Lehmann als „Sachkundiger Bürger“ beteiligt bei Begehungen der Denkmalsbehörde, Spendenaktion von Eugen Lang. Er bietet dekorierte Schieferplatten von der alten Turmdachdeckung an, mit beachtlichem Erfolg!

*Hertha Schlegel*

## *Haslach i.K.*

Die Mitgliedergruppe Haslach i.K. zählt zur Zeit 175 Mitglieder.

### Veranstaltungen:

- 24.10.1994: Vortrag von Dr. Dieter Kauß über „Hofübergabeverträge und bäuerlicher Alltag“.
- 21.11.1994: Lichtbildervortrag von Alois Krafczyk über „Heut' isch Kerwe! – Von Jahrmärkten und Kirchweihbräuchen“.
- 23.1.1995: Lichtbildervortrag von Kurt Klein über „Der Kinzigtäler Jakobsweg“.
- 27.3.1995: Hauptversammlung der Haslacher Mitgliedergruppe mit Lichtbildervortrag von Manfred Hildenbrand über „Der schwerste Tag in der Geschichte Haslachs – der 31. August 1704“.
- 21.5.1995: Exkursion in die Residenzstadt Sigmaringen und zur Burg Hohenzollern.

*Manfred Hildenbrand*

## *Hausach*

Mit der stimmungsvollen „Neujahrsserenade“ begrüßte die Burgwache zusammen mit den Burgbläsern und den Burgfrauen in den Gassen und Winkeln der Altstadt das Jahr 1995 und wünschte dabei der Bevölkerung Glück und Segen auf den Weg durch die kommenden zwölf Monate. Im Frühjahr wurde zu einer „Alemannischen Mundartlesung“ mit Dr. Philipp Brucker eingeladen. Der Autor wurde dabei von Wolfgang Miesmer von den Gälfießlern musikalisch vorteilhaft begleitet. Der Schwarzwaldverein hielt seine Frühjahrstagung für die Fachwarte für Heimatpflege aus dem gesamten Schwarzwald im vereinseigenen „Historischen Keller“ im Herrenhaus ab. Die heimatkundliche Frühjahrswanderung führte auf dem neugeschaffenen „Kinzigtäler Jakobsweg“ von Loßburg nach Gengenbach. (Im Sommer begleitete der Vorsitzende im Rahmen des „Südwestfunk-Wandertreffs von S 4“ die Wanderschar ebenfalls in fünf Tagen auf dem Kinzigtäler Jakobsweg von Loßburg nach Gengenbach). Wie in den Jahren zuvor führten Vertreter des Vereins auch mit dem neuen Bürgermeister Gerhard Scharf ein informatives Gespräch über historisch-kulturelle Fra-



gen der Stadtgemeinde auf dem Rathaus. In Zusammenarbeit mit der Volkshochschule starteten die Historischen Vereine Haslach und Hausach unter der Leitung von Manfred Hildenbrand eine Studienreise im Mai nach Rothenburg ob der Tauber. Hauptziel war dort das Kriminalmuseum. Zusammen mit den „Dorfer Erzbrüdern“ nahm eine Abteilung der Burgwache am Internationalen Flößertreffen in Wolfach teil. Erstmals wurde dabei die neugestaltete Tracht der einstigen Bergleute im fürstenbergischen Kinzigtal vorgestellt. Das historische Gewand wurde von den Dorfer Erzbrüdern in Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein wieder belebt. Von den Höhen des Schloßbergs verkündete das „Johannisfeuer“ den Bewohnern in Stadt und Tal die kürzesten Nächte des Jahres an. Durch die Vermittlung des Vereins konnte ein sehr wertvolles Ölgemälde-Portrait des früheren verdienstvollen Gutsbesitzers Ferdinand Reiß vom Hechtsberg als Dauerleihgabe erworben werden. Nach der gelungenen Restauration wird es dem städtischen Museum überlassen. Der Leiter des vom Historischen Verein ins Leben gerufenen „Museumskreis des Historischen Vereins und der Stadt Hausach“, Helmut Spinner, öffnete im Rahmen des sommerlichen „Hausacher Ferienspaßes“ und des winterlichen „Hausacher Jugendprogramms“ die Räumlichkeiten des im Aufbau befindlichen städtischen Museums. Zur Pflege des Schloßbergareals traf sich die einsatzfreudige „Rentnerriege des Vereins“ auf dem Hausacher Wahrzeichen, um dringende Verschönerungsarbeiten auszuführen. Auf der herbstlichen Wanderung ins Schuttertal galt die heimatkundliche Aufmerksamkeit besonders dem Jägertoni-Hof mit seiner restaurierten Mühle im dortigen Prinschbachtal. Auch mit seinem Vortrag über „Das Freiburger Münster“ verstand es Prof. Dr. Konrad Kunze, wiederum eine große Zuhörerschaft in seinen Bann zu ziehen.

*Kurt Klein*

### *Hohberg*

Im Jahr 1994 fanden vier Vorträge, eine Tages- und eine Viertagefahrt statt. Alle Veranstaltungen wurden in das Bildungsangebot des kath. Bildungswerks Hohberg integriert.

#### Vorträge:

- |         |  |
|---------|--|
| Februar | „Alte handwerkliche Berufe auf dem Land“, 1. Teil,<br>Referent: OSTR. Imhof, Lahr.                               |
| März    | „Die ursprüngliche Ausstattung der kath. Kirche Diersburg“,<br>Referent: Pfarrer i.R. Dr. Josef Bayer, Hofweier. |

November „Alte handwerkliche Berufe auf dem Land“, 2. Teil,  
Referent: OSTR. Imhof, Lahr.

Studienfahrten:

Vom 12.–15. Mai hatten wir eine viertägige Studienreise „Gotische Kathedralen in Nordfrankreich“. Die Führung hatte Frau Theresia Spinner, die es verstand, die altherwürdigen Gebäude zu erklären und die Zusammenhänge des in Stein dargestellten Glaubens der damaligen Zeit aufzuzeigen.

Besichtigt wurden u.a. die Kathedralen in Chartres und in Paris:  
Notre Dames – St. Denis – St. Chapelle – Versailles. In Reims: Kathedrale.

Im Oktober fand die Tagesfahrt mit Rektor Schmid, Neuried, statt. „Auf den Spuren der Bärbel von Ottenheim“, Schloß Lichtenberg – Burg Fleckenstein – Kirche Neuwiller – Buxwiller – waren Stationen, an denen die Erinnerungen an den gehaltenen Vortrag vertieft wurden.

Der Arbeitskreis Museum traf sich auch im vergangenen Jahr wieder an 39 Abenden. Mit über 400 Arbeitsstunden wurde wieder viel Freizeit für die Sache geopfert.

Es war möglich, eine komplette Schmiede, die uns übergeben war, abzubauen und in unseren Räumen wieder aufzubauen. Es ist geplant, noch in diesem Jahr einen „Tag der offenen Tür“ zu veranstalten, um so das öffentliche Interesse weiter zu wecken.

Die Jahresversammlung fand am 13. Januar wieder in der Probierstube des Weingutes Albert Roeder von Diersburg statt.

Auf Vorschlag des Vorstandes wurde Gründungsvorsitzender Michael Bayer für seine außerordentlichen Verdienste von der Versammlung zum Ehrenvorsitzenden gewählt.

Ein Kurzreferat von Pfarrer i.R. Dr. Josef Bayer über „Die Herkunft derer von Roeder“ beschloß den offiziellen Teil. Bei einem guten Tropfen Wein wurde dem Wunsch des geselligen Beisammenseins entsprochen.

*Helmut Dorgathen*

## *Hornberg – Triberg*

Mit dem einstimmigen Beschluß des Hornberger Gemeinderates, Räumlichkeiten im Gebäude des ehemaligen Zollamtes in Hornberg für ein Stadtmuseum zur Verfügung zu stellen, wurde das wichtigste Erfordernis für dessen Einrichtung erfüllt. Weil diese Räume aber wegen des Umbaus unseres Rathauses von der Stadtverwaltung noch gebraucht werden, verzögert sich diese noch um einige Zeit.

Neben der Suche nach weiteren Exponaten für unser Museum, beschäftigten wir uns im besonderen mit der Erforschung unserer Hornberger Heimatgeschichte. In einem monatlichen Treff gaben wir unseren Hornberger Heimatfreunden Gelegenheit, mit uns über alle heimatgeschichtlichen Fragen zu diskutieren.

Bei unseren zahlreichen Begehungen im Gelände stießen wir in Hornberg und Umgebung auf Spuren längst vergangener Zeiten. Unseres Erachtens handelt es sich dabei auch um „Menhire“ aus einer Kultur früher Zeit. Eine zeitliche Einordnung der zahlreichen und sonderbaren Steinsetzungen ist jedoch erst nach eingehenden und wissenschaftlichen Untersuchungen möglich.

Es zeigt sich wohl immer mehr, daß der Schwarzwald für die Archäologie ein besonders interessantes Gebiet ist, das früher leider viel zu wenig Beachtung gefunden hat.

Wie bei unserem Verein bereits Tradition, veranstalteten wir auch im vergangenen Jahr eine geschichtlich und kulturell anregende Exkursion. Unser Ziel war die Heuneburg an der oberen Donau, dem keltischen Fürstensitz im 6. und 5. Jahrhundert vorchristlicher Zeit. Beim Rundgang waren die zahlreichen und großen Hügel der Fürstengräber sowie die ehemalige Burganlage bei den Teilnehmern von besonderem Interesse. Die anschließende fachkundige Führung im Heuneburgmuseum in Hundersingen machte allen Beteiligten die frühe Bedeutung dieser ehemaligen keltischen Anlage besonders deutlich.

Am Nachmittag besichtigten wir noch die Klosterkirche in Zwiefalten. Für die Teilnehmer, ein vollbesetzter Bus, war der Ausflug ein besonderes Erlebnis.

Im vergangenen Jahr verstärkten wir die bestehenden Kontakte zu den Heimatvereinen St. Georgen und Buchenberg.

Der Historische Verein Hornberg hatte auch im Jahre 1994 mit seinem Heimatspiel „Das Hornberger Schießen“ von Erwin Leisinger, dem Kinderspiel „Max und Moritz“ und seinen Heimatabenden einen wesentlichen Anteil am kulturellen Leben unserer Stadt. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß das Freilichtspiel „Das Hornberger Schießen“ auf der Hornberger Freilichtbühne im Storenwald im Jahre 1995 sein 40jähriges Jubiläum feiern kann.

Wolfgang Neuß

### *Kehl – Hanauerland*

Vortragsprogramm Winterhalbjahr 93/94:  
Leitthema: „Leben im Mittelalter“.

Herr Prof. Rapp, Straßburg, referierte am 27.1.94 über das Thema: „Leben im Mittelalter am Beispiel der Stadt Straßburg“.

Anlässlich der 500-Jahr-Feier des Erscheinens von Sebastian Brants „Narrenschiff“ sprach Herr Prof. Matzen, Straßburg, zu eben diesem Thema (24.2.1994).

Pfarrer René Bornert, Ebersmünster, hatte am 10.3.1994 das Thema „Klosterleben im Mittelalter am Beispiel der Benediktiner“ gewählt.

Das Winterhalbjahr 1994/95 brachte 94 folgende Vorträge: „Hanauerland hewe und drewe vum Rhin“ hatten sich die Herren Alfred Matt aus Bouxwiller und Helmut Schneider aus Kork am 20.10.1994 als Beitrag gewählt.

„Die heimische Landwirtschaft im Wandel der Zeit“ stand am 17.11.1994 mit Herrn Heinz Großholz aus Membrechtshofen auf dem Programm. (Dias mit Herrn Zimmer.)

Ein Höhepunkt und gleichzeitig Abschluß für 1994 war dann die Lebensgeschichte des „Fürsten des Hanauerlandes, des Bürgers Ernst Kiefer aus Kork“, vorgetragen von Herrn Prof. Mattes, Kork.

Unsere kunsthistorisch orientierten Fahrten führten uns:

am 23.1.1994 zur „Gedenkausstellung des Zeichners Merian“ in das Kunstmuseum Basel,

am 19.3.1994 nach Straßburg in den „Alten Zoll“ mit der Ausstellung „Sebastian Brants Narrenschiff“,

am 27.3.1994 zum Besuch der einstigen Kommende des Malteser- und Johanniterordens in Heitersheim und der Stadt Breisach mit Münster und Museum am Rheintor,

in der Pfingstwoche (23.–29.5.94) nach Flandern,

am 7.8.94 nach Speyer zum Besuch der Ausstellung „Schatz der Romanows“ und Rastatt zum Besuch des Schlosses,

in einer 2-Tagefahrt (10./11.9.94) nach Metz zum Besuch der Ausstellung: „Gold der Götter, Gold der Anden“.

Schließlich führte uns Frau Hugues, Straßburg, auf den Spuren alter Straßennamen in Straßburg (22.10.94), während das Karlsruher Schloß mit der Ausstellung: „Hexen und Hexenverfolgung im deutschen Südwesten“ noch das Ziel für eine Halbtagsfahrt war (6.11.94).

Straßburg (Museum Alter Zoll) war nochmals einen Besuch wert mit den Ergebnissen 10jähriger archäologischer Grabungsarbeiten im Rahmen des Neubaus der Straßenbahn (3.12.94).

*Dr. Friedrich Fluhr*

### *Lahr-Friesenheim*

Gemeinsam mit der Lahrer Ortsgruppe der Badischen Heimat, der Volkshochschule Lahr, dem Schwarzwaldverein und der Mitgliedergruppe des Historischen Vereins Ortsgruppe Lahr-Friesenheim wird der geschichtsinteressierten Bevölkerung der Lahrer Raumschaft ein breites Angebot an Vorträgen und Exkursionen angeboten.

Die Lahrer Bevölkerung kann auch im Jahre 1995 noch römische Geschichte in natura erleben, das Landesdenkmalamt ist den Römern auch weiterhin auf der Spur. Im Dinglinger Mauerfeld, in dem eine ausgedehnte römische Siedlung mit sehr produktiven Töpfereibetrieben lag, werden seit 1991 Sondierungsgrabungen durchgeführt. In einer Ausstellung „Neue Grabungen im römischen Vicus Lahr-Dinglingen“ präsentierte das Landesmuseum in Konstanz die reichhaltigen Funde.

In musealen Bereichen sind in Lahr einige Dinge zu erwarten. Nach der Neuordnung der Abteilung Ur- und Frühgeschichte hat die Stadtverwaltung Lahr den Historiker Thomas Bauer aus Freiburg engagiert. Die neue Museumskonzeption wurde der Fachgruppe Museum am 5.3.1994 vorgestellt. Auf dem ehemaligen Nato-Flugplatz, der in einen zivilen Verkehrs-

landeplatz umgewandelt wird, ist ein Flugzeugmuseum im Entstehen, die ersten Oldtimer sind in Lahr bereits eingetroffen. Bei der Badischen Malerfachschole in Lahr werden Reklameschilder gesammelt. An der Schule wird das „Deutsche Schilder- und Lichtreklamemuseum“ entstehen. Die Schule ist derzeit jedoch noch auf der Suche nach geeigneten Räumen. Unser Mitglied, die Lahrer Stadtarchivarin Gabriele Bohnert, organisierte mit der Unterstützung der örtlichen Sparkasse eine Ausstellung „Garnisonsstadt Lahr 1898–1994“. Auch der von ihr und der Lahrer Frauenbeauftragten organisierte Rundgang durch die Stadt unter dem Thema „Auf den Fährten vergessener Frauen vom Mittelalter bis heute“ fand großen Anklang.

Wer am historischen Lahr interessiert ist, kann den mittelalterlichen Stadtkern über Führungen kennenlernen. Geschichtlich versierte Stadtführer werden über das Rathaus Lahr vermittelt.

Die Ortsgruppe Lahr-Friesenheim wird sich im Jahr 1995 verstärkt der Denkmalpflege annehmen. Insgesamt vier Wegkreuze und Bildstöcke sollen restauriert werden.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim hat zur Zeit 104 Mitglieder.

*Ekkehard Klem*

### *Meißenheim*

Tagesfahrt nach Bad Wimpfen. Führung durch die Kernstadt. Infos und geschichtliche Überblicke zu den Städten Heilbronn, Eppingen, Bretten, Pforzheim, Bad Herrenalbach durch Herrn W. Stielau.

Halbtagesfahrt nach Schiltach mit Stadtführung und Museumsbesuch.

Vortragsabend: Gestalten unserer Heimat. Eine intelligente und schöne Frau: „Bärbel von Ottenheim“. Rektor J. Schmitt, Altenheim.

Mundart- und Liederabend mit dem Lahrer Alt-OB Dr. Brucker und dem „Kopf der Gälfiäßler“, KR Mießmer, Seelbach.

Besuch des Planetariums in Freiburg. Thema: Der Stern von Bethlehem.

*Karl Schmid*

## *Oberharmersbach*

Zum 14. Mal hat der Historische Verein den „Jahresrückblick“ herausgegeben, eine 36 Seiten umfassende Bild- und Textdokumentation über die wichtigsten Ereignisse im Jahr 1994. Der „Jahresrückblick 1994“ wurde in der Generalversammlung im Januar 1994 vorgestellt und erreicht in der Zwischenzeit eine Auflage von rund 400 Exemplaren.

Mit der offiziellen Einweihung, einem Kurkonzert der Miliz- und Trachtenkapelle und Bewirtung durch Mitglieder des Historischen Vereins wurde die restaurierte Gallus-Säge mit dem neuen Wasserrad am 24.6.1994 der Öffentlichkeit vorgestellt.

Die Baumscheibe der „Großen Tanne“, die über 300 Jahre alt war, beschriftete Hans Lehmann mit Ereignissen anhand der Jahresringe. Das hölzerne „Geschichtsbuch“ stellten am 14.7.1994 Gemeindearbeiter beim Heimatmuseum im Dorf auf.

Am 28.8.1994 wurde im Schwarzwälder Freilichtmuseum (Vogtsbauernhof) in Gutach die Ausstellung „Oberharmersbach um 1900“ in Anwesenheit von Landrat Günter Fehringer, Museumsdirektor Dr. Dieter Kauß, Inge Jockers und Bürgermeister Otmar Ritter eröffnet, die bis zum 6.11.1994 dauerte. Der Historische Verein und das Lehmann-Archiv stellten ihr Bildarchiv zur Verfügung, die Katholische Pfarrgemeinde und die Historische Bürgerwehr, unterstützt von Anita und Peter Witschel sowie Willi Hammer, gaben weitere Ausstellungsstücke.

Anlässlich des ersten „Bäuerlichen Weihnachtsmarktes“ am 11.12.1994 wurde die Ausstellung im Bürgersaal nochmals gezeigt, verbunden mit einem Preisausschreiben. Außerdem beteiligten sich die Eisenbahnfreunde aus dem Achertal auf Anregung des Historischen Vereins mit einer Ausstellung zum 90jährigen Jubiläum der Nebenbahn Biberach–Oberharmersbach, an der sich Josef Heisch mit seinem Bildmaterial beteiligte.

Ferner lud der Historische Verein zu zwei Vorträgen ein:

- 4.5.1994     „Das Leben der Juliane Wußler“ im Stubensaal (90. Todestag)
- 8.12.1994   „Die Nebenbahn Biberach–Oberharmersbach“ im Bürgersaal  
in Zell a.H. (90jähriges Jubiläum)

*Karl-August Lehmann*

## *Oberkirch*

22. Januar Winterfahrt nach St. Märgen mit Vortrag über das ehemalige Augustinerkloster sowie Besichtigung der Klosterkirche. Dort wurde uns besonders das Leben und Wirken des Klosterbildhauers Mathias Faller nahe gebracht. Nach der Mittagspause in Vöhrenbach ging es weiter zu einer geführten Besichtigung der ehemals Freien Reichsstadt Villingen.
16. Februar Traditionsgemäß ging es am Aschermittwoch wieder auf Rätselfahrt. Über Zell-Weierbach – Ortenberg zur Kaffeepause ins Kinzigtal, von da über Steinach – Schweighausen nach Burgheim (Lahr). Die Kirche St. Peter, ehemalige Pfarrkirche von Lahr, war das Rätselziel. In einem trefflichen Vortrag schilderte uns Herr Sommer die Entstehung und wechselvolle Geschichte des sehr schlichten Gotteshauses. Anschließend erklärte der ehem. Bezirkskantor, Herr Wacker, in Wort und Ton die Orgel. Gemütlicher Abschluß sowie Auslosung der Rätselgewinner in Oberweier.
19. März Unser Mitglied, Herr Ebert aus Zusenhofen, hält uns einen sehr interessanten Dia-Vortrag über eine Reise durch das Reich der Inka.
23. April Tagesfahrt nach Hohenlohe. Als erstes wurde die ehemalige Residenzstadt Öhringen besichtigt. Unter sachkundiger Führung ging es durch die Stadt zu der das Stadtbild beherrschenden Stiftskirche, in welcher sich u.a. der Sarkophag der Kaiserinmutter Adelheid befindet. Ihr Sohn Konrad II war erster salischer Kaiser. Nach dem Mittagessen wurde das Schloß Neuenstein besucht, das heutige Zentralmuseum der Hohenloher. Nach einem Kaffeeabschluß erfolgte die Heimfahrt nach Oberkirch.
2. Juli Fahrt nach Oberschwaben. Besucht wurde das ehemalige Zisterzienserinnenkloster Heiligkreuztal. Die gesamte Anlage wurde 1972 durch die Stefanusgemeinde erworben, bis heute zum großen Teil restauriert und zu einer Begegnungsstätte ausgebaut. Durch Herrn Bacher, den Leiter der Anlage, hatten wir eine exzellente Führung. Am Nachmittag wurden Burg Wildenstein im Donautal sowie das Kloster Beuron besucht.



13. August Als „Ausflug“ wurde eine Schifffahrt von Kehl nach Breisach unternommen. In Breisach hatte jedes Gelegenheit zu einem Stadtbummel. Rückfahrt mit dem Bus.
30. August Fahrt zu einem abendlichen Orgelkonzert in die St. Thomaskirche nach Straßburg.
17. September Zu einem nochmaligen Besuch fuhren wir nach St. Märgen, um von Herrn Hug etwas über die frühe „Uhrenindustrie“ dieser Gegend zu hören und das Uhrenmuseum zu besichtigen. Nach dem Essen im Höllental ging es weiter nach Schloß Bürgeln, der früheren Probstei des Klosters St. Blasien. Das Rokoko-Schloß im Markgräflerland wurde unter kundiger Führung besichtigt.
22. Oktober Fahrt ins Elsaß. Besucht wurde die Humanistische Bibliothek in Schlettstadt sowie nach dem Mittagessen das neu eröffnete Spielzeugmuseum „Spielschiff“ in Soultz. Der Straßburger Münsterbaumeister J.R. Hauesser und seine Frau Joëlle haben in der ehemaligen Kantorei der Johanner von Jerusalem oder des Malteserordens für ihre große Spielzeugsammlung eine Heimat gefunden und uns mit ihrer Führung fasziniert. Danach hatten wir noch eine interessante Führung durch das abendliche Soultz.
19. November Herr Rainer Fettig aus Oppenau referierte anhand der von ihm durchgearbeiteten Originalakten über die Hexenprozesse in Oppenau und dem hinteren Renchtal, von denen auch Oberkirch nicht verschont blieb. Durch seine Recherchen konnte er uns ein sehr gutes Bild dieser schlimmen Zeit aufzeigen.
10. Dezember Wie jedes Jahr wurde der Jahresabschluß im Gasthaus „Pflug“ abgehalten. Die Aktivitäten des Jahres 94 wurden nochmals besprochen und durch Lichtbilder von Frau Schweigert-Gäng ergänzt. Ebenso wurde das Jahresprogramm für 1995 bekanntgegeben.

Auch 1994 fanden die Damennachmittage an wechselnden Orten regen Zuspruch.

*Horst Schneider*

## *Offenburg*

Das Jahr 1994 wurde überschattet durch den Tod des Vorstandsmitgliedes der Ortsgruppe Offenburg, Herrn Prof. Dr. Gerhard Silberers. Dieser verstarb plötzlich am 8. November 1994. Zahlreiche Mitglieder sowohl des Gesamtvereins als auch der Ortsgruppe Offenburg gaben ihm das letzte Geleit.

Im Jahr 1994 fanden wieder mehrere Veranstaltungen statt. Sie wurden, wie in den vergangenen Jahren auch, gemeinsam mit der Volkshochschule Offenburg und dem Stadtarchiv durchgeführt. Besondere Beachtung fand der Vortrag von dem Beiratsmitglied Gottfried Wiedemer zur Pfarrkirche Dreifaltigkeit. Ebenso interessierten sich viele Mitglieder für das Schicksal der Malerfamilie Henselmann, zu der im Jahre 1994 eine große Ausstellung in Offenburg gezeigt wurde.

Wichtig war das Engagement des Historischen Vereins im Frühjahr 1994 im Hinblick auf Straßenbenennungen. Die Fraktion der GRÜNEN hatte im Gemeinderat und in der Presse einen Antrag angekündigt, im Zuge der Konversion militärischer Einrichtungen auch die Moltkestraße umzubenennen. Hiergegen wandte sich die Ortsgruppe Offenburg in einer ausführlichen Stellungnahme. Es schien uns ahistorisch, einvernehmlich getroffene Straßenbenennungen, die keinerlei anrühigen Charakter haben (wie z.B. die Benennung einer Straße nach Gauleiter Wagner etc.) je nach Augenblicksströmung umzubenennen. Die unter großer Anteilnahme der Bevölkerung geführte Debatte brachte es mit sich, daß die Moltkestraße in ihrer Namensgebung nicht verändert wurde. Die neuzubenennende verlängerte Moltkestraße wurde (im Einvernehmen mit dem Historischen Verein) James von Moltke gewidmet, während die beiden Brücken über die verlängerte Moltkestraße nach den Widerstandskämpfern Claus Graf Schenk von Stauffenberg und Willy Brandt benannt wurden. Es war für den Historischen Verein eine Freude, daß dies im Einvernehmen mit der ganz überwiegenden Mehrheit von Gemeinderat und Kreistag vonstatten ging. Die Ortsgruppe Offenburg empfand dies auch als Anerkennung ihrer Bemühung, das Erbe des deutschen Widerstandes zu würdigen. Mit den Kirchen, Gewerkschaften und verschiedenen anderen Trägern fand im Jahre 1994 eine von langer Hand vorbereitete Veranstaltungsreihe statt, die das Erbe des Widerstandes ins allgemeine Bewußtsein heben sollte. An der Vorbereitung und Durchführung dieser Veranstaltungsreihe war der Historische Verein von Anfang an beteiligt.

*Dr. Hans-Joachim Fliedner*

## *Oppenau*

- Januar Jahreshauptversammlung mit Diavortrag „New York“.
- Februar Diavortrag von Zimmermeister Josef Huber: „Einrichtung und Bemalung der Oppenauer Weinbrennerkirche St. Johannes vor der Renovation“.
- März Dr. Morath berichtet über Kenia: „Geschichte des afrikanischen Landes, Tourismus und Ökoprobleme“.
- April Führung durch das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ mit Dr. Kauß. Fahrt durch das überschwemmte Kinzigtal.
- Juni Studienfahrt nach Idar-Oberstein. Besichtigung des Deutschen Edelsteinmuseums, einer Weiherschleife, der Felsenkirche und des Museums in der Altstadt.
- Juli Tagesfahrt nach Rottweil. Geführter Stadtrundgang; Besichtigung des neu konzipierten Dominikanermuseums; Spaziergang durch die römischen Ausgrabungen.
- August Besuch des Vitra Design Museums in Weil am Rhein. Besichtigung der Sonderausstellung des Africa Museums Tervuren: „Afrikanische Sitze“. Danach Gipfelspaziergang auf den Belchen und Weiterfahrt durch das Münstertal. Einfahrt in das Besucherbergwerk Teufelsgrund. Abschluß der Fahrt im Faust-Städtchen Staufen.
- September Fahrt in das „krumme“ Elsaß. Besichtigung der Burg Lichtenberg mit Empfang durch die Repräsentanten des Burgvereins. Erläuterungen der Renovierungsarbeiten. In Lützelstein Spaziergang durch das alte Städtchen zum Schloß. Besichtigung der Simultankirche mit ihren gut erhaltenen Fresken. Im Ort Grauftal Besichtigung der ehemaligen Felsenwohnungen.
- Oktober Fahrt nach Karlsruhe zur Ausstellung im Badischen Landesmuseum: „Hexen und Hexenverfolgung im deutschen Südwesten“.

November Diavortrag von Altkronenwirt Franz Huber über „ROM-Geschichte und Bedeutung dieser Stadt und seiner antiken Bauwerke“.

*Rainer Fettig*

### *Rastatt*

Zu einer Reihe von Veranstaltungen, die von der Ortsgruppe der „Badischen Heimat“ zusammen mit der „Volkshochschule Rastatt“ organisiert worden waren, wurden auch die Mitglieder der örtlichen Gruppe des „Historischen Vereins für Mittelbaden“ eingeladen.

Es waren dies Vorträge mit Themen, die im Ortenau-Raum beheimatet sind und daher für Mitglieder des „Historischen Vereins für Mittelbaden“ von besonderem Interesse sein dürften.

Renate Effern, M.A. (Baden-Baden) sprach im März mit außergewöhnlicher Sachkenntnis vor ca. 30 Zuhörern über „Vier russische Schriftsteller des 19. Jahrhunderts in Baden-Baden“ (Gogol, Shukowskij, Dostojewskij, Turgenjew).

Dr. Uwe Gross (Landesdenkmalamt Stuttgart) sprach im September vor ca. 35 Zuschauern über abgegangene Siedlungen in Südwestdeutschland. Er führte in sein Thema an Hand von Funden ein, die in der Wüstung Muffenheim (einst zwischen Rastatt-Ottersdorf und Rastatt-Plittersdorf gelegen) vor allem seit 1973 aufgespürt wurden. Man hat seither durch den einstigen „Muffenheimer Bann“ zweimal eine Rohrleitung gelegt, aber hat auch bei systematischen Feldbegehungen (zuletzt besonders intensiv durch Herrn Franz Ruf) immer mehr mittelalterliches Fundgut zusammengetragen und das Gelände intensiver beobachtet.

Michael Feik (Rastatt) führte im Oktober mehr als siebenzig Zuschauer mit vielen Dias alter (Postkarten, Zeichnungen, Stiche, Pläne usw.) und neuer Bilder durch die „Geschichte der Bundesfestung Rastatt“, für die am 18. Oktober vor 150 Jahren der Grundstein gelegt worden war.

Im Dezember hörten (leider nur ca. 25 Besucher) den hochinteressanten Vortrag „Vergnügte Ehe-Liebe – Hochzeitsdichtungen am markgräflichen Hof in Rastatt“. Dr. Johannes Werner (Elchesheim-Illingen) führte in eine Literaturgattung der Barockzeit ein, für die es in Rastatt einzigartige Belege gibt.

*Gerhard Hoffmann*

## *Rheinau*

Mitgliederversammlung am 26. Februar 1994 in Freistett. Vortrag „10 Jahre Mitgliedergruppe Rheinau“ von Kurt Schütt.

### Vorträge:

„Die Amts- und Festungsstadt Stollhofen“, E. Gutmann;

„IRLAND: Frühchristliche Stätten – prähistorische Funde“, B. Ganter;

„Ägyptische Hochkultur im Tal des Nils“, B. Ganter;

„Ägäische Hochkultur im Reiche des Minos“, B. Ganter;

„Wilddieberei und Waldfrevel im Maiwald im 18. Jahrhundert“, K. Schütt;

„Geschichten um die Hornisgrinde“, H. Brombacher;

vier Seminarabende „Deutsche Schrift schreiben und lesen“, R. Demuth.

### Studienfahrten:

Museum für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg, Ausstellung: „Geschichten aus dem Kies“;

Kirchenführung in Zimmern, Orschweier, Niederschopfheim mit Dr. D. Kauß;

Burg Guttenberg, Burgmuseum, Bibliothek; Bad Wimpfen, Altstadtbesichtigung;

Mahlberg, Tabakmuseum; Hohberg, Bienenmuseum;

Speyer, Ausstellung „Zarenschatz der Romanows“;

Kirchheim u. Teck, Altstadtführung; Öhringen, Waldenburg und Neuenstein, Museen und Stadtbesichtigungen;

Metz, Ausstellung „Gold der Götter – Gold der Anden“ und Stadtführung;

Straßburg, Ausstellung „10 Jahre Baumaßnahmen – 10 Jahre archäologische Forschungen von den Kelten bis heute“.

Fortführung der Dokumentation über die Opfer des 2. Weltkrieges in den einzelnen Ortsteilen im Bereich der Mitgliedergruppe. Weitere Erforschung der näheren Geschichte von Hanau-Lichtenberg für den Bereich Rheinau. Ergänzung unseres Archivs.

*Walter Demuth*

## *Schapbach*

Aus Anlaß des Absturzes einer Lancaster im Februar 1944 wurde im Herzenbach ein Mahnmal errichtet (in Zusammenarbeit von F. Bonath, R.B. Herden, U. Gragert) und von Pfr. Siberc geweiht. Es steht auch für weitere Ereignisse in der Gemeinde.

Im Jahrbuch des Lkrs. Freudenstadt 1994 hat R.B. Herden darüber berichtet.

Im gleichen Buch gibt Adolf Schmid knappe Hinweise auf „Bad Rippoldsau in alten Ansichten“.

Die Sammlung von Bilddokumenten, Trachtenstücken u.a. wurde fortgesetzt.

Durch Anfragen aus Nachbarorten, Österreich und den USA ergaben sich weitere Kenntnisse zur Auswanderung.

Den „Alltag auf dem Bauernhof“ schilderte Uta Müller (Bad Rippoldsau) bei einer Führung im Lorenzenhof (Vogtsbauernhof).

Wir besuchten das Museum in Wittichen, das Flößermuseum in Wolfach, die (Devotionalien-)Ausstellung in Bollenbach und die Telegraphenausstellung in Riquewihr.

Wir arbeiteten an der Kindergarten-Chronik mit, trugen weiteres Material zur Grenzstein-Dokumentation zusammen und erstellten Stammtafeln.

Die Herausgabe einer neuen Wanderkarte durch die Gemeinde wurde unterstützt (Flurnamen, Kleindenkmale).

Der Bereich „Heimatspflege“ im Schwarzwaldverein wird durch unser Mitglied Bernhard Weis betreut.

Ehrendes Gedenken gilt Gründungsmitglied Richard Haaser, Alt-Bürgermeister Schoch (Bad Rippoldsau) und Daniel Armbruster, der zuletzt den „Flößerweg“ durchs Wolfstal ergänzt hat.

*Johannes Furtwängler*

## *Schutterwald*

1. Januar Vortrag mit Lichtbildern: Drei Feldkirchen der Ortenau, Zeugen heimischer Geschichte, Kunst und Kultur. Referent: Dr. Dieter Kauß.
2. März Lichtbilder-Vortrag: „Gold in Kult und Kunst“. Referent: Pfr. Hermann Maier.
3. April Halbtagsfahrt: Wallfahrtskirche Lautenbach und Kloster Allerheiligen. Referenten: Dr. D. Kauß und A. Hohn.  
Gemütlicher Ausklang bei einer Weinprobe in Durbach.
4. Mai 6-Tagefahrt in die TOSKANA und auf die Insel ELBA. Wir besuchten die Städte Florenz, Pisa, Lucca, San Gimignano und Siena mit jeweils guten Führungen. Wegen großer Nachfrage mußte für eine zweite Vereinsgruppe Anfang Juni eine zusätzliche Fahrt stattfinden.
5. Juni Sonntägliche Fahrt nach St. Peter/Schw. mit Führung durch die neu renovierte Barockkirche und erzbischöfliche Bibliothek nach dem Hauptgottesdienst. Nachmittags Besuch des Lindenberges, bei der Heimfahrt Aufenthalt in Freiburg mit Münsterbesuch.
6. Oktober Tagesfahrt ins südliche Elsaß über Straßburg – Epfig – Dambach – Kaysersberg – Orbey – Col du Linge – Türckheim – Colmar – Breisach – Teningen (Einkehr).
7. bis Ende Oktober: Wanderung auf dem Jakobus-Wanderweg gemeinsam mit der hiesigen Ortsgruppe des Schwarzwaldvereins.  
Streckenabschnitt: Schenkenzell–Wolfach (20 km).
8. November Mitglieder-Jahresversammlung  
Jahresrückblick und Geschäftsbericht des Vorsitzenden Artur Hohn,  
Vorstellung des neuen Jahresprogramms '95  
Dia-Schau über beide Toskanafahrten  
Organisatoren: Hermann Lipps und Ehepaar Stock

*Artur Hohn*

## *Seelbach-Schuttertal*

Foto-Ausstellung vom 21. bis 23. Mai 1994 (Pfingsten) in der Bergdorfhalle Schweighausen:

„Das Bergdorf Schweighausen in alten Fotos (200 Fotodokumente) aus der Zeit von 1850 bis 1960.“

Exkursion am 25. Juni 1994:

Auf vorgeschichtlichen Spuren und heimatgeschichtlichen Pfaden zwischen dem Schuttertal (Dörlinbach) und dem Münstertal (Ettenheimmünster).

Unter dem Aspekt von Natur- und Kulturgeschichte führt Gerhard Finkbeiner am Mittwoch, den 21.9.1994, die Forstangestellten des Forstamts Ettenheim durch das Naturschutzgebiet „Hoher Geisberg“.

Exkursion in das Steina-Tal am 1. Oktober 1994:

Besichtigung des neuerbauten Gasthofs Sommerau. Dieser Gasthof wurde von der Werkgruppe Lahr entworfen und erhielt 1992 den Deutschen Holzbaupreis.

Jahresversammlung der Mühlenfreunde von Baden-Württemberg am 8.10.1994 in der Glatzen-Säge in Seelbach. Initiator der Jahrestagung war das HV-Mitglied Bernhard Glatz, Eigentümer der vorindustriellen Anlage.

Veröffentlichungen im Geroldseckerland 37/1995:

„Der Bau der Paßstraße über den Geisberg als Verbindungsstraße vom Schuttertal und Kinzigtal hinüber ins Elztal“ und „Dörlinbach besaß einen Freihof mit Asylrecht“ von Gerhard Finkbeiner.

Fortsetzung der heimatgeschichtlichen Forschungsarbeit am „Heimatbuch Dörlinbach“, das am 1. Oktober 1995 der Öffentlichkeit vorgestellt werden wird.

Anfertigung von Bauaufnahmen von dem im Ortsteil Schuttertal von G. Finkbeiner entdeckten ehemaligen Wohnturm der Edlen von Schuttertal.

Vor Abriß der – einst für das Schuttertal industriegeschichtlich bedeutsamen – Schutterfabrik in Seelbach wurden in Zusammenarbeit mit dem Architekturbüro Schaible, Lahr, bewahrenswerte Architekturteile (Fenstergewände, Brunnenanlage, Gründungsstein) geborgen. Bei der Neugestaltung des Pflegeheims sollen die Architekturteile als Gestaltungselemente (Kunst am Bau) in das Gebäude integriert werden.



Die Restaurierungsarbeiten an der Kürzenhof-Mühle in Schweighausen wurden fortgesetzt. Die aufwendigen Erneuerungsarbeiten, die vom Historischen Verein allein getragen werden, sollen 1995 endgültig beendet werden.

Spendenauf Ruf an Geschäfts- und Privatleute im oberen Schuttertal zwecks Restaurierung des bei Kriegsende zerstörten Hofkreuzes beim Fixenhof in Schweighausen. Die Renovierungskosten belaufen sich auf rund 20 000 DM.

Der HV Seelbach-Schuttertal wird das Hofkreuz dem gegenwärtigen Hofeigentümer am 7. Mai 1995 im Rahmen einer kleinen Gedenkfeier übergeben.

*Gerhard Finkbeiner*

### *Steinach*

#### Veranstaltungen:

- a) Tagung der „Kleinen Brauchtumsrunde“ im Pfarrheim in Steinach
- b) Beim Ferienprogramm „Spiel und Spaß, für jeden was“ war die Mitgliedergruppe Steinach mit dem Beitrag „Auf Entdeckertour in der Ortsgeschichte“ vertreten. Zur Einführung in dieses historische Thema fand zuerst ein kleiner Rundgang durch das Heimat- und Kleinbrennermuseum und anschließend ein „historischer Spaziergang mit den anwesenden Jugendlichen durch unser Dorf statt.
- c) Jahresausflug des Historischen Vereins Biberach – Teilnahme mehrerer Mitglieder des Historischen Vereins Steinach – nach Maulbronn
- d) Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach
- e) Mehrtägiger Besuch des Hist. Vereins Steinach beim Museumsverein Steinach/Thüringen und Gegenbesuch der Thüringer Museumsfreunde – beide Treffen waren von konstruktivem Erfahrungsaustausch gekennzeichnet.

#### Div. Arbeitseinsätze

- a) Heimat- und Kleinbrennermuseum:  
Sauberhaltung des Gebäudes, Reparaturen und Konservierungsarbeiten an diversen Utensilien, Integration neu erhaltener Exponate, Aufbau der

saisonal wechselnden Sonderausstellung „Holzschnitzereien“ (von einheimischen Hobbykünstlern).

b) Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch)

c) Versetzen des ältesten Bildstockes (1727) auf der Gemarkung Steinach

Brauchtum

Planung, Vorbereitung und Durchführung von

a) „Klausenbigger“ (Umgang in Steinach mit zwei Gruppen)

b) „Die drei Weisen mit König Herodes“ (Krippenspiel in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach)

*Bernd Obert*

### *Mitgliedergruppe Yburg 1994*

Für die Gruppe Yburg war das Jahr 1994 geprägt durch eine große Spendenaktion. In das alte Amtshaus in Steinbach, in dem sich das Reblandmuseum befindet (Besitzer ist die Stadt Baden-Baden), muß dringend eine Heizung eingebaut werden, damit die Bausubstanz und die Exponate nicht weiter unter Feuchtigkeit leiden müssen. Die Aktion verlief erfolgreich, die Arbeiten, die ehrenamtlich von Vorstandsmitgliedern geleistet werden, haben begonnen.

Außer den regelmäßig stattfindenden Führungen durch Steinbach, Neuweiler und Varnhalt und den Führungen für Schulklassen im Rahmen ihres Unterrichtes durch das mittelalterliche Städtl und das Museum boten wir gemeinsam mit dem Kirchlichen Bildungswerk wieder in gut besuchten Veranstaltungen die Geschichte der Spielbank Baden-Baden, des Schlosses Hohenbaden und die Besichtigung des Klosters Lichtental an.

Mit einem offenen Stammtisch haben wir 1994 versucht, interessierten Bürgern Gelegenheit zu geben, uns Fragen zu stellen und aus ihrer Erfahrung zu berichten.

Im November fand unsere Mitgliederversammlung statt. Dabei hielt Willi Daferner seinen Diavortrag über das Wasserschloß Neuweiler.

*Ursula Schäfer*

# Tätigkeitsberichte der Fachgruppen

## Fachgruppe Archäologie

*Josef Naudascher*

### *Veranstaltungen und Öffentlichkeitsarbeit*

Am 19.03.94 hat der Archäologische Arbeitskreis seine Jahresversammlung im Schützenhaus in Bohlsbach abgehalten. Wie in den vergangenen Jahren konnten wieder zahlreiche Mitglieder sowie Freunde aus dem benachbarten Elsaß begrüßt werden.

Nach dem geschäftlichen Teil berichtete wieder Monsieur Etienne Hamm, der sehr aktive Leiter des Cercle d'archéologie der Société d'Histoire des Quatre Cantons Benfeld – Erstein – Geispolsheim – Illkirch-Grafenstaden, über die Ausgrabungen der keltischen Nekropole von Nordhouse/Elsaß. Dort wurden in den vergangenen Jahren mit Unterstützung des Cercle d'Archéologie, zahlreiche Grabhügel aus der Hallstattzeit um 600 v. Chr. freigelegt. Sie liegen unmittelbar über den Rheinauen auf dem vom Wasser geschützten Hochgestade.

Diese Ausgrabungen sind für den Archäologischen Arbeitskreis von außerordentlichem Interesse. Liegen sie doch vis-à-vis vom ortenauischen Meißenheim, bei dem ebenfalls auf dem hochwassersicheren Terrain ein keltischer Grabhügel ausgegraben wurde, in dessen Nähe weitere Gräber vermutet werden.

Neben den eigentlichen Grabungsbildern mit vielen Details, die der Referent eingehend erläuterte, zeigte er auch zahlreiche Funde aus den entsprechenden Gräbern, so u. a. neben Bronzegegenständen auch Gewandnadeln aus Gold.

Danach schloß der Hauptvortrag zum Thema „Vorgeschichtliche befestigte Höhensiedlungen“ – einige Beispiele aus dem Elsaß – an. Der Referent, ein ausgezeichneter Kenner der Geschichte und Archäologie im Mittleren Elsaß, Monsieur Jean-Marie Holderbach, Vizepräsident der Fédération Société d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace und Mitarbeiter der Régional Archéologie d'Alsace in Straßburg, zeigte zunächst zahlreiche Lichtbilder von Höhensiedlungen und Befestigungsanlagen, so u. a. die bekannte Heidenmauer auf dem Odilienberg, vorgeschichtliche Anlagen auf dem Kastelberg, dem Heidenschloß über dem Mosigtal sowie auf der sogenannten Frankenburg und dem Feengarten.

Anschließend stellte der Referent fest, daß es sich bei den prähistorischen Anlagen im Elsaß um mindestens drei verschiedene Typen handelt. Sie wurden entweder der topographischen Lage angepaßt oder aber sie wurden zeitlich verschieden entwickelt. Er gab zu bedenken, daß es auch im Schwarzwald solche Anlagen gibt, die vom Arbeitskreis nach den entsprechenden Merkmalen untersucht werden sollten.

Im Laufe des Jahres 94 wurden wieder zahlreiche Exkursionen und Begehungen, vor allem zu Megalithplätzen und weiteren prähistorischen Objekten im Mittleren Schwarzwald sowie in den Mittleren Vogesen mit unseren elsässischen Freunden durchgeführt.

Bereits im Mai hat der Arbeitskreis zu einer Exkursion nach Niedermünster im Elsaß eingeladen. Dort am Fuße des Odilienbergs stand Monsieur Auguste Schmitt, Assesseur im Comité-Directeur der Société des Quatre Cantons, zu einer Führung bereit. Der ausgesprochen gute Kenner der dortigen Geschichte, die eng mit jener des Klosters auf dem Odilienberg verknüpft ist, zeigte zunächst die Ruine der Klosterkirche. Sie wurde im Jahr 1180 durch Edellinde von Landsberg erbaut und im Jahr 1542 zerstört.

Aber auch die abseitsliegende Kapelle St. Nicolas mit ihrem doppelstöckigen Altar, eine Rarität aus dem 12. Jh., war nicht uninteressant. Doch die unweit auf einer Bergkuppe liegende Kapelle St. Jacques fesselte die Aufmerksamkeit des Arbeitskreises noch viel mehr. Denn bei ihr ist noch heute im Mittelschiff die Felsnase zu sehen, um die sie gebaut wurde. Diese „Nase“ ragt seit ihrer Umbauung über den Fußboden heraus und scheint eine frühere kultische Bedeutung gehabt zu haben. Denn ihre Legende und Deutungen lassen auf ein vorchristliches Heiligtum auf dem höchsten Punkt des Berges schließen.

Im Juli wurden unter der Führung von J. Naudascher die schon länger bekannten vor- oder frühgeschichtlichen Wallanlagen „Schänzle“ und „Tanzbühl“ besucht. Sie liegen hoch über dem Bleichtal, an der Grenze zwischen der Ortenau und dem Breisgau.

Während es sich beim Schänzle wahrscheinlich um eine befestigte Höhensiedlung mit Wallanlagen handelt, scheint der sogenannte Tanzbühl eher kultischen Ritualen gedient zu haben. Darauf weist nicht nur sein Name und seine Form, sondern schließlich auch Legenden, die diesen geheimnisvollen Platz umwoben haben.

Es folgte im Laufe des Sommers eine Reihe von Begehungen und Vermessungen prähistorischer, megalithischer Plätze und vorgeschichtlicher Anlagen im Schuttertal, im Kinzigtal und auf dem Schwarzwaldkamm.

Auf Einladung der beiden Mitarbeiter der Régional Archéologie d'Alsace, Monsieur E. Kurtz und J.-M. Holderbach, konnte an Begehungen der megalithischen Sattelfelsen bei Obersteigen an den bekannten Stampflöchern, an den Triangel-Megalithen beim Kämpel, im keltischen Refugium Heidenstadt mit seiner gallo-römischen Felsenstraße und einem römischen Grenzstein nördlich von Saverne sowie im antiken Steinbruch und der gallo-römischen Siedlung auf dem Koepfel ebenfalls bei Saverne teilgenommen werden.

Eine weitere Begehung mit Forstleuten aus dem Breisgau sowie mit Monsieur E. Kurtz und J.-M. Holderbach aus Straßburg führte im Spätsommer hinauf zum Streitberg zwischen dem Schutter- und Bleichtal. Dort hat Monsieur Kurtz anlässlich einer Wanderung schon vor Jahren eine Wallanlage auf dem letzten Sporn der linken Bleichtalseite entdeckt. Sie führt den archäologisch verdächtigen Namen „Ringheidenbühl“ und scheint sich weit über den Berg auszudehnen. Eine weitere Begehung wurde beschlossen.

Im September konnte J. Naudascher schließlich eine kleine Gruppe des Arbeitskreises zu dem Menhir hinter dem Ortenberger Schloß führen. Er wurde vor einigen Jahren von Wolfgang Westermann aus Biberach entdeckt und ist der einzige noch stehende Menhir in der Ortenau.

Von dort führte die Exkursion das Kinzigtal aufwärts zu einer weiteren vorgeschichtlichen Anlage, nämlich zum „Heidenstein“ bei Schwaibach. Sie diente wahrscheinlich ebenfalls kultischen Ritualen einer vorgeschichtlichen Bevölkerung im Mittleren Kinzigtal.

Im November hat dann der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft zur Pflege und Förderung der Landesarchäologie, Professor Dr. Dieter Planck, Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, die Komitee-Mitglieder, zu denen jeweils auch der Leiter des Archäologischen Arbeitskreises zählt, zur Jahreskonferenz in das Römermuseum Köngen bei Stuttgart eingeladen. Dort nahm der Präsident u. a. zu verschiedenen fachlichen Themen und zum geplanten archäologischen Archiv in Rastatt Stellung. Weiteren Raum nahm auch der geplante „Tag der Landesarchäologie 95“ in Heilbronn ein. Dafür hat der Präsident zusammen mit dem ebenfalls anwesenden Landeskonservator und Grabungsleiter des bekannten Keltengrabs von Hochdorf, Herrn Dr. Biehl, ein umfangreiches Programm besprochen und festgelegt.

*In Zusammenarbeit mit Wolfgang Peter*

## *Megalithkultur*

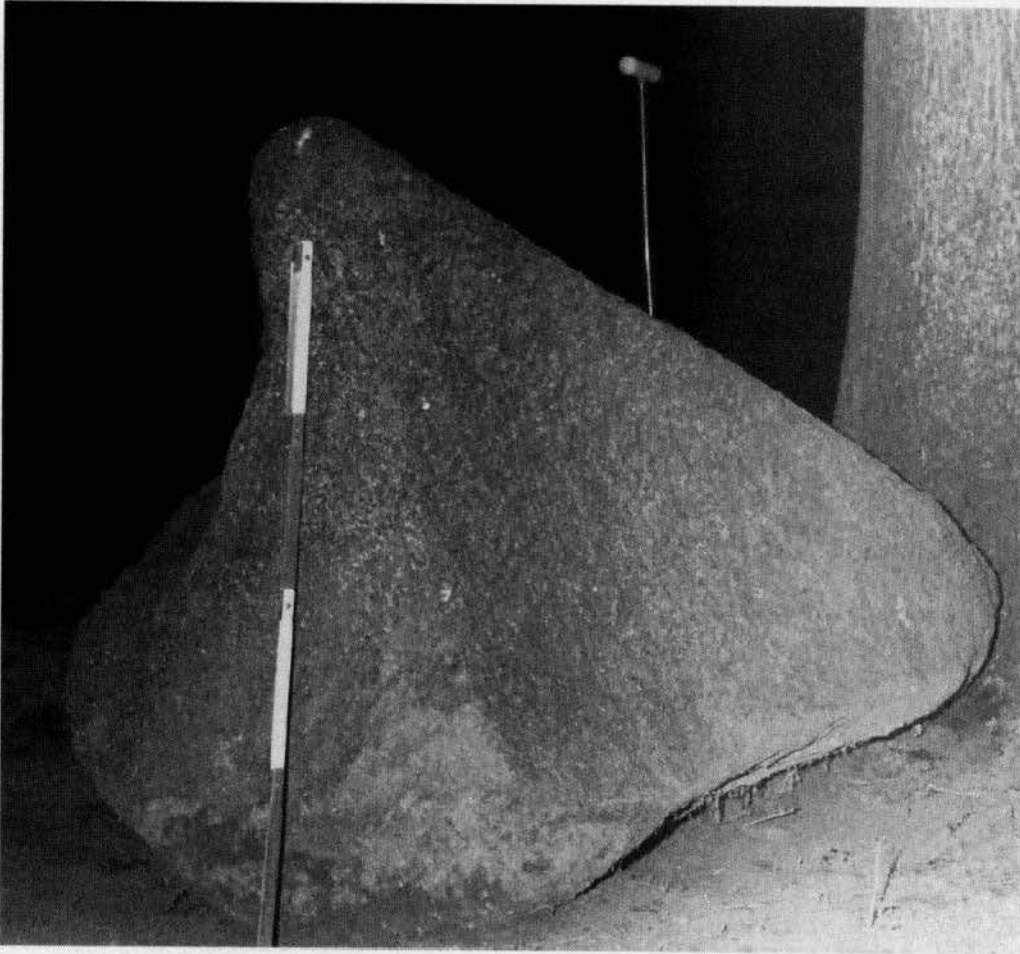
*Altdorf.* Im Jahr 1974 hat Rudolf Edelmann aus Altdorf einen Monolithen gemeldet, der um 1930 auf dem Areal der Gärtnerei Ketterer gefunden wurde. „Während Arbeiter den Heizraum für das Gärtnerhaus im dort anstehenden Löß aushoben, stießen sie auf einen Sandstein. Er wurde freigelegt und glich nahezu einem Würfel mit den Maßen von etwa  $2 \times 2 \times 2$  m. Er war sehr regelmäßig, zeigte aber keine Bearbeitungsspuren oder scharfe Bruchkanten. Da der Stein aber nicht von der Stelle zu bewegen war, wurde er von einem herbeigerufenen Steinhauer Stück für Stück gespalten und die erhaltenen Stücke in das Fundament des Gärtnerhauses geworfen.“

Die Gärtnerei Ketterer liegt im Gewann „Hinter den Gärten“ auf einem leicht nach Westen abfallenden Lößrücken, der nur wenig westlich in die Niederung mit dem Schwemmlöß übergeht. Östlich endet er an dem abgestochenen ebenfalls steinfreien Lößhügel, auf dem die Altdorfer Kirche steht. Wie der Monolith und zu welchem Zweck er in den Löß gekommen ist, läßt sich vorerst nicht rekonstruieren.<sup>1</sup>

1 Vgl. hierzu auch die folgenden Fundberichte zur Megalithkultur der Ortenau.

*Bohlsbach.* Dem Mitarbeiter im Archäologischen Arbeitskreis Ulrich Burgert aus Bohlsbach ist im Frühjahr 1976 eine Steinspitze im Bohlsbacher Wald, Distrikt Kirchberg, auf einem sonst steinfreien Waldboden mit Lößunterlage aufgefallen. Da sie auf der Oberfläche lag, schien ihr Antransport aus dem unweiten Granitmassiv nicht allzulang zurückzuliegen. Dennoch meldete er seinen Fund weiter und die nachfolgende Untersuchung erbrachte dann ein interessantes Ergebnis.<sup>1</sup>

Bei näherer Betrachtung des Steins, fielen seine stark abgerundeten Kanten sofort auf.<sup>2</sup> Im Gegensatz dazu war aber die leicht geschwungene Kante an der Basis scharf gebrochen und die Basisfläche wies auf einen jüngeren Bruch an dieser Stelle hin. Daher beschloß man, den Waldboden auf eventuelle Steinreste, die möglicherweise auf eine Steinspaltung zurückzuführen sind, zu untersuchen. In der Tat kamen dann nur einige Zentimeter unter der Waldoberfläche Steinsplinter aus dem gleichen Material zum Vorschein. Demnach hatte sich der Stein, wahrscheinlich als „Menhirrumpf“ fortgesetzt, bevor er gespalten wurde. Da dieser, wie allgemein üblich, gleichmäßig und ziemlich lang gewesen sein könnte, ist er möglicherweise als begehrtes Baumaterial, vor noch nichtallzu langer Zeit einem Steinmetz zum Opfer gefallen.<sup>3</sup>



*Die vermutlich abgeschlagene Spitze eines Menhirs im Bergwald von Bohlsbach.*

*Foto: J. Naudascher*

Doch auch der ursprüngliche Standort des Menhirs konnte vermutlich ermittelt werden. Denn kaum zwei Meter von der Fundstelle entfernt, fiel eine ca. 0,20 m tiefe, 1,20 m lange und 0,70 m breite Mulde auf, die aber tiefer gewesen zu sein schien.<sup>4</sup> Demnach dürfte der vermutete Menhir einmal dort gestanden haben und aus dem Granitmassiv schon in der Antike antransportiert worden sein.<sup>5</sup>

1 Josef Naudascher, Fundmeldung (FM), Bohlsbach Frühjahr 1976, an das Landesdenkmalamt, Archäologische Denkmalpflege in Freiburg.

2 Vgl. Megalithkultur Oberweier, Anm. 4.

3 Der Menhir hatte vermutlich eine ähnliche Größe und Form wie jener von Ortenberg. Vgl. hierzu, Josef Naudascher, Der Pipelistein, ein Menhir in Ortenberg, in: Die Ortenau, 1974, S. 148–151. „Der Menhir selbst stellt eine rohe steinzeitliche Arbeit dar und ist aus grobem Granit, wie er unweit von seinem Aufstellungsort ansteht.“ Dieser erstmals stehende Menhir in der Ortenau (Identifiziert von Dr. Rolf Dehn) wurde von Herrn und Frau Westermann aus Biberach entdeckt.

4 Vgl. Megalithkultur Dörleinbach, Anm. 10.

5 Vgl. Megalithkultur Oberweier, Anm. 5 und 6.

*Diersburg.* Die Zeitungsanzeige zum Verkauf eines großen Steins im Mai 1976 in Diersburg hat den Mitarbeiter im Archäologischen Arbeitskreis Ulrich Burgert dazu veranlaßt, dies vorsichtshalber weiterzumelden. Sein Verdacht auf ein archäologisches Objekt hat sich danach auch bald bestätigt.<sup>1</sup>

Denn bei Baggerarbeiten im Neubaugebiet Lehnacker, das auf einem sonst steinfreien Lößhügel entstand, war man in den Baugruben schon einige Zeit auf mehr oder weniger große Buntsandsteine gestoßen. Wenn sie nicht gerade abgefahren worden sind, lagen sie noch im oder auf dem Aushub der Baugruben, als die erste Begehung stattfand.

Zwar war der angebotene, etwa 2 m lange und an der Basis 0,5 m breite, stelenartige, konisch zulaufende und oben abgerundete Stein bereits abgefahren und mit Erde überdeckt, aber ein Augenzeuge hat ihn gut beschrieben.<sup>2</sup> Danach wurden die bei verschiedenen Baugruben noch vorgefundenen acht Steine mit den Maßen zwischen etwa 0,50 m bis 1,20 m Länge, 0,30 bis 0,80 m Breite und 0,20 bis 0,50 m Stärke meist keil- oder tropfenförmigen Steine vermessen, registriert und in eine Karte eingezeichnet. Die damals vorläufig letzte Baugrube konnte dann von Beginn an beobachtet werden, was sich sehr lohnte.<sup>3</sup>

Denn bald stieß der Bagger auf zwei harte Gegenstände, auf Buntsandsteine, von denen der eine von der Baggerschaufel abgestreift worden war. Der andere dagegen schaute mit seinem ganzen, regelmäßig rechteckigen Profil aus der Lößwand. Die nunmehr begonnene Ausgrabung konnte in aller Ruhe durchgeführt werden und übertraf alle Erwartungen.

Nur 0,35 m unter der Erdoberfläche wurden Kanten der Basis und die eines Seitenteils des Steins erreicht. Dann ging es Zentimeter für Zentimeter in der harten Lehmschicht weiter,<sup>4</sup> bis in etwa 0,80 m Tiefe eine längliche Gravur zu sehen war. Gesäubert ergab sie einen tief in den Stein eingeschliffenen, etwa 0,80 m langen Pfeil. Danach folgte schließlich in nunmehr 1,25 m Tiefe die Unterkante des Steins. Gleichzeitig hörte die harte Verlehmung auf und ein „fahlgelber, pulveriger Löß“ setzte sich nach unten fort.<sup>5</sup>

Der nun freigelegte keilförmige Stein<sup>6</sup> hatte an seiner Basis drei relativ scharfe und eine stark abgerundete Kante. Aber auch auf seiner Rückseite zeigte er sich scharfkantig, wohingegen seine Vorderseite bis zur Spitze stark abgerundet war.<sup>7</sup>

Schließlich war noch der zweite, schmale Stein auszugraben, dessen Un-





*Der im Löß bei Diersburg freigelegte Keil-Megalith (ca. 1,40 m) mit eingraviertem Pfeil.*

*Foto: J. Naudascher*



*Der in der Megalith-Anlage bei Diersburg freigelegte sogenannte „Schattenstein“ (0,35 m × 0,35 m).*

*Foto: J. Naudascher*



*Einer der in Diersburg ausgebaggerten Keil-Megalithe (ca. 0,60 m)  
aus Sandstein.* *Foto: J. Naudascher*

terkante ca. 0,80 m unter der Erdoberfläche lag. Zur Verwunderung konnte eine exakt gearbeitete, im Löß flachliegende Platte mit deutlich abgerundeten Kanten freigelegt werden. Sie war quadratisch mit den Maßen  $0,35 \times 0,35$  m und einer Stärke von nur 0,15 m. Ähnliche Platten, die bei später entdeckten megalithischen Anlagen beobachtet werden konnten, waren noch „in situ“ im Boden aufrecht gesteckt und schauten meist noch mit einem mehr oder weniger langen Stück über die Erdoberfläche heraus.<sup>8</sup>

Alle vorgefundenen Objekte waren mit einer hell- bis dunkelbraunen bzw. schwarzen Sinterschicht überzogen und scheinen daher sehr lange im Löß gelegen zu haben.<sup>9</sup> Sie scheinen ebenfalls von Menschenhand geschaffen und auf den sonst geröllfreien Lößhügel, der nach Westen leicht abfällt, transportiert worden zu sein.<sup>10</sup>

Zur zeitlichen Einordnung und zum Verwendungszweck der megalithischen Anlage kann vorläufig nur spekuliert werden. Sie gehört wahrscheinlich einer steinzeitlichen Periode an und ist möglicherweise als Kalendarium und für Kultzwecke verwendet worden. Zur Zerstörung der Anlage zeichneten sich aber Hinweise ab. Denn möglicherweise gibt die Unterkante der Steinplatte das Niveau an, in dem sie einmal gesteckt haben mag. Dann wäre der keilförmige Megalith ebenfalls auf dieser Ebene gestanden, d. h. er könnte um seinen Schwerpunkt, also der Achse der  $0,71 \times 0,90$  m messenden Basis, in ein vorbereitetes Loch gestürzt worden sein.

- 1 Josef Naudascher, Fundmeldung (FM) Diersburg, 20.05.1976, an das Landesdenkmalamt, Abtl. Archäologische Denkmalpflege in Freiburg.
- 2 Für die gute Beschreibung des Megaliths ist der Verfasser Herrn Heinrich Maier aus Diersburg zu großem Dank verpflichtet.
- 3 An dieser Stelle sei dem Bauherr Alfons Sifritz gedankt. Denn durch sein Entgegenkommen konnte der Verfasser die beiden Objekte in Ruhe ausgraben.
- 4 Georg Wagner, Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte, 1960, Folgen der Auflösung durch eindringendes Bergwasser, S. 38, „Ein Musterbeispiel ist der staubfeine, fahlgelbe Löß. Er enthält in unverändertem Zustand etwa 20% kohlen-sauren Kalk. Oben aber ist er  $\frac{1}{2}$ –1 m tief in braunen kalkarmen Lehm (Lößlehm) umgewandelt. (0–3% CaCO<sub>3</sub>). Das ist die Arbeit des Regenwassers in etwa 20 000 Jahren, die seit der Bildung des jüngeren Lößes verstrichen sind.“ An der Fundstelle war das verlehnte Profil 1,25 m stark, aber nur wenig dunkler als der darunterliegende pulverige Löß. Er scheint eher durch Erosion am Hang angeschwemmt worden zu sein. Vgl. hierzu Wagner, S. 628, „Nun bieten sich aber hier besondere Schwierigkeiten. Denn nicht jeder rotbraune Lehm ist an Ort und Stelle entstanden. Sehr oft handelt es sich um Fließerden, die ... von den Hängen herabgewandert sind.“
- 5 Vgl. Wagner, S. 241, „Der Löß (unverlehmt) ist fahlgelb, sehr feinkörnig, pulverig und leicht zerreiblich.“
- 6 Vgl. Illustriertes Lexikon der Mythologie, 1874, Reprint 1993, (MECO für PARKLAND-Verlag), Abadir, S. 1; Nach phönizischer Mythologie scheinen kegelförmige Steine (Abadir) die ältesten Symbole der Gottheiten gewesen zu sein. Vgl. Das Bertelsmann Lexikon, Band 7, 1977, Phönizier, S. 391, Die Herkunft der Phönizier, die vermutlich gegen Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. in Syrien eingewandert sind, ist ungeklärt. Vgl. weiter Illustriertes Lexikon der Mythologie, Baetylien, S. 99, „Kegel- oder keilförmige Steine, die als Symbole der Gottheit an merkwürdigen Orten aufgerichtet und zum Zeichen der Verehrung mit Wein, Blut, besonders aber mit Öl gesalbt wurden; ein Überrest eines uralten Fetisch-Dienstes. Man findet sie bei den Hebräern, Phöniziern, Griechen und Römern. Von manchen glaubte man, daß sie vom Himmel gefallen seien.“
- 7 Vgl. Megalithkultur Oberweier, Anm. 4.
- 8 Solche stehenden Platten konnten schon vielfach in den Vogesen beobachtet werden, sie werden dort „Schattensteine“ genannt. Für den Hinweis sei Monsieur Eugène Kurtz aus Strasbourg herzlich gedankt. Vgl. hierzu Megalithkultur Dörlnbach. „Dann steckt ... eine rechtwinklige Platte im Boden und schaut mit ihren planen Flächen etwa 0,50 m über die heutige Oberfläche.“
- 9 Vgl. Megalithkultur Oberweier, Anm. 4.
- 10 Vgl. Megalithkultur Oberweier, Anm. 4 und 6. Vgl. hierzu auch die Steinfunde von Altdorf, Dörlnbach, Oberweier und der Menhir von Rammersweier. Sie alle liegen bzw. lagen auf einem nach Westen abfallenden Gelände.

*Dörlnbach.* Den bisher wohl interessantesten megalithischen Fund im Mittleren Schwarzwald hat der Mitarbeiter im Archäologischen Arbeitskreis Hermann Ohnemus aus Dörlnbach im Frühjahr 1994 südlich von Dörlnbach entdeckt und gemeldet.

Es handelte sich zunächst um einen ca. 2 m hohen Keilstein, der ihm an einem nach Westen abfallenden ziemlich steilen Hang auffiel.<sup>1</sup> Bei näherer Betrachtung lagen noch mehrere Steine scheinbar ungeordnet herum und sie waren zum Teil bis zur Unkenntlichkeit bemoost. Da aber der Hang sonst fast steinfrei schien, entschloß man sich bereits bei der ersten Begehung, Stein für Stein vom Moos zu befreien und sie zu vermessen.<sup>2</sup>

Dabei fielen zwei Erscheinungen besonders auf. Erstens gibt es außer Keilsteinen ähnlich große Steine, die am Hang liegen, mit anderen Formen. Dann gibt es aber auch eine größere Menge kleinere Steine, die sowohl liegen als auch noch aufrecht im Boden stecken.<sup>3</sup>

Bei den großen Megalithen handelt es sich teilweise um tonnenschwere Sandsteine, deren Formen, wie zum Beispiel Keile (um 2 m), Spindeln (um 2 m) und rechtwinklige „Langsteine“ (um 3–4 m), in der Megalithkultur häufig vorkommen.<sup>4</sup> Aber es gibt dort auch phallische, polygonale, hornförmige und abstrakt-figürliche Steine (um 2 m), die als kleine Idole schon aus archaischer Zeit bekannt sind.<sup>5</sup> Auffällig ist eine ganze Serie rechtwinkliger Blöcke mit „Satteldächern“ (um 0,60 m), ebenfalls keilförmige Steine (um 0,60 m), ein keilförmiger „Gesichtsstein“ (0,50 m) und ein keilförmiger „Schalenstein“ (um 1 m).<sup>6</sup> Dann steckt noch etwas von diesem Steinzentrum entfernt eine rechtwinklige Platte im Boden und schaut mit ihren planen Flächen etwa 0,50 m über die heutige Oberfläche.<sup>7</sup> Sowohl die großen Megalithe als auch die kleineren Steine scheinen künstlich geformt und geschliffen zu sein.<sup>8</sup>

Da man hinter diesem Phänomen ein vorgeschichtliches Geheimnis vermutete, wurde bald eine Nummerierung, Registrierung und die Vermessung der einzelnen Steine, als auch der Steine untereinander, eingeleitet.<sup>9</sup> Dabei stellte sich heraus, daß der zuerst entdeckte große Keilstein unmittelbar auf der Erdoberfläche steht, auf einer Seite der Basis durch faustgroße Rollsteine unterlegt ist und auf der anderen Seite lediglich mit einem ca. 0,50 m langen Keilstein im Boden verankert zu sein scheint. Bei der weiteren Untersuchung der großen liegenden Megalithe wurden dann an der ursprünglichen Basis der Steine neben Rollsteinen auch kleinere, weniger bearbeitete Keilsteine gefunden. In drei Fällen lagen sogar solche Keilsteine wie hingelegt auf der Oberfläche der Megalithe.<sup>10</sup>

Bei der Vermessung zeichnete sich auch bald eine mehr oder weniger geordnete Struktur der Anlage ab. So liegt ein Teil der großen geformten Megalithe nicht nur auf einer Linie (etwa 140° Nord), sondern sie haben auch bestimmte Abstände voneinander. Dagegen steht und liegt eine Serie kleiner Steine in regelmäßigem Abstand auf einer anderen Linie (68° Nord).

Eine weitere noch nicht vermessene Linie aus kleineren Steinen ist bereits zu erkennen.<sup>11</sup>

Dann gibt es östlich der wohl gestörten Megalithanlage einen tiefen Hohlweg, der schnurgerade den Hang hinabläuft und sich nach unten immer mehr verflacht. Er führt auf einen alten Schutterübergang zu, mit dem er in Verbindung zu bringen ist. Wieweit er aber zur Megalithanlage gehört, ist vorerst nicht geklärt. Ungeklärt müssen vorerst auch weitere, möglicherweise archäologische Objekte über der Anlage bleiben.

Dabei handelt es sich um eine etwa 2 m lange, dicke Sandsteinplatte, die aus dem Hang herauschaut,<sup>12</sup> um eine etwa 2 m breite Terrasse, die darüber um den Hang läuft, und schließlich um einen künstlichen Steinhügel (ca. 20 m Durchmesser und 1,20 m Höhe) aus faustgroßen Steinen auf dem Bergplateau.<sup>13</sup>

Auch bei dieser megalithischen Anlage muß bis zu ihrer weiteren Untersuchung offen bleiben, wann und zu welchem Zweck sie errichtet wurde.



*Der noch stehende große Keil-Megalith (ca. 2 m) von Dörlinbach. Er führte zur Entdeckung der Megalith-Anlage.*

*Foto: J. Naudascher*



*Einer der noch stehenden rechtwinkligen Sandsteinblöcken mit „Satteldach“ (ca. 0,60 m) in Dörlinbach  
Foto: J. Naudascher*



*Einer der großen liegenden Keil-Megalithe (ca. 2 m) von Dörlinbach.*

*Foto: J. Naudascher*



*Einer der großen liegenden Spindel-Megalithe (ca. 2 m) von Dörlinbach.*

*Foto: J. Naudascher*



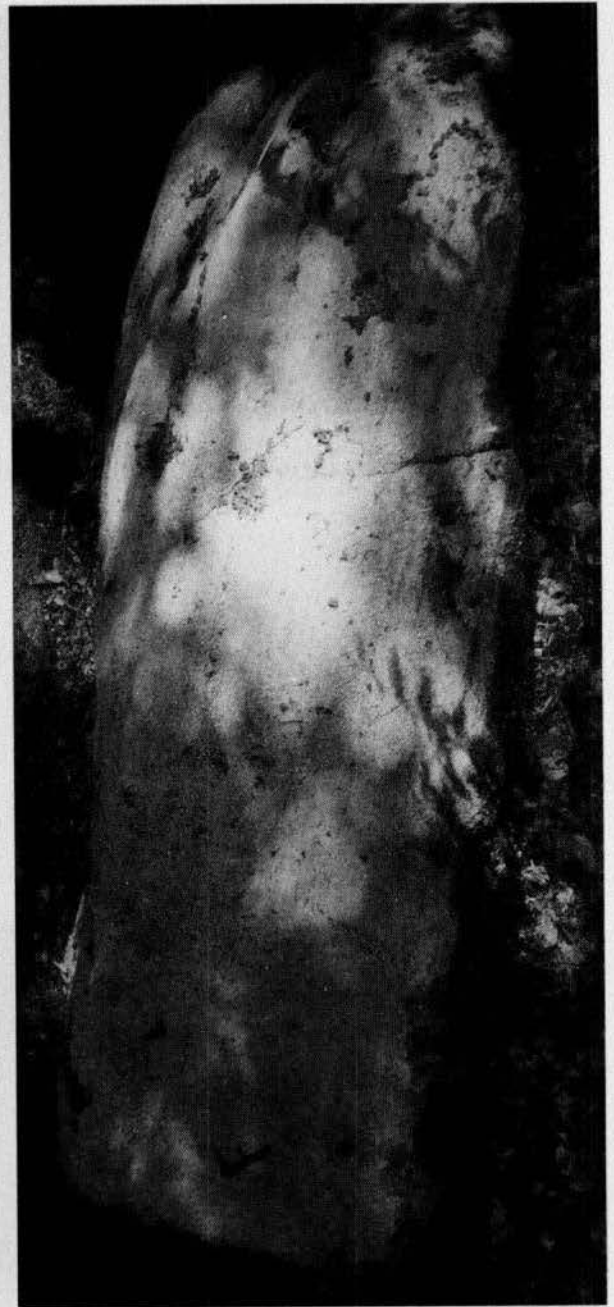
*Der noch stehende sogenannte „Schattenstein“ (ca. 0,40 m und 0,30 m über-  
Erde) bei der Megalith-Anlage von Dörlinbach.*

*Foto: J. Naudascher*



*Einer der liegenden Lang-Megalithe  
(ca. 4,50 m) von Dörlnbach.*

*Foto: J. Naudascher*



*Einer der liegenden Phallus-Megalithe  
(ca. 2 m) von Dörlnbach.*

*Foto: J. Naudascher*





*Einer der großen liegenden Polygon-Megalithe (ca. 2 m) von Dörlinbach.*

*Foto: J. Naudascher*



*Ein horn- oder mondformiger Megalith (ca. 2 m) in Dörlinbach.*

*Foto: J. Naudascher*



*Ein keilförmiger „Schalenstein“ (ca. 1 m) in der Megalith-Anlage von Dörlinbach. Die sogenannten „Schalen“ sind hier natürliche Gebilde des unweit anstehenden Kugelsandsteins.*

*Foto: J. Naudscher*

- 1 Vgl. Megalithkultur Diersburg, Anm. 10. Die bisher entdeckten Monolithe und Megalithe liegen entweder auf einem Bergkamm oder einem von Ost nach West abfallenden Hang.
- 2 An dieser Stelle sei dem Waldbesitzer Konrad Zehnle aus Dörlinbach für seine beispiellose Zustimmung zu den archäologischen Arbeiten in seinem Wald gedankt. Gedankt sei aber auch Hermann Ohnemus für seine Arbeit bei der Säuberung und Vermessung der Steine.
- 3 Die Untersuchung sowie Registrierung dieser zahllosen Steine ist noch nicht abgeschlossen.
- 4 Vgl. Rudolf Pörtner, Bevor die Römer kamen, 1965, S. 185, Die Steine des Hügelgrabs „Visbeker Braut“ in Oldenburg; Vgl. Megalithkultur Bohlsbach, Anm. 3. Vgl. Mega-



*Der Gesichts-Megalith (ca. 0,40 m) von Dörlinbach. Die natürlichen Löcher sind künstlich verwendet.*

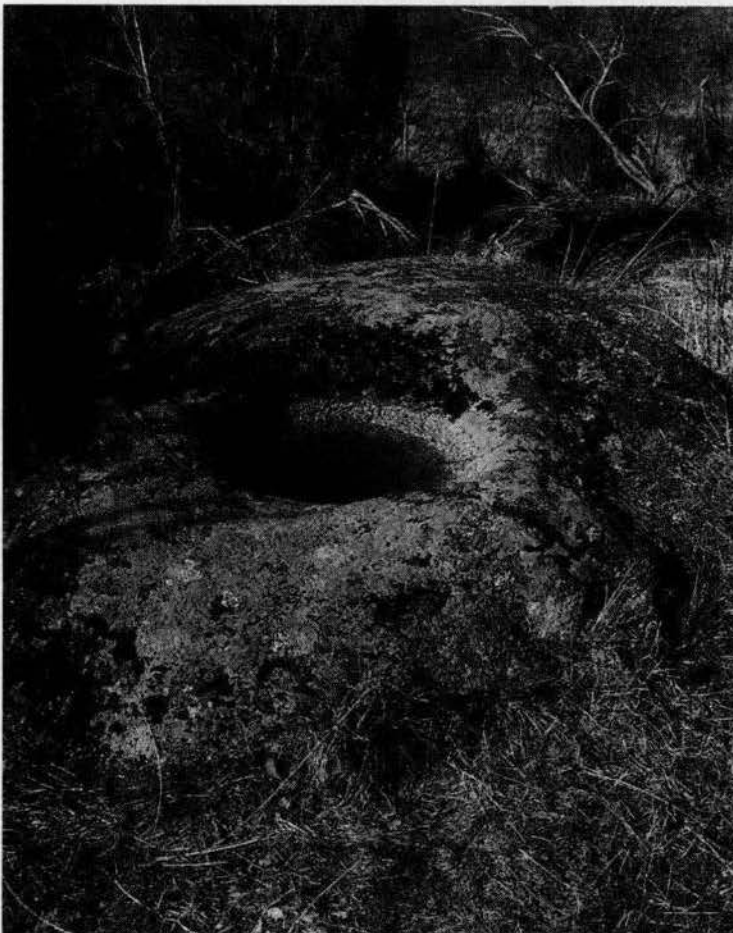
*Foto: J. Naudascher*

lithkultur Rammersweier; Vgl. Frank Teichmann, *Der Mensch und seine Tempel, Megalithkultur in Irland, England und der Bretagne*, 1992, S. 27, Der Menhir „Longstone“ bei Shovel-Down, Dartmoor (Devon), S. 30, Der Menhir bei Cae Coch, südlich von Penmaenmawr (Caernarvon), Nordwales, S. 41, Ein Megalith in der kleinen Steinreihe bei Carrigulla (Co. Cork), Irland, und viele andere Megalithe in diesem Buch.

- 5 Vgl. Alexander Marshack, *Les Racines de la Civilisation*, 1972, S. 287, Chapitre 13, *La sexualité et la déesse*, und Chapitre 14, *Le pas vers l'histoire*, S. 354 und 355, Fig. 204a und 204b „Plaque de calcaire en provenance de Parpallon, près de Valence (Espagne)“. Vgl. auch Karl Dietrich Adam, Renate Kurz, *Eiszeitkunst im süddeutschen Raum*, 1980, S. 25, S. 58, S. 84 ff. Vgl. auch Herodot 2, 48, *Phallus-Kult der Ägypter*, 49, *Phallus-Kult der Helenen*, 51, *Phallus-Kult der Pelasger und Athener*.
- 6 Vgl. hierzu Fernand Niel, Dolmes et Menhirs, 1972, S. 110, *Die Gesichtssteine von Saint Théodorit (Gard)*, von Vallée de la Marne und von La Spezia (Italie). Vgl. Alexander Marshack, *Les Racines de la Civilisation*, S. 198, *Das Zeichen auf dem Stein von Pont-De-Gaume*; Die Löcher sowohl im „Gesichtsstein“ als auch in dem keilförmigen „Schalenstein“ sind natürlich. Sie sind offenbar nur künstlerisch verwendet worden. Der sogenannte Kugelsandstein steht nur etwa 1 km südwestlich der Fundstelle an. Vgl. hierzu Georg Wagner, *Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte*, 1960, S. 431, *Die Kugeln im pseudomorphosen Kugelsandstein* „sind von ganz verschiedener Größe: Kopf-, Faust-, Ei-, Haselnuß- und Erbsengröße.“
- 7 Vgl. hierzu *Megalithkultur Diersburg*, Anm. 8.
- 8 Vgl. hierzu *Megalithkultur Oberweier*, Anm. 4.
- 9 Die Vermessung und Registrierung der Anlage erfolgte nach Rücksprache mit dem Landesdenkmalamt, Abt. Archäologische Denkmalpflege, in Freiburg, Herrn Dr. Rolf Dehn.

- 10 Vielleicht erklärt sich mit der labilen Aufstellung der Megalithe an der Oberfläche, warum sie in unserer Region meistens am Boden liegen. Sollten aber die auf der Oberfläche der Megalithe gefundenen kleinen Keilsteine ebenfalls der Befestigung gedient haben, so müßten sie dorthin gelegt worden sein. Dann wäre eine menschliche Zerstörung der Anlage denkbar.
- 11 Wieweit die beiden Winkel  $68^\circ$  N und  $140^\circ$  N sowie ihr Differenzwinkel  $72^\circ$  mit den Sonnenaufgängen der beiden Sonnenwenden zusammenhängen, ist noch nicht exakt geklärt, aber vor dieser Klärung ist die Anlage als megalithisches Kalendarium auszuschließen. Vgl. hierzu Urs Schwegler, Schalen- und Zeichensteine der Schweiz, 1992, S. 30 ff. und Anm. 1–61, Kapitel 2, Schalensteine und Astronomie.
- 12 Etwa auf dem gleichen Niveau ca. 100 m nördlich lag eine rechteckige etwa  $2 \times 4$  m und 1,60 m hohe Kammer, die mit einer dicken Sandsteinplatte abgedeckt war. Sie wurde um 1960 mit Zustimmung des Waldbesitzers gesprengt. Von ihr sind noch die Gesteinstrümmer zu sehen. Möglicherweise handelte es sich dabei um einen nach vorne offenen Dolmen. (Für den Hinweis ist Herrn H. Ohnemus zu danken).
- 13 Wieweit der künstliche Hügel mit der Megalithanlage in Zusammenhang steht, ist bisher ungeklärt.

*Gremmelsbach.* Bei einem Spaziergang auf der Hochebene des Schwarzwaldkamms, etwa ein Kilometer südwestlich der „Stau“ im Gewann Bopper, ist Wolfgang Neuß auf einem Steinhäufen mit mehreren etwa



*Die sogenannte „Opferschale“ (ca. 0,40 m) südwestlich der Stau“ über Gremmelsbach. Foto: Wolfgang Neuß*



*Ein Keilstein (ca. 1,50 m) der Megalithe südwestlich der Staude über Gremmelsbach.*

*Foto: Wolfgang Neuß*

1,50 m langen Granitsteinen eine kreisrunde, sogenannte „Opferschale“ aufgefallen. Sie ist beinahe symmetrisch in den nach allen Seiten abgerundeten, kieselähnlichen Stein eingetieft.<sup>1</sup>

Aber auch die übrigen Steine, die ebenfalls nach allen Seiten wie große Kieselsteine abgeschliffen sind, haben eine typisch megalithische Spindel-, Keil-, Block- oder Hornform.<sup>2</sup> Einige von ihnen, die fast bis zu ihrer Oberfläche in die Erde „eingewachsen“ sind, dürften seit langer Zeit dort liegen. Andere dagegen liegen direkt auf der Erdoberfläche und scheinen vor nicht allzulanger Zeit aus der Umgebung dorthin transportiert worden zu sein. Dafür sprechen auch die Beschädigungen, dieser zum Teil mit Verwitterungsrissen mehr oder weniger überzogenen Megalithe. Soweit es möglich ist, soll nachgeforscht werden, ob die Steine vorher einen anderen Standort hatten oder wo sie vordem lagen.<sup>3</sup>

*J. Naudascher*

1 Vgl. Megalithkultur Hornberg, Anm. 4. Weitere Anmerkung: Ein rundes Moospolster über der sogenannten „Opferschale“ konnte bei ihrer Entdeckung nicht festgestellt werden.

- 2 Vgl. Megalithkultur Dörflinbach, vgl. auch Teichmann, S. 55, Steinkreis Sunbrick, südlich Ulverston (Cumbria), und S. 77, Der Steinkreis von Lough Gur (Co. Limerick), Irland.
- 3 Möglicherweise handelt es sich um die Reste eines Steinkreises. Eine Abschleifung oder Antransport der Steine durch Gletscher kommt dort nicht in Frage. Vgl. hierzu Wagner, S. 16 und die nächste Seite, Das Geologische Raumbild der Hochrhein-Donaulandschaft vor 25 000 Jahren. Danach gab es in diesem Gebiet in der letzten Eiszeit lediglich Firnflächen.

*Hornberg.* Eine Gruppe des Historischen Vereins der Sektion Hornberg hat auf der Storenwaldhöhe (702,9 m ü. d. M.) südwestlich von Hornberg eine Felsformation festgestellt, deren künstliche Aufstellung nicht von der Hand zu weisen war. Der Leiter der Gruppe, Wolfgang Neuß, hat sich dazu entschlossen, die Beobachtung weiterzumelden. Danach wurde alsbald die erste Exkursion zur näheren Untersuchung in dieses archäologisch wenig erschlossene Hochschwarzwaldgebiet unternommen. Die dort vorgefundenen aufrechtstehenden Felsblöcke aus Granit sind ihrer Situation und teilweise auch ihrer Form nach in der Tat unnatürlich.<sup>1</sup>

Bei dem Gestein an den Hängen, auf dem Kamm und dem Kopf des Storenwalds handelt es sich um einen großblockigen, hauptsächlich rechteckig verwitterten Granit mit leicht abgerundeten Kanten. Er kommt „aufgeblockt“ sowohl waagrecht, schräg, als auch senkrecht im Verband stehend vor. Werden bei den im Verband stehenden Granitblöcken Steine herausgenommen, dann entstehen Lücken. Demzufolge scheinen die verbliebenen Steine wie hingestellt.

Solche verwitterten Steine und Steinblöcke findet man normalerweise hauptsächlich auf der Westseite (Wetterseite), auf dem Bergkamm sowie als sogenannte „Steinnester“ auf dem Sporn des Massivs. Wenn sie dann im verwitterten Verband nicht mehr beisammen stehen, liegen sie meist ungeordnet und wahllos herum. Dies hätte auch für den Storenwaldkopf seine Geltung.

Nun gibt es dort kaum herumliegende Gesteinstrümmer oder Steine, die noch in Verbänden verwittert beisammen sind, sondern megalithische Felsblöcke, die in geordnetem Abstand in einer Linie liegen bzw. stehen. Dieser nur wenige Meter breite und etwas über zehn Meter lange Geländestreifen auf gleichem Niveau stellt den „Storenwaldkopf“ dar, der von da nach allen Seiten mehr oder weniger steil abfällt. Die beiden Streifenenden sind jeweils durch einen sehr markanten Megalith begrenzt.

Der südliche Megalith, ein rechteckiger etwa 1,70 m über die Erde her-



*Der noch stehende Breit-Megalith (ca. 2 m) auf der Storenwaldhöhe über Hornberg.*

*Foto: Wolfgang Neuß*

rausragender und etwa  $1,30 \times 1,30$  m breiter Stein, hat die Form eines Menhirs, wie er öfters angetroffen wird.<sup>2</sup> Dagegen hat der nördliche Megalith die Gestalt eines oben etwas abgerundeten, rechtwinkligen Dreiecks.<sup>3</sup> Zwischen diesen beiden Megalithen liegen zwei weitere rechteckige, weniger hohe, längliche Steine in etwa je 3,50 m Abstand.

Aber auch Felsblöcke außerhalb dieser megalithischen Anlage scheinen nicht uninteressant zu sein und waren möglicherweise in sie einbezogen. So steht nur wenige Meter hangwärts gegen Südwesten ein etwa 2,50 m breiter, mächtiger Megalith in der Form eines ca.  $3,50 \times 4,50$  m messenden Parallelogramms, das mit den Kanten seiner beiden Schmalseiten jeweils punktuell auf Steine aufgesetzt ist. Auf der Westseite seiner waagrechten Oberfläche ist eine sogenannte „Opferschale“ mit einem Durchmesser von ca. 0,40 m eingetieft. Sie könnte neben dem Menhir und dem megalithischen Keilstein ein weiterer Hinweis auf die kultische Bedeutung nicht nur auf diesen Stein, sondern auch auf die gesamte Anlage sein.<sup>4</sup>

Neben diesen großen Megalithen gibt es aber noch eine ganze Reihe kleinerer, zum Teil noch stehender Steine auf dem Kamm der Storenwaldhöhe, deren Zusammenhänge mit der beschriebenen Megalithanlage erst noch näher geprüft werden sollten.

*J. Naudascher*

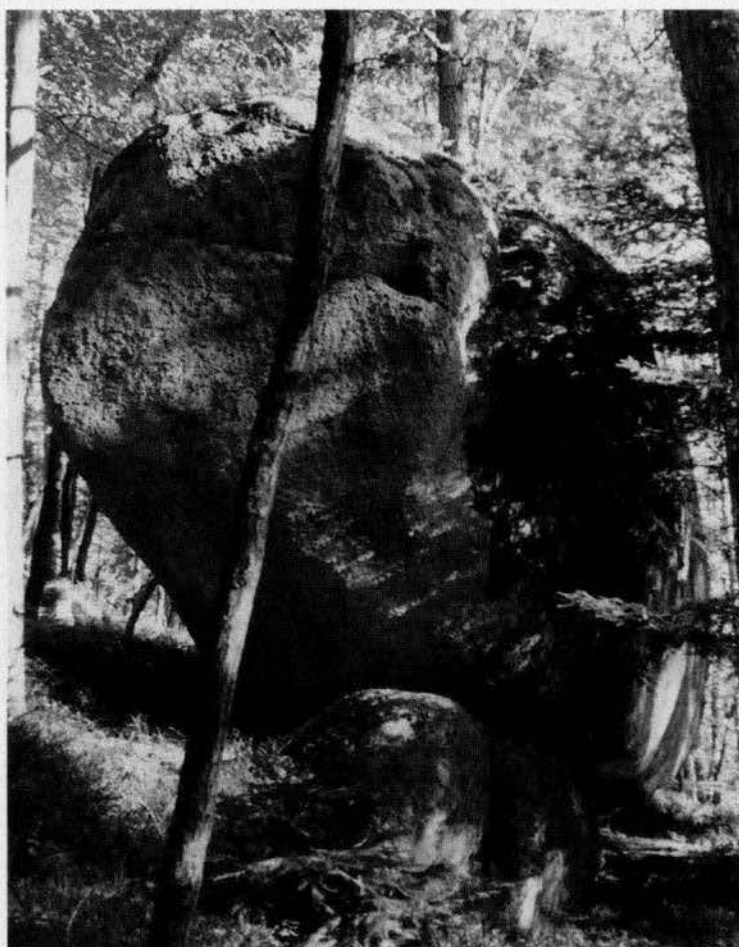


*Der noch stehende große Polygon-Megalith (ca. 1,80 × 6 m) auf der Storenwaldhöhe über Hornberg. Er wurde wiederholt als Grenzstein benutzt.*

*Foto: Wolfgang Neuß*

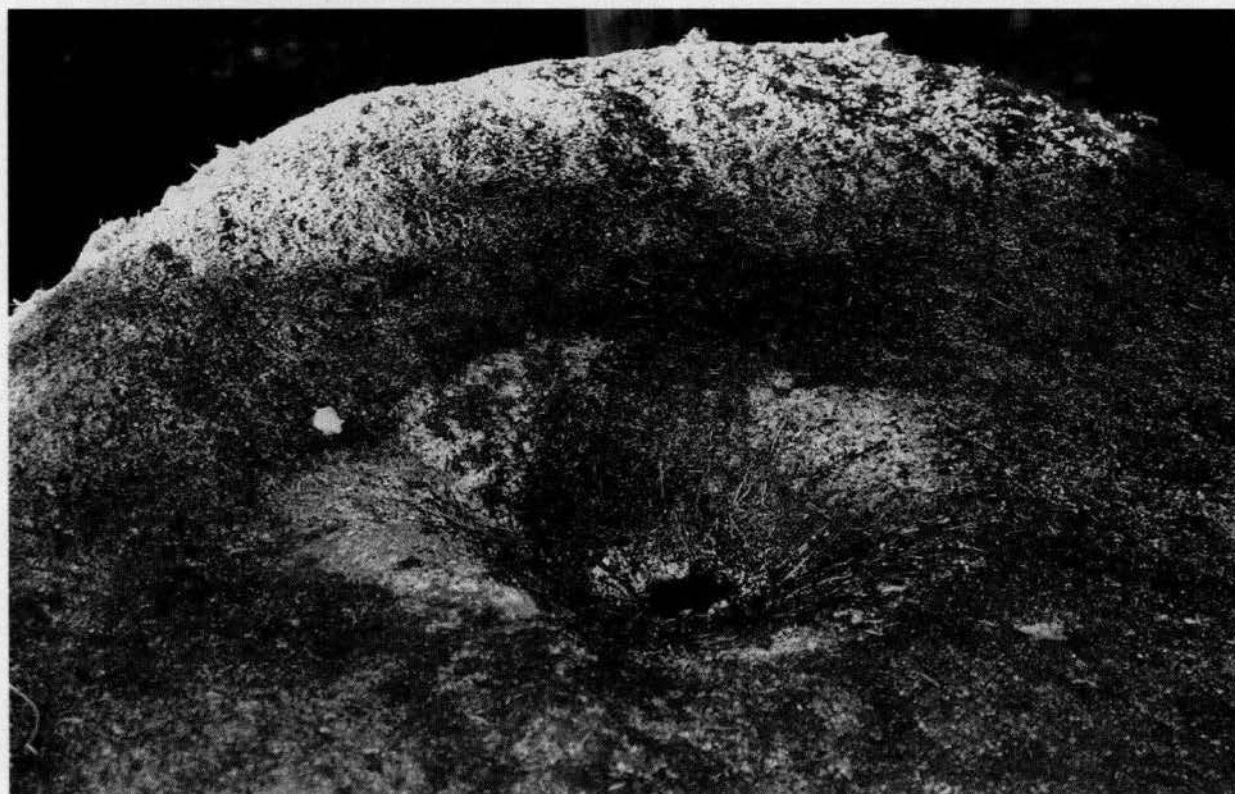
- 1 An der Exkursion zur Nummerierung, Grobvermessung und Dokumentierung der Anlage nahmen neben dem Verfasser die Herren Wolfgang Neuß, Gerhard Aberle, Günter Schondelmaier und Hermann Ohnemus aus Dörlinbach teil.
- 2 Menhire und Stelen mit ähnlicher Form sind im Altertum in vielen Ländern und Kontinenten aufgestellt worden. Vgl. hierzu 2. Mose, 24, 4, um 550 v. Chr. aufgeschrieben, „... und baute zwölf Denksteine nach den zwölf Stämmen Israels“ Vgl. Werner, Keller, Und die Bibel hat doch recht, 1963, S. 166, Auf einer Bronzetafel aus dem 12. Jh. v. Chr., die in dem biblischen Elam ausgegraben wurde, ist eine Szenerie von heidnischem Kult des Alten Orients zu sehen. Dabei befindet sich auch ein Menhir mit ähnlicher Form. Vgl. auch Frank Teichmann, Der Mensch und sein Tempel, Megalithkultur in Irland, England und der Bretagne, 1992, S. 32, Menhir mit Dolch und Schwert, Filitosa (Korsika), S. 59, Steine im Steinkreis bei Carrigagulla, Cork (Irland), S. 62, Kultanlage Stonehenge in Großbritannien, S. 67, Stein im Steinkreis von Old Keig, Aberdeen, S. 71, Mittelstein im Steinkreis von Glenquickean, Kirkcudbright (Schottland), S. 104 ff. Verschiedene Steine im Gangrab von Newgrange (Irland) u. a.
- 3 Vgl. Megalithkultur Diersburg, Anm. 6.





*Mächtiger aufrechtstehender Steinblock (ca. 3,50 m × 4,50 m) in der Megalith-Anlage auf der Storenwaldhöhe über Hornberg. Er steht am Hang auf einem Widerlager. Auf seiner planen Oberfläche ist an der Westspitze eine sogenannte „Opferschale“ eingetieft.*

*Foto: Wolfgang Neuß*



*Die eingetiefte sogenannte „Opferschale“ (ca. 0,40 m) auf der planen Oberfläche des mächtigen Steinblocks in der Megalith-Anlage auf der Storenhöhe über Hornberg.*

*Foto: Wolfgang Neuß*

- 4 Ähnlich wie Stelen und Menhire waren im Altertum auch Altäre besonders auf den Berghöhen zur Verehrung der Götter aufgestellt. Vgl. Parkland, *Illustriertes Lexikon der Mythologie*, 1874, (1993), S. 30, „Altar, bei den alten Völkern derjenige Opferherd, der sowohl zum Anzünden des Opferfeuers als auch zu den übrigen Verrichtungen bei Opfern gebraucht wurde. Unter dem Altar war eine Höhle angebracht, in welche man das übrigbleibende Opferblut goß. In der Nähe war ein Brunnen (bei den Germanen Blotkelda oder Blotabrunnen geheißen), der zum Waschen der Blutopfer diente. Man errichtete die Altäre gewöhnlich auf Anhöhen und Hügeln. Sie waren gegen Morgen (Osten) gerichtet und standen vor der Bildsäule des Gottes, dem der Tempel (Kultanlage) geheiligt war. Vgl. auch Bertelsmann *Lexikon*, 1977, Bd. 1, S. 144, „Der Altar ist in allen entwickelten Religionen ein block- oder tischartiger Platz für die Darbringung von Opfern; ursprünglich ein Felsblock.“ Hierzu ein Bild von einem Rauchopferaltar in Arad aus dem 9. Jh. v. Chr., ein behauener rechteckiger „Blockaltar“ ähnlich römischer Altäre. Vgl. Keller, S. 166, Auf der unter Anm. 2 angeführten Bronzetafel (12. Jh. v. Chr.) ist auch ein Altar zu sehen. Die Darbringung der Opfer auf Bergeshöhen bezeugt sowohl die Bibel (aufgeschrieben um 550 v. Chr.) als auch der griechischen Geschichtsschreiber Herodot (um 485–425 v. Chr.); vgl. Herodot, 1, 131, „Von den Perser Sitten und Gebräuche ist Folgendes bekannt: ... Bei ihnen ist Brauch, auf die Gipfel der Berge zu steigen und dort Zeus Opfer darzubringen, denn Zeus heißt bei ihnen der ganze Himmelskreis (Sterne). Sie opfern aber auch der Sonne und dem Mond, der Erde, dem Feuer, dem Wasser und den Winden. Diesen allen opfern sie von Anbeginn an.“ Vgl. hierzu 2. Mose, 17, 11, „Mose, Aron und Hur stiegen auf den Gipfel des Hügels ... 17, 15, ... und Mose baute einen Altar und gab ihm den Namen Jehova ... 20, 25, ... Und wenn du mir einen Altar aus Steinen machst, so sollst du ihn nicht von behauenen Steinen bauen; denn hast du deinen Meißel darüber geschwungen, so hast du ihn entweiht.“ Geopfert wurden Brandopfer und Friedensopfer, Kleinvieh und Rinder. Vgl. auch die megalithischen Altäre, Teichmann, S. 66 ff., beim Steinkreis von Easter Aquhorthies, Aberdeen, (Schottland), im Steinkreis von Old Keig, Aberdeen, (Schottland), im Steinkreis von Sunhoney, Aberdeen, (Schottland) und andere.

Auch die Opferschalen hatten kultische Bedeutung, waren oft in den Altären eingelassen und wie diese in vielen Religionen bekannt und verbreitet. Vgl. Keller, S. 166, auf der unter Anm. 2 angeführten Bronzetafel (12. Jh. v. Chr.) ist auf dem Altar auch eine Opferschale eingetieft. Vgl. auch Bertelsmann *Lexikon*, S. 144, In den Rauchopferaltar, der aus dem 9. Jh. v. Chr., in Arad gefunden wurde, ist ebenfalls eine Opferschale eingetieft. Dies gilt auch für unzählige Altäre aus der Römerzeit, die wir kennen. Vgl. auch 2. Mose, 24, 5–7, „Und Mose nahm die Hälfte des Blutes und tat es in Schalen, und die Hälfte des Blutes sprengte er an den Altar“. Da die ursprünglichen Altäre aus Felsblöcken auf Berggipfeln standen, wären auch dort eingetieft Opferschalen nicht ungewöhnlich. Aus spätrömischer bzw. frühchristlicher Zeit sind zwei Altäre mit eingelassenen Opferschalen in der Krypta des Bonner Münsters bekannt. Vgl. hierzu Rudolf Pörtner, *Mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit*, 1959, S. 96 ff. „Die früheste Kultanlage unter dem Chor des Bonner Münsters. Zwei gemauerte Tische zur Feier von Totengedenkmälern. Zwischen 260 und 300 n. Chr.“

Dem folgt eine alte Volksmeinung, wonach viele geformte Felsblöcke, besonders auf den hohen Berggipfeln, im Granit ursprünglich Altäre waren und deren oft kreisrunde Vertiefungen Opferschüsseln sein sollen. Die Entstehung der sogenannten Opferschüsseln erklärt man sich einfach. Sie werden schweren harten Steinen zugeschrieben, die als Schleifspindeln oder Schleifköpfe auf die Oberfläche der sogenannten Altäre auf-

gesetzt und in Schleifsand mit einer Kurbel oder Stange so lange gedreht wurden, bis die gewünschte Schüsseltiefe erreicht war. Das wäre höchstens mit Granit, Härte 2–5 – 7, und Schleifsand aus Korund und Quarz möglich gewesen. Vgl. hierzu Wooley/Bishop/Hamilton, Der Kosmosführer, 1975, S. 122, Granit besteht aus Feldspat: Härte 6–6,5, Quarz: Härte 7 und Glimmer: Härte 2,5–3 (S. 134, 128, 122). Korund: Härte 9, Quarz: Härte 7 und andere Mineralien kommen in alluvialen Sanden und Kiesen vor. (S. 44). Demnach wären Unregelmäßigkeiten, Risse und Rinnen, auf die über Jahrtausende anhaltende Verwitterung und auf die Verwesung organischer Stoffe, wie Blätter, Moose und Holzreste, in der Opferschüssel zurückzuführen.

Die alte Hypothese, wonach die Opferschüsseln als sogenannte Gletschermühlen durch einen in einem Strudel gedrehten Stein entstanden sein sollen, ist auch bei der Opferschüssel im Storenwald auszuschließen. In diesem Gebiet gab es in der Eiszeit lediglich Firnflächen. Vgl. hierzu Wagner, S. 16 und das Geologische Raumbild der Hochrhein-Donaulandschaft vor 25 000 Jahren auf der nächsten Seite.

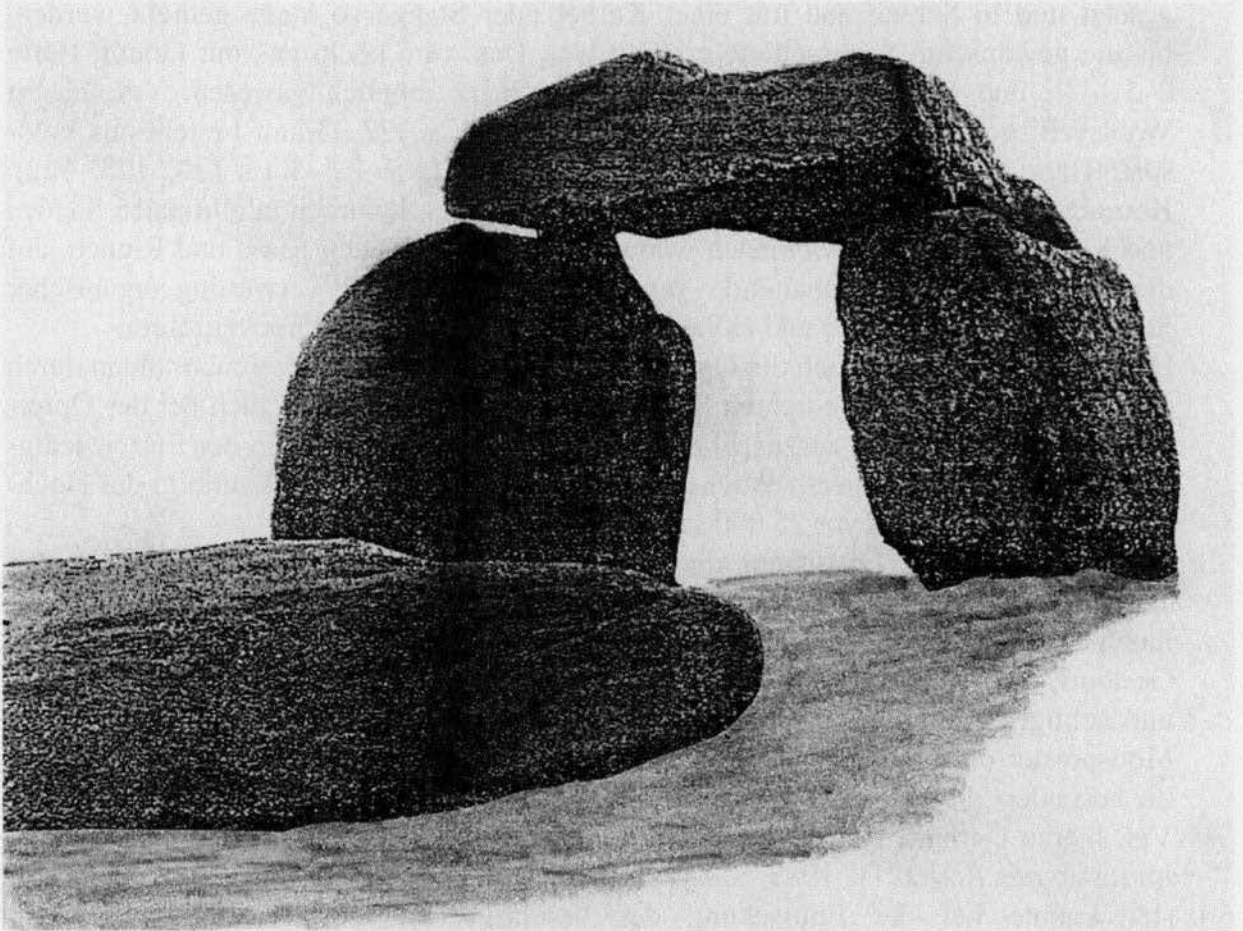
Schließlich wird die Entstehung der sogenannten Opferschüsseln einer komplizierten These zugeschrieben, wonach Witterungseinflüsse und biologisch-chemische Vorgänge ihnen die entsprechende Form verleihen sollen. Sie beziehen sich auf die Struktur des Gesteins, auf feine Haarrisse in seiner Oberfläche, auf warmes, niederschlagsreiches und nebligtes Klima, auf wechselnde Sonneneinstrahlungen, auf die angeblich runden Moospolster oder Flechten sowie auf die Verwesung von Organismen, z. B. Blättern, die besonders die Feldspäte auflösen sollen.

Vgl. hierzu Gerhard Hoffmann, Funde und Fundstätten der Vor- und Frühgeschichte im Landkreis Rastatt IV, 1988, S. 139–145. Weitere Anmerkung: Ein rundes Moospolster konnte bei der Entdeckung des beschriebenen Objekts nicht festgestellt werden. Vielmehr war die Oberfläche des Steins mit einem unregelmäßigen und dicken Moospolster überwachsen.

*Oberweier.* Bereits im Frühjahr 1974 hat der Oberweierer Pfarrer und Heimatforscher Friedrich Schleicher bei der Einweihung des landwirtschaftlichen Anwesens Kohler im Gewann Galli einen im Hof neu aufgerichteten „eigenartigen Stein von ca. 2 Mtr. Höhe“ vorgefunden, der „beim Hausbau aus ca. 2 Mtr. Tiefe“ im anstehenden Löß ausgebaggert worden war. „Ein weiterer nach Aussage des Besitzers mindestens 3 Mtr. langer Stein soll noch im Boden liegen, weil ihn die Baggerarbeiter nicht heraus-holen konnten.“

Dies meldete er damals dem Archäologischen Arbeitskreis und hegte gleich den Verdacht, es handle sich bei den seltsamen Steinen um Menhire.<sup>1</sup>

Bald danach beobachtete Pfarrer Schleicher auch die Baggerarbeiten in der sehr großen Baugrube für das evangelische Altenwohn- und Pflegeheim, nur wenig unterhalb der Siedlung Kohler. Neue megalithische Objekte, die dort ans Tageslicht kamen, übertrafen alle Erwartungen. So fand man in der Grube die stattliche Anzahl von acht tonnenschweren, plattenförmigen



*Ein Teil der im Löß bei Oberweier ausgegrabenen und vor dem Altenheim aufgerichteten Megalithe. Die Aufstellung der Steine entspricht nicht ihrem Fundzustand.*

*Foto: J. Naudascher*

dicken Sandsteinen mit den Maßen von 2,15 bis 2,60 m Länge, 1,10 bis 1,90 m Breite und 0,30 bis 0,80 m Stärke.<sup>2</sup> Sie paßten in ihren Abmessungen zu ähnlichen Platten, die Pfarrer Schleicher als Brücken über dem Dorfbach wegen ihrer unnormalen Stärke aufgefallen sind.

Angesichts dieser Tatsache hat der Archäologische Arbeitskreis die Funde nicht nur registriert, sondern sich auch für ihre Erhaltung eingesetzt. Eine entsprechende Bitte an das für den Bau zuständige Architekten-Team Garbarek – Stindt – Stuber erbrachte die Zustimmung der Evangelischen Kirche, und es konnte dem Baudirektor Mürb der Auftrag erteilt werden, die tonnenschweren Steine auf ihrem heutigen Platz vor dem Altenwohnheim aufzustellen.<sup>3</sup>

In der Folgezeit konnten sich dann auch Fachleute mit dem seltsamen megalithischen Fund beschäftigen, und es stellte sich bald eine unnatürliche Erscheinung dieser Steine heraus. Der Grund dafür war im Ein-

schluß dieser Steine in sonst geröllfreiem Lößboden zu suchen. Aber auch die stark abgerundeten Kanten sprachen nicht gerade für eine natürliche Entstehung. Dagegen konnte an Hand des Kalksinters, der auf den Oberflächen der Steine überall zu sehen war, lediglich auf eine sehr lange Lagerung im Löß, aber nicht auf ihre zeitliche Entstehung geschlossen werden.<sup>4</sup>

Da der Antransport dieser megalithischen Steine auf natürliche Weise nicht in Frage kam,<sup>5</sup> war auch dies zu klären. Dazu gab es zwar verschiedene Möglichkeiten, die aber wegen des großen Gewichts und der kaum vorhandenen mechanischen Mittel zur Entstehungszeit auf zwei reduziert werden mußten. Einmal kommt der Transport der megalithischen Steine auf gefrorenem Boden mittels Rollen oder, was wahrscheinlicher ist, mit Schlitten über eine Eisenbahn in Frage.<sup>6</sup>

*J. Naudascher*

- 1 Josef Naudascher, Fundmeldung (FM) Friesenheim-Oberweier, 27.05.1974, an das Landesdenkmalamt, Abtl. Archäologische Denkmalpflege, in Freiburg.
- 2 Josef Naudascher, FM; Friesenheim-Oberweier, 28.05.1974.
- 3 Die Aufstellung der Steine entspricht nicht ihrem Fundzustand.
- 4 Dr. rer. nat. Helmut Eisenlohr, Geologe in Wiesbaden, Brief (Expertise) v. 20.03.1976, an das Landesdenkmalamt, Abt. Archäologische Denkmalpflege, in Freiburg. „Die jetzt im Garten des Altersheim aufgestellten Sandsteinblöcke sind in der Mehrzahl plattig. Nun hat der Buntsandstein die Eigenschaft, mehr blockig zu brechen; die hin und wieder auch natürlich vorkommenden Platten sind fast ausnahmslos dicker als die Steine in Oberweier. Dann sind die natürlich entstandenen Bruchkanten meist eckig oder halbrund, nie aber ganz gerundet bzw. elliptisch, wie dies einige der Oberweierer Steine aufweisen. Diese Kanten sind m.E. künstlich nachgearbeitet. Alle Steine weisen auf der Oberfläche Kalkversinterung auf, ein Zeichen dafür, daß sie schon ziemlich lange im Löß liegen müssen. Es ist nun unwahrscheinlich, daß eine Anhäufung solch auffälliger Steine mitten im sonst geröllfreien Sediment auftritt. Auch dies spricht m. E. sehr für einen nachträglichen Transport durch Menschenhand. Von der Form der Steine her liegt nahe, sie als Megalithe zu erklären.“ An dieser Stelle sei Herrn Dr. Eisenlohr herzlich gedankt.
- 5 Antransport durch Erosion ist auszuschließen. Aber auch ein Gletschertransport käme selbst dann nicht in Frage, wenn die Megalithe – was unwahrscheinlich ist – am Ende der letzten Eiszeit (Würm) auf den Löß gelangt wären. Vgl. hierzu Georg Wagner, Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte, 1960, S. 16, Geologisches Raumbild der Hochrhein-Donaulandschaft vor 25 000 Jahren. Das Eis der letzten Eiszeit ist dort in seiner ganzen Ausdehnung zu sehen. Die Eiskappe des Schwarzwalds dehnte sich um den Feldberg stark nach Südosten, Süden und Südwesten aus, erreichte aber dort nie das Rheintal zwischen Basel und Freiburg. Im Norden des Feldbergs ist nur noch eine schmale Vereisung festzustellen, und es gab daran anschließend im Hochschwarzwald lediglich noch Firnflächen. Aber auch sie erreichten weder das Gutach- noch das Kinzigtal.
- 6 Für den Hinweis und den Vorschlag sei dem Paläontologen und früheren Kieler Professor Dr. Ekke Günther in Ehrenstetten herzlich gedankt.

*Rammersweier.* Bereits im Frühjahr 1993 stieß ein Bagger, während er Mutterboden für eine neue Straße im Gewann „Brücklesbühnd“ abschob, im sonst steinfreien Löß auf einen Stein. Der Heimatforscher und Ortsvorsteher von Rammersweier Gerhard Hurst hat dies beobachtet und etwas nachgegraben. Dabei legte er einen tonnenschweren Granitfindling teilweise frei. Der schwere Stein war ca. 2,80 m lang und ist von dem Granitmassiv der Schwarzwaldvorberge antransportiert worden.<sup>1</sup>

Eine weitere Untersuchung erbrachte noch zwei weniger große Steinbrocken aus dem gleichen Material, die entweder von ihm abgespalten oder für die frühere Verankerung des Steins im Boden verwendet worden sind. Denn es muß davon ausgegangen werden, daß der Stein ursprünglich am Fundort aufgestellt war.<sup>2</sup> Dank der Initiative von Gerhard Hurst konnte der Stein unmittelbar bei der Fundstelle wieder aufgerichtet werden.

Bei dem Stein handelt es sich wahrscheinlich um einen Menhir aus der Jungsteinzeit (Neolithikum).<sup>3</sup> Auch er lag wieder auf einer leicht nach Westen abfallenden Lößdüne.<sup>4</sup>

*J. Naudascher*



*Der wieder aufgestellte Menhir von Rammersweier.*

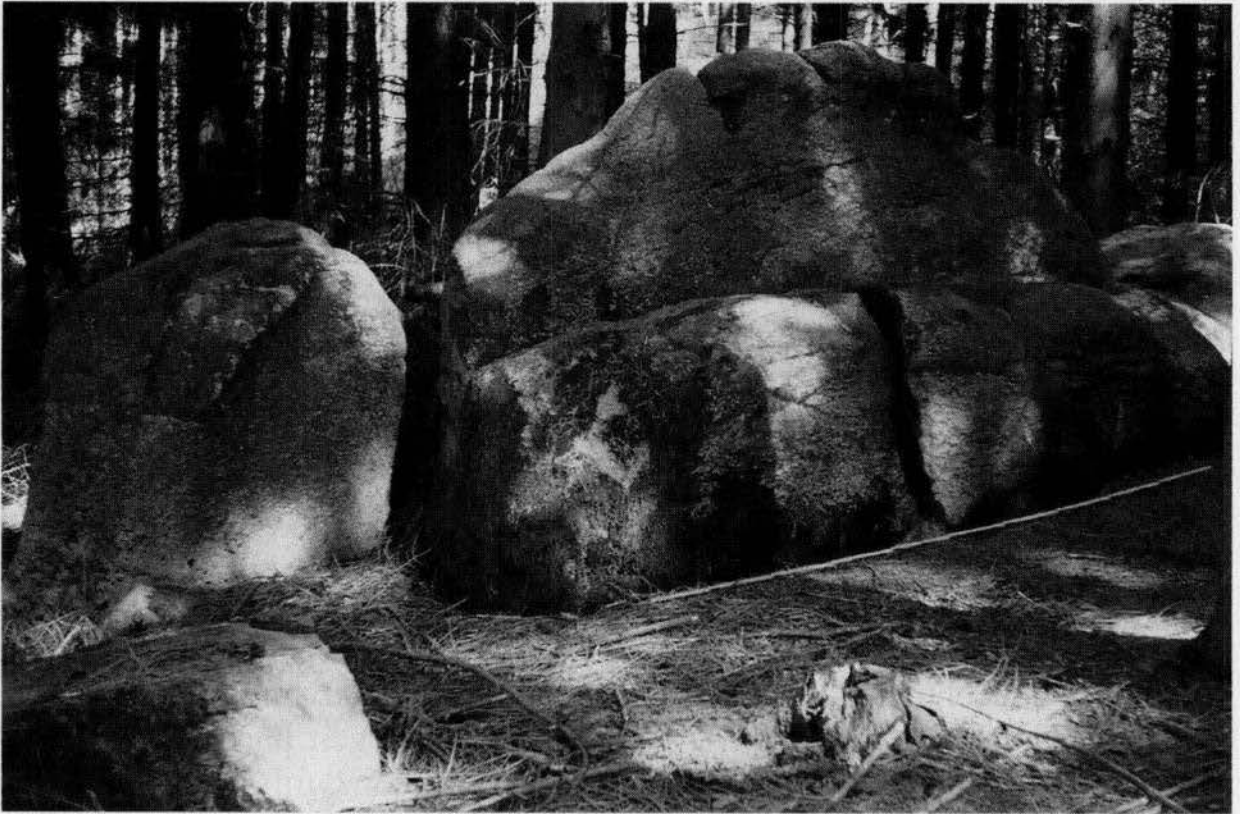
*Foto: Gerhard Hurst*

- 1 Vgl. Megalithkultur Oberweier, Anm. 5 und 6.
- 2 Vgl. Megalithkultur Bohlsbach.
- 3 Vgl. Naudascher, Die Ortenau, 1974, S. 148–151.
- 4 Vgl. Megalithkultur Altdorf, Diersburg, Oberweier.

*Schwaibach.* Auf den Hinweis zu den beiden archäologisch verdächtigen Namen „Heidenstein“ und „Stirnle“ wurde im September 1972 der Bergwald südöstlich von Schwaibach nach behauenen oder geformten Steinen abgesucht.<sup>1</sup> Dabei wurde der Bergkamm „Sommerhalde“ von Schwaibach her in Richtung Lieberkopf bestiegen. Auf dem Sporn der Kammstufe, zwischen 350 m und 400 m Höhe, ist schließlich ein kleiner Steinhügel mit einem Durchmesser von ca. 10 m aufgefallen, der den Kamm um ca. 2 m überragt. Das war also das gesuchte „Stirnle“. Da dieses Objekt aber von dichtem Gestrüpp überwachsen war, umging man es zunächst auf seiner Nordseite und entdeckte dabei kaum 40 m östlich davon zwei mächtige, auf dem Kamm querliegende Granitblöcke. Sie liegen parallel dicht beisammen und haben zusammen die Form eines „Altars“ mit Rückwand. Der vordere Block ist ca. 2,50 m lang und ca. 0,80 m hoch. Er ist in der Mitte auseinandergebrochen. Der hintere Stein ist nach zwei Seiten etwas abgechrägt. In der Mitte ist er ca. 1,80 m hoch und hat drei eindrucksvolle natürlich ausgewitterte Höcker. Sowohl der vordere als auch der hintere Block dürften von dem etwa 300 m östlich gelegenen Felstrümmerfeld sorgfältig ausgesucht und antransportiert worden sein.<sup>2</sup> Die so geformten mächtigen Felsblöcke sind links und rechts von jeweils einem ca. 1 m großen, runden, kuppelförmigen Stein flankiert. Vor ihnen liegen zwei weitere große Steine, die aber nur noch etwas aus der Erde heraus schauen. Diese sicher künstlich gesetzte Felsgruppe wird etwa auf der gleichen Linie durch ähnlich abgerundete, ca. 1 m hohe Steine, die im Abstand stehen, fortgesetzt.<sup>3</sup>

Bei einer weiteren Begehung mit Wissenschaftlern vom Landesdenkmalamt, Abt. Archäologische Denkmalpflege aus Freiburg, wurde auch das sogenannte „Stirnle“ näher untersucht. Dabei entdeckte man auf seiner Ostseite eine rechteckige Eintiefung von ca. 1 m × 2 m im Steinhügel. Sie war auf drei Seiten durch aus den Gesteinstrümmern herausragende mächtige Steinplatten begrenzt. Davor lag ein runder, ebenfalls eingewachsener Stein, der aber in seiner Mitte eine deutliche Aushöhlung zeigte. Schon nach oberflächlicher Betrachtung schien der Stein künstlich zu sein.<sup>4</sup>

Erst als die gesamte Anlage mit Zustimmung des Waldbesitzers beim Ausbau eines Wanderwegs unter der Leitung des Försters gesäubert worden



*Der sogenannte „Altar“ auf dem Heidenstein über Schwaibach.*

*Foto: J. Naudascher*

war, erhielt der Betrachter den heutigen Gesamteindruck. Die rechteckige Vertiefung entpuppte sich als Kammer, die nach vorne offen ist, und der runde ausgehöhlte Stein scheint danach als künstliche „Opferschale“ angesprochen werden zu dürfen.<sup>5</sup>

Beim Schwaibacher „Heidenstein“ hoch über dem Kinzigtal, mit Fernsicht nach allen Seiten, handelt es sich zweifellos um eine der noch am besten erhaltenen megalithischen Kultanlagen des Mittleren Schwarzwaldes.<sup>6</sup>

*J. Naudascher*

- 1 Für den Hinweis wäre Thomas Kopp †, Zell a. H. zu danken. Vgl. Josef Naudascher, FM, Schwaibach/Dantersbach, 1972.
- 2 Vgl. Megalithkultur Oberweier, Anm. 5 und Anm. 6. Bei dem Objekt handelt es sich wahrscheinlich um einen vorzeitlichen Altar. Vgl. hierzu Megalithkultur Hornberg, Anm. 4.
- 3 Vgl. Josef Naudascher, FM, 1974.
- 4 An der Begehung nahmen u. a. Dr. Gerhard Fingerlin und Dr. Rolf Dehn vom Landesdenkmalamt Freiburg, Abteilung Archäologische Denkmalpflege, teil. Dabei entdeckte Dr. Dehn die rechtwinklige Eintiefung und den ausgehöhlten Stein.
- 5 Vgl. Anm. 4. Bei dem rechtwinkligen Stein handelt es sich vermutlich um einen gestörten Dolmen. Vgl. hierzu Fernand Niel, Dolmens et Menhirs, 1972, p. 44 ff, „Les





*Der mögliche Rest eines Dolmens auf dem Heidenstein über Schwaibach. Davor die „Opferschale“.*

*Foto: J. Naudascher*



*Die sogenannte „Opferschale“ auf dem Heidenstein über Schwaibach.*

*Foto: J. Naudascher*

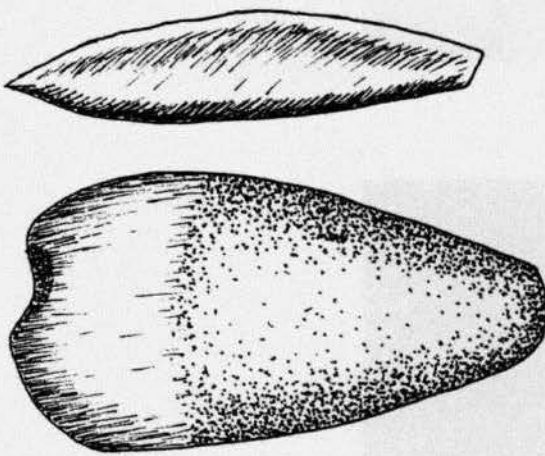
dolmens ... se composent de deux parties: les supports et la table, ... Nous distinguerons, d'abord, le dolmen simple (fig. 5, 1 et 2). Les monants dessinent alors deux lignes parallèles ou non, ou bien trois côtés d'un carré, ou bien encore, un polygone quelconque, dont il manque généralement un côté, afin de ménager une entrée.“ Der runde, ausgehöhlte Granitstein scheint künstlich bearbeitet zu sein. Dabei dürfte es sich im Gegensatz zu den vermuteten Opferschalen auf Stein- oder eventuellen Altarblöcken erstmals um ein für den gleichen Zweck hergestelltes separates Objekt handeln. Vgl. hierzu Megalithkultur Hornberg, Anm. 4 und Megalithkultur Gremmelsbach. An dieser Stelle sei dem Förster, Herrn Rauer, und dem Waldbesitzer, Herrn Müller, für ihr Entgegenkommen gedankt.

- 6 Für den Hinweis auf die Bedeutung der Kultanlage „Heidenstein“ sei dem Oberkonservator Dr. Fingerlin und dem Fachwissenschaftler Dr. Dehn gedankt.

### *Jungsteinzeit*

*Allmannsweier.* Anlässlich einer Begehung am Bergwald von Schwanau-Allmannsweier hat Fritz Heimburger aus Allmannsweier 1994 am Fuß des Abhangs zum Schuttertal hin zwischen Kuhbach und Reichenbach ein Steinbeil, wohl aus Kieselschiefer, gefunden.<sup>1</sup> Bei der gleichen Begehung fand Wolfgang Peter neben undatierbaren vorgeschichtlichen Scherben auch eine kleine Silexklinge.<sup>2</sup>

*J. Naudascher*



*Steinbeil aus dem Bergwald von Allmannsweier.*

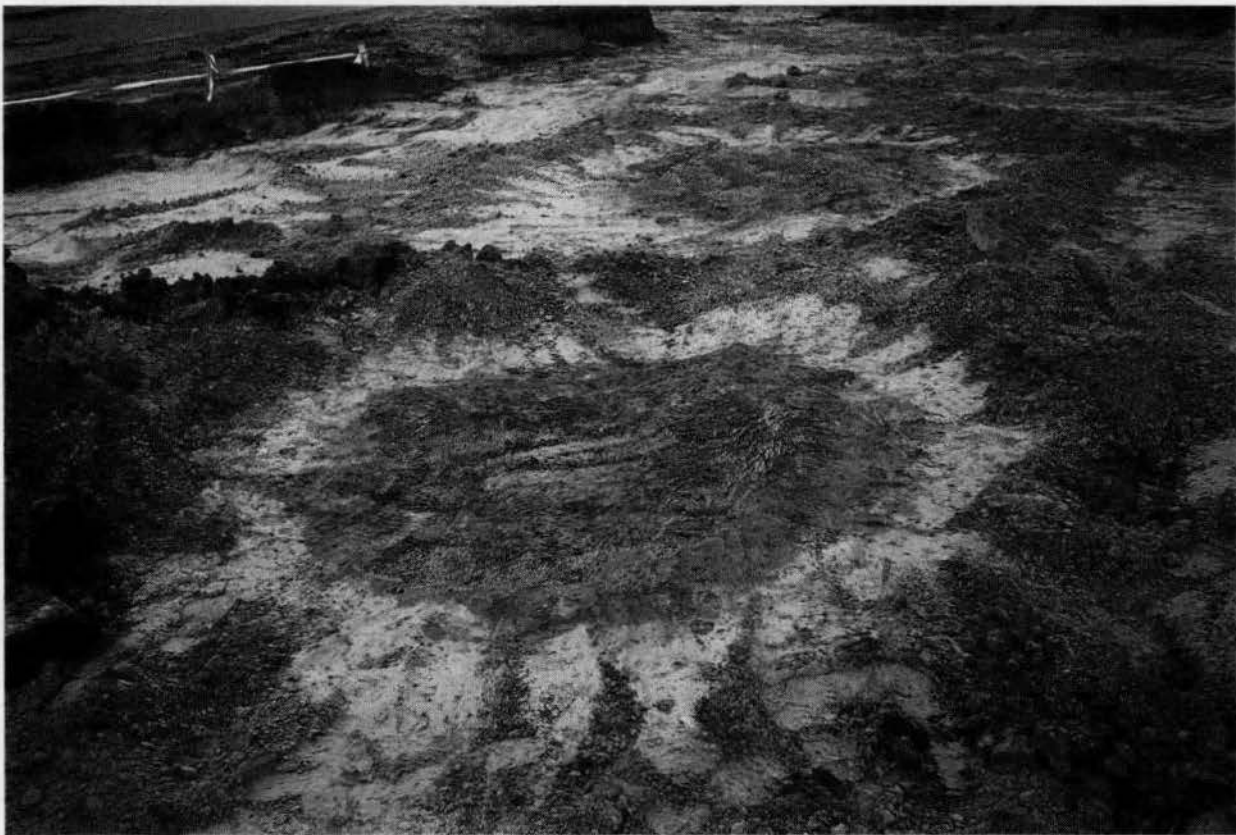
*Zeichnung: Wolfgang Peter*

- 1 Die Begehung fand im Zusammenhang mit der Kartierung römischer Fundstellen durch Herrn Greiner vom Landesdenkmalamt statt.
- 2 Wolfgang Peter, Fundmeldung an das Landesdenkmalamt, Abteilung Archäologische Denkmalpflege in Freiburg, 1994.

## *Urnenfelderkultur*

*Ichenheim.* Bereits im April 1991 zeichneten sich im Neubaugebiet nordöstlich von Ichenheim in der Baugrube von Siegfries Tscherner u. a. drei trichterförmige, nach unten ausweitende Gruben im Profil ab.<sup>1</sup> „Ihrem ganzen Erscheinungsbild nach erinnern sie an einen vorgeschichtlichen Erdkeller, und dementsprechend deuten auch intensive Kalksinterbildungen auf ein hohes Alter hin.“ Bei den Ausgrabungen ist lediglich ein kleines Keramikscherbchen gefunden worden.<sup>2</sup>

Im Februar 1994 wurde dann südlich von der Fundstelle die Baugrube von Dieter Wurth ausgegraben, die von Anfang an beobachtet werden konnte.<sup>3</sup> Nachdem der Bagger den Humus vorsichtig abgestreift hatte und dann dieses Niveau von Hand „abgezogen“ worden war, zeichneten sich sieben scheiben- bzw. ringförmige Verfärbungen in dem anstehenden Löß ab. Sie hatten einen unterschiedlichen Durchmesser, weil sie wahrscheinlich ursprünglich auch verschieden tief in die Erde gegraben waren. In einer der Gruben wurde ein menschliches Skelett mit übereinandergeschlagenen Beinen, in einer anderen das Skelett eines Tieres (Hund, Katze o. ä.) gefunden. Das Menschenskelett lag auf dem ursprünglichen Grubenniveau,



*An der Oberfläche einer Baugrube in Ichenheim zeichnen sich zwei prähistorische Vorratsgruben ab.*

*Foto: J. Naudascher*



*Mitarbeiter vom Landesdenkmalamt, Abteilung Archäologische Denkmalpflege, in Freiburg legen das Skelett in einer prähistorischen Vorratsgrube frei.*

*Foto: J. Naudascher*

und ist darum bald nach der Entstehung der Grube dorthin gelangt. Das Tier ist möglicherweise in die offene Grube gefallen und nicht aus eigener Kraft herausgekommen.<sup>4</sup>

Nach Aussagen der Anwohner war die Fundstelle, eine Lößdüne, immer der höchste Punkt der Umgebung. Darum scheinen sie auch die Menschen der Urnenfelder-Kultur (um 1000 v. Chr.) für ihre trichterförmigen Vorratsgruben ausgewählt zu haben.<sup>5</sup>

*J. Naudascher*

- 1 Vgl. Wolfgang Peter, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe Archäologie, in: Die Ortenau, 1992, S. 42.
- 2 Die Fundstelle wurde vom Verfasser voruntersucht und weitergemeldet. Vgl. hierzu Grabungsbericht, Klaus Hietkamp. Landesdenkmalamt Freiburg, Archäologische Denkmalpflege, 1991.
- 3 Der Hinweis kam von Herrn Leonhard Kops, die Fundstelle wurde vom Verfasser voruntersucht und weitergemeldet.
- 4 Die Ausgrabung stand unter der Leitung von Klaus Hietkamp, Grabungstechniker beim Landesdenkmalamt, Abteilung Archäologische Denkmalpflege, in Freiburg.
- 5 Für die zeitliche Einordnung sei Herrn Rolf Dehn, Fachwissenschaftler beim Landesdenkmalamt, Abteilung Archäologische Denkmalpflege, gedankt.

## *Römerzeit*

*Allmannsweier.* Bei einer gemeinsamen Begehung haben Wolfgang Peter und Fritz Heimburger auf einer bereits bekannten römischen Fundstelle am Bergwald von Schwanau-Allmannsweier zwischen Kuhbach und Reichenbach einige römische Scherben gefunden.<sup>1</sup>

*J. Naudascher*

1 Vgl. hierzu Jungsteinzeit Allmannsweier, Anm. 1 und Anm. 2.

*Gengenbach.* Beim Ausheben seiner Baugrube hat Herr Bruno Bau in der Hinterdorfstraße 1994 neben Holzkohle, Knochenresten, Keramikscherben auch geschmolzenes Glas geborgen. Als dann in der Grubenwand ein vollständiges Keramikgefäß sichtbar wurde, meldete er dies dem Stadtbauamt Gengenbach, das wiederum das Landesdenkmalamt in Freiburg verständigte.

In der Folgezeit hat der Grabungstechniker Klaus Hietkamp vom Landesdenkmalamt, Abteilung Archäologische Denkmalpflege, in Freiburg, mit seinem Grabungsteam die Baugrube genauer untersucht. Dabei konnte er zunächst feststellen, daß es sich bei dem Fund um eine römische Totenurne handelt. Im Laufe der Ausgrabung konnten dann acht weitere römische Brandgräber freigelegt werden.



*Vom Landesdenkmalamt in Gengenbach ausgegrabene römische Totenurne.*

*Foto: Bruno Lehmann*

Bei dieser Gelegenheit wurde noch das „obere abschließende Kapitell einer Jupiter-Gigantensäule“ bekannt, das ebenfalls in der Hinterdorfstraße aufgestellt ist. Es ist möglicherweise der Rest jener Säule, die bereits seit 1751 vom Kastellberg bekannt ist.<sup>1</sup>

Neben dem römischen Brennofen, den römischen Gebäuderesten, die dem Glaswaldsee zum Opfer gefallen sein sollen, sind das u. a. weitere Hinweise auf die römische Vergangenheit von Gengenbach.

*In Zusammenarbeit mit Bruno Lehmann*

- 1 Der Hinweis ist auf einen Bericht von Herrn Klaus Hietkamp und einen Bericht von Herrn Oberkonservator Dr. Fingerlin an die Stadt Gengenbach zurückzuführen.

*Rammersweier.* Im Frühjahr 1993 hat der Ortsvorsteher von Rammersweier, Herr Gerhard Hurst, die Abtragung des Mutterbodens für die neu vorgesehene Trasse der Moltkestraße beobachtet. Dabei hat er eine verdächtige Verfüllung mit Steinresten festgestellt.<sup>1</sup>



*Die Reste eines Bads aus der Römerzeit bei Rammersweier. Foto: Gerhard Hurst*

Bei näherer Untersuchung stellte sich der vermeintliche Schutt als Reste von einem römischen Terrazzoboden heraus. Noch 1993 hat dann das Landesdenkmalamt, Abteilung Archäologische Denkmalpflege, die Reste von einem Ziegel-Splitt-Boden und von einem Schichtmauerwerk freigelegt.

Nach Abschluß der zweiten Grabungskampagne 1994 waren die Reste der Heizungsanlage für die Hypokaustenheizung eines kleinen römischen Bads sichtbar. Auf seine Benutzung wiesen schließlich im Heizbereich der gerötete Löß als auch große Aschenmengen hin. Es wird vermutet, daß das darüber gestandene Badegebäude aus einer Mischung von Mauern und Fachwerk war. Nach den vorgefundenen Keramikscherben dürfte das Bad schon ab der Mitte des 1. Jh. betrieben worden sein. Das zugehörige Wohngebäude konnte allerdings bisher nicht gefunden werden.<sup>2</sup>

*J. Naudascher*

- 1 Der Entdecker der römischen Reste, Herr Gerhard Hurst, verständigte u. a. das Landesdenkmalamt Freiburg.
- 2 Die Leitung der Grabungskampagne hatte der Grabungstechniker Klaus Hietkamp vom Landesdenkmalamt, Abteilung Archäologische Denkmalpflege, in Freiburg. Ihm sind zahlreiche Hinweise zur Ausgrabung zu verdanken.

*Wolfach.* Bei Baggararbeiten wurden unweit östlich der katholischen Kirche eine beachtliche Zahl römischer Scherben gefunden. Neben römischen Tafelgeschirresten – sogenanntem Terra Sigillata – waren auch Scherben gewöhnlicher Irdeware dabei, wie sie in der römischen Töpferei von Lahr-Dinglingen hergestellt wurden.

Eine Nachgrabung von Professor Dr. Ing. Pfefferle mit seinem Team unter der Grabungsleitung des Grabungstechnikers Klaus Hietkamp vom Landesdenkmalamt in Freiburg erbrachte allerdings keine Mauerreste, die auf ein römisches Gebäude schließen ließen. Dennoch ist nicht von der Hand zu weisen, daß dort auf dem vom Hochwasser geschützten Terrain bereits in der Römerzeit ein Gebäude stand. Darauf weisen neben früheren römischen Scherben- und Münzfunden<sup>1</sup> möglicherweise auch Säulen- und Mauerreste hin, die sowohl bei der Erweiterung als auch bei der Renovierung der Kirche unter dem Kirchenboden gefunden wurden.<sup>2</sup>

*J. Naudascher*

- 1 Der Heimatforscher Josef Krausbeck hat schon mehrfach im Bereich der Kirche römische Scherben, darunter auch Terra Sigillata, gefunden. Vgl. Münzfundbericht Landesdenkmalamt, Abtl. Archäolog. Denkmalpflege, Freiburg. „Bei Grabarbeiten wurde

1965 auf dem Kirchplatz von Frau Clara Stehle eine Münze von Constantin I. gefunden.“ Vgl. auch Josef Krausbeck, Ur- und frühgeschichtliche Funde, in: Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Wolfach, 1970, S. 121, Nr. 3.

- 2 Josef Krausbeck hat bereits 1939 bei der Erweiterung der Kirche mehrere Scherben, darunter auch ein Glasfläschchen sowie Säulenreste gefunden. Eine Rundsäule blieb neben dem heutigen Hauptportal stecken. Bei der Renovierung der Kirche im Jahr 1974 hat Josef Krausbeck dem Verfasser eine Mauer gemeldet, die vor dem alten Chor von N–S, quer durch das alte Kirchenschiff lief. Sie war ca. 1 m stark und im „Fischgrätenmuster“ aufgesetzt. Die zeitliche Einordnung der Funde erfolgte jedoch nicht.



## Fachgruppe „Denkmalpflege“

*Dr. Dieter Kauß*

Die Fachgruppe „Denkmalpflege“ im Historischen Verein für Mittelbaden setzt sich aus ehrenamtlichen Denkmalpflegern und interessierten Mitgliedern des Vereins sowie aus Gästen zusammen. Zu besonderen Themen werden Vertreter des Landesdenkmalamts und des Ortenaukreises als Untere Denkmalbehörde eingeladen. Informationssitzungen allgemeiner Art sowie Veranstaltungen vorort wechseln sich ab. In letzter Zeit gewinnen die Vorort-Begehungen größeres Interesse und vermehrte Bedeutung.

Im Jahre 1994 wurde mit einer allgemeinen Informationssitzung am 25. August in Offenburg begonnen. Dabei stand der momentane Sachstand der Denkmalpflege im Ortenaukreis am Anfang der Erörterungen. Es zeigte sich, daß sich sowohl im städtischen wie auch im ländlichen Bereich zahlreiche Probleme eröffnen, die sowohl Einzelobjekte als auch Ensembles betreffen. Technische, aber auch archäologische Denkmäler stehen ebenso zur Diskussion und wollen sach- und fachgerecht sowie unter Berücksichtigung finanzieller Gegebenheiten behandelt werden. Gerade die letzteren geben anlässlich der herrschenden öffentlichen Finanznot unverhältnismäßig stark den Ton an, bis hinein in die Rechtsprechung.

Der Tag des „offenen Denkmals“, in Deutschland am 9. September und im Elsaß am 17./18. September begangen, war ein weiteres Thema der ersten Sitzung am 25. August. Während sich über die deutsche Veranstaltung kaum Informatives bisher zu Tage fördern ließ, war man über die elsässische Aktivität „Les journées du patrimoine“ besser im Bilde, da der dortige Veranstalter sehr daran interessiert war, die Ortenau innerhalb dieser Aktion zu beteiligen und zu aktivieren. Die Fachgruppe stellte sich positiv dazu. Man wählte die Burgen Hohengeroldseck, die Schauenburg und Ortenberg aus. Als museale Einrichtungen schlug man Oberkirch und Sasbach (Turenne-Denkmal) vor. Als kirchliche Denkmäler brachte man Gengenbach, Lautenbach und Offenburg (Hl. Kreuz) in Vorschlag. Städtisches und bäuerliches Leben wären bei Gengenbach und im „Vogtsbauernhof“ in Gutach ablesbar und begehbar.

Alle diese Stätten wurden durch das Engagement von Herrn Carl Helmut Steckner auch im gemeinsamen Katalog „Les journées du patrimoine“ vorgestellt. Der Historische Verein für Mittelbaden dankt an dieser Stelle allen beteiligten Personen und Institutionen für das Verständnis und Entgegenkommen in dieser Angelegenheit.

Am 14. September traf sich die Fachgruppe „Denkmalpflege“ vorort in Oberkirch. Unter Führung von Herrn H. R. Zillgith besichtigten die Teilnehmer zunächst das Areal der früheren Burg Fürsteneck. Die Bemühungen des „Fördervereins zur Erhaltung der Schauenburg“ um diese Burg Fürsteneck wurden mit Zustimmung und Anerkennung zur Kenntnis genommen. Ebenso war man positiv von der Haltung der Besitzer den Problemen der Bürgerhaltung gegenüber beeindruckt. Ein anschließender Rundgang durch die Stadt Oberkirch machte mit Einzelobjekten der Denkmalpflege, mit dem Ensemble des Marktplatzes und der Bachanlage bekannt. Fachwerk- und Massivmauerwerk-Probleme regten zur Diskussion ebenso an wie die leidige Detailfrage der Fenstergestaltung.

Diese war das besondere Anliegen der Fachgruppe sowohl am 25. August wie auch am 14. September. Denkmalschutz beginne beim Detail, dessen Bedeutung oft schlicht übersehen wird. Ein solches „simples“ Thema ist das Fenster. Mit mehr Sensibilität müßten alte Fenster erhalten werden. Der äußere Schein trüge oft darüber hinweg, daß es sich durchaus lohne, die Fenster zu erhalten und zu reparieren. Ihr Wärmedämmwert wäre höher als der moderner Fenster, die ihrerseits keine Rücksicht auf das Bild der Fassadenarchitektur nähmen. Fenster reißen „Löcher“ in die Wand und haben viele Fachwerkhäuser verschandelt.

Der Holzbau, dessen Bewahrung und Erhaltung sowie Vermittlung an den heutigen Menschen stand im Mittelpunkt der dritten Veranstaltung der Fachgruppe „Denkmalpflege“ am 11. Oktober im Schwarzwälder Freilichtmuseum. Aus Anlaß des 30jährigen Bestehens dieses Freilichtmuseums in Gutach informierte der Museumsleiter Dr. Dieter Kauß die Teilnehmer über die Geschichte des Museums und die dort stehenden Bauten. Diese waren in enger Zusammenarbeit mit der staatl. Denkmalpflege transloziert und in Gutach aufgebaut worden. Heute ist das Museum bestrebt, ein weiteres Gebäude hinzuzugewinnen. Hierüber gab es jedoch Diskussionen mit dem Denkmalamt, das heute den Freilichtmuseen offenbar anders gegenübersteht als früher.

# Fachgruppe Flurnamen

*Dr. Ewald M. Hall*

Zu Beginn des Jahres 1994 wurde von Herrn Dr. Suso Gartner (Mitgliedergruppe Bühl/Baden) die Erhebung der Flurnamen des Ortsteils Kappelwindeck der Stadt Bühl/Baden vorbereitet. Die Aufnahme der mundartlichen Aussprache der Namen erfolgte am 17. Februar 1994 im Gasthaus „Einsiedelhof“ durch den Fachgruppenleiter. Zur Vervollständigung des Materials wurde am 2. März eine zweite Erhebung im Ortsteil Kappelwindeck-Gucken durchgeführt.

Die Flurnamensammlung von Kappelwindeck enthält im Gegensatz zu den bisherigen Flurnamenbüchern erstmals auch zahlreiche historische Belege und könnte somit Vorbildfunktion für zukünftige Sammlungen in Mittelbaden übernehmen. Hierzu waren von Herrn Dr. Gartner in mehrjähriger Arbeit die historischen Quellen im Generallandesarchiv Karlsruhe, im Stadtarchiv Bühl, im Pfarrarchiv Kappelwindeck und im Pfarrarchiv Ottersweier durchgesehen, exzerpiert und den aktuellen Flurnamen zugeordnet bzw. eingegliedert worden.

Während des Burgfestes auf der Windeck konnte das Buch erstmals am 27. August in Verbindung mit einem Auslagestand der Mitgliedergruppe Bühl/Baden der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Im Dezember wurden die ersten Exemplare an die Subskribenten und die Buchhandlungen ausgeliefert.

Am 19. November trafen sich die Mitarbeiter der Fachgruppe in Haslach-Schnellingen im Gasthof „Zur Blume“ zur nun bereits traditionellen vorweihnachtlichen Besprechung. Im Mittelpunkt dieses Treffens standen erneut die Musterkarteikarten zur Erhebung der aktuellen und zur Erfassung der historischen Flurnamen. Es wurde vereinbart, die bisher in den beiden Karteikarten enthaltenen Spalten zur Auswertung der aktuellen bzw. historischen Namen zu streichen und in eine eigens dafür vorgesehene dritte Interpretationskarte aufzunehmen. Diese drei Karteikarten entsprechen somit den drei wichtigsten Phasen einer umfassenden Flurnamensammlung: Erhebung der aktuellen Flurnamen, Erfassung der historischen Flurnamen, Auswertung der aktuellen und historischen Flurnamen.

Mit der oben vorgestellten Flurnamensammlung von Kappelwindeck wird die Reihe „Die Flurnamen der Ortenau“ eröffnet. Diese Veröffentlichungs-

reihe des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V., Offenburg/Baden, wird herausgegeben von der Fachgruppe 'Flurnamen' unter der Leitung von Ewald M. Hall in Zusammenarbeit mit der jeweils beteiligten Mitgliedergruppe des Historischen Vereins bzw. auch anderen Vereinen und Institutionen.

Bisher erschienene Bände der Reihe „Die Flurnamen der Ortenau“:

Band 1 Garnter, Suso/Hall, Ewald M. (1994): Kappelwindeck. Beiträge zur Geschichte und zu den Flurnamen. Hg. Stadt Bühl/Baden. Bühl/Baden.

# Fachgruppe für grenzüberschreitende Zusammenarbeit

*Carl Helmut Steckner*

Am Tag des offenen Denkmals, der zum 2. Mal in Deutschland am 11. September 1994 veranstaltet wurde, hat sich der Historische Verein für Mittelbaden erstmals beteiligt, ebenso an den entsprechenden elsässischen Veranstaltungstagen am darauffolgenden Wochenende.

Sie gehen zurück auf das 1975 vom Europarat bei den Mitgliedsländern propagierte Jahr des Denkmalschutzes zur Sensibilisierung der Öffentlichkeit. Zur Unterstützung der staatlichen Denkmalpflege und zur Förderung privater Initiativen wurde 1990 die Deutsche Stiftung Denkmalschutz mit Sitz in Bonn gegründet.

Bis 1994 konnte die Stiftung 175 Mill. DM zur Erhaltung und Wiederherstellung von 578 denkmalgeschützten Bauten und Anlagen vor allem in den neuen Bundesländern bereitstellen. Sie gibt die Zeitschrift „Monumente“ seit 1991 heraus und organisiert die Tage des offenen Denkmals, erstmals am 12. September 1993. Es beteiligten sich in der Bundesrepublik 1400 Gemeinden, die 5000 Denkmäler vorstellten.

Der zweite Tag fand am 11. September 1994 statt. In Baden-Württemberg nahmen 90 Gemeinden teil.

Am 17. und 18. September hat die entsprechende Veranstaltung zum 11. Mal in Frankreich stattgefunden, organisiert vom Kultusministerium. Im Elsaß liegt die Organisation in den Händen der regionalen Direction des affaires culturelles d'Alsace (DRAC) mit Sitz in Straßburg. Daran beteiligten sich rund 200 elsässische Gemeinden.

Der Direktor der DRAC, Dominique Paillarse, beabsichtigte, in diesem Jahr erstmals Baudenkmäler der Ortenau in sein Programm mit aufzunehmen und so den Bewohnern auf beiden Seiten des Rheins bekannt zu machen. Über die Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace (Gesellschaft für die Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß, gegr. 1855) kam Anfang Juni 1994 der Kontakt zustande. Mit Dr. Kauß wurde eine Auswahl getroffen und die organisatorischen Voraussetzungen geschaffen. Der französische Katalog „les journées du patrimoine“ wurde um die übersetzten Texte, Übersichtskarte und Farbillustrationen zum Ortenau-Teil erweitert und an die Verkehrsämter im Elsaß und in der Ortenau versandt, in einer Pressekonferenz am 9. September in Straßburg vorgestellt und in den Regionalzeitungen besprochen.

## Fachgruppe Museen

*Horst Brombacher*

Zur Frühjahrsveranstaltung trafen sich die Teilnehmer am 5.3. in Lahr, wo der Leiter der Städtischen Museen, Matthias Bauer, ein umfangreiches und ausgereiftes Besichtigungs- und Besprechungsprogramm ausgearbeitet hatte. Schwerpunkt waren die verschiedenen Abteilungen im Stadtparkmuseum, der Villa Jamm und das Geroldseckermuseum im Storchenturm. Bei der sich anschließenden Besprechung wurden Möglichkeiten der Museumsgestaltung diskutiert, wobei sich zeigte, daß die unterschiedlichen Voraussetzungen in den einzelnen Kommunen auch vielfältige Konzeptionen bedingen. Es zeigte sich einmal mehr, daß die finanzielle Ausstattung allein nicht ausreicht, sondern daß vor allem die personelle Zusammensetzung in der Museumsbetreuung stimmen muß.

Am 17. September entwickelte sich im Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ ein lebendiger Meinungs-austausch, ging es doch um Möglichkeiten der Befragung der Museumsbesucher. Unter der Leitung von Dr. Dieter Kauß stellte man fest, daß gerade die Vielfalt der Museen den Besuchern entgegenkomme. Inge Jockers vom Freilichtmuseum unterstrich dies, indem sie Präsentationsformen in Heimat- und Freilichtmuseen darstellte, wobei die Thematik „Beschriftung“ einen Schwerpunkt bildete.

# Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation

*Dr. Gernot Kreutz*

Die historischen Marksteine haben unter den Kleindenkmalen einen schweren Stand. Die Erfassungsarbeiten, die der Grenzstein-Dokumentation dienen, haben einige Gemeinsamkeiten mit archivarischer Tätigkeit. Die Sichtung von Archivmaterial ist oft ein etwas mühsames Unterfangen, das erforderliche systematische Vorgehen nicht immer einfach zu erbringen.

Als großes Problem bei der Erstellung der Grenzstein-Dokumentation stellt sich aber vor allem der Personalmangel, es fehlt die Lobby von ausreichend vielen Interessierten, die sich der einzelnen Gemeinden und Gebiete in der Ortenau in Sachen Marksteine annehmen. Die wenigen Bearbeiter sind häufig auch mit andern heimatpflegerischen Aufgaben verschiedenster Art befaßt, die vielleicht schneller augenfälligere Ergebnisse bringen mögen. Zudem wurden leider einige Bearbeiter aus widrigen Gründen verhindert, so daß ihre Tätigkeit an der Dokumentation der Grenzzeichen unterbrochen oder auch eingestellt werden mußte.

Punktuell gibt es in allen Bereichen der Ortenau (vgl. dazu „Die Ortenau“ 1990, S. 44–47) Interessierte und Tätige mit sehr unterschiedlichem Kenntnis- und Bearbeitungsstand ihres Gebietes. Die wechselseitigen Einzelkontakte zum Fachgruppenleiter, der zu den Fragen der Dokumentation Auskünfte und Hilfen gibt und geben kann, sind dementsprechend unterschiedlicher Art. Es bleibt zu hoffen, daß viele gute Absichtserklärungen umgesetzt werden können, die Grenzstein-Dokumentation in der Ortenau voranzubringen.

Es gilt nach wie vor, daß eine solche Dokumentation, die ja über zufällige Ergebnisse hinausreichen will, ein notwendiger Schritt zur Erhaltung der Historischen Marksteine ist. Denkmalschutz und -pflege gehört auch im Bereich der Kleindenkmale zu den originären Aufgaben eines Historischen Vereins.

# Fachgruppe Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte

*Jürgen Stude*

Die November 1993 gegründete Fachgruppe „Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte“ wurde bei der Jahresmitgliederversammlung im Oktober 1994 als Fachgruppe des Historischen Vereins Mittelbaden bestätigt.

Die Gruppe hat ca. 20 Mitglieder und trifft sich in vierteljährlichen Abständen. Jedes zweite Treffen hatte einen thematischen Schwerpunkt, in den ein Mitglied der Fachgruppe oder ein Gastreferent einführte.

Bei der Gründungsveranstaltung am 18. November 1993 gab Dr. Uri Kaufmann von der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg einen Überblick „über das Bibliographieren der neuzeitlichen deutsch-jüdischen Geschichte“.

Im Februar 1994 referierte Rainer Schimpf über antisemitische Strömungen in der Offenburger Presse des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Im Mai 1994 berichtete Jürgen Stude über einen Besuch des „Central Archives for the History of the Jewish People in Jerusalem“.

Im Dezember 1994 stellte Dr. Martin Ruch sein Buchprojekt „Verfolgung und Widerstand – 1933–1945 in Offenburg“ vor, und Jürgen Stude führte in einem Lichtbildervortrag durch das jüdische Kippenheim“.

Im März 1995 trafen sich die Mitglieder in den Räumen des Stadtgeschichtlichen Instituts Bühl. Wolfgang Jokerst vom Stadtgeschichtlichen Institut stellte die Judaica-Sammlung des im Aufbau befindlichen Museums Bühl vor.

Die Fachgruppe steht im Austausch mit Institutionen, die sich ebenfalls mit der Geschichte der Juden in unserem Raum beschäftigen: Offenburger Stadtarchiv und Ritterhausmuseum, Deutsch-Israelischer Arbeitskreis in Ettenheim, Jüdische Hochschule Heidelberg. Ein gemeinsames Treffen mit der Société pour l’Histoire des Israélites d’Alsace et de Lorraine ist geplant. Die Fachgruppe war bei den Jahrestreffen der „Allemania Judaica“ 1994 und 1995 vertreten. Zum Jahrestreffen des „Allemania Judaica“ 1996 wird die Fachgruppe am 17. März 1996 nach Offenburg einladen.



Als gemeinsame Aktivität der Mitglieder der Fachgruppe ist die Erarbeitung eines Führers durch die jüdische Ortenau geplant. Als Arbeitstitel wurde gewählt: „Spuren der jüdischen Geschichte in der Ortenau“. Eine Bibliographie zur „Jüdischen Geschichte und Kulturgeschichte“ wird laufend ergänzt und überarbeitet.

# Fachgruppe Zeitgeschichte

*Dr. Wolfgang M. Gall*

Die drei Veranstaltungen der Fachgruppe Zeitgeschichte, die gewöhnlich im Offenburger Stadtarchiv im Ritterhaus stattfinden, wurden im Jahr 1994 von ca. 10 bis 15 Teilnehmern besucht.

Im Frühjahr begab sich die Gruppe zu einer Exkursion mit Führung ins Museum für Technik und Museum nach Mannheim. Bei der zweiten Sitzung referierte der Freiburger Doktorand Christian Geinitz über Kriegsbeginn und „Augusterlebnis“ (Juli/August 1914). Der Historiker ist Mitarbeiter des DFG-Projektes „Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs“ der Universität Freiburg am Lehrstuhl von Prof. Gerd Krumeich. Am Beispiel Freiburgs verdeutlichte Geinitz, daß das sich in Erinnerungen, Schulbüchern, der populären Literatur, aber auch in der Geschichtswissenschaft lange unkritisch überlieferte Bild des „Augusterlebnisses“ als einer Synthese von freiwilligem Kriegseinsatz und allgemeiner Kriegsbegeisterung einer Korrektur bedarf. Er belegte seine These u. a. an anschaulichen Beispielen aus verschiedenen lokalen Quellen.

Bei der dritten Sitzung referierte die Freiburger Historikerin Dr. Ursula Huggle zum Thema „Auswanderung im 19. Jahrhundert“. Es war der erste Beitrag einer Reihe „Auswanderung in der Ortenau“, die 1995 fortgeführt werden soll. Im ersten Teil ihres Vortrags ging Dr. Ursula Huggle auf die einzelnen Auswanderungswellen im vorigen Jahrhundert und auf deren Ursachen ein. Danach berichtete sie über verschiedene regionale und biographische Beispiele zur Auswanderung, u. a. über einige persönliche Schicksale.

Seit Dezember vergangenen Jahres beschäftigt sich die Fachgruppe aus aktuellem Anlaß mit dem Thema „Kriegsende 1945“ und hat mit einzelnen Ortenauer Lokalforscher(innen) Kontakt aufgenommen. Auch über das 50jährige Jubiläum hinaus wird die Gruppe zu den Ereignissen von 1945/46 weiterarbeiten.

# Der Ortenaukreis – Rückblick 1994

*Landrat Günter Fehringer*

Das herausragende Ereignis des Kreisgeschehens im Jahr 1994 war die Wahl des Kreistages am 12. Juni 1994. Der mit 92 Mitgliedern neu besetzte Kreistag wird in den nächsten fünf Jahren die Kreispolitik bestimmen. Als Landrat des Ortenaukreises werde ich mich auch weiterhin um eine enge und konstruktive Zusammenarbeit zwischen Kreisgremien und Verwaltung bemühen. Trotz der engen finanziellen Spielräume haben alter und neuer Kreistag sowie die Verwaltung des Ortenaukreises 1994 wichtige Weichen gestellt und weitreichende Entscheidungen getroffen und umgesetzt.

Dazu zählt unter anderem die Einführung und Umsetzung des mengenabhängigen Gebührensystems für Hausmüll im Ortenaukreis seit dem 1. Januar 1994. Eine weitere wichtige Entscheidung des Ortenaukreises ist seine Beteiligung an der Entwicklungsgesellschaft Industrie- und Gewerbezentrum Raum Lahr. Die Gesellschaft soll für die Ansiedlung von Unternehmen auf dem Gelände des ehemaligen Flugplatzes Lahr werben und damit langfristig Arbeitsplätze schaffen. Darüber hinaus hat sich der Kreistag für die Einrichtung einer gemeindenahen psychiatrischen Klinik ausgesprochen und dafür den Standort Offenburg vorgeschlagen. Die medizinische Versorgung im Ortenaukreis wird sich dadurch noch erweitern. In den Kreiskrankenhäusern sowie den vom Ortenaukreis getragenen Berufs- und Sonderschulen konnten Investitionen vorgenommen werden, die die Zukunft dieser Einrichtungen zum Wohl der Bürgerinnen und Bürger des Ortenaukreises sichern.

Der folgende Bericht vermittelt einen Überblick über die wichtigsten Entscheidungen und Ergebnisse der Arbeit der Verwaltung und der Gremien des Ortenaukreises im Jahr 1994.

## **Die Kreistagswahl**

Die Wahl des Kreistags des Ortenaukreises fand am 12. Juni 1994 zusammen mit den Gemeinderatswahlen und der Wahl zum Europäischen Parlament statt.

Die Änderung der Landkreisordnung führte zu einer neuen Wahlkreiseinteilung, 13 Wahlkreise gegenüber 14 bei der Wahl 1989, und zu einer



*Stellvertretend für die Mitglieder ihrer Fraktionen legen die Fraktionsvorsitzenden gegenüber dem Landrat die Verpflichtungserklärung zur gewissenhaften Erfüllung ihrer Amtspflichten ab: v.l.: Landrat Günter Fehringer; Dieter Klotz (CDU), August Karch (SPD), Theo Müller (BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN), Joachim Heil (F.D.P.) und Eugen Götz (FWV). Foto: Ulrich Marx*

geringeren Sitzzahl. So waren 78 Kreisräte zu wählen, wobei sich die Zahl durch Ausgleichssitze bis auf 93 erhöhen konnte.

Wahlvorschläge wurden von folgenden Parteien und Wählervereinigungen eingereicht:

CDU (alle Wahlkreise), SPD (alle Wahlkreise), FWV (12 Wahlkreise), BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN (alle Wahlkreise), F.D.P. (alle Wahlkreise), REPUBLIKANER (9 Wahlkreise), STATT-Partei (1 Wahlkreis) und WELTBÜRGER (1 Wahlkreis). Insgesamt standen 490 Bewerber zur Wahl.

Das Ergebnis der Wahl des Kreistags wurde vom Kreiswahlausschuß wie folgt festgestellt (in Klammern die Ergebnisse der Wahl im Jahr 1989):

Wahlvorschlag	Stimmen	Prozent	Sitze
CDU	435 862	39,00 (41,99)	37 (43)
SPD	291 295	26,06 (25,87)	23 (25)
FWV	191 975	17,18 (16,20)	18 (18)

GRÜNE	100 115	8,96 (6,90)	8 (6)
F.D.P.	66 648	5,96 (6,73)	5 (6)
REP	25 335	2,27 (1,68)	1 (1)
STATT-Partei	5 990	0,54	0
WELTBÜRGER	470	0,04	0
insgesamt	1 117 690		92 (99)

Die Wahlbeteiligung lag bei 66,06 Prozent und war damit um 5,07 Prozent höher als bei der Kreistagswahl 1989. Zu der regulären Sitzzahl des Kreistags des Ortenaukreises von 78 kamen 14 zusätzliche Sitze aufgrund des Verhältnisausgleiches hinzu, so daß der neue Kreistag aus 92 Mitgliedern besteht.

### Die Verwaltung: bürgernah und effektiv

Auch im vergangenen Jahr hat die Landkreisverwaltung ihre Bemühungen fortgesetzt, sich zu einem modernen Dienstleistungsunternehmen zu entwickeln. Eine noch ausgeprägtere Bürgernähe und Effektivität sind die



*Sie gehören dem neuen Kreisgremium nicht mehr an: Die scheidenden Kreisräte wurden von Landrat Günter Fehringer (links) verabschiedet. Foto: Ulrich Marx*

vorrangigen Ziele dieses Reformprozesses. So hat die Verwaltung etwa die dezentrale Mittel-Verantwortung auf weitere Bereiche ausgedehnt. Ein Beispiel dafür sind die kreiseigenen Schulen, die in Zukunft mit Ausnahme der Personalausgaben und dem Instandhaltungsaufwand mit einem festen Budget arbeiten. Die Schulen haben damit die Finanzverantwortung für ihren Bereich übernommen und können eigenständig wirtschaften. Eine Budgetierung aller Haushaltsstellen im Schulbereich wird angestrebt. In vergleichbarer Weise sind auch die Mittel für Dienstreisen und Fortbildung in den sechs Dezernaten der Kreisverwaltung dezentral budgetiert worden.

Darüber hinaus ist Ende letzten Jahres im Landratsamt unter der Bezeichnung „Ideen-Memory“ ein Qualitätszirkel angelaufen, an dem sich weit über 150 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beteiligen. Das Projekt bietet ihnen die Möglichkeit, an der Gestaltung des eigenen Arbeitsplatzes und der mit dem Aufgabengebiet verbundenen Arbeitsabläufe mitzuwirken. Ziel des „Ideen-Memory“ ist es, Vereinfachungspotentiale und verbesserungsbedürftige Verfahrensweisen zu erkennen und praxisorientierte Lösungen auszuarbeiten. Alle diese Maßnahmen tragen dazu bei, der Kreisverwaltung eine unternehmensähnliche, dezentrale Führungs- und Organisationsstruktur zu geben.

## **Der Haushalt**

Ein Ausgleich des Haushalts 1994 war nur durch die einschneidende Erhöhung der Kreisumlage auf 30,27 Prozentpunkte möglich. Für neue Investitionen gab es nur noch geringen finanziellen Handlungsspielraum, da keine Eigenmittel mehr für Investitionen im Vermögenshaushalt vorhanden sind. Der Ortenaukreis ist einer der höchst verschuldeten Landkreise in Baden-Württemberg. Die Pro-Kopf-Verschuldung lag zum Jahresende 1994 bei 643 Mark. Die Gründe für diese anhaltende Finanzmisere liegen vor allem in den ständig wachsenden Ausgaben im Sozialbereich. 26,4 Millionen Mark waren dafür 1994 mehr aufzuwenden als noch im Vorjahr. Nachdem der Kreistag die von der Verwaltung vorgeschlagene erneute Erhöhung der Kreisumlage nicht mittrug, wird sich die Finanzlage des Ortenaukreises 1995 noch verschärfen.

## **Kreiskrankenhäuser und Kreispflegeheime**

Die vieldiskutierte Verordnung zur Neuordnung des Pflegesatzrechts („Bundespfllegesatzverordnung 1995“) wurde am 7. Oktober 1994 im Bun-

desgesetzblatt verkündet und damit rechtskräftig. Hierdurch wird die vom Gesundheitsstrukturgesetz (GSG) vorgegebene Wende in der Finanzierung der Krankenhausleistungen spätestens mit Wirkung zum 1. Januar 1996 vollzogen. Um festzustellen, ob die Leistungen zu den vorgegebenen Preisen kostendeckend erbracht werden können, erfordert das neue Recht ein sehr differenziertes Kostenerfassungs- und Informationssystem. Obwohl das neue Pflegesatzrecht auf freiwilliger Basis bereits 1995 umsetzbar ist, werden deshalb die meisten Krankenhäuser, dazu zählen auch die Kreiskrankenhäuser, die BPflV 1995 erst zum 1. Januar 1996 anwenden.

Im Laufe des Jahres 1994 konnten die Bestrebungen im Ortenaukreis zur Einrichtung einer gemeindenahen Psychiatrie entscheidend vorangebracht werden. In der Kreistagssitzung am 23. August 1994 wurde die Empfehlung des Krankenhaus- und des Psychiatrieausschusses bestätigt, daß als Standort vorrangig Offenburg in Frage kommt. Als Betreiber kamen die Hurrle Kliniken GmbH, die Karlsruher-Sanatorium-AG und die Oberrheinischen Kliniken GmbH & Co. in die engere Wahl. Nach Inbetriebnahme der Einrichtung kann in Kooperation mit den flächendeckend vorhandenen ambulanten Beratungs- und Betreuungsstellen eine gemeindenaher psychiatrische Vollversorgung im Ortenaukreis verwirklicht werden, die die Situation der psychisch Kranken deutlich verbessern wird. Die Klinik soll 80 Betten für Erwachsenenpsychiatrie, 25 Betten für Kinder- und Jugendpsychiatrie und eine Tagesklinik mit etwa 10 bis 15 Plätzen umfassen.

#### *Kreiskrankenhaus Achern: Sanierung weitgehend abgeschlossen*

Im Frühsommer 1994 konnte im Kreiskrankenhaus Achern das Bewegungsbad in Betrieb genommen werden. Damit ist eine langjährige Forderung des Landesverbandes der Berufsgenossenschaften erfüllt. Das bisherige Personalschwimmbad wurde mit Mitteln des Krankenhauses so umgerüstet, daß es auch für therapeutische Behandlungen nach chirurgischen Eingriffen genutzt werden kann. In den künftigen Jahren steht als größere Maßnahme nun noch die Sanierung des 3. aseptischen Operationssaales an.

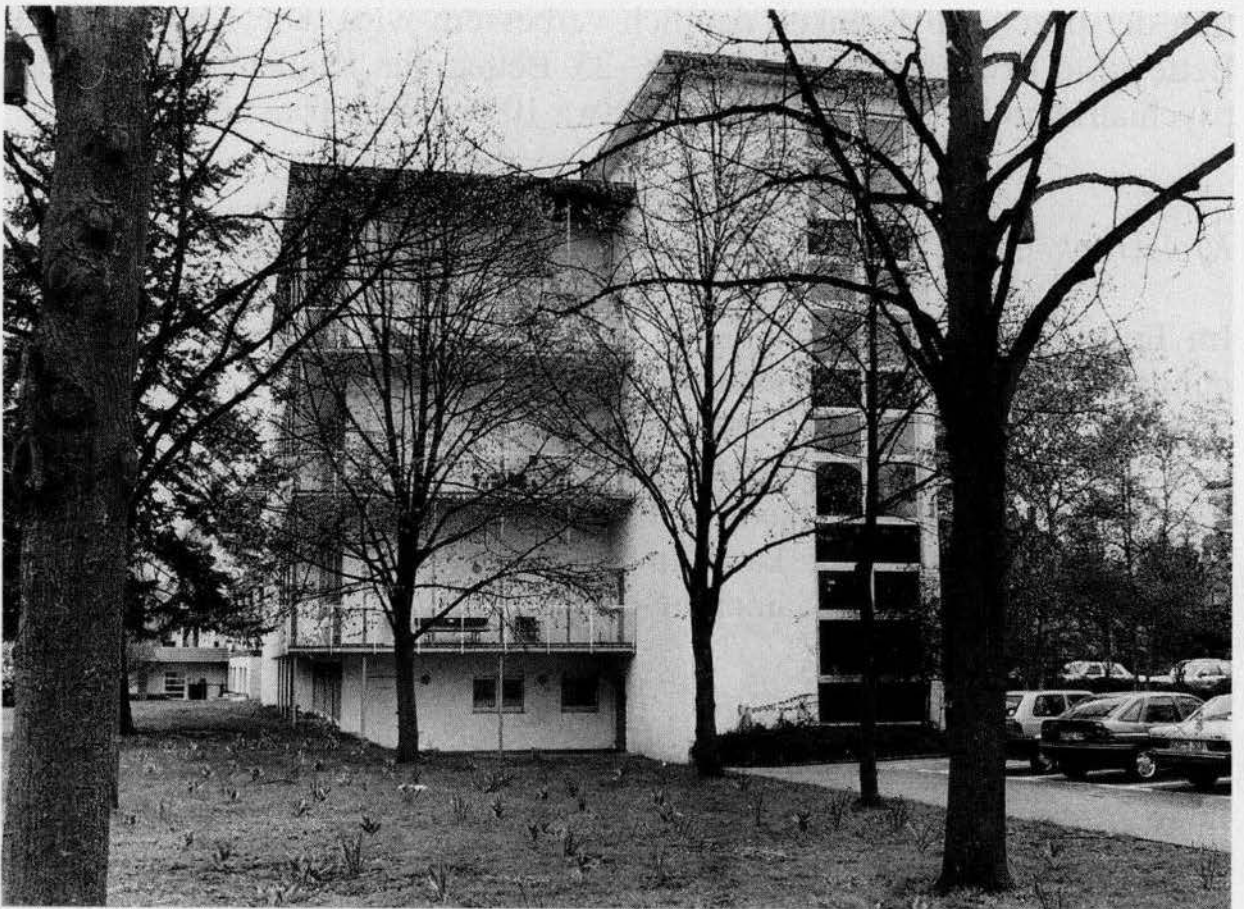
#### *Kreiskrankenhaus Ettenheim: Erhalt der Geburtshilfe*

Im Kreiskrankenhaus Ettenheim stand man Anfang des Jahres vor der schwierigen Situation, einen neuen Belegarzt für die gynäkologisch/geburtshilfliche Abteilung zu finden. Nachdem der bisherige Belegarzt seinen Vertrag gekündigt hatte, galt es, den Betrieb der Abteilung weiter zu gewährleisten. Nach einigen Schwierigkeiten gelang es, Dr. Hermstrüwer,

Oberarzt am Kreiskrankenhaus Jugenheim, als neuen Belegarzt der Abteilung Gynäkologie/Geburtshilfe in Ettenheim zu gewinnen. Trotz intensiver Bemühungen des Ortenaukreises wurde zunächst die Zulassung seitens der Kassenärztlichen Vereinigung mit der Begründung der Überversorgung im südlichen Ortenaukreis abgelehnt. Damit war nach jahrelangem Kampf um den Erhalt der Abteilung diese nun erneut von der Schließung bedroht. Durch tatkräftige Unterstützung von allen Seiten konnte erreicht werden, daß der Berufungszulassungsausschuß für Ärzte im Regierungsbezirk Freiburg die ursprüngliche Entscheidung revidierte und Dr. Hermstrüwer als Gynäkologen in Ettenheim zuließ. Der Weiterbestand einer wichtigen wohnortnahen Grundversorgung bedeutete gleichzeitig den Erhalt mehrerer Arbeitsplätze.

### *Kreiskrankenhaus Kehl: Durchbruch für Sanierung*

Das Jahr 1994 brachte den Durchbruch für die Sanierung des Kreiskrankenhauses Kehl. Nach langjährigen Bemühungen des Ortenaukreises hat



*Das Kehler Kreiskrankenhaus: der Neubau eines Bettenhauses ist endlich beschlossene Sache.*



das Sozialministerium die Förderung aus dem Bauprogramm 1995/1996 zugesagt. Das Raum- und Funktionsprogramm konnte bereits im Frühjahr mit dem Sozialministerium abgestimmt werden. Die daraufhin erarbeitete Planung hat der Krankenhausausschuß im Oktober 1994 beraten und gutgeheißen. Gegenstand dieser Planung ist ein Erweiterungsbau, der im ebenerdigen Geschöß Räume für Verwaltung und eine Kapelle vorsieht, in den beiden darüberliegenden Geschossen je eine Bettenstation mit 29 Betten, aufgeteilt in 1-, 2- und 3-Bettzimmer mit einer angemessenen Anzahl von Sanitärräumen. Der Baubeginn ist für Sommer 1995 vorgesehen.

### *Kreiskrankenhaus Lahr: Neue Chefärzte*

Chefarztwechsel war ein bestimmendes Thema im Lahrer Kreiskrankenhaus. Nach 24jähriger hochgeschätzter Tätigkeit wurde der Chefarzt der Gynäkologisch/Geburtshilflichen Abteilung, Dr. Rainer Fuchs, im Rahmen einer Feierstunde in den Ruhestand verabschiedet. Gleichzeitig wurde sein Nachfolger, Privatdozent Dr. Axel Göppinger, in sein Amt eingeführt. Der 45jährige gebürtige Ludwigsburger war nach seinem Studium in Hohenheim/Stuttgart und Freiburg seit 1979 an der Universitäts-Frauenklinik in Freiburg, zuletzt als Oberarzt tätig. Dr. Göppinger hat die Leitung der Abteilung in Lahr zum 1. Oktober 1994 übernommen. Zwei weitere Chefarztwechsel stehen 1995 an. Die hierfür bedeutenden Entscheidungen fielen jedoch bereits im Jahr 1994. Im November hat der Kreistag Dr. Thomas Fösel, bisher 1. Oberarzt der Anästhesie-Klinik der Universitätsklinien des Saarlandes in Homburg, zum Nachfolger von Chefarzt Dr. Stojan Jerešin als Leiter der Anästhesie-Abteilung am Kreiskrankenhaus Lahr gewählt. Der Wechsel erfolgte zum 1. April 1995. Als Nachfolger für Professor Dr. Kristian Kendel, Chefarzt der Neurologie, wurde im Dezember 1994 Herr Privatdozent Dr. Volker Schuchardt, bisher Chefarzt an der Neurologischen Klinik der Universität Heidelberg, gewählt. Er wird am 1. Juni 1995 seine neue Aufgabe übernehmen.

Im baulichen Bereich ist der neugestaltete Haupteingang zu erwähnen. Für den Patienten nicht sichtbar, für die Funktion des Hauses unabdingbar, wurde für rd. 2,5 Millionen Mark die Heizungszentrale erneuert. Mit dem Einbau von neuen, leistungsfähigeren Aufzugsanlagen wurde begonnen.

Im ehemaligen Krankenhaus der kanadischen Streitkräfte entstand unter der Trägerschaft der Kraichgau-Klinik AG das Deutsche Herzzentrum Baden. Diese Einrichtung wird über den Ortenaukreis hinaus die herzchirurgische Versorgung in Baden-Württemberg abdecken. Mit dem Kreiskrankenhaus Lahr wurde ein Kooperationsvertrag geschlossen.

### *Kreiskrankenhaus Oberkirch: Moderne Klinik fertig*

Mit der Fertigstellung der Sanierungsarbeiten im Nebengebäude wurden die regen Bautätigkeiten im Kreiskrankenhaus Oberkirch abgeschlossen. Der Raumschaft Oberkirch steht nun ein modernes Haus der Grundversorgung zur Verfügung, bei dem in den nächsten Jahren mit keinem Investitionsbedarf zu rechnen ist.

### *Kreiskrankenhaus Offenburg: Umweltbewußt und vorbildlich*

Am 25. April 1994 wurde das Kreiskrankenhaus Offenburg – stellvertretend für alle Kreiskrankenhäuser – beim bundesweiten Wettbewerb „Umweltbewußtes Krankenhaus“ durch Umweltminister Harald B. Schäfer mit einem zweiten Platz ausgezeichnet. Diese Auszeichnung beweist, daß die Bemühungen zur Abfallvermeidung, zur Abfallreduzierung und zu ökologisch sinnvollem Verhalten der Kreiskrankenhäuser bundesweit anerkannt werden. In den künftigen Jahren gilt es, die Bestrebungen weiter zu fördern.



*Kreiskrankenhaus Offenburg*

Professor Dr. Dieter Herberg ist nach über 24jähriger verdienstvoller Tätigkeit zum 30. September 1994 in den Ruhestand getreten. Als Nachfolger hat der Kreistag am 3. Mai 1994 Privatdozent Dr. Siegfried Wieshammer zum Chefarzt der Inneren Medizin I des Kreiskrankenhauses Offenburg gewählt. Dr. Wieshammer war zuletzt als kardiologischer Oberarzt an der Universitätsklinik in Ulm tätig.

Nach Abschluß der Altbausanierung im Kreiskrankenhaus Offenburg steht nun noch der Erwerb der ehemaligen französischen Schulen in unmittelbarer Nachbarschaft zur Unterbringung von Verwaltungs- und Funktionsabteilungen aus. Danach sind im Kreiskrankenhaus Offenburg keine großen Bauvorhaben mehr zu erwarten.

### *Kreiskrankenhaus Wolfach: Verbesserungen für Patienten und Personal*

Mit dem Einbau von Sanitärzellen in den Krankenzimmern des Altbaubereiches geht ein Teil der vorgesehenen Sanierungsarbeiten ihrem Ende entgegen. Unter gemeinsamer Anstrengung von Technik und Verwaltung konnten erhebliche Verbesserungen für Patienten und Personal erreicht werden. So entstanden eine neue Geburtshilfestation, neue Pflegearbeitsräume und Schwesternzimmer und vor allem zusätzliche Sanitäreinrichtungen. Durch die Unterbringung der Verwaltung im Dachgeschoß konnten im Erdgeschoß wichtige Funktionsräume gewonnen werden.

### *Kreiskrankenhaus Zell a. H.: Wohnortnahe Versorgung*

Die hohe Belegung (100 Prozent im Jahresdurchschnitt) zeigt, wie gut das Haus von der Bevölkerung angenommen wird und der Begriff der wohnortnahen medizinischen Grundversorgung durchaus ein ernstzunehmender Faktor ist.

### *Kreispflegeheim Bermersbach: Neubau in der Warteschleife*

Leider konnte, bedingt durch das Diktat der leeren Kassen, der geplante Neubau noch nicht begonnen werden. Der Ortenaukreis wird das Vorhaben weiter mit Nachdruck betreiben. Das inzwischen schon zur Tradition gewordene Sommerfest war auch 1994 dank des starken Engagements von Beschäftigten, Heimbewohnern und Angehörigen ein voller Erfolg. Den Besuchern konnte eindrucksvoll die Qualität und Leistungsfähigkeit des Hauses unter Beweis gestellt werden.



*Die Schule für Sprachbehinderte in Oberkirch: Kinder aus dem Renchtal, der Raumschaft Kehl und nördliches Offenburg lernen hier.*

### *Schloß Rodeck: Beschäftigungstherapie*

Im Zuge der Dacherneuerung des Nebengebäudes entstand die Idee, dort die Beschäftigungstherapie unterzubringen. Die Planungen sind derzeit voll im Gange. Mit der Realisierung kann 1995 gerechnet werden. Das Altenheim erfreut sich einer guten Belegung.

### **Die Schulen des Ortenaukreises**

Das duale und durchlässige Berufsschulsystem wird in der Ortenau in den Berufsschulzentren in Achern, Gengenbach, Hausach, Kehl, Lahr, Oberkirch, Offenburg und Wolfach praktiziert. Der Ortenaukreis ist Träger von fünf gewerblichen, sechs kaufmännischen, zwei haus- und landwirtschaftlichen Schulen sowie von neun Fachschulen. Hinzu kommen noch sechs berufliche Gymnasien. Mit insgesamt 12 000 Schülern ist er der zweitgrößte Schulträger unter den Landkreisen in Baden-Württemberg. Jeder vierte Schüler besucht eine kreiseigene Schule. Für die Berufsschulzentren verausgabt der Schulträger rund 30 Millionen Mark pro Jahr. Hinzu kom-

men noch etwa 20 Millionen Mark für die gesamte Schülerbeförderung. Das sind immerhin 10 Prozent des Gesamthaushaltes. Neben den beruflichen Schulen ist der Ortenaukreis außerdem Schulträger von acht Sonderschulen für Geistig-, Sprach- und Körperbehinderte.

### *Gewerbliche Schulen Lahr*

Der Landkreis als Schulträger der Gewerblichen Schulen in Lahr (1300 Schüler) hat die einmalige Chance ergriffen, die prekären Raumprobleme der Lahrer Gewerbeschule für die Zukunft zu lösen. Durch den Ankauf der in unmittelbarer Nähe gelegenen Kanadischen Schule konnten die gravierenden Raumprobleme langfristig behoben werden.

### *Kaufmännische Schulen Hausach*

Seit langem besteht bei den Kaufmännischen Schulen in Hausach, bedingt durch das Ansteigen der Schülerzahlen im Wirtschaftsgymnasium, akuter Raumbedarf. Durch die Anmietung der obersten Etage im Telekomgebäude in Hausach konnte die bislang geplante Aufstockung der Kaufmännischen Schulen mittelfristig hinausgeschoben werden. Ob eine Aufstockung des Gebäudes zu einem späteren Zeitpunkt überhaupt noch erforderlich wird, werden die Schülerzahlen nach dem Jahr 2000 aufzeigen.

### *Gewerbliche Schulen Offenburg*

Auch für die Gewerblichen Schulen in Offenburg konnte eine Entlastung des Raumdefizits erreicht werden. Die Gewerbeschule in Offenburg war bislang an vier Standorten untergebracht. Eine neue Situation ergab sich durch die Möglichkeit, das von den Franzosen freigegebene und unmittelbar neben der Stammschule befindliche Gebäude in der Moltkestraße 21 zu erwerben. Dieses Anwesen beseitigt auf Grund seiner schulnahen Lage und seines Raumangebots teilweise die akute Raumnot der Offenburger Gewerbeschule. Die vier Standorte der Schule konnten auf drei reduziert und der Schulbetrieb damit wesentlich vereinfacht werden.

### *Kaufmännische Schulen Achern*

Die Erweiterung der Kaufmännischen und Hauswirtschaftlichen Schulen in Achern steht schon geraume Zeit an. Die Änderungsplanung ist abge-

geschlossen und die Finanzierung des Vorhabens mit rund 8 Millionen Mark gesichert. Mit dem Bau wird im Jahre 1995 begonnen werden.

### *Gewerbliche Schulen Achern*

Der Raumbedarf der Gewerblichen Schulen in Achern kann durch interne Umbaumaßnahmen aufgefangen werden.

### *Kaufmännische Schulen Oberkirch*

Das Oberschulamt in Freiburg hat auf Grund rückläufiger Schülerzahlen den Ortenaukreis als Träger der Schule aufgefordert, die Kaufmännischen Schulen in Oberkirch als eigenständige Schule aufzuheben. Der Kultur- und Bildungsausschuß und der Kreistag des Ortenaukreises werden darüber entscheiden, ob die Schule weiterhin eigenständig bestehen soll, ob sie als Außenstelle einer anderen Schule weitergeführt werden kann oder ob sie in eine andere kaufmännische Schule integriert werden muß.

### *Badische Malerfachschule Lahr*

In Lahr steht der Ankauf eines Schülerwohnheims für die Auszubildenden an der Badischen Malerfachschule (Maler, Lackierer und Werbetechniker) zur Diskussion. Die Verwaltung hat den Auftrag erhalten, zu prüfen, inwieweit eine Trägerschaft des Heimes mit anderen Institutionen – Innungen, Kammern – der Stadt Lahr zu verwirklichen ist.

### *Folgende neue Schularten wurden eingerichtet:*

- Einrichtung eines Schulversuchs Kaufmännisches Berufskolleg in Teilzeitform – besonderer Bildungsgang für Abiturienten – (Bereich Banken) an den Kaufmännischen Schulen Offenburg;
- Einrichtung eines Dualen Berufskollegs in Teilzeitform mit dem Ausbildungsziel „Logistikassistent“ an den Kaufmännischen Schulen Kehl;
- Fachschule für Technik – Fachrichtung Elektrotechnik mit dem Schwerpunkt Datentechnik – an den Gewerblichen Schulen Offenburg; Einrichtung einer Abendschule;
- Zweijährige Berufsfachschule für Kosmetik an den Gewerblichen Schulen in Lahr.

## **Kulturförderung durch den Ortenaukreis**

Der Landkreis und die kreisangehörigen Gemeinden nehmen die kulturellen Aufgaben in der Ortenau in Funktionsteilung wahr, wobei dem Ortenaukreis die Förderung überörtlicher Institutionen und Vorhaben zukommt.

Der Landkreis fördert folgende kulturelle Einrichtungen:

- die drei kreiseigenen Volkshochschulen (600 000 Mark);
- die Volkshochschulen der Städte Lahr und Offenburg (188 000 Mark);
- die Blasmusikschule Kehl (11 500 Mark);
- die städtischen Jugendmusikschulen Lahr und Offenburg sowie die Musikschule Achern/Oberkirch (1 Million Mark);
- die Sängerbünde und Volksmusikvereinigungen (20 000 Mark);
- das Jahrbuch „Geroldsecker Land“ (max. 5000 Mark).

Im Rahmen der Kultur- und Heimatpflege sind im Haushalt 1994 des Ortenaukreises insgesamt 5,2 Millionen Mark veranschlagt.

## **Fremdenverkehrsförderung durch den Ortenaukreis**

Im Jahr 1994 haben sich 28 Städte und Gemeinden des Ortenaukreises an die Zentrale Zimmervermittlung (ZZ) angeschlossen und sind über das computerunterstützte Buchungsprogramm TIBS zentral buchbar. Es wurde ein 52seitiger Buchungskatalog nach Vorbild der Reiseveranstalter aufgelegt, der über 100 Angebote aus der Ortenau enthält. Von kleinen Privatvermietern und Pensionen, über Ferienwohnungen, Gasthäuser und Gasthöfe bis hin zu First-Class-Hotels wurde ein breites Angebot sämtlicher Beherbergungsarten in einem völlig neuen Verkaufskatalog mit einer Auflage von 50 000 Exemplaren zusammengefaßt. Bislang war die Vermarktung über die Reisebüroschiene nur den großen Hotelbetrieben vorbehalten. Der Verkaufskatalog der ZZ bringt nun auch mittlere und kleine Betriebe in den Genuß von Reisebürobuchungen. Ohne die Dienste der ZZ bliebe dieser Weg für viele verschlossen.

Neben der aktiven Werbung auf Reisemessen in Hamburg, Nürnberg, Stuttgart, Leipzig und Hannover im Inland beziehungsweise Brüssel, Utrecht und Straßburg im Ausland zählen weitere Marketingmaßnahmen zum Standardrepertoire:

- Werbeaktionen mit dem Info-Mobil und einem eigenen Messestand;
- Durchführung von Journalistenreisen (als eigene Veranstaltungen bzw. in Zusammenarbeit mit dem Fremdenverkehrsverband Schwarzwald/LFV);

- Anzeigenwerbung;
- Presseinformationen oder Leseraktionen.

Die Statistik der Zentralen Zimmervermittlung und ihre Umsätze zeigen die Effizienz dieser Einrichtung seit ihrem Bestehen im Frühjahr 1992 bis November 1994:

Bislang vermittelte Gäste	6 827
zusätzliche Übernachtungen	42 738
Umsatz	1 625 737 Mark
Wertschöpfung	ca. 6 624 390 Mark

### **Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof in Gutach**

Höhepunkt des Jahres 1994 war der Festakt zum 30jährigen Bestehen des Schwarzwälder Freilichtmuseums am 19. Juni 1994 mit Ministerialdirektorin Weber-Mosdorf, dem Präsidenten des Museumsverbands Baden-Württemberg Dr. Rueß und Schulrat Barth als Vertreter der Gemeinde Gutach. Zu diesem Ereignis erschien eine Festschrift in Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein für Mittelbaden. Der Festakt war Abschluß und Krönung eines eigenen zweiwöchigen Jubiläumsprogramms. In der Saison 1994 fanden insgesamt 40 Veranstaltungen statt: Sonderführungen, Handwerkertage, Sonderausstellungen, Vorträge, Seminar, Veranstaltungen für Kinder, Jugendliche und Senioren.

Insgesamt kamen 372 211 Besucher in das Museum. Im Vorjahr waren es 403 197 Interessenten. Damit liegt der Vogtsbauernhof im Vergleich zu anderen Freilichtmuseen im Land weiter vorn. So zählte das Hohenloher Freilandmuseum Wackershofen 94 000 Besucher. Ins Freilichtmuseum Neuhausen o.E. kamen 80 000 Gäste. Im Odenwälder Freilandmuseum Gottersdorf wurden 32 000 Besucher registriert.

Für das Museum wichtig war die dendrochronologische Bestimmung der drei Originalhofgebäude:

- Vogtsbauernhof 1611/1612,
- Hippenseppenhof 1589/1599,
- Lorenzenhof 1607/1608.

Während des ganzen Jahres wurden Gebäudeschäden infolge des Hagelchlags vom 22. September 1993 behoben. Hierzu gehörten die Schindel- und Strohdachsanierung ebenso wie die Restaurierung von Außenwandflächen.



## **Strukturplanung, Wirtschaft und Nahverkehr**

### *Konversion des Flugplatzes Lahr/Friesenheim*

Der Ortenaukreis sieht in der künftigen Nutzung des ehemaligen Nato-Flugplatzes ein regionales Anliegen, dessen strukturpolitische Bedeutung über Lahr weit hinausreicht. Deshalb hat der Kreistag am 3. Mai 1994 mit großer Mehrheit wichtige Entscheidungen getroffen, die den Rahmen für die künftige Rolle des Landkreises bei der Verwirklichung des Nutzungskonzeptes für das Flugplatzgelände abstecken. Der Ortenaukreis unterstreicht darin seine Bereitschaft, einem Zweckverband beizutreten, der die Zusammenarbeit der Gemeinden bei der Einrichtung eines qualifizierten, interkommunalen Industrie- und Gewerbezentrums fördert. Darüber hinaus beteiligt sich der Ortenaukreis, nachdem der Kreistag am 15. November 1994 einen entsprechenden Beschluß gefaßt hat, an einer Entwicklungsgesellschaft. Seine Einlage auf das Stammkapital beläuft sich auf 15 000 Mark. Die Aufgaben der Entwicklungsgesellschaft, die am 7. Dezember 1994 gegründet wurde, liegen insbesondere im Projektmanagement und in der Vermarktung der Konversionsflächen.

### *TGO Tarifverbund Ortenau GmbH*

Die Tarifgemeinschaft Ortenau (Gesellschaft bürgerlichen Rechts) wurde am 1. Januar 1995 in eine GmbH („TGO Tarifverbund Ortenau GmbH“) umgewandelt. Ihr gehören, wie bisher der alten Gesellschaft, alle öffentlichen und privaten Beförderungsunternehmen an, die im Ortenaukreis Omnibuslinienverkehr betreiben. Die Deutsche Bahn AG ist der GmbH assoziiert, aber mit der Option, später ebenfalls Gesellschafter zu werden. Die Interessen des Ortenaukreises sind durch seine Mitgliedschaft im Beirat – 11 von insgesamt 19 Sitzen – ausreichend berücksichtigt. Hinzu kommt, daß der Gesellschaftsvertrag dem Beirat eine relativ starke Position einräumt. Er berät nicht nur, sondern muß zentralen Vorhaben der Gesellschaft zustimmen, ehe sie verwirklicht werden, zum Beispiel bei der Tarif-, Netz- und Fahrplangestaltung, der Fahrgastinformation oder bei Marketingkonzepten.

Die Rechtsform der GmbH für die TGO begründet zwar nicht den Tatbestand des Verkehrsverbundes, der von allen Beteiligten angestrebt wird, ist aber ein wichtiger Schritt auf dem Wege dorthin. Inzwischen hat das Land signalisiert, daß es einen selbständigen Verbund für das Gebiet des Ortenaukreises – zwischen den Verkehrsverbänden von Karlsruhe und Freiburg – unterstützen will.



*Die Ortsdurchfahrt in Achern-Gamshurst: am 15. Dezember 94 wurde der zweite Bauabschnitt offiziell abgenommen.* *Foto: ABB*

### *Tarifverbund Straßburg/Ortenau*

Nachdem eine deutsch-französische Parlamentariergruppe den politischen Anstoß für den grenzüberschreitenden Tarifverbund gegeben hatte, bildete sich 1994 eine Projektgruppe auf Behörden- und Unternehmensebene. Sie hat Tarifmodelle ausgearbeitet und für den Verbund ein Maßnahmenpaket zusammengestellt, das aus Geldern des Brüsseler Interreg-II-Programmes mitfinanziert werden soll. Nicht finanzierbar aus dem EU-Programm sind aller Voraussicht nach die reinen Tarifikosten (Betriebskosten), die deshalb von der deutschen und französischen Seite übernommen werden müßten. Die Finanzierungsanteile wären politisch auszuhandeln. Inzwischen hat auch die Oberrheinkonferenz in ihrer Sitzung am 16. Juni 1994 von der Förderwürdigkeit des Projektes zustimmend Kenntnis genommen.

### **Ausbau und Unterhaltung der Kreisstraßen**

Für die Unterhaltung und den Ausbau der Kreisstraßen im Ortenaukreis wurden 1994 insgesamt rund 12,1 Millionen Mark ausgegeben. Für weite-

re im Straßenbauprogramm bzw. im Radwegebauprogramm des Ortenaukreises als vordringlicher Bedarf enthaltene Straßen- und Radwegebaumaßnahmen wurden die Planungen weiter betrieben oder abgeschlossen und den Bauentwürfen zugestimmt. Für mehrere Baumaßnahmen wurde die Durchführung des Planfeststellungsverfahrens beantragt.

Im Rahmen der Anhörung zum Entwurf des Generalverkehrsplanes Baden-Württemberg wurde zum Teilkonzept Straßenverkehr nach Anhörung der Kreisgemeinden eine ausführliche Stellungnahme abgegeben. Dabei wurden insbesondere Änderungs- und Ergänzungsvorschläge zu dem nachrichtlich aufzunehmenden Bedarfsplan des Bundes für Bundesautobahnen und Bundesstraßen sowie zu dem Bedarfsplan des Landes geltend gemacht.

## **Sozial- und Jugendhilfe**

Im Jahre 1994 stiegen die Kosten in der Sozial- und Jugendhilfe weiterhin an. Die wesentlichen Gründe hierfür sind:

- Langzeitarbeitslosigkeit und ihre Folgen sowie die allgemein hohe Arbeitslosigkeit.
- Die Zahl der Alleinerziehenden und in Scheidung lebenden Personen, die Sozialhilfe erhalten, erhöht sich weiter.
- Die Zahl der hilfebedürftigen Ausländer (Asylbewerber, abgelehnte, geduldete und anerkannte Asylbewerber) ist weiterhin sehr hoch.
- Nach wie vor stehen viele Kriegsflüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien im Hilfebezug.
- Der Abzug der französischen und kanadischen Streitkräfte in Kehl, Lahr und Offenburg hat zur Folge, daß in hohem Maß Sozialhilfebedürftige in die frei werdenden Wohnungen einziehen. Dies sind insbesondere Aussiedler, die zumeist ohne Arbeit sind.
- Aussiedler sind in großer Zahl auf Sozialhilfeleistungen angewiesen, da die Eingliederungshilfe nach sechs Monaten bereits endet.

In der Jugendhilfe haben sich die Kosten auf einem hohen Niveau eingependelt. Die Probleme in der Jugendhilfe steigen jedoch weiter. Als Gründe sind zu nennen:

- Immer mehr Ehen werden geschieden. Daher ist vor allem wegen der betroffenen Kinder eine verstärkte Trennungs- und Scheidungsberatung notwendig.



*Mitarbeiter der Sozialen Dienste in Achern*

- Infolge der steigenden Problemsituationen in den Familien, der Migrationsprobleme und der Arbeitslosigkeit ergeben sich wachsende Zahlen von Kindern, die Beratung und Hilfe brauchen.
- Hilfe ist notwendig für nichteheliche Kinder, insbesondere durch die Amtspflegschaften, Amtsvormundschaften und Beistandschaften. Hier spiegelt sich auch die gesellschaftliche Situation wider.

### *Sozialhilfe*

Mit Wirkung vom 1. Januar 1994 haben die beiden Großen Kreisstädte Lahr und Offenburg die Wahrnehmung der Aufgaben des örtlichen Sozialhilfeträgers nach dem Bundessozialhilfegesetz an den Ortenaukreis zurückgegeben. Dadurch ist das Kreissozialamt für den gesamten Ortenaukreis als örtlicher Sozialhilfeträger zuständig. In beiden Städten wurden Außenstellen beibehalten, um eine bürgernahe Versorgung zu gewährleisten.

Im Ortenaukreis beziehen insgesamt 20 020 Personen, rund 3000 mehr als noch vor einem Jahr, Sozialhilfeleistungen in Form von Hilfe zum Lebensunterhalt und Hilfe in besonderen Lebenslagen.

Von den Hilfeempfängern erhalten:

- 16 075 Personen      Hilfe zum Lebensunterhalt;
- 3 883 Personen      Krankenhilfe;
- 1 357 Personen      Eingliederungshilfe für Behinderte;
- 2 786 Personen      Hilfe zur Pflege.

Der Ausländeranteil unter den Hilfeempfängern ist mit 25,8 Prozent sehr hoch. Bei der Hilfe zum Lebensunterhalt liegt er bei 31,2 Prozent und bei der Krankenhilfe sogar bei 82 Prozent.

Die Ansätze im Haushaltsplan des Ortenaukreises betrugen im Jahre 1994

- an Ausgaben            75 375 000 Mark;
- an Einnahmen            16 295 000 Mark.

Der Zuschußbedarf betrug 1994 59 080 000 Mark und ist gegenüber dem Vorjahr um etwa 15 Prozent gestiegen. Die Haushaltsansätze sind um rund 8 Millionen Mark überschritten worden, so daß die tatsächliche Steigerungsrate bei etwa 30 Prozent lag. Die Erhöhung ist eine Folge der ständig steigenden Fallzahlen. Sie entspricht dem landesweiten Trend und ist auch Konsequenz des zunehmenden Abbaus vorrangiger Leistungen.

### *Schuldnerberatung*

Seit dem 1. Juli 1993 ist die Schuldnerberatung in dem neu gefaßten § 17 des Bundessozialhilfegesetzes (BSHG) ausdrücklich als Pflichtleistung eingefügt.

Inzwischen ist neben der öffentlichen Verschuldung auch die Überschuldung zahlreicher privater Haushalte ein Problem unserer Zeit geworden. Wurden im Jahre 1988 im Ortenaukreis noch 95 Ratsuchende gezählt, so waren es 1994 231 Hilfesuchende im Rahmen persönlicher Vorsprachen. Hier handelt es sich um aktenkundige Fälle. Zusätzlich gehen täglich telefonische Anfragen ein. Die durchschnittliche Verschuldungssumme der aktenkundigen Fälle betrug 55 000 Mark. Vor allem durch die Rückgabe der städtischen Sozialämter Lahr und Offenburg an den Ortenaukreis war ein Zuwachs an hilfesuchenden Bürgerinnen und Bürgern festzustellen. Das Hauptanliegen der Schuldnerberatung besteht darin, bei jungen Menschen

und Familien ein besseres Verhältnis zum Geld herzustellen, also Aufklärung und Prävention zu betreiben.

### *Betreuungssituation im Ortenaukreis*

Ältere Menschen oder Erwachsene, die aufgrund einer psychischen Krankheit oder einer körperlichen, geistigen und seelischen Behinderung ihre Angelegenheiten ganz oder teilweise nicht besorgen können, erhalten Betreuung nach dem Betreuungsgesetz. Betreuung im rechtlichen Sinne bedeutet nicht körperliche Pflege und Versorgung, sondern beinhaltet die gesetzliche Vertretung durch ehrenamtliche Einzelbetreuer oder Betreuungsvereine. Die Betreuungsbehörde im Landratsamt hat vor allem die Aufgabe, ein ausreichendes Betreuungsangebot sicherzustellen sowie die Betreuer bei ihrer Arbeit zu beraten und zu unterstützen. Die Konzeption der Betreuungsbehörde wurde am 1. März 1994 im Sozialausschuß des Kreistages vorgestellt und gebilligt.

Die Betreuungssituation im Ortenaukreis stellt sich derzeit wie folgt dar:

Zum Stichtag 1. Januar 1994 waren bei den acht Amtsgerichten im Ortenaukreis 2179 gesetzliche Betreuungen anhängig. Diese können zum Stichtag 15. September 1994 wie folgt aufgelistet werden:

- 1921 Betreuungen werden von ehrenamtlichen nichtorganisierten Einzelbetreuern geführt, des weiteren
- 212 Betreuungen von den 4 Betreuungsvereinen zusammen (davon von hauptamtlichen Mitarbeitern 36).
- 36 Betreuungen wurden zwischenzeitlich von Berufsbetreuern übernommen,
- 10 Betreuungen werden noch als Behördenbetreuung geführt.

### *Jugendhilfe*

Der Jugendhilfeausschuß, der sich nach der Kreistagswahl neu konstituierte, hat in drei öffentlichen Sitzungen insbesondere die Neufassung der Satzung über das Jugendamt, den Erfahrungs- und Tätigkeitsbericht der Psychologischen Beratungsstelle Achern, Aufwendungsersatz für Kinder in Tagespflege und den Haushaltsentwurf 1995 für den Bereich des Kreisjugendamtes behandelt. Drei Vereine wurden vom Ausschuß als Träger der freien Jugendhilfe anerkannt.

Die Erziehung von Kindern und Jugendlichen ist schwieriger geworden. Gefährdungen durch Gewalt, sexuellen Mißbrauch, entwicklungsschädigenden Konsum elektronischer Medien und Suchtmittel haben zugenommen. Das soziale Umfeld der Kinder hat sich durch die Kleinfamilie immer mehr verengt. Partnerschaftsprobleme oder materielle Notlagen können Familien so belasten, daß sie mit der Erziehung ihrer Kinder nicht mehr alleine fertig werden. Immer mehr Eltern benötigen deshalb Hilfestellung durch die Träger der freien und öffentlichen Jugendhilfe.

Läßt sich die Herausnahme eines Kindes aus seiner Familie nicht mehr vermeiden, hat in der Regel die Unterbringung in einer Pflegefamilie Vorrang vor einer Heimunterbringung. Der Ortenaukreis hat deshalb die Pflegekinderarbeit zu einem bedeutenden Hilfsinstrument ausgebaut und entwickelt.

Nach dem gegenwärtigen Stand werden unter Einbeziehung der beiden Stadtbereiche Lahr und Offenburg rund 370 Kinder und Jugendliche in Vollzeitpflege, das heißt über Tag und Nacht, in Pflegefamilien betreut. In Tagespflege befinden sich etwa 400 Kinder. Während 33 Kinder eine Förderung in einer teilstationären Tagesgruppe erhalten, sind 114 junge Menschen in Heimen stationär untergebracht. Im Rahmen der Maßnahme „Betreutes Wohnen“ wird für 24 Personen Hilfe gewährt.

### *Koordinierung von Kinder- und Jugendveranstaltungen*

In Zusammenarbeit mit Gemeindeverwaltungen und Jugendinitiativen veranstaltete das Kreisjugendamt in sieben Gemeinden Fachberatungen bzw. Informationstreffen. Diese Kooperation schafft günstige Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für die Durchführung und Koordinierung von Kinder- und Jugendveranstaltungen im Ortenaukreis. Die kontinuierliche Zusammenarbeit mit dem Kreisjugendring Ortenau e.V. gewährleistet zudem die Förderung der eigenverantwortlichen Tätigkeit der Jugendverbände. Neben der Bezuschussung von Jugendleiterschulungen wurden die kleineren Verbände beratend unterstützt.

Im Jahr 1994 wurden über 40 Veranstaltungen für Kinder und Jugendliche in Zusammenarbeit mit Initiativen, Vereinen, Verbänden und Gemeinden durchgeführt und gefördert. An den zweiten Ortenauer Kinder- und Jugendkulturtagen vom 27. bis 29. Mai 1994 in Offenburg waren über 300 Akteure an 11 Veranstaltungen beteiligt, die von insgesamt 2500 Zuschauern besucht wurden. Einmal mehr gut angekommen ist im August die

„Mobile Spielaktion“. Rund 1268 Kinder nahmen in den Städten und Gemeinden des Kreises daran teil.

### *Altenhilfe*

Angebote der offenen Altenhilfe wurden im Jahr 1994 mit rund 18 500 Mark gefördert. An den 1624 Veranstaltungen nahmen 30 500 ältere Menschen über 60 Jahre teil.

Besondere Aktionen in der Seniorenarbeit waren die durchgeführten Schnuppertage „Gehirn-Jogging“. In Fachvorträgen und anschließenden Übungsstunden wurde die Bedeutung und die Methode des Gehirnjoggings vorgestellt. Aufgrund der großen Nachfrage wurde ein Wiederholungstermin angeboten.

Die Liga der freien Wohlfahrtspflege veranstaltete in Zusammenarbeit mit dem Landratsamt Ortenaukreis einen Fachtag zum Thema „Alt und verwirrt? Gerontopsychiatrie als Herausforderung“ und machte damit auf eine bislang in der Öffentlichkeit kaum beachtete Thematik aufmerksam.

Das Geriatriekonzept des Landes Baden-Württemberg konnte weiter erfolgreich umgesetzt werden. Nachdem der geriatrische Schwerpunkt am Kreis-krankenhaus Offenburg und die 40 Rehabilitationsplätze im Paul-Gerhardt-Werk, Offenburg, bereits am 1. April 1993 ihre Arbeit aufnehmen konnten, wurden im April 1994 weitere 40 Rehabilitationsplätze im Fachkrankenhaus Bad Peterstal eröffnet. Mit diesen Angeboten ist die Versorgung im System der Altenhilfe entscheidend verbessert worden.

### **Umweltschutz im Ortenaukreis**

Soll eine Industrieanlage in Betrieb genommen oder erweitert werden, ein Moto-Cross-Rennen stattfinden oder will ein Kletterverein sich an einer Felswand messen, so muß das Amt für Umweltschutz dies genehmigen. Denn in all diesen Fällen könnte es zu einer Gefährdung unserer wichtigsten Naturgüter Wasser, Boden und Luft kommen. Um diese wertvollen Güter zu schützen, hat die Behörde die Aufgabe, die Regelungen des Umweltrechts wie etwa das Wasserrecht oder das Immissionsschutzrecht durchzusetzen und deren Anwendung zu überprüfen. Bei der Erfüllung dieser Aufgaben wird das Landratsamt von den staatlichen Sonderbehörden und den Naturschutzbeauftragten als fachliche Berater unterstützt. An



einigen konkreten Beispielen soll die Arbeit für den Schutz der Umwelt im Folgenden dargestellt werden.

### *Hochwasserschutz*

Kernstück des Hochwasserschutzes des Landes Baden-Württemberg bilden derzeit die bestehenden Anlagen Kulturwehr Kehl/Straßburg (37 Millionen m<sup>3</sup>) und Polder Altenheim (18 Millionen m<sup>3</sup>), das entspricht 43 Prozent des gesamten, von Baden-Württemberg zu erbringenden Retentionsvolumens (127 Millionen m<sup>3</sup>).

Derzeit sind die Anlagen noch nicht voll einsatzfähig – es gelten reduzierte Stauziele. Von den konzipierten 55 Millionen m<sup>3</sup> Stauvolumen sind, nach Abschluß der Dammertüchtigung, seit Ende 1991 30 Millionen m<sup>3</sup> einsetzbar.

Um den vollen Einsatz des Kulturwehres Kehl/Straßburg zu erreichen, sind binnenseitige Anpassungsmaßnahmen erforderlich. Ziel dieser Maßnahmen, zum Beispiel durch Schöpfwerke und Absenkbrunnen, ist es, bei künftigen Retentionsbetrieben der Hochwasserschutzanlagen die Grundwasserstände in den tangierten Ortslagen von Neuried, Goldscheuer und Marlen im Vergleich zum Zustand ohne Betrieb der Anlagen nicht zu verschlechtern. Ohne binnenseitige Anpassungsmaßnahmen käme es im Bereich der Ortsteile Goldscheuer und Marlen zur bordvollen Füllung des Mühlbaches bzw. zum Ausufer des Mühlbaches. Das planfestgestellte und zur Zeit im Bau befindliche Pumpwerk auf Gemarkung Altenheim sowie die Herstellung eines Anbindungsgewässers und die Aufweitung des Seitengrabens tragen neben anderen Anpassungsmaßnahmen wesentlich dazu bei, daß die genannten Ortslagen bei Hochwasser vor ansteigendem Grund- und Druckwasser geschützt werden. Weiter wird die Entwicklung einer standortgerechten und überflutungstoleranten Flora und Fauna durch ökologische Flutungen gefördert, die in den Poldern Altenheim I und II versuchsweise bis Ende 1997 durchgeführt werden. Im Jahr 1995 sind auch ökologische Flutungen im Retentionsraum des Kulturwehres Kehl/Straßburg vorgesehen. Der erforderliche Planfeststellungsbeschluß ist im Dezember 94 erlassen worden.

### *Altlasten*

Im Ortenaukreis gibt es derzeit 1034 bekannte und erhobene altlastenverdächtige Flächen. Die Altlastenbearbeitung nimmt damit einen immer

größeren Teil der Arbeit des Amtes für Umweltschutz ein. Das Landratsamt hält sich dabei an das in Baden-Württemberg eingeführte stufenweise Modell. Systematisch und einheitlich wird damit der Handlungsbedarf ermittelt und eine Dringlichkeitsliste erstellt. Ziel dieser Vorgehensweise ist es, erkennbar ungefährliche Standorte möglichst frühzeitig von der weiteren Bearbeitung auszuschneiden.

Im Rahmen der flächendeckenden historischen Altlastenerhebung in den Pilotgemeinden Offenburg, Lahr, Haslach und Sasbach wurden zahlreiche ehemalige Gewerbe- und Industriestandorte als sogenannte „altlastenverdächtige Altstandorte“ ermittelt. Hierbei handelt es sich um Flächen, auf denen in der Vergangenheit gewerblich mit wassergefährdenden Stoffen umgegangen wurde, so z.B. ehemalige Tankstellen und Tanklager, ehemalige chemische Reinigungen, Galvanikbetriebe und private Gaswerke. 20 private Altstandorte sind im Kreisgebiet nun aufgrund der Bewertung vorrangig weiter zu erkunden, das heißt, es werden Bohrungen, Bodenbeprobungen und Sickerwasseruntersuchungen durchgeführt. Mit den Arbeiten wurden private Ingenieurbüros beauftragt. Die Untersuchungen werden Aufschluß darüber geben, ob es durch die Altstandorte tatsächlich zu Boden- bzw. Grundwasserverunreinigungen gekommen ist. Sollte dies der Fall sein, so werden in enger Zusammenarbeit mit den Grundstückseigentümern die Sanierungsmaßnahmen geplant und durchgeführt.

### *Immissionsschutz*

Ein Aufgabenschwerpunkt der Unteren Immissionsschutzbehörde war auch 1994 die Durchführung von Genehmigungsverfahren für die Neuerrichtung bzw. die Änderung von genehmigungsbedürftigen Anlagen. Die meisten Genehmigungsverfahren hatten Änderungen an bestehenden Anlagen zum Inhalt. Aus diesem Bereich sind folgende Verfahren besonders hervorzuheben: Erneuerung der Glaswanne bei einer Firma in Wolfach, Verlegung einer Altpapieraufbereitungsanlage in Kappelrodeck, Erweiterung der Tiefdruckrotationen um eine weitere Tiefdruckrotation in Offenburg und die Vergrößerung einer Schweinemästerei in Friesenheim.

Im Zusammenhang mit der Neuerrichtung von genehmigungsbedürftigen Anlagen sind besonders zu nennen: Bau und Betrieb einer Deponiegasverwertungsanlage auf der Deponie Kahlenberg in Ringsheim, die Errichtung einer Bauschuttrecyclinganlage in Biberach, der Bau einer neuen Schinkenräucherei in Achern sowie eine neue Kiesbrechanlage auf Gemarkung Renchen. Die Überwachung der Anlagen nach Fertigstellung ergänzte diese Tätigkeit.

## *Umweltschutzpreis*

Alternierend zum Heimatpreis wurde erstmals im Jahre 1994 durch den Ortenaukreis ein Wettbewerb zur Verleihung eines Umweltschutzpreises veranstaltet. Die Geschäftsstelle des Umweltschutzpreises ist bei der Unteren Immissionsschutzbehörde angesiedelt. Die Auslobung des Preises erfolgte im Mai 1994 durch Veröffentlichungen in den Tageszeitungen. Außerdem wurden die Industrie- und Handelskammer, die Handwerkskammer wie auch Aktionsverbände und Bürgerinitiativen durch unmittelbare Übersendung von Broschüren unterrichtet. Gefragt waren Arbeiten oder Initiativen zum Thema „Abfallvermeidung/Abfallverwertung“. Bis Oktober 1994 waren insgesamt 17 Arbeiten von Einzelpersonen, Unternehmen und Organisationen eingegangen. Unter den Bewerbern wählte eine Jury aus Mitarbeitern der Verwaltung, Mitgliedern der Kreistagsfraktionen und Sachverständigen sechs Bewerber aus. Die Preise in Höhe von je 1000 Mark wurden in der Kreistagssitzung am 4. April 1995 übergeben.

## **Abfallentsorgung im Ortenaukreis**

Die wohl wichtigste Veränderung in der Abfallwirtschaft des Ortenaukreises im Jahre 1994 stellte die Einführung des mengenabhängigen Gebührensystems nach dem optimierten Behältervolumen zu Beginn des Jahres dar. Bislang wurden die Abfallgebühren im Hausmüllbereich entsprechend der Zahl der im einzelnen Gebäude mit Haupt- und Nebenwohnsitz gemeldeten Personen nach einem degressiven Tarif ohne Rücksicht auf die zu entsorgende Abfallmenge berechnet. Seit dem 1. Januar 1994 setzt sich die Abfallgebühr aus einem Grundbetrag von 20 Mark für jede im Ortenaukreis mit Haupt- oder Nebenwohnsitz gemeldete Person und einer Behältergebühr – je nach Anzahl und Größe der vorgehaltenen Restmüllbehälter – zusammen. Neben den bisher gebräuchlichen 240-l-Restmüllbehältern und 1,1-m<sup>3</sup>-Restmüllcontainern werden jetzt weitere Behälter mit 35, 60, 80 und 120 l sowie ein 770-l-Container angeboten.

Ziel der Umstellung des Gebührensystems war, der Bevölkerung einen Anreiz zu verstärkter Abfallvermeidung und -verwertung sowie Sortierung der Wertstoffe zu bieten und den Hausmüll mengenmäßig zu verringern. Wer mit einem geringen Behältervolumen auskommt, zahlt vergleichsweise geringere Abfallgebühren als derjenige, der bei gleicher Personenzahl einen größeren Restmüllbehälter nutzt.

Das mit der Einführung des mengenabhängigen Gebührensystems verfolgte Ziel, die anfallende Hausmüllmenge zu verringern, ist aufgegangen. Das

Aufkommen an Restmüll aus Haushaltungen einschließlich der Reste aus der Wertstoffsortierung ging 1994 um 19,6 Prozent zurück.

### *Zusatzabfuhr eingestellt*

Die wöchentliche Leerung der Grauen Restmüllbehälter in den Sommermonaten Juli, August und September wurde erstmals im Jahre 1988 praktiziert und in dieser Form bis zum Jahre 1992 beibehalten. Im Jahre 1993 wurden die Zusatzabfuhr auf die Monate Juli und August beschränkt. Aufgrund eines Beschlusses des Kreistages vom 29. Juni 1993 wurden die Zusatzleerungen der Grauen Restmüllbehälter in den Sommermonaten ab dem Jahre 1994 eingestellt. Für diesen Beschluß war maßgebend, daß es dem mit der Einführung des mengenabhängigen Gebührensystems verfolgten Ziel der Abfallreduzierung widerspräche, wenn in den Sommermonaten das doppelte Raumvolumen zur Entsorgung der Abfälle angeboten würde. Dies wird bestätigt durch ein weit höheres Hausmüllaufkommen in den Monaten mit Zusatzabfuhr gegenüber den anderen Monaten mit 14tägiger Abfuhr.

### *Wilde Müllablagerungen*

Berichte von Gemeinde- und Stadtverwaltungen lassen vermuten, daß die wilden Müllablagerungen im Zusammenhang mit der Einführung des mengenabhängigen Gebührensystems etwas angestiegen sind. Parallel dazu wird allerdings festgestellt, daß auch größere Gegenstände, die eigentlich dem Sperrmüll zugeordnet werden müssen, wie Herde, Kühlschränke, Sessel, Autoteile usw., wild abgelagert werden. Diese Ablagerungen können jedoch nicht in den Zusammenhang mit der Einführung des mengenabhängigen Gebührensystems gebracht werden. Die Verwaltung versucht, diesem Mißstand durch entsprechende Öffentlichkeitsarbeit zu begegnen. Werden Verursacher von wilden Müllablagerungen festgestellt, erfolgen regelmäßig Ordnungswidrigkeitsanzeigen; dabei werden empfindliche Bußgelder verhängt.

### *Haushaltsvolumen und Deponien*

Das Haushaltsvolumen für die Abfallwirtschaft im Ortenaukreis beträgt im Jahre 1994 rund 80 Millionen Mark. Die Anforderungen einer umweltverträglichen Abfallentsorgung sind mit denen aus früheren Jahren nicht mehr vergleichbar. Allen beim Zweckverband Kahlenberg, der die vom Land-

kreis Emmendingen und dem Ortenaukreis gemeinsam getragene Hausmülldeponie in Ringsheim betreibt, wurden 1994 Investitionen für die

- Abfallaufbereitung (Zerkleinerung und Homogenisierung des angelieferten Sperr- und Gewerbemülls),
- Sickerwasservorbehandlungsanlage (Vorklärung von durch den Deponiekörper geflossenem Niederschlagswasser vor Einleitung in die örtliche Kläranlage),
- Gasnutzung (Verwertung von durch Faulungsprozessen entstandenem Deponiegas zu Strom)

von rd. 36 Millionen Mark getätigt.

Ein interessanter Aspekt hierbei ist sicherlich, daß die durch die Gasnutzung erzeugte Strommenge nicht nur die Eigenversorgung aller Anlagen der Deponie Kahlenberg abdeckt, sondern darüber hinaus bedeutende Strommengen in das Netz der Badenwerk AG eingespeist werden können



*Umwandlung von Deponiegas in Energie: Die Gasverwertungsanlage auf dem Kahlenberg*

und die Erlöse von Beginn der Stromerzeugung im April 1994 bis Oktober 1994 rd. 1,2 Millionen Mark betragen.

Neben der Zweckverbandsdeponie Kahlenberg in Ringsheim steht dem Ortenaukreis noch die kreiseigene Abfalldeponie Vulkan in Haslach zur Verfügung. Auch dort sind die Planungen für die Entgasungs- und Sickerwasserbehandlungsanlage im Gange.

## **Ausblick**

Neben einer erneuten äußersten Sparsamkeit und Ausgabendisziplin in allen Bereichen werden auch 1995 weitreichende Entscheidungen zu treffen sein. Da ist zunächst die Suche nach einem Standort für die thermische Behandlung von Haus- und Gewerbeabfällen und – damit verbunden – die standortbezogene Auswahl eines möglichst umweltschonenden Verfahrens. In Betracht kommen dabei das Thermoselect- und das Siemens-Schwel-Brenn-Verfahren. Ein weiterer Schwerpunkt der Arbeit von Verwaltung und Kreisgremien wird im Bereich des öffentlichen Personennahverkehrs liegen. Hier muß der Ortenaukreis sich beim Land um die Anerkennung der Tarifgemeinschaft Ortenau als Verkehrsverbund bemühen. Zudem sind die Planungen für einen Tarifverbund mit dem Großraum Straßburg weitgehend abgeschlossen und müssen 1995 umgesetzt werden. Schließlich steht im Hinblick auf die Regionalisierung des ÖPNV die Erstellung eines kreisweiten Nahverkehrsplans an.

Auch das Landratsamt selbst wird in seinem Bemühen nicht nachlassen, eine moderne Kommunalverwaltung zu sein, die für den Bürger offen und transparent ist. In diesem Zusammenhang prüfen Verwaltung wie auch die politischen Gremien zur Zeit, welche Verwaltungsbereiche, wie etwa das Freilichtmuseum Vogtsbauernhof, das Weingut Schloß Ortenberg, die Kreiskrankenhäuser, das Kreispflegeheim oder die Abfallwirtschaft, in Eigenbetriebe umgewandelt werden können. Die Verwaltung hat dem Kreistag am 4. April 1995 die entsprechenden Eigenbetriebssatzungen vorgeschlagen. Das Gremium muß und entscheiden, ob die Umwandlung zum 1. Januar 1996 vollzogen werden soll.

Dies sind längst nicht alle Aufgaben, die Verwaltung und Kreisgremien 1995 zu erfüllen haben werden. Sie werden jedoch die Kreispolitik im neuen Jahr grundlegend bestimmen. Ich hoffe und wünsche, daß Verwaltung und Kreisgremien auch im neuen Jahr eine gute Arbeit nachweisen können, die sich ausschließlich am Wohl der Bevölkerung des Ortenaukreises orientiert.

# Das Integrierte Rheinprogramm

*Gert Klaiber / Sylvia Kuhn, Oberrheinagentur*

## **1. Geschichtliche Entwicklung des Rheins**

### *1.1. Menschliche Einwirkungen auf den Rhein vor dem 19. Jahrhundert*

Wenn man sich den Oberrhein vorstellen will, wie er bis ins 19. Jahrhundert aussah, muß man sich vollständig von dem Bild lösen, welches man von seinem heutigen Zustand vor Augen hat. Vielmehr muß man sich ihn als lebendigen Wildstrom vorstellen, der nicht wie heute in einem festgelegten Flußbett floß, sondern sich immer wieder einen eigenen, neuen Weg bahnte. Diese stetige Änderung seines Flußlaufes wird auch in historischen Karten dargestellt (siehe Abb. 1)

In seinem ursprünglichen Zustand lassen sich zwei unterschiedliche naturräumliche Abschnitte unterscheiden. Im südlichen Bereich bildete er die Furkationszone, d.h. ein System sich verzweigender, miteinander verflochtener Flußläufe. Im Norden gab es dagegen einen Bereich mit weitschwingenden Bögen – die Mäanderzone.

Damals war der Fluß für die Bewohner der Rheinebene durch seine Wildheit ein erhebliches Risiko und erschwerte das Alltagsleben in verschiedener Hinsicht. Die Oberrheinebene war durch häufig verheerende Hochwasser bedroht, vor denen es so gut wie keinen Schutz gab. Viele Bewohner litten unter Krankheiten wie der Malaria, dem Typhus und der Ruhr, da die vorhandenen Sümpfe und Vernässungen optimale Brutstätten für Stechmücken und andere Krankheitserreger darstellten. Für die Schifffahrt und Flößerei boten sich sehr ungünstige Arbeitsbedingungen.

### *1.2. Planungen von Tulla und Honsell im 19. bis 20. Jahrhundert*

Um die Anlieger vor den Hochwassern zu schützen, wurde im Jahr 1800 der erst 30jährige Ingenieur Oberst Leutnant Johann Gottfried Tulla vom badischen Großherzog Karl-Friedrich beauftragt, ein einheitliches Hochwasserschutzprogramm für den Rhein auszuarbeiten und gleichzeitig für eine Absenkung der hohen Grundwasserstände zu sorgen.

Tulla legte ein Konzept vor, das die Planung von Leitgerinnen und Einbauten vorsah, die den Rhein in ein Abflußbett zwingen sollten. Die Ufer wur-



Abb. 1. Historische Karte aus dem Jahre 1838 mit Darstellung des Rheinverlaufs im Raum Kehl.



den nach Erreichen einer angestrebten Breite von 200 m bis 250 m mit langgezogenen flachen Bögen festgelegt. In schwerster Arbeit – z.T. als Fronarbeit und nur in Niedrigwasserzeiten – mußten deshalb ab 1817 zuerst Quer- und Längswerke (z.B. Faschinen in Kombination mit Steinen) hergestellt werden. Nach 40 Jahren war das neue Rheinbett geschaffen, das nun einen Abfluß von 2000 m<sup>3</sup>/s abführen konnte. Die veränderte Linienführung brachte dabei eine Verkürzung der Lauflänge in der Furkationszone von 219 km auf 188 km und in der Mäanderzone von 135 km auf 85 km.

Folgende Ziele wurden von Tulla erreicht:

- landwirtschaftliche und forstwirtschaftliche Nutzung der ehemals sumpfigen Rheinniederung,
- besserer Schutz der Bewohner vor Hochwasser und Krankheiten,
- großer Aufschwung der Fischerei.

Diese Ausbaumaßnahmen hatten allerdings auch die Folge, daß sich der Rhein aufgrund seiner seitlichen Eingrenzung durch die Dämme und aufgrund der Laufwegverkürzung tiefer als geplant in den Untergrund eingegraben hat.

An die Planungen Tullas schlossen sich ab 1906 die Ausbaumaßnahmen des großherzoglichen Baudirektors Max Honsell an. Seine Aufgabe war, den Rhein so zu gestalten, daß die Schifffahrt eine geeignete Fahrrinne erhält. Durch den Bau von Buhnen und Leitwerken wurde der Fließquerschnitt eingeengt, und der Rhein konnte sich eine Fahrrinne schaffen, die eine fast ganzjährige Schifffahrt möglich machte.

### *1.3. Der Ausbau des Rheins nach dem 1. Weltkrieg*

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde durch den Versailler Vertrag Frankreich das Recht zugesprochen, die Wasserkraft des Rheines entlang der deutsch-französischen Grenze zu nutzen. Von Frankreich wurden daraufhin Pläne entworfen, die den Bau eines linksrheinischen Seitenkanals (Grand Canal d'Alsace) von Märkt bei Basel bis Straßburg mit insgesamt 8 Stauhaltungen und einem Wasserkraftwerk vorsahen.

Zwischen 1928 und 1959 wurden diesen Plänen entsprechend vier Staustufen in Kembs, Ottmarsheim, Fessenheim und Vogelgrün gebaut. Ebenso wurde der Seitenkanal erstellt, der mit einer Sohlenbreite von 80 m und einer einheitlichen Wassertiefe größer als der Suezkanal ist. Für die Schifffahrt und die Energiegewinnung brachte dies einige Vorteile. Nachteilig wirkte sie sich jedoch auf die Wasserstände auf deutscher Seite aus, da die-

se im alten Rheinbett im Mittel um 2–3 m abgesenkt wurden. Daraufhin sank auch der Grundwasserstand, welches zu Trockenschäden besonders zwischen Markt und Breisach führte.

Aufgrund dieser Entwicklung änderte man die alten Planungen ab und entschied sich im Abschnitt zwischen Breisach und Straßburg für eine sogenannte „Schlingenlösung“. Der Fluß verbleibt dabei für einige Kilometer in seinem „Tullaschen Bett“ und wird dann von einem Wehr aufgestaut. Dieses Wehr wird durch einen Schifffahrts- und Wasserkraftkanal (Schlinge) umgangen, an dessen unterem Ende sich eine Schleuse und ein Kraftwerk befindet. Das Flußbett behält dabei weitestgehend seine ursprüngliche Funktion. Es erfolgt dabei keine dauerhafte Absenkung des bisherigen Wasser- und Grundwasserspiegels. Von 1961 bis 1970 wurden dementsprechend zwischen Breisach und Straßburg vier Staustufen bei Marckolsheim, Rhinau, Gerstheim und Straßburg gebaut. Diese Ausbaumaßnahmen wirkten sich negativ durch Sohlenerosion an der Wiedereinmündungsstelle des Unterwasserkanals an der untersten Staustufe aus.

Um die einsetzende Erosion aufzuhalten, wurden in einer dritten Phase – der „Vollkanalisierung“ – zwei weitere Staustufen unterhalb Straßburg gebaut. Die Besonderheit dieser Staustufen Gamsheim und Iffezheim liegt darin, daß sie vollständig im Rheinbett liegen. Der geplante Bau der Staustufe Au/Neuburg wurde zurückgestellt, weil man sich darauf einigen konnte, die Erosion durch Zugabe von geeignetem Kiesmaterial auszugleichen. Die Bundesrepublik Deutschland führt diese Geschiebezugabe seit 1978 unterhalb der Staustufe Iffezheim durch.

#### *1.4. Die Folgen der menschlichen Einwirkungen auf den Oberrhein*

Der gesamte Oberrheinausbau brachte den Bewohnern der Rheinebene Vorteile, wie z.B. die Verminderung der Seuchengefahr, die landwirtschaftliche Nutzung der Rheinniederung oder die bessere Schiffbarkeit. Allerdings sind auch gravierende negative Auswirkungen zu verzeichnen. Durch die Wasserkraftnutzung und dem damit verbundenen Ausbau des Oberrheins (Kanalisierung), verlor der Strom von 1950 bis 1977 zwischen Kembs und Iffezheim rund 130 km<sup>2</sup> Überschwemmungsflächen. Dadurch wurde die Hochwassergefahr unterhalb der Ausbaustrecke ab Iffezheim erheblich verschärft. Infolge des Verlustes von Überschwemmungsgebieten und des Ausbaus des Gewässerbettes erhöhten sich der Hochwasserscheitelabfluß und die Fließgeschwindigkeit. Die ungünstige Überlagerung mit den Abflüssen der Nebenflüsse, insbesondere des Neckars, vergrößerte die Hochwassergefahr zusätzlich.

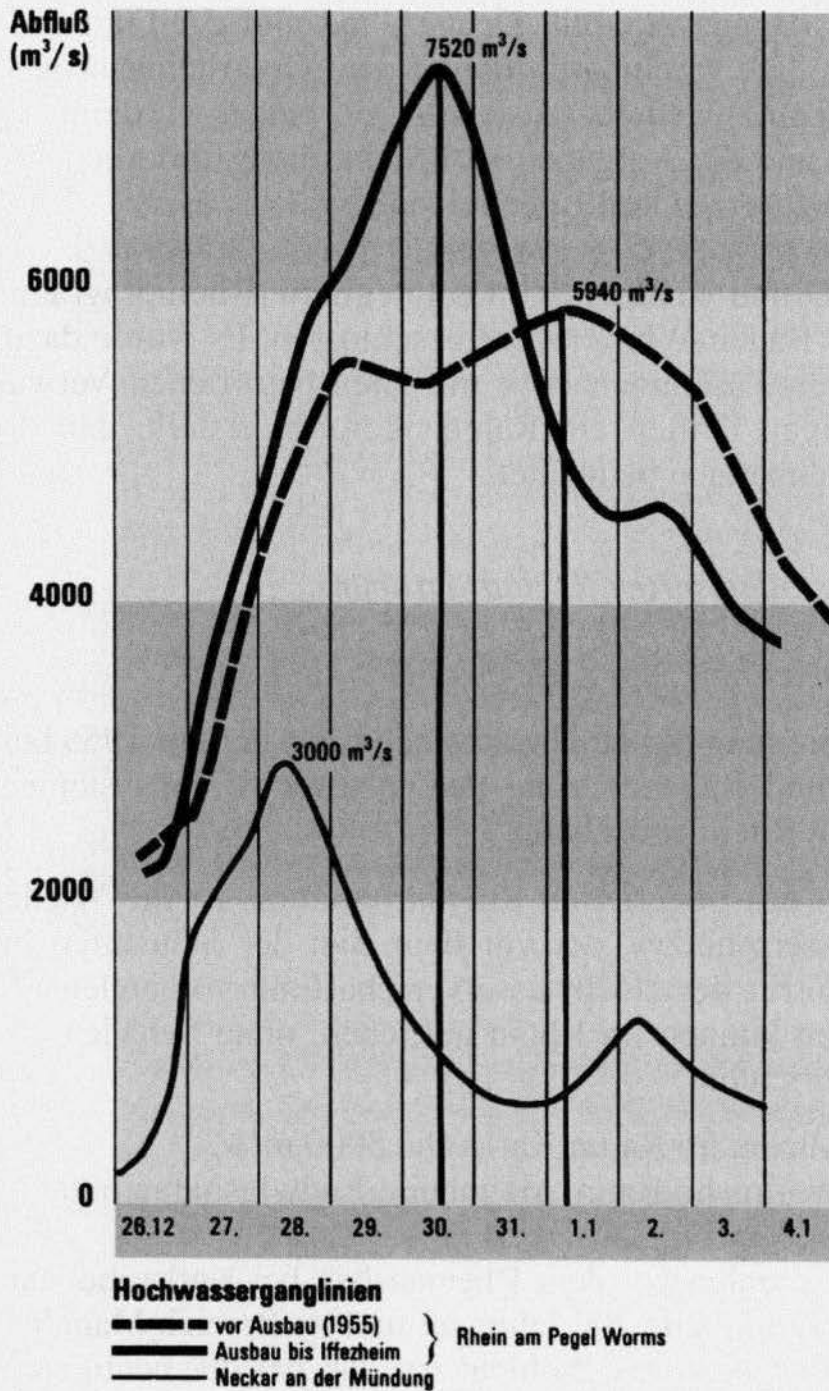


Abb. 2. Erhöhung der Hochwasserspitzen durch den Rheinausbau.

## 2. Das Integrierte Rheinprogramm

Der Ausbau des Oberrheins hat zu negativen Folgen für den Hochwasserschutz und die Ökologie der in Mitteleuropa einzigartigen Rheinauen geführt. Diese Folgen sollen korrigiert werden, um einen leistungsfähigen Naturhaushalt dauerhaft zu erhalten und einen ausreichenden Hochwasserschutz für die baden-württembergische Oberrheinebene zu gewährleisten.

Zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Französischen Republik ist vertraglich vereinbart, den vor dem Oberrheinausbau vorhandenen Hochwasserschutz wiederherzustellen. Auf baden-württembergischem Gebiet hat das Land die Aufgabe und Pflicht, die erforderlichen Maßnahmen zu planen, umzusetzen und zu betreiben.

Aus diesem Grund wurde 1988 das Integrierte Rheinprogramm – das IRP – des Landes Baden-Württemberg beschlossen. Es wurde dazu in einer interdisziplinären Zusammenarbeit mit allen betroffenen Verwaltungen und sachverständigen Dritten ein Rahmenkonzept erstellt, daß die dazu notwendigen Maßnahmen beinhaltet.

### *2.1. Ziele des Integrierten Rheinprogramms*

Die beiden gleichrangigen Ziele des IRP's sind:

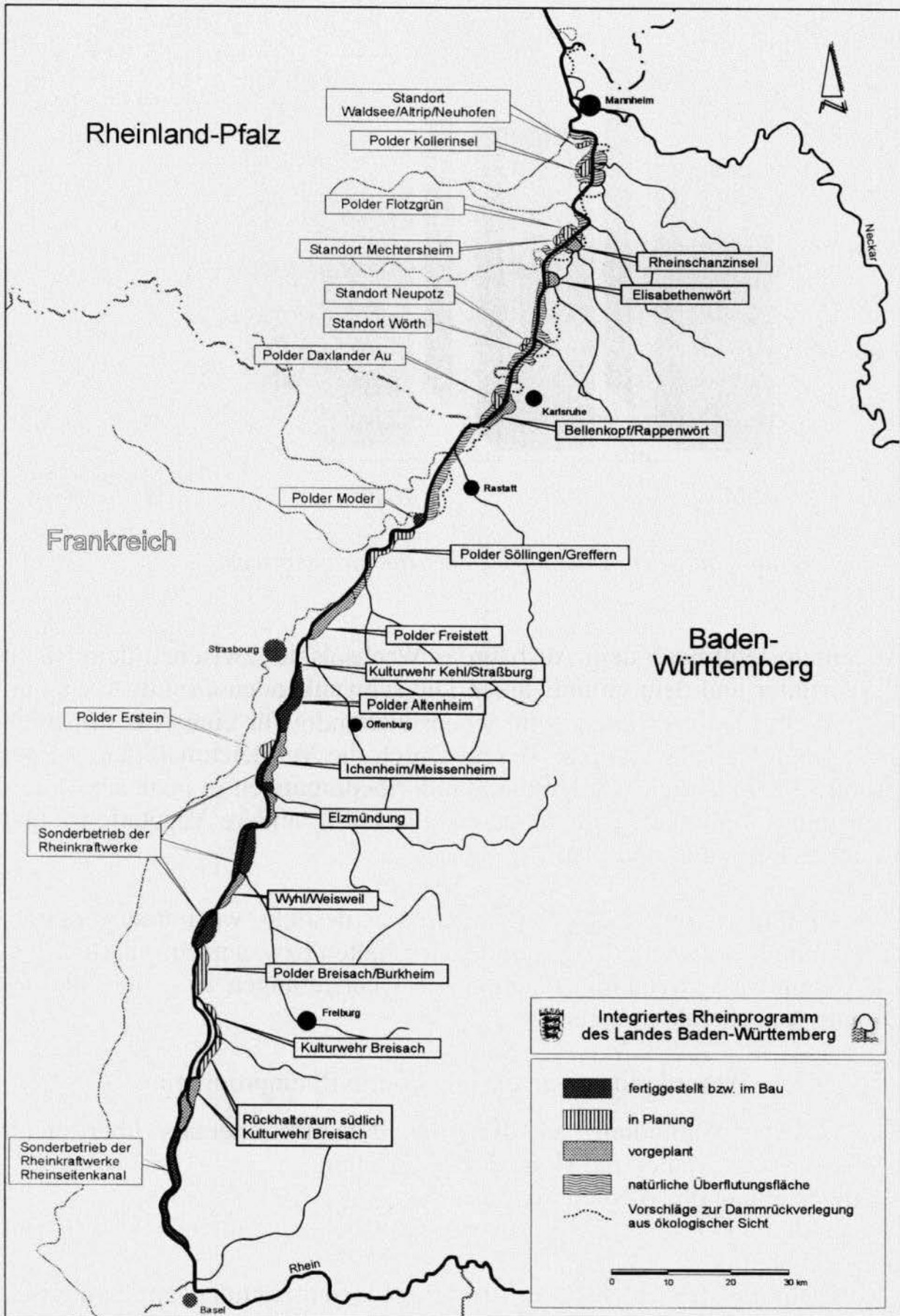
- Wiederherstellung des Hochwasserschutzes, der vor 1955 bestand,
- Erhaltung und Regenerierung auetypischer Biotopsysteme in einer lebensfähigen Rheinlandschaft.

Das eine Ziel des Integrierten Rheinprogramms ist die Wiederherstellung des Hochwasserschutzes, der vor dem Bau der Staustufen bis 1955 und damit vor Eintritt der Hochwasserverschärfung vorhanden war. Folgende Wassermengen können im Rhein abfließen, ohne Schäden an den Rheindämmen anzurichten:

- am Pegel Maxau im Raum Karlsruhe 5000 m<sup>3</sup>/s,
- am Pegel Worms im Raum Mannheim/Ludwigshafen 6000 m<sup>3</sup>/s.

Diese Abflüsse traten vor dem Rheinausbau bei Karlsruhe statistisch gesehen im Durchschnitt alle 200 Jahre auf und im Bereich Mannheim/Ludwigshafen alle 220 Jahre. Das Problem ist, daß bei der heutigen Situation die Hochwasser gleicher Jährlichkeit mehr Wasser abführen, nämlich am Pegel Maxau 5700 m<sup>3</sup>/s und am Pegel Worms 6800 m<sup>3</sup>/s. Der angestrebte Hochwasserschutz kann deshalb nur dann erreicht werden, wenn die Abflußspitzen der 200- bzw. 220jährigen Hochwasserereignisse um 700 m<sup>3</sup>/s am Pegel Maxau bzw. um 800 m<sup>3</sup>/s am Pegel Worms gemindert werden (siehe Abb. 3). Diese Forderung ist zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Französischen Republik 1975 vertraglich festgelegt worden.

Das zweite Ziel des Integrierten Rheinprogramms bezieht sich auf die Folgen des Oberrheinausbaus, die sich auf die Ökologie auswirken. Durch den Verlust von 130 km<sup>2</sup> Aueflächen ist wichtiger Lebensraum für auetypische Arten, wie z.B. dem Eisvogel oder der Uferschwalbe, verlorengegangen.



Oberrheinagentur Lahr, Stand 04/95

Abb. 5. Übersichtskarte der Rückhalteräume.

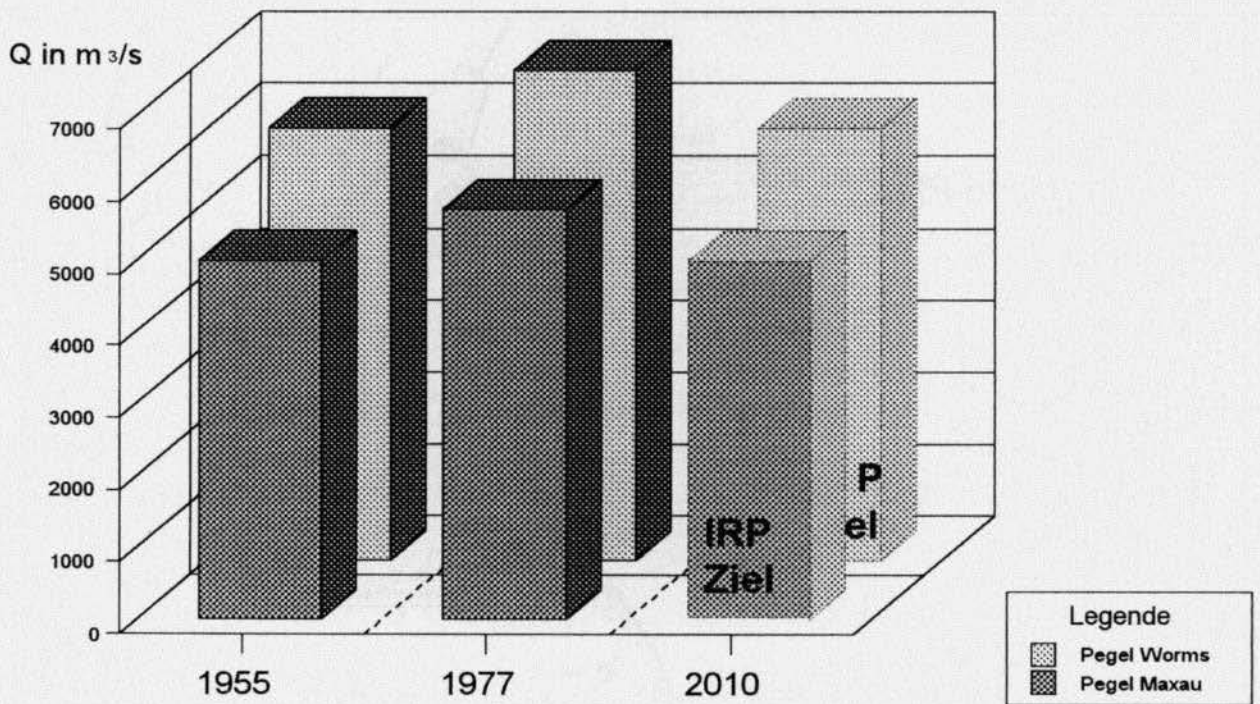


Abb. 3. Veränderung der Abflusssmengen bei Hochwasserereignissen.

Außerdem fehlt nach dem Ausbau das Wechselspiel zwischen dem Rhein als Vorfluter und dem Grundwasser. Die schwankenden Grundwasserstände sind aber kennzeichnend und lebensnotwendig für eine Aue mit ihren darin lebenden Pflanzen und Tieren. Durch die Vergleichmäßigung dieser Grundwasserdynamik wurden die Standortbedingungen in manchen Bereichen derart verändert, daß sich dort eine völlig andere Vegetations- und Faunastruktur eingestellt hat.

Ziel des Integrierten Rheinprogramms ist es deshalb, wo immer möglich, die Bedingungen wiederherzustellen, zu erhalten bzw. neu zu schaffen (wie z.B. Grundwasserdynamik, regelmäßige Überflutungen etc.) die eine naturnahe Aue charakterisieren.

Ökologische Anforderungen an das Integrierte Rheinprogramm:

- Sukzessive Anbindung an die Rheindynamik ehemals überfluteter Flächen bzgl. Dauer und Höhe der Überflutung,
- Einbeziehung des Altrheinsystems,
- Planung und Gestaltung von steuerbaren Rückhalteräumen (Poldern) mit Fließdynamik,
- Ausrichtung des Höchststaus in den Rückhalteräumen an ökologisch vertretbaren Überflutungshöhen,
- Umwidmung von Nutzflächen, die nicht auetypisch sind,
- Erhaltung des Waldes und Sicherung seiner vielfältigen Funktionen.

## 2.2. Maßnahmen des Integrierten Rheinprogramms

Um diese Ziele zu erreichen, werden vielfältige ökologische und wasserwirtschaftliche Untersuchungen durchgeführt, wie z.B. Vegetationskartierungen oder Grundwassermodelle. Die Planung, der Bau und der Betrieb werden in Abstimmung mit den betroffenen Kommunen, Berufs- und Naturschutzverbänden und Fachbehörden wie Naturschutzverwaltung, Forstverwaltung etc. vorangetrieben. Die Maßnahmen werden im Sinne des bestehenden Naturschutzrechtes auf ihre Umweltverträglichkeit hin überprüft.

Die Ausgestaltung der Hochwasserrückhaltung erfolgt am Oberrhein durch

- Wehre,
- Polder (= steuerbare Rückhalteräume),
- Dammrückverlegung,
- Sonderbetrieb der Rheinkraftwerke (= Manöver).

Nach dem „Rahmenkonzept des Landes Baden-Württemberg zur Umsetzung des Integrierten Rheinprogrammes“ hat das Land Baden-Württemberg rund 168 Mio. m<sup>3</sup> Rückhaltevolumen zu erbringen. Dazu sind alle längs des Oberrheins für eine Rückhaltung nutzbaren Flächen in die Überlegungen miteinbezogen worden.

Im Ortenaukreis handelt es sich um folgende Maßnahmen:

Planungsraum	Planungsstand
Elzmündung	in Planung
Ichenheim/Meißenheim	in Planung
Polder Altenheim I + II	fertiggestellt
Kulturwehr Kehl/Straßburg	fertiggestellt
Polder Freistett	in Planung

Weitere geplante Maßnahmen des Integrierten Rheinprogramms sind:

- Rückhalteraum südlich des Kulturwehres Breisach,
- Kulturwehr Breisach,
- Polder Breisach/Burkheim,
- Wyhl/Weisweil,
- Polder Söllingen/Greffern,
- Murg/Steinmauern,
- Bellenkopf/Rappenwört,
- Elisabethenwört,
- Rheinschanzinsel.



*Abb. 4. Luftbildaufnahme des Kulturwehres Kehl/Straßburg.*

Diese Räume wurden alle hinsichtlich ihrer Wirkung für den geplanten Hochwasserschutz überprüft. Die Untersuchungen haben gezeigt, daß die Räume grundsätzlich geeignet und notwendig sind, wenn ein umweltverträglicher Hochwasserschutz erreicht werden soll.

### *2.3. Die Oberrheinagentur*

Die Umsetzung des Integrierten Rheinprogramms ist die einzige Aufgabe der Oberrheinagentur (ORA), die zum 1. Januar 1995 gegründet wurde und ihren Dienstsitz in Lahr im Gebäude der ehemaligen Landeszentralbank hat.

Experten verschiedener Fachrichtungen, insbesondere Wasserbauingenieure und Ökologen, sind in der ORA und den dazugehörigen Projektgruppen in Breisach und Lahr mit Planung, Bau und Betrieb der im IRP konzipierten Maßnahmen befaßt. Die ORA ist verantwortlich dafür, daß die Planungen zügig vorangetrieben werden und die Anlagen termingerecht fertiggestellt werden. Als Zeitpunkt für die Fertigstellung der Anlagen ist nach aktuellem Planungsstand in etwa das Jahr 2010 vorgesehen.



# Bibe infans!

## Funktionsanalyse eines zoomorphen Glasgefäßes aus Aquae/Baden-Baden\*

*Die archäologischen Funde aus dem Bereich Gernsbacher Straße 14*

*Peter Knierriem*

### Inhaltsübersicht

#### Einleitung

- Die Topographie des antiken Baden-Baden 138
- Fundumstände – Der archäologische Befund 140

#### Das zoomorphe Glasgefäß

- Römische Glasgefäße in Tiergestalt 143
- Das Baden-Badener Fundstück 144
- Unguentarium oder Titina? –  
Zur Funktion des Baden-Badener Glastieres 146
- Rekonstruktion und Handhabung 148
- Datierung 149

#### Exkurs

- Römische Säuglingstrinkgefäße 150
- Genormte Inhalte? Ergebnisse einer Untersuchung zum  
Fassungsvermögen römischer Sauggefäße 152

Die Funde aus dem Bereich Gernsbacher Straße 14 153

#### Anhang

- Liste römischer Glastiere 160
- Volumina römischer Saugflaschen – Tabelle 164

Literaturverzeichnis 164

## Einleitung

### *Die Topographie des antiken Baden-Baden und die Lage der Fundstelle innerhalb der römischen Siedlung*

Die antike Siedlung Aquae lag, trotz ihrer unmittelbaren Nähe zur Rheinebene, eingebettet zwischen den ersten Höhenzügen des Schwarzwaldes. Von der Oberrheinischen Tiefebene aus war die Siedlung knapp vier Kilometer oosaufwärts in einem west-ost-orientierten Seitental des Oostales gelegen, flankiert von den Erhebungen „Battert“ und „Mercur“ (Großer Staufenberg) im Norden, sowie dem „Fremersberg“ und dem „Iberst“ im Süden. Die Ausläufer der flankierenden Höhen reichen zum Teil sehr nahe an die Oos heran, wodurch der Siedlungsraum im Talgrund begrenzt ist. Daneben war die Oosniederung nicht als Siedlungsraum zu erschließen, da der Fluß noch bis ins 19. Jahrhundert hinein stark mäandrierte (vgl. Abb. 1) und sein Flußbett beständig änderte. Den eigentlichen Anstoß, in diesem Gebiet zu siedeln, bildete sowohl in der Antike als auch im Mittelalter die Existenz der heilkräftigen Thermalquellen. Sie entspringen am Florentinerberg, einem spornartigen Ausläufer des Battertmassivs.

Die antike Siedlung entwickelte sich in sicherer Entfernung zur Hochwasserzone der Oos in dem eingangs erwähnten Seitental, dem Rotenbachtal. Der das Tal durchfließende Rotenbach ist heute im Stadtbereich komplett kanalisiert und somit gänzlich aus dem Stadtbild verschwunden. An seinen ursprünglichen Verlauf erinnern gegenwärtig nur noch die Baufluchten der Gernsbacher Straße, der Langen Straße und die des Rotenbachgäßchens. Nach dem gegenwärtigen Kenntnisstand liegt der Keim des römischen Baden-Badens in der Talaue entlang des Rotenbaches. Schon um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wurden im Bereich der Gernsbacher Straße bei Kanalisationsarbeiten in der Feuchtbodenzone des alten Rotenbachverlaufes gut erhaltene Holzbefunde registriert. In den alten Berichten finden „*Balkenlagen und Brandschutt*“<sup>1</sup>, „*große angebrannte Eichen- und Tannenbalken*“<sup>2</sup> und „*ein Holzrost, auf dessen Rollhölzern (Dm ca. 14 cm mit entsprechendem Abstand) ein Boden von 8 cm starken Dielen aufgenagelt war*“<sup>3</sup> Erwähnung. Leider erfuhren diese Befunde damals keine zeichnerische oder fotografische Dokumentation.

Erst geraume Zeit später, in den 80er Jahren dieses Jahrhunderts, kam der Bereich der Gernsbacher Straße wieder in den Mittelpunkt archäologischen Interesses<sup>4</sup>. Bei Ausgrabungen durch das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg kamen 1986 auf den Grundstücken Gernsbacher Straße 13 und 30 erstmals Holzbefunde zum Vorschein, die mit den Beobachtungen des späten 19. Jahrhunderts vergleichbar waren. Nach den bis-

lang nur in einem Vorbericht veröffentlichten Grabungsbefunden<sup>5</sup> konnten im Areal Gernsbacher Straße 30 unter der späteren Steinbebauung insgesamt zwei Holzbauphasen nachgewiesen werden. Die älteste Bauphase und die frühesten römischen Spuren am Ort werden vom Ausgräber auf der Basis dendrochronologischer Untersuchungen in die Zeit um 74/75 n. Chr. datiert<sup>6</sup>. Er definiert diese Frühphase aus ihrem archäologischen Befund heraus als „Trockenlegungsschicht“<sup>7</sup>, da Teilbereiche des Areals mit Holzabschlägen und Tannenreisig ausgelegt waren. Diese Holzbauphase wird

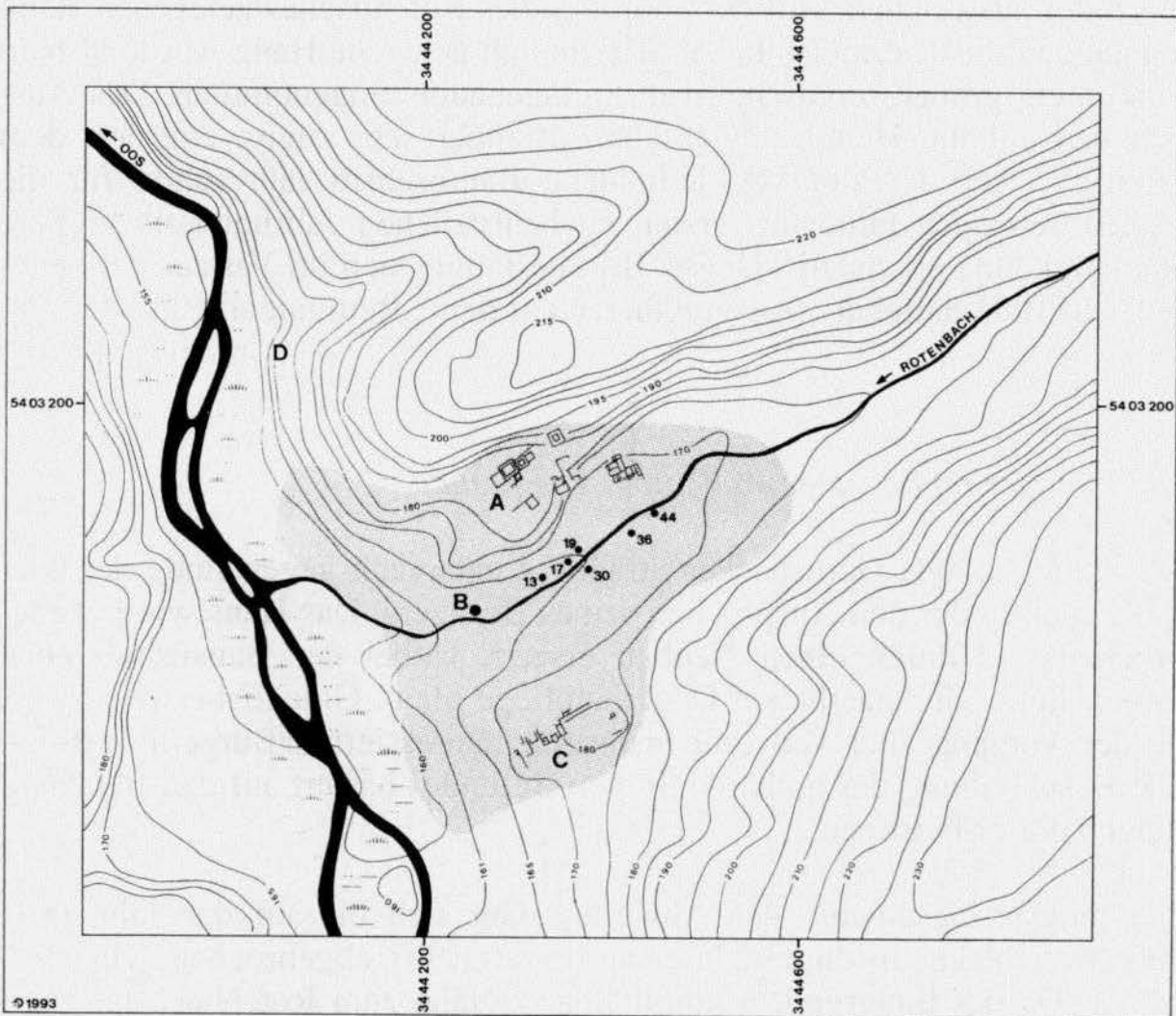


Abb. 1: Aquae, Baden-Baden. Darstellung des antiken Stadtplanes. Verzeichnet sind alle bislang bekannten, in größeren Zusammenhängen vorliegenden Grundrisse. Die Bachläufe sind nach Kartenmaterial des frühen 19. Jahrhunderts rekonstruiert. Legende: A Thermenanlagen, B Fundstelle Gernsbacher Straße 14, C Rettigareal, D Gräberfeld. Schwarze Punkte: Im Text erwähnte Ausgrabungen des Landesdenkmalamtes entlang der Gernsbacher Straße (die Zahlen nennen die jeweiligen Hausnummern). Die grau unterlegte Fläche markiert das römische Siedlungsareal. Größenverhältnis und Nordung sind über das Landeskoordinatensystem entnehmbar.

von der jüngeren, darüberliegenden Holzbebauung durch eine Brandschicht getrennt. Die Errichtung der jüngeren Holzbauphase datiert der Ausgräber, ebenfalls auf dendrochronologischen Untersuchungen basierend, in die Jahre 85/86 n. Chr.<sup>8</sup>. Diese Ausgrabungsergebnisse deuten an, daß die frühesten römischen Siedlungsstrukturen in engem Bezug zum Rotenbach und seiner Talaue zu sehen sind.

Da der Siedlungsraum innerhalb des Rotenbachtals sehr begrenzt ist und ein Ausweichen nach Westen in Richtung Oos nicht möglich war, mußte die Siedlung zwangsläufig auf die Hanglagen der Battert- und Staufenbergausläufer ausweichen. Auf dem nördlich des Rotenbaches gelegenen Hang entstanden die Thermenanlagen, der südlich gelegene Hang wurde alsbald von einem großen repräsentativen Steingebäude eingenommen. Das Ausweichen auf die Hanglagen geschah offenbar sehr zügig, eine auf dem „Rettig“ (Abb. 1, Punkt C) gefundene Bauinschrift läßt schon für die frühen achtziger Jahre des ersten nachchristlichen Jahrhunderts größere Bautätigkeiten erkennen<sup>9</sup>. Dieses Bild bestätigte sich im Verlauf der neueren, seit 1991 laufenden Ausgrabungen auf dem „Rettigareal“<sup>10</sup>.

### *Die Fundumstände – Der archäologische Befund*

Das alte Gebäude Gernsbacher Straße 14 entsprach gegen Ende der 60er Jahre nicht mehr den Ansprüchen seines Besitzers. Das Haus wurde abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt, wobei der Bauaushub ohne Beobachtung der staatlichen Denkmalpflege blieb. Glücklicherweise wurde der Vorgang aber von drei historisch interessierten Bürgern verfolgt. Die Beschreibung des archäologischen Befundes basiert auf den Beobachtungen dieser Personen<sup>11</sup>.

Die jüngste Geschichte des Anwesens läßt sich bis auf das Jahr 1801 zurückverfolgen. In diesem Jahr wurde das 1967 abgebrochene Haus erbaut<sup>12</sup>. Da der Baugrund in unmittelbarer Nähe zum Rotenbach lag, verzichtete man damals aufgrund des hohen Grundwasserspiegels auf eine Unterkellerung des Gebäudes<sup>13</sup>.

Ausgehend von der erschließbaren Struktur des Fundplatzes waren für die römischen Fundschichten ideale Erhaltungsbedingungen vorauszusetzen, zumal tiefgreifende neuzeitliche Störungen nicht zu erwarten waren. Die Beobachtungen während des Bauaushubes bestätigten dieses Bild deutlich, so waren es vor allem gut erhaltene Holzkonstruktionen, die in der Feuchtzone des alten Rotenbachlaufes der Baumaßnahme zum Opfer fielen.

Basierend auf den Beschreibungen der an der Fundbergung beteiligten Personen konnte ein schematisierter „Gesamtplan“ entworfen werden, der zumindest beobachtete „Befundregionen“ in der Relation zur Baugrube zeigen kann (Abb. 2). Die Begehung der Fundstelle erfolgte nach Abschluß der Aushubarbeiten<sup>14</sup>. Die Sohle der Baugrube lag, nach den Unterlagen im Bauordnungsamt, 2,50 m unter dem heutigen Straßenniveau. Mit der Grund der Baugrube war aber keinesfalls der gewachsene Boden erreicht, die Grubensohle stellte vielmehr ein willkürliches „Planum“ in den frühen römischen Siedlungsschichten dar. Sämtliche jüngeren Strukturen wurden

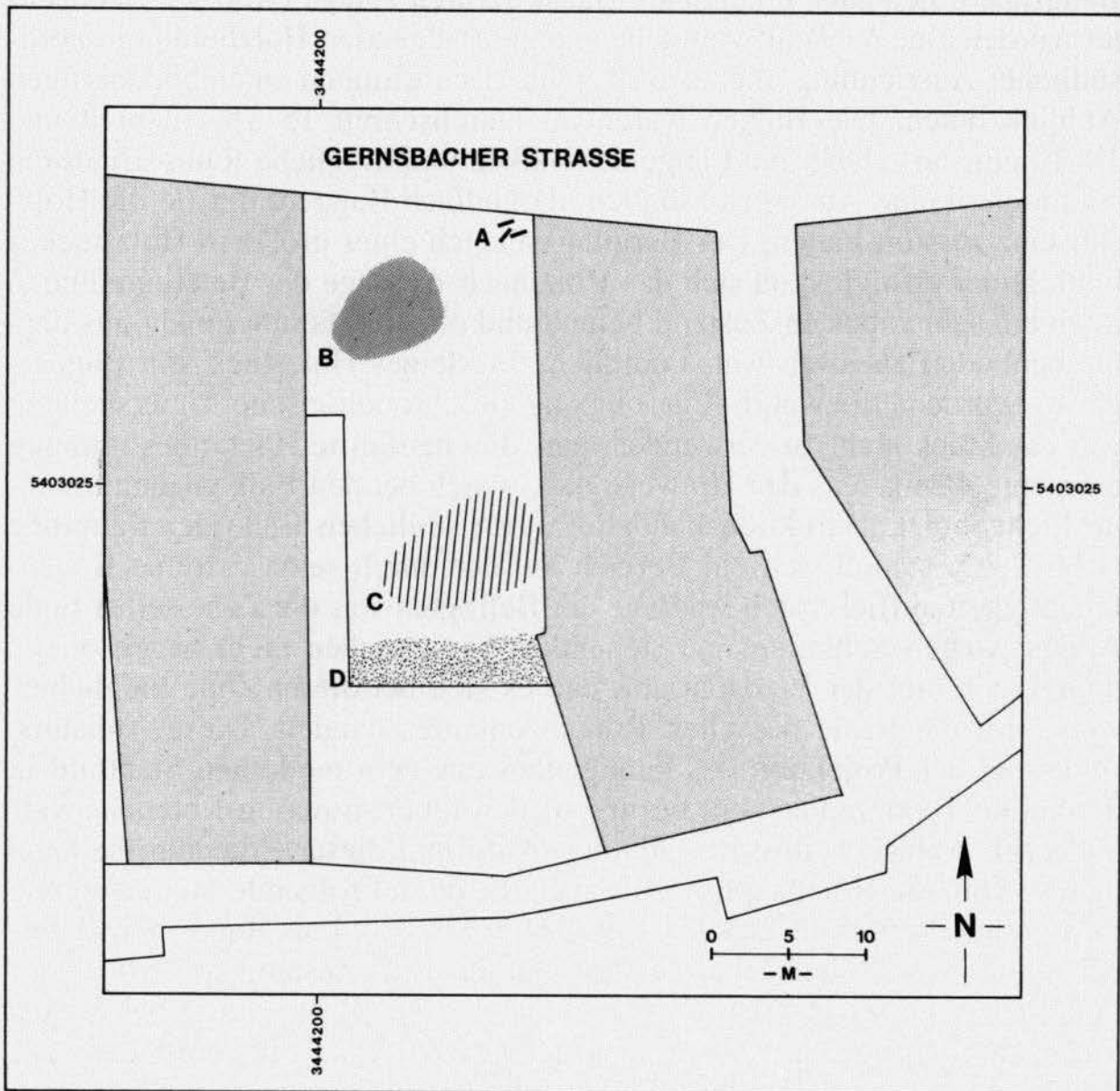


Abb. 2: Baden-Baden, Gernsbacher Straße 14. Rekonstruierter ‚Gesamtplan‘ der archäologischen Befundregionen innerhalb der Baugrube. A verworfene Sandsteinplatten, B Fundzone des zoomorphen Glasgefäßfragmentes, C Holzbalkenlagen, D feuchter, morastiger Boden.

ungesehen entfernt, von ihrem Vorhandensein zeugten aber in den Profilen der Baugrube römische Schuttschichten, die mit Estrichbruch und Leistenziegelfragmenten durchsetzt waren. In der Nordostecke der Baugrube wurden große, in den Profilwänden steckende Sandsteinquader beobachtet (Abb. 2, A). Die Struktur der Steinblöcke wurde als verworfen und unregelmäßig beschrieben. Möglicherweise gehörten diese Steinquader, die hier in sekundärer Fundlage auftraten, zu dem schon mehrfach nachgewiesenen römischen Abwasserkanal<sup>15</sup>. Die Sohle der Baugrube war auf der gesamten Fläche mit Kulturschutt bedeckt, der hauptsächlich aus keramischem Fundmaterial und Holzresten bestand. Die gesamten Funde der Sammlung Vogt stammen aus diesem Niveau. In der südlichen Hälfte der Baugrube traten auch erkennbare Baustrukturen zutage (Abb. 2). Beobachtet wurden eine Vielzahl von nebeneinanderliegenden Holzbohlen in nord-südlicher Ausrichtung, die nach Aussage der Befragten einen bodenartigen Anblick boten. Die Balken waren im Durchschnitt 15–18 cm breit und 10–12 cm stark. Über die Länge der Balken und mögliche Raumstrukturen sind leider keine Aussagen möglich, da vielfach Baggereingriffe die Holzsubstanz zerstört hatten. Der Bergungsversuch eines größeren Holzstückes blieb leider erfolglos, da sich das Holz nach Aussage der Beteiligten noch in einem sehr robusten Zustand befand und ohne Hilfsmittel nicht aus dem Grubenboden zu lösen war. Lediglich ein kleines Holzstück, ein Baggerabriß, wurde aufbewahrt. Für eine dendrochronologische Untersuchung war das Stück nicht zu verwenden, eine durchgeführte Holzartbestimmung erbrachte wenigstens den Hinweis, daß es sich bei den Balkenlagen um eine Eichenholzkonstruktion handelte<sup>16</sup>. Am südlichen Ende der Baugrube (Abb. 2, D) schloß sich ein Bereich an, der durch seine extreme Bodenfeuchtigkeit auffiel. Nach Aussage der Befragten war die Zone selbst Ende August wegen Schlamm und stehender Wasserlachen nicht begehbar. Es drängt sich hier der Verdacht auf, daß es sich bei dieser Zone möglicherweise um die Reste des alten Rotenbachlaufes handelt. Diese Annahme findet bei der Projektion des Fundplatzes aus dem modernen Stadtbild in die antike Topographie – in bezug auf den rekonstruierten Rotenbachverlauf (vgl. Abb. 1) – ihre Bestätigung. Aufgrund dieser Erkenntnisse kann man sowohl die Holzbauphase, als auch die darauf folgende Steinbauphase im Bereich des Grundstückes Gernsbacher Straße 14 als Rand- bzw. Uferbebauung des Rotenbaches interpretieren. Die Zusammensetzung des Fundmaterials der Holzbauphase – erhalten sind Reste von Koch-, Auftrags- und Trinkgeschirr sowie Vorratskeramik – läßt zumindest für diese Periode eine reine Wohnbebauung annehmen. Hinweise auf eine gewerbliche Nutzung des Areals sind aus dem Fundmaterial nicht zu gewinnen, Fundgruppen wie Werkzeuge oder Produktionsabfälle sind nicht vertreten.

Zur zeitlichen Einordnung der Holzbauphase bleibt in Ermangelung den-

drochronologischer Untersuchungen und fehlender Fundmünzen nur das erhaltene Kleinfundmaterial. Die Keramik- und Glasfunde weisen einheitlich in die Zeit des späten 1. und frühen 2. Jahrhunderts. Auf die Siedlungsentwicklung gesehen, könnte diese Holzbebauung möglicherweise im Zusammenhang mit einer, vermutlich übergreifenden, Bautätigkeit um die Mitte der 80er Jahre des 1. Jahrhunderts entstanden sein. In den Jahren 85/86 n. Chr. ist für zwei voneinander getrennt liegenden Parzellen am Rotenbachverlauf (Gernsbacher Straße 13 und 30) die Errichtung von Holzbauten dendrochronologisch belegt<sup>17</sup>. Es steht daher zu vermuten, daß zu diesem Zeitpunkt im gesamten Siedlungskern, über den Resten einer älteren, bzw. der ersten Holzbebauung, eine zweite Holzbauphase entstand.

### *Das zoomorphe Glasgefäß*

#### *Römische Glasgefäße in Tiergestalt*

Auf die Gesamtmasse der aus der römischen Antike bekannten Gläser gesehen, stellen die zoomorphen Gefäße und Plastiken eine eher seltene Erscheinung dar. Im Zusammenhang mit der Bearbeitung des Baden-Badener Fundstückes sind dem Verfasser vierundvierzig weitere Gläser dieser Gruppe bekannt geworden<sup>18</sup>.

Die Fundgruppe ist hinsichtlich der ursprünglichen Bedeutung und Verwendung der Stücke nur sehr schwer zu beurteilen, da die meisten Vertreter aus dem Kunsthandel oder aus alten Sammlungen stammen und bestenfalls noch einem Fundort zuweisbar sind. Interpretationshilfen und fundierte Datierungsansätze, die sich aus gut beobachteten Fundumständen ergeben könnten, fehlen in der Regel gänzlich. Üblicherweise werden die Gefäße in den Publikationen als Parfümbehälter<sup>19</sup> oder Sprinkler<sup>20</sup> bezeichnet. Der Versuch, die Funktion dieser Fundgruppe monokausal zu erklären, ist methodisch sicher nicht richtig. Es besteht vielmehr die Notwendigkeit, jedes einzelne Stück aus seinen herstellungstechnischen und formalen Details heraus zu betrachten und darauf basierend eine Funktionsdeutung abzuleiten. Wie irreführend ungenaue Beobachtungen sein können, verdeutlicht ein Fall aus Köln. Ein Glastier aus dem Kölner Gräberfeld Jakobstraße wurde in verschiedenen Publikationen als Parfümbehältnis<sup>21</sup> beschrieben. Im Zusammenhang mit der Gesamtpublikation des Gräberfeldes erkannte der Bearbeiter U. Friedhoff, daß dieses Fundstück ursprünglich keine Öffnung besaß und daher sicher nicht als Gefäß anzusehen sei<sup>22</sup>. Die Fundsituation der Glasplastik – sie stammt aus einem Kindergrab – läßt eher an eine Verwendung des Stückes als Kinderspielzeug denken.

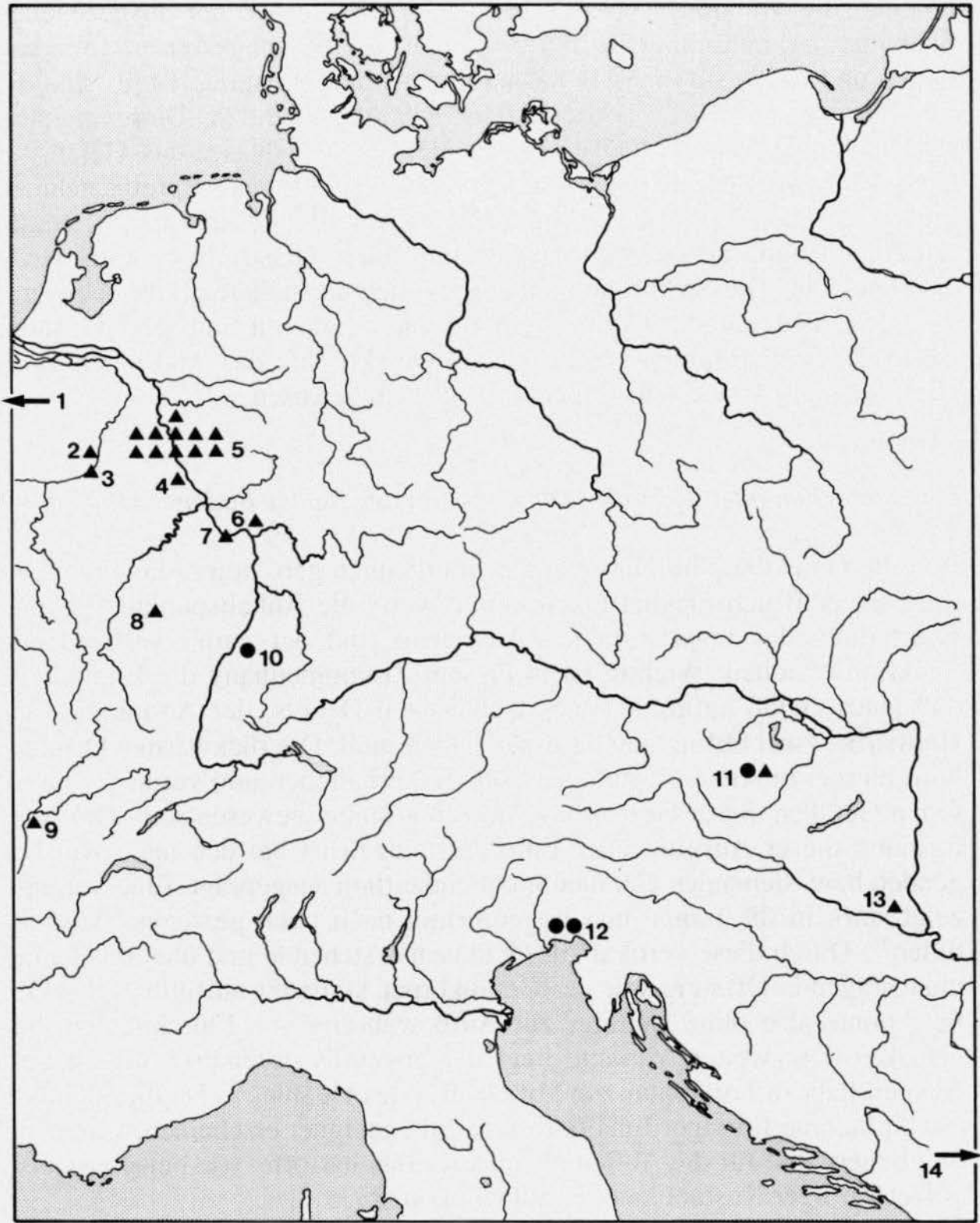
Ein Verbreitungsbild der Glastiere läßt sich nur schwer darstellen. Viele Stücke sind diesbezüglich ohne Aussagekraft, da sie, wie bereits erwähnt, aus dem Antiquitätenhandel stammen. Für diese Exemplare wird meist der östliche Mittelmeerraum oder Nordafrika als Herkunftsregion angegeben<sup>23</sup>. Für die restlichen Stücke mit bekanntem Fundort zeichnet sich daher ein – mit Sicherheit leicht verzerrtes – Verbreitungsbild ab (Abb. 3). Eine gewisse Massierung für das 3. und das frühe 4. Jahrhundert ist am Niederrhein, im Maasgebiet und in Lothringen mit den Fundorten Bingen<sup>24</sup>, Bonn<sup>25</sup>, Cocheren/Lothringen<sup>26</sup>, Köln<sup>27</sup>, Lüttich<sup>28</sup>, Tongeren/Belgien<sup>29</sup> und Wiesbaden<sup>30</sup> zu beobachten. Außerhalb dieses Raumes steht für diese Zeitstellung der Fundplatz Chalon-sur-Saone<sup>31</sup> und die pannonischen Fundplätze Szombathély und Majs<sup>32</sup> (Ungarn). Der Fundbestand für das 1. und 2. Jahrhundert ist mit fünf Stücken sehr gering, zwei Exemplare stammen aus Aquileia<sup>33</sup>, die anderen drei liegen für die betreffende Region mit den Fundorten Baden-Baden, Szombathély<sup>34</sup> (Ungarn) und Histria<sup>35</sup> (Rumänien) bislang singulär vor.

#### *Das Baden-Badener Fundstück*

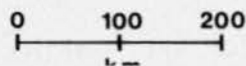
Aus der Gesamtmasse des im Bereich Gernsbacher Straße 14 geborgenen Fundmaterials sticht ein Stück heraus. Es handelt sich hierbei um das Fragment eines zoomorphen Glasgefäßes, ein für Baden-Württemberg bislang singulärer Fund (Abb. 5). Gefunden wurde es im nordwestlichen Bereich der Baugrubensohle (Abb. 2, B), eingebunden in eine römische Fundschicht. Erhalten blieb das Vorderteil des Gefäßes mit Kopf, Brust und Vorderlaufpaar, abstehende Teile wie Ohren und Beine sind stark bestoßen. Als Material fand ein sehr gut entfärbtes, farblos durchscheinendes Glas Verwendung. Die Oberfläche des Stückes ist, hervorgerufen durch die lange Bodenlagerung, von einer Verfallserscheinung, der sogenannten Oberflächenrißverwitterung gekennzeichnet und wirkt deshalb heute matt und silbrig irisierend. Die Verwitterungserscheinung zieht auch über die Bruchkanten hinweg, vermutlich gelangte das Gefäß schon in antiker Zeit in zerscherbtem Zustand in den Boden.

Die Ohren des Tieres sind als Glastropfen aufgesetzt und mittels einer Zange leicht eingekniffen. Ebenfalls angesetzt sind die Beine, wobei die Kniepartie und die Klauen (Pfoten?) durch Zangeneinkniffe ebenfalls eine Betonung erfuhren. Der Kopf des Tieres ist vom Rumpf nur unwesentlich durch eine Art Einschnürung abgesetzt, das Tier wirkt dadurch etwas gedrungen. Die Schnauze des Tieres ist sehr lang und spitz ausgezogen und endet vorne mit einem 4 mm starken Röhrchen. Die Öffnung in der Schnauze mißt im Durchmesser genau 1mm. Das Gefäß ist sehr robust ge-





● 1.-2. JAHRHUNDERT



▲ 3.-4. JAHRHUNDERT

Abb. 3: Verbreitungsbild römischer zoomorpher Gläser (unberücksichtigt blieben die Vogelgläser der Form ISINGS 11). Jede Signatur steht für ein Objekt. Fundorte: 1 Boulogne-sur-Mer, 2 Tongeren, 3 Lüttich, 4 Bonn, 5 Köln, 6 Wiesbaden, 7 Bingen, 8 Cocheren, 9 Chalon-sur-Saône, 10 Baden-Baden, 11 Szombathély, 12 Aquileia, 13 Majs, 14 Histria.

arbeitet, die Wandungsstärke liegt – auch im Bereich der ausgezogenen Schnauze – durchschnittlich bei 2 bis 3,5 mm. Die angesetzten Teile wie Ohren und Beine sind massiv ausgeführt. An der Brust des Tieres sind die Spuren einer Heftnarbe (Durchmesser 8–9 mm) sichtbar. Dieses herstellungstechnische Detail läßt erkennen, daß der Glasbläser das Gefäß zur Gestaltung der rückwärtigen Bereiche von der Glasmacherpfeife nehmen mußte. Für den Zeitraum dieser Arbeiten wurde die Glasplastik zur besseren Handhabung an ihrer Vorderseite mit einem Glastropfen an ein Heftisen geklebt. Dieser Vorgang kann eigentlich als sicheres Indiz dafür gewertet werden, daß das Gefäß auch an seinem hinteren Ende eine Öffnung besaß. Bei einem hinten geschlossenen Objekt wäre das Anbringen eines Heftisens als Arbeitsschritt nicht erforderlich gewesen.

### *Unguentarium oder Titina? – Zur Funktion des Baden-Badener Glastieres*

Wie die Objektbeschreibung bereits zu erkennen gab, liefert das Fragment trotz seiner Bruchstückhaftigkeit einige wertvolle Anhaltspunkte, die eine Beurteilung des ursprünglichen Aussehens und der damit verbundenen Funktion erlauben. Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Erkenntnis, daß jenes Gefäß aufgrund eines technischen Details, der Anordnung der Heftnarbe, zwei Öffnungen besessen haben muß. Die rückwärtige Öffnung wird hierbei in Analogie zu allen komplett erhaltenen und vorne geschlossenen Gefäßen dieser Gruppe als Ausguß gestaltet gewesen sein. Die Ausformung dieser Ausguß- oder Einfüllöffnungen ist bei den längsoval liegenden bzw. stehenden Gefäßen nicht einheitlich ausgeprägt. Eine Variante zeigt stark in die Länge und bogenförmig nach oben gezogene Ausgußtüllen<sup>36</sup>. Durch diese vertikal zur Gefäßachse stehende und über das Gefäß hinausragende Öffnung war der Gefäßkörper komplett auffüllbar, das Gefäß konnte also ohne weiteres zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten dienen. Bei der zweiten Variante liegt der ebenfalls tüllenartig ausgeprägte Ausguß nahezu horizontal zur Mittelachse des Gefäßes<sup>37</sup>. Da diese Gläser zur Aufnahme flüssiger Inhaltsstoffe wenig geeignet erscheinen, waren sie möglicherweise für die Aufnahme anderer Inhaltsstoffe, wie beispielsweise pulverförmiger Kosmetika oder Salben, konzipiert.

Das Baden-Badener Fundstück ist funktional keiner der beiden Gruppen unterzuordnen. Die beiden Öffnungen lassen eine Nutzung des Glases als Aufbewahrungsbehältnis im Sinne eines Unguentariums nicht zu. Gerade aber die Öffnungen weisen im Zusammenhang mit der langgestreckten Schnauze des Tieres in eine ganz andere Richtung hinsichtlich der ursprünglichen Zweckbestimmung. Die ausgezogene, fast spitzkegelförmige Tülle zeigt – von ihrer Machart und ihren Abmessungen her – erstaunliche

Übereinstimmungen mit den Ausguß- bzw. Saugtüllen eines verbreiteten Glasgefäßtypes, den sogenannten Saugfläschchen. Diese Gefäße fanden vornehmlich bei der künstlichen Säuglingsernährung Verwendung<sup>38</sup>. Direkte Vergleiche an Saugfläschchen in den Glassammlungen des Rheinischen Landesmuseums Trier und dem Frankfurter Museum für Vor- und Frühgeschichte bestätigten den aus der Literatur gewonnenen Eindruck. Das Vorhandensein zweier Öffnungen ist ebenfalls eine formal und funktional notwendige Erscheinung, die bei allen Saugfläschchen zu beobachten ist. Auch die Größe und vor allem das davon abhängige Fassungsvermögen des Baden-Badener Glasgefäßes ist mit den Saugfläschchen vergleichbar.

Der Erhaltungsgrad des Baden-Badener Stückes ist auf die Gesamtproportion des Gefäßes bezogen mit etwa fünfundzwanzig Prozent anzunehmen. Daraus ergibt sich für das Gefäß eine zu erwartende Gesamtlänge von etwa 11 bis 12 cm, wobei für den Gefäßkörper ein Anteil von etwa 7 cm vorauszusetzen ist. Das Gefäß liegt damit innerhalb der für Saugfläschchen bekannten Größenordnung. Ein weiteres wichtiges Kriterium bei der Funktionsbeurteilung bildet das Fassungsvermögen des Gefäßes. Das Fragment faßt im vorliegenden Erhaltungszustand noch genau 15 ml, auf das ganze Gefäß hochgerechnet ergibt sich ein Volumen von etwa 60 ml. Diese Menge entspricht, nach den Ergebnissen der vom Verfasser vorgenommenen Inhaltsmessungen an Saugfläschchen, einem Maß, das durchaus als gebräuchlich zu bezeichnen ist<sup>39</sup>.

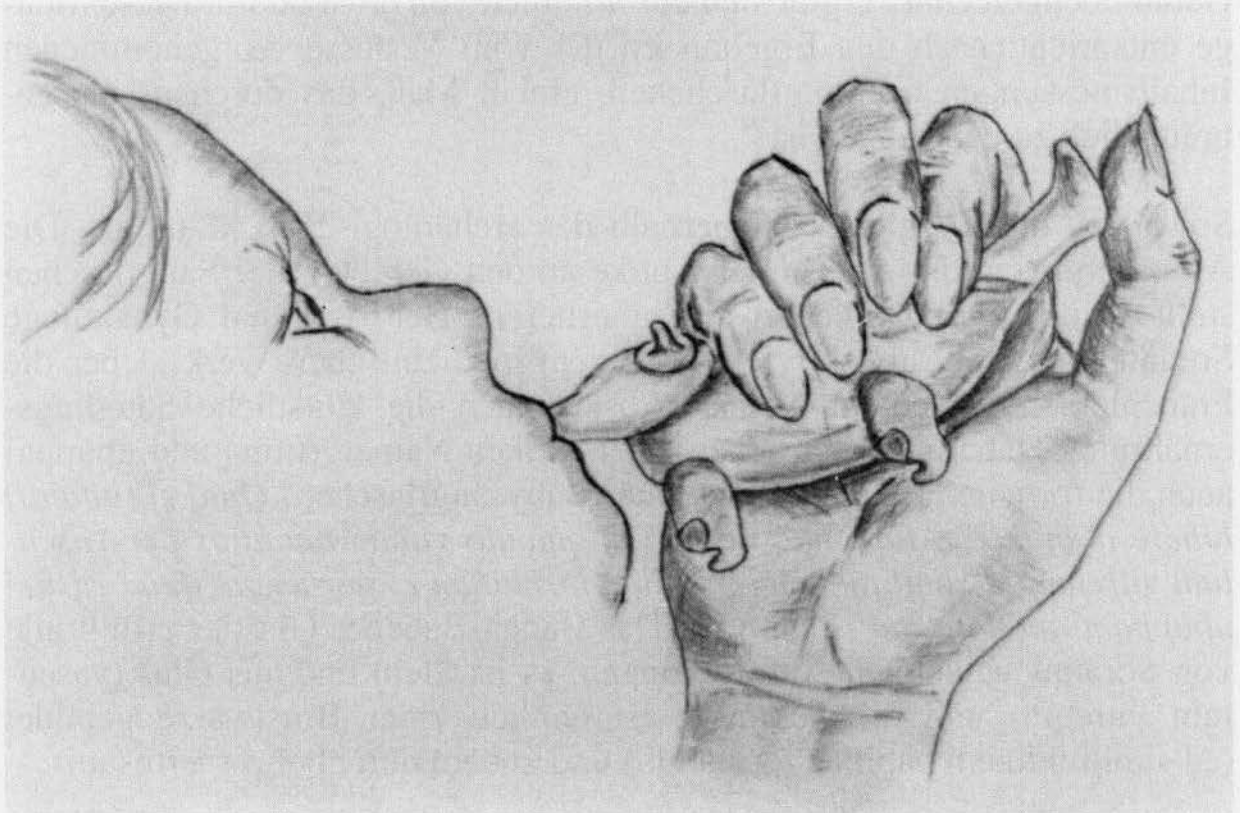
Soweit zu den Vergleichen innerhalb des archäologischen Materials. Die Anforderungen, die man in der Antike an den Gefäßtyp der Saugflaschen stellte, sind uns glücklicherweise überliefert. Der Arzt und Gynäkologe Soranus von Ephesus skizziert in seinem medizinischen Werk „Über die Frauenleiden“ in einem kleinen Absatz auch die künstliche Säuglingsernährung. Dabei nennt er neben zwei antiken Namen (*titina* und *ubuppa*) auch die formalen Eigenschaften einer Babysaugflasche: „*Quid ei (infanti) bibere dabimus? Aliquando aquam aliquando vinum aquatius per vasculum vitreum ad similitudinem papillae formatum et pertusum, quod rustici ubuppam apellant aut titinam*“<sup>40</sup>. Das Baden-Badener Glastier erfüllt alle von Soranus genannten Anforderungen, es ist klein und aus Glas (*vasculum vitreum*) und die Schnauze ist ähnlich einer Brustwarze gebildet (*ad similitudinem papillae formatum*) und zudem durchbohrt (*pertusum*).

Die Erkenntnisse aus den dargelegten Vergleichen und Untersuchungen erlauben es, das Baden-Badener Glasgefäß im Sinne des Soranus funktional als „*titina*“ oder „*ubuppa*“ anzusprechen. Damit ist für die zoomorphen Glasgefäße neben der Verwendung als Unguentarien und reinen Zierobjek-

ten – respektive Kinderspielzeug – eine dritte Funktionsmöglichkeit erschlossen.

### *Rekonstruktion und Handhabung*

Teilbereiche der Rekonstruktion wurden notwendigerweise schon bei der Funktionsanalyse des Stückes vorweggenommen. Erwähnt wurde in diesem Zusammenhang die langovale Gefäßform und die aus der Proportion des Tieres zu erschließende Gesamtlänge des Gefäßes mit etwa 11 bis 12 cm, wovon der Tierkörper etwa 7 cm einnimmt. Angesprochen wurde auch die Gestaltung des rückwärtigen Abschlusses des Gefäßes, den man sich aufgrund herstellungstechnischer Details als trichterförmige Einfüllöffnung geformt vorstellen muß. Als Vergleichsstück zur Rekonstruktion des Gefäßabschlusses möchte der Verfasser ein Glastier aus Aquileia heranziehen<sup>41</sup>. Das Stück zeigt einen leicht nach oben gerichteten Ausguß, dessen Mittelpunkt ziemlich genau auf der Höhe der Mittelachse des Gefäßkörpers zu liegen kommt. Diese Ausführung erscheint auch für das



*Abb. 4: Rekonstruktionszeichnung zur Handhabung des Baden-Badener Glasgefäßes. Auf den vorauszusetzenden ‚schnullerartigen‘ Mundschutz ist auf der Zeichnung bewußt verzichtet worden.*

Baden-Badener Fundstück aus Gründen der praktischen Handhabung am sinnvollsten. Faßt man alle Erkenntnisse und Anforderungen an das Stück zeichnerisch zusammen, ergibt sich der in Abbildung 5 wiedergegebene Rekonstruktionsversuch. Auf die Darstellung von ehemals sicher vorhandenen Verzierungen bzw. gestalterischen Elementen, die das Wesen des dargestellten Tieres unterstreichen sollten, wurde bewußt verzichtet, da keine klaren Anhaltspunkte vorliegen. Eine genaue zoologische Bestimmung des Tieres ist mit Schwierigkeiten verbunden, der gedrungene Körperbau könnte allerdings in Richtung ‚Schwein‘ weisen.

Die Benutzung des Stückes kann man sich wie folgt vorstellen: dank seiner geringen Größe und seiner längsovalen Form lag das Gefäß gut in der Hand der fütternden Person. Die leicht nach oben gebogene Einfüllöffnung verhinderte in der nahezu horizontalen Lage des Gefäßes ein Verschütten des Inhalts. Auf der Schnauze des Tieres saß mit einiger Sicherheit eine schnullerähnliche Einrichtung, die einerseits die leicht kauende Bewegung des Kindes abdämpfte und andererseits ein Aussaugen des Inhaltes ermöglichte.

### *Datierung des Stückes*

Da weder dendrochronologische noch numismatische Datierungsanhalte vorliegen, ist die Beurteilung des Glasgefäßes an die keramischen und sonstigen Kleinfunde gebunden. Für die Datierung des Fundstückes selbst ist aufgrund seiner Fundsituation keine differenziertere Einteilung mehr zu erreichen, so daß letztlich die eingangs dargelegte Datierung der Fundschicht ‚Baugrubensohle‘ für das Glasgefäß übernommen werden muß. Demnach ist für das Baden-Badener Glastier eine Entstehung bzw. Benutzung in der Zeit des ausgehenden ersten und des frühen zweiten Jahrhunderts anzunehmen.

Die Frage nach der Herkunft des Stückes ist auf der Basis stilistischer Vergleiche oder eindeutiger Werkstattfunde nicht zu beantworten. Möglicherweise wären auf naturwissenschaftlichem Weg, über die chemische Zusammensetzung des Ausgangsmaterials, Hinweise zu gewinnen. Für die betreffende Entstehungszeit des Glastieres sind verschiedene Herstellungszentren bekannt<sup>42</sup>, Verbindungen zu dem Baden-Badener Glasgefäß lassen sich aber nicht konkretisieren.

*Römische Säuglingstrinkgefäße –  
Betrachtungen zur Funktion eines Gefäßtypes*

Die künstliche Säuglingsernährung wird man für die Antike stets als Notlösung ansehen müssen. Die Notwendigkeit einer solchen Ernährungsform ergab sich aber doch von Fall zu Fall. Der Arzt Soranus von Ephesus beurteilt in seiner Schrift „Gynäkologie“<sup>43</sup> die Milch der Mutter für den Zeitraum der ersten zwanzig Tage nach der Geburt als unbrauchbar, da sie seiner Ansicht nach dick, käsig und schwer verdaulich ist. Damit das Kind aber keinen Schaden davonträgt, soll es von einer Amme versorgt werden. Erst für den Fall, daß keine Amme zur Verfügung steht, sollte der Säugling nach seinen Empfehlungen mit Honig, der gegebenenfalls auch mit Ziegenmilch vermischt sein durfte, gefüttert werden.

Die künstliche Säuglingsernährung war im antiken Verständnis demnach ein Vorgang, den es erst anzuwenden galt, wenn alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft waren. Mußte der Säugling künstlich ernährt werden, geschah dies mit einem eigens für diesen Zweck hergestellten Gefäß, der *titina* oder *ubuppa*<sup>44</sup>. Aus dem archäologisch bekannten Material wird für diese *titina* oder *ubuppa* ein Gefäßtyp herangezogen<sup>45</sup>, der in unterschiedlichen Ausformungen vorliegt, aber stets mit einer seitlich angebrachten Tülle versehen ist. Diese Saugflaschen existieren in ähnlicher Ausführung aus Keramik und Glas. Eine umfassende Bearbeitung erfuhr dieser Gefäßtyp bislang noch nicht, seine Funktion ist vielleicht deshalb in der Forschung nicht ganz unumstritten, obwohl sich die Argumente zugunsten der Saugflaschentheorie beständig mehren. Anton Kisa<sup>46</sup> nennt die Sauggefäße in seiner Arbeit über das „Glas im Altertume“ *Infundibula*<sup>47</sup> und erklärt sie als Saugfläschchen für Kinder. Diese Interpretation erfuhr in der Folgezeit unter Hinweis auf die Gefährlichkeit und die unpraktische Handhabung verschiedentlich Ablehnung<sup>48</sup>. E. Welker beschriftete in ihrer Arbeit über die Hedderheimer Glasfunde<sup>49</sup> zur Klärung dieser Frage einen methodisch sinnvollen Weg, indem sie Gräber<sup>50</sup> mit Saugflaschenbeigabe zusammensetzte, die aufgrund der Fundbeobachtung Aussagen über die bestatteten Personen zuließen. Nach ihren Ergebnissen treten diese Flaschen nur in Kinder- und Frauengräbern als Beigaben auf. Die von E. Welker begonnene Liste ist fortführbar<sup>51</sup>, wenngleich auch viele Grabfunde mit Saugflaschenbeigabe leider nicht zu verwerten sind, da für sie beispielsweise keine Leichenbrandanalysen vorliegen<sup>52</sup>. Bisher wurde derartigen Fundzusammenhängen leider wenig Beachtung geschenkt. Neben der rein archäologischen Funktionsinterpretation der Saugflaschen sind mittlerweile auch naturwissenschaftliche Untersuchungen verfügbar. Mittels Gaschromato-

graphie wurden an der inneren Wandung dieser Gefäßgruppe Fettreste festgestellt. Die hierbei nachgewiesenen Fettsäuren ließen sich als Bestandteile von Milch identifizieren<sup>53</sup>. Die Einwände bezüglich der ‚Gefährlichkeit‘ der gläsernen Saugflaschen sind nicht gänzlich von der Hand zu weisen. Die Saugtüllen waren gegen Beschädigungen anfällig<sup>54</sup>, die Belastungen, die durch das Kind in saugend und leicht kauender Bewegung auf die Tüllen einwirkten, mußten entsprechend abgedämpft werden. Vorauszusetzende Schutzmaßnahmen sind uns leider nicht überliefert. Betrachtet man in diesem Zusammenhang aber die Verhältnisse des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts, wird man feststellen, daß sich die Menschen in dieser Zeit noch mit den gleichen Problemen konfrontiert sahen. Die harten und kantigen Saugöffnungen mußten, um eine Verletzung am Munde des Säuglings zu vermeiden, abgedämpft werden. Man bediente sich zu diesem Zweck kleiner Leinenläppchen, die man um die Mundstücke der Saugflaschen wickelte. Zuweilen fanden aber auch präparierte Kuhzitzen Verwendung, die über die Flaschen gezogen werden konnten<sup>55</sup>. In römischer Zeit wird man wohl am ehesten eine Abdämpfung der Glastüllen mittels Textilstücken erreicht haben.

Bei der Beurteilung des Momentes ‚Gefährlichkeit‘ erscheint dem Verfasser eine umgekehrte Argumentation sinnvoller. Bis zum Auftreten der gläsernen Formen im 2. Jahrhundert waren Saugflaschen aus Keramik im allgemeinen Gebrauch. Die Oberflächen der Gefäße sind, bestätigt durch eigene Betrachtungen an Originalen<sup>56</sup>, als uneben, porös und bisweilen sandig rau zu bezeichnen<sup>57</sup>. Eine Flüssigkeit, in erster Linie wohl Milch, die in diese Gefäße gegeben wurde, mußte aufgrund der Keramikbeschaffenheit zwangsläufig in die Gefäßwände einsickern. Selbst wenn man das Gefäß vor dem Befüllen in Wasser legte, damit sich die Wände bereits vollziehen konnten, ist mit einem Austausch zwischen Gefäßinhalt und Keramik zu rechnen. Das Problem lag damit in den schlechten Reinigungsmöglichkeiten dieser Gefäße. Milchreste, die auf diese Weise in die Gefäßwandung eindringen, waren nicht entfernbar. Damit bestand die Gefahr einer bakteriellen Verunreinigung des Gefäßes, die bei dem Kleinkind zu schweren Magen- und Darminfektionen führen konnte. Mit dem Wechsel zu den gläsernen Sauggefäßen war dieser Gefahr besser zu begegnen, da der Werkstoff Glas im Vergleich zur Keramik besser zu reinigen war<sup>58</sup>. Die vordergründig in der Literatur angeführte und durchaus vermeidbare Gefahr einer Verletzung durch die gläsernen Saugtüllen ist mit Sicherheit geringer einzuschätzen als die schleichend unsichtbare Gefährdung des Kleinkindes infolge bakterieller Infektionen. Diese Ansteckung war für die damaligen Menschen nur in ihrer Wirkung – der Erkrankung des Kindes – registrierbar. Möglicherweise ist der Übergang von Keramik zu Glas als umgesetzter Erfahrungswert zu interpretieren. Die frühesten gläsernen

Ausführungen treten bereits im späten 1. Jahrhundert n. Chr. auf<sup>59</sup>, der massive Wechsel von Keramik zu Glas scheint im zweiten Drittel des 2. Jahrhunderts einzusetzen<sup>60</sup> und endet mit einer kompletten Verdrängung der keramischen Sauggefäße im fortgeschrittenen 2. und im 3. Jahrhundert. Erst gegen Ende des 3. und im 4. Jahrhundert treten wieder Keramiksaugflaschen auf, die dann aber bezeichnenderweise mit dicht schließenden Glanztonüberzügen versehen sind<sup>61</sup>.

*Genormte Inhalte? –*

*Ergebnisse einer Untersuchung zum Fassungsvermögen*

Nachdem sich bei der Funktionsauswertung des zoomorphen Glasgefäßes die Nutzungstheorie „Saugflasche“ konkretisierte, entwickelte sich bald die Frage, ob das Gefäß überhaupt die quantitativen Voraussetzungen bezüglich seines Fassungsvermögens erfüllen kann. Die ursprüngliche Aufnahmekapazität des Glastieres konnte mit etwa 60 ml errechnet werden. Ein direktes Abgleichen dieses Wertes in der Relation zu den Volumina gläserner Sauggefäße war über die Literatur nicht vorzunehmen, da bei der Edition kompletter Gefäße das Fassungsvermögen üblicherweise nicht berücksichtigt wird. Dabei stellt – objektiv betrachtet – das Volumen eines Gefäßes eine ebenso gefäßtypische und mitteilenswerte Größe dar, wie seine sonstigen Abmessungen. Zur Gewinnung repräsentativer Vergleichswerte hat der Verfasser in den Sammlungen des Rheinischen Landesmuseums Trier, dem Museum für Vor- und Frühgeschichte Frankfurt, dem Reiss-Museum Mannheim und in einer Privatsammlung Inhaltsmessungen an Originalstücken durchgeführt<sup>62</sup>. Für jedes Gefäß wurden zwei Werte ermittelt, einmal der Füllstand bis zur Höhe des Tüllenendes und der Gesamteinhalt. Der Gesamteinhalt ist hierbei allerdings von geringerer Aussagekraft, da man die Gefäße aus praktischen Erwägungen heraus sicher nur bis zum „Tüllenstand“ auffüllte. Die Ergebnisse waren überraschenderweise sehr einheitlich, obwohl bewußt Gefäße verschiedener Materialgruppen und Datierung in die Messungen einbezogen wurden. Die Inhaltsmengen stehen, selbst bei den wenigen ausgemessenen Stücken, in einem sehr gleichmäßigen Verhältnis. Diese Abhängigkeit erlaubt, eine Normierung der Gefäßinhalte anzunehmen. Auf den Tüllenfüllstand bezogen, liegt die jeweils gemessene Füllmenge für das kleinste Gefäß bei 30 ml und die für das größte bei 300 ml. Hieraus ergibt sich eine Abhängigkeit, aus der sich die Zahl 30 als zehnter Teil des Ganzen ableiten läßt. Und tatsächlich scheint die Menge von 30 ml eine Art Grundeinheit darzustellen, auf die sich auch die Inhaltsmengen der verbleibenden Saugflaschen beziehen. Von den insgesamt elf ausgemessenen Gefäßen ließ sich das Volumen von acht Stücken genau durch diese Größe teilen, die Inhalte sind also Viel-



faches dieser „Grundeinheit“. Bei den drei restlichen Gefäßen, die nicht genau ein Vielfaches von 30 bilden, ist die Abweichung allerdings sehr gering und liegt in einem Bereich von maximal +/- 10 ml. Die Ursache für diesen geringen Unterschied darf man wohl in produktionsbedingten Abweichungen sehen. Als „Ganzes“ in bezug auf die Teileinheit 30 ml könnte man – unter Tolerierung gewisser Abweichungen – im römischen Hohlmaßsystem die Maßeinheit der Hemina mit etwa 0,27 Liter ansehen. Die kleinste Einheit entspricht mit ca. 0,27 Liter der Maßeinheit des Acetabulum. Die einzelnen Saugflascheninhalte sind durch Zehntelbruchteile der Hemina oder Vielfaches des Acetabulums charakterisiert bzw. bestimmt<sup>63</sup>.

Diese Untersuchung zeigte selbst in ihrer stichprobenartigen Ausführung sehr deutlich, daß man für die römischen Saugflaschen eine Gliederung des Fassungsvermögens nach bestimmten Größenordnungen voraussetzen muß. Es wäre in diesem Zusammenhang sicher lohnenswert, die Untersuchung zur Gewinnung weiterer Informationen auf eine größere Materialbasis auszudehnen.

#### *Die Funde aus dem Bereich Gernsbacher Straße 14*

Das vorgestellte Fundmaterial stammt, wie bereits eingangs erwähnt, aus drei verschiedenen Privatsammlungen. Für die Funde der quantitativ größten Sammlung von Frau S. Vogt ließen sich die Fundumstände rekonstruieren (Baugrubensohle). Die Funde dieser Sammlung sind daher auch für die Betrachtung des zoomorphen Glasgefäßes am wichtigsten. Das Zustandekommen der beiden anderen Sammlungen innerhalb der Fundstelle war nicht mehr nachzuvollziehen. Im folgenden Fundkatalog ist aus diesem Grund die Herkunft des Stückes vermerkt. Das gesamte Fundmaterial befindet sich mittlerweile – mit Ausnahme zweier Fundstücke – im Landesbesitz, aufbewahrt wird es derzeit im Baldreitmuseum Baden-Baden.

Bei der Beschreibung der keramischen Funde wurde die Größe der Magerungsanteile (Körnung) in vier Stufen untergliedert: fein (0,06 mm – 0,2 mm), mittel (0,20 mm – 0,6 mm), grob (0,6 mm – 2,0 mm) und sehr grob (ab 2,0 mm). Form und Material der Magerungsanteile ist – soweit erkennbar – mit den Bezeichnungen ‚gerundet‘ (Sandkörner), ‚kristallin‘ (scharfkantig, spitze Magerungsanteile von kristallartigem Aufbau) und ‚keramisch‘ (Keramikkleinschlag) angegeben.

## *Katalog der Funde*

### *Glas*

- 1** Fragment eines zoomorphen Glasgefäßes. Erhalten sind Kopf, Brust und Vorderlaufpaar. Stark bestoßen, Oberflächenrißverwitterung. Frei geblasen, Ohren und Beine sind als Glaspfropfen angesetzt und durch Zangeneinkniffe geformt. Heftnarbe an der Brust. Die Schnauze des Tieres ist mit einer 1mm im Dm großen Öffnung versehen. Farbloses, durchscheinendes Glas. Maße (erhaltene Maximalwerte): L 5,2 cm, B 3,5 cm, H 4,4 cm. – Verbleib: Privatbesitz (Slg. Vogt).
- 2** WS eines Facettenbechers. Randzone. Erhalten ist ein minimaler Rest einer umlaufenden Leiste. Farbloses durchscheinendes Glas ohne Blasen. Gefäßdurchmesser nicht gesichert. Zur Form: A. OLIVER, Faceted Glass, Gruppe 2. Datierung: 2. Hälfte 1. Jh. n. Chr. – Inv. Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 3** BS eines Glaskruges aus der Gruppe der kantigen oder zylindrischen Krüge. Bodenmarke: Kreise. In Halbform geblasen, Boden leicht hochgewölbt. Blaugrünes durchscheinendes Glas mit kleinen Blasen. Zur Form: B. RÜTTI, Gläser Augst, Form AR 156, AR 158, AR 159 und AR 160. – Inv. Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 4** Glasschmelz. Zerschmolzenes Glasgefäß. Vermutlich Vierkantkrug. Das Gefäß ist durch große Hitzeeinwirkung in sich zusammengesunken. Auf einer Seite sind Spuren einer feinen Rippung – Reste eines Selleriehenkels (?) – erkennbar. Leicht grünstichiges durchscheinendes Glas. Gewicht des Schmelzklumpens: 60 Gramm. – Inv.Nr. BB 36 (Slg. Ruf).
- 5** Fragment einer gerippten Melonenperle aus blauer Glasfritte. Dm 2,2 cm, H 1,5 cm. – Verbleib: Privatbesitz (Slg. Vogt).

### *Terra-Sigillata*

- 6** RS einer Schüssel DRAG. 37. Dunkelroter, leicht glänzender Überzug. Rotbrauner Scherben mit Kalkeinsprengseln. Dekor: Eierstab wie KNORR 1919, Taf. 16,3; Blatt wie SCHÖNBERGER, Oberstimm Taf. 48, C 128; HERMET, La Graufesenque Pl. 8,20; Vogel wie HERMET, La Graufesenque Pl. 28,39. Eine identische Ausformung ist aus La Graufesenque bekannt: MOSER/THIHARD, Nouvel Atelier 92, Abb. 30,3. Art des MERCATO. Datierung: spätromitianisch/frühtrajanisch. Lit.: Fundchronik. Fundber. Baden-Württemberg 15 (1990) 615, Taf. 95,1. – Inv.Nr. BB 366 (Slg. Braun).
- 7** RS einer Schüssel DRAG. 37. Dunkelroter, glänzender Überzug. Rotbrauner Scherben mit Kalkeinsprengseln. Dekor: Eierstab wie KNORR 1952 Taf. 53A, Schwein wie KNORR 1952 Taf. 53A. Art des SASMONOS. Nach freundl. Mitteilung von Herrn Dr. A. Mees beruht der Dekorateurnamen SASMONOS auf einem Lesefehler R. Knorrs. A. Mees löst das von KNORR 1909 (Fdbber. Schwaben 17, 1909, Taf. IV, 1A) publizierte Graffito als OF MEMOR auf. Datierung: spätromitianisch/frühtrajanisch. Lit.: Fundchronik. Fundber. Baden-Württemberg 15 (1990) 615, Taf. 95,2. – Inv.Nr. BB 367 (Slg. Braun).

- 8** BS einer Schüssel DRAG. 29. Verbrannt. Scharfkantig abgedreht, durchlaufende Rille im Standring. Auf der Innenseite des Gefäßes sind Spuren eines Standringabdruckes erkennbar. Überzug dunkelbraun, matt glänzend. Dunkelbrauner bis fahlgrauer Scherben mit Kalkeinsprengseln. Südgallisch. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 9** RS einer Kragenschüssel CURLE 11. Verschollen. Beschreibung nach Fundliste LDA, Ortsakte Baden-Baden: „RS einer TS-Kragenschüssel mit barbotineverziertem Kragen Curle Typ 11, Überzug dunkelrotbraun, stark glänzend, Ton rosabraun, hart, flavisch.“ Lit.: Fundchronik. Fundber. Baden-Württemberg 10, 1985 (1986) 525, Taf. 53B, 1. – Inv.Nr. BB 16 (Slg. Ruf).
- 10** RS eines Tellers DRAG. 36. Verbrannt. Schwach gekrümmter Rand. Barbotine-Verzierung. Die Oberfläche ist mit einem dichten Netz von Haarrissen überzogen. Dunkelbrauner Scherben mit Kalkeinsprengseln. Südgallisch. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 11** RS eines Tellers DRAG. 36. Gekrümmter Rand. Barbotine-Verzierung. Dunkelroter, stark glänzender Überzug. Rotbrauner Scherben mit Kalkeinsprengseln. Südgallisch. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 12** WS eines Tellers DRAG. 36. Dunkelroter, stark glänzender Überzug. Ziegelroter Scherben mit Kalkeinsprengseln. Südgallisch. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 13** WS eines Tellers DRAG. 36. Dunkelroter, stark glänzender Überzug. Ziegelroter Scherben mit Kalkeinsprengseln. Südgallisch. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 14** RS eines Tellers mit schräger, leicht gerundeter Wand DRAG. 18. Dunkelroter, stark glänzender Überzug. Rotbrauner Scherben. Kalkeinsprengseln. Südgallisch. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 15** BS eines Tellers DRAG. 18. Standring scharfkantig abgedreht. Ausgebrochener Rundstempel. Oranger, matt glänzender Überzug. Ziegelroter Scherben mit Kalkeinsprengseln. Anhaftende Mörtelreste. Südgallisch. – Inv.Nr. BB 368 (Slg. Braun).
- 16** WS eines Tellers DRAG. 18. Dunkelroter, stark glänzender Überzug. Ziegelroter Scherben mit Kalkeinsprengseln. Südgallisch. – Inv.Nr. BB 371 (Slg. Braun).
- 17** WS eines Tellers DRAG. 18. Dunkelroter, stark glänzender Überzug. Ziegelroter Scherben mit Kalkeinsprengseln. Südgallisch. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 18** RS eines Tellers mit geknickter Wand und horizontalem Rand (LUD. V Tb). Helloranger, z. T. abgeriebener, matt glänzender Überzug. Helloranger, fein gemagter und mehligter Scherben. Zur Form vgl.: SCHÖNBERGER/SIMON, Altstadt 95f. Datierung: 2. Hälfte 2. Jh. n. Chr. Rheinzabern. Lit.: Fundchronik. Fundberichte Baden-Württemberg 10, 1985 (1986) 525, Taf. 53B, 2. – Inv.Nr. BB 18 (Slg. Ruf).
- 19** WS eines Napfes DRAG. 27. Verbrannt. Schwarzer, glänzender Überzug. Rotbrauner Scherben mit Kalkeinsprengseln. Südgallisch. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 20** WS eines Napfes DRAG. 27. Dunkelroter, glänzender Überzug. Ziegelroter Scherben mit Kalkeinsprengseln durchsetzt. Südgallisch. – Inv.Nr. BB 369 (Slg. Braun).

**21** WS einer Reibschale DRAG. 43. Dunkeroter, glänzender Überzug. Außenseite Drehriefen, Innenseite mit gerundeten Quarzkörnern aufgeraut. Orangeroter, glänzender Überzug. Rotbrauner Scherben mit Kalkeinsprengseln. Südgallisch. – Inv.Nr. BB 19 (Slg. Ruf).

### *Terra-Nigra*

**22** RS einer Schüssel mit Wandknick. Wandung zweifach gerillt. Oberfläche tiefschwarz, geglättet und poliert. Metallischer Glanz. Scherben: Rinde hellgrau, Kern dunkelgrau. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein. Zur Form vgl.: BERGER, Terra-Nigra Typ IVa und HEUKEMES, Heidelberg 81 zu Nr. 16. Lit.: Fundchronik. Fundberichte Baden-Württemberg 15, 1990, 615, Taf. 95, 3. – Inv.Nr. BB 372 (Slg. Braun).

**23** WS eines scharf geknickten, doppelkonischen Topfes. Außenseite geglättet, Innenseite Drehriefen. Überzug schwarz, matt glänzend. Hellgrauer Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein. Zur Form: ETTLINGER/SIMONETT, Vindonissa 20, Nr. 93; HEUKEMES, Heidelberg 68, Nr. 62. Datierung: Ende 1./frühes 2. Jh. n. Chr. – Inv.Nr. BB 35 (Slg. Ruf).

**24** WS eines flaschenförmigen Topfes. Außenseite geglättet. Schwarzer, matt glänzender Überzug. Innenseite Drehriefen. Dekor: Am Schulteransatz umlaufender Wulst; auf dem unteren Teil der zweigeteilten Schulterzone befindet sich ein Rollrädchendekor aus sieben übereinanderliegenden Bändern. Die Abrollung erfolgte von oben nach unten, die höherliegenden Bänder werden an mehreren Stellen von dem darunterliegenden Band geschnitten. Das unterste Band ist komplett ausgeformt: Stabmotiv H 5,5 mm, B 1,0 mm, Eindringtiefe 0,6 mm. Das Stabmotiv steht, auf die Grundlinie bezogen, leicht schräg (Winkel von 82°). Die Zone mit Rollrädchendekor ist nach unten durch eine eingedrehte Rille abgesetzt. Grauer Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein, Glimmeranteil. Zur Form vgl.: HEUKEMES, Heidelberg 59f. zu Nr. 75. Datierung: 2. Hälfte 1. Jh. n. Chr. – Inv.Nr. BB 386 (Slg. Braun).

**25** BS einer Schüssel. Innen- und Außenseite geglättet, schwach glänzender Überzug. Schwarzer Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein. – Inv.Nr. BB 379 (Slg. Braun).

**26** RS eines Steilrandtopfes. Außenseite geglättet und poliert. Innenseite Drehriefen. Tiefschwarze glänzende Oberfläche. Hellgrauer Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein. Zur Form vgl.: ETTLINGER/SIMONETT, Vindonissa 20 zu Nr. 95/96. Datierung: 2. Hälfte 1. Jh. n. Chr. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**27** 10 WS, 1 BS. Kleinteilige, keiner Form mehr zuweisbaren Terra-Nigra-Scherben. Außenseite geglättet, Innenseite Drehriefen. Schwarzer, matt glänzender Überzug. Hellgrauer Scherben. Magerung gleichmäßig, Körnung fein. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

### *Ware mit rotem Überzug*

- 28** RS eines Schuppenbechers mit umgelegtem Rand. Dekor: rundbogige, aufgelegte Schuppen. Rotbrauner schwarzfleckiger Überzug. Helloranger Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung mittel, gerundete Sandkörner und keramische Anteile (ziegelrote Partikel). Zur Form vgl. HEUKEMES, Heidelberg 79 zu Nr. 8. Datierung: Ende 1./frühes 2. Jh. n. Chr. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 29** RS eines Schuppenbechers wie Kat.Nr. 28. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 30** RS eines Schuppenbechers mit umgelegtem, auf der Innenseite leicht gekehltem, Rand. Rotbrauner schwarzfleckiger Überzug in Resten erhalten, größtenteils abgerieben. Helloranger, mehlig weicher Scherben. Magerung: vgl. Kat.Nr. 28. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 31** BS eines Schuppenbechers. Überzug komplett abgerieben. Helloranger, mehlig weicher Scherben. Magerung: vgl. Kat.Nr. 28. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt.)
- 32** WS eines Schuppenbechers. Dekor: rundbogige, aufgelegte Schuppen. Auf den Schuppen sind Fingerabdrücke erkennbar. Rotbrauner Überzug, stellenweise abgerieben. Orangeroter, mehlig weicher Scherben. Magerung: vgl. Kat.Nr. 28. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 33** wie Kat.Nr. 32. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 34** 4 WS Schuppenbecher. Schulter- bzw. Fußzone. Rotbrauner Überzug, orangeroter Scherben. Magerung: vgl. Kat.Nr. 28. – Inv.Nr. BB 386 (Slg. Braun) und BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 35** RS eines Steilrandbechers mit leichtem Wandknick. Dekor: Unter dem Rand sind auf der Außenseite zwei Zierrillen mit scharfkantigem Werkzeug eingedreht. Das Feld unter den Rillen ist mit einem Kerbschnittdekor versehen. Orangeroter schwarzfleckiger Überzug, stellenweise abgerieben. Hellbeiger, mehlig weicher Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein, Kalkeinschlüsse. Zur Form vgl. HEUKEMES, Heidelberg 53 zu Nr. 25 bis 28. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).
- 36** 4 WS mit Kerbschnittdekor, zu Kat.Nr. 35 gehörig. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

### *Glattwandige Gebrauchskeramik*

- 37** RS eines Einhenkelkruges mit stark unterschrittenem Kragenrand. Weißer, leicht gelblicher Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein. Zur Form vgl. BAATZ, Hesselbach 100 zu Typ E und SCHÖNBERGER/SIMON, Okarben 65 zu Typ C 235. Datierung: domitianisch-trajanisch. Inv.Nr. BB 374 (Slg. Braun).
- 38** Oberteil eines Einhenkelkruges mit trichterförmig erweitertem Ausguß und gerundeter, nach unten scharfkantig abgeschlossener Bandlippe. Scherben: Rinde hellbeige, Kern rotorange. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein. Dieser Krugtyp tritt erst gegen Ende des 2. und in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts häufig auf. Er ist aber auch schon vereinzelt in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts vertreten: BAATZ, Hesselbach 100 Typ E3 (Periode 2) und NIERHAUS, Bad Cannstatt 64, Taf. 2, B1 und Taf. 9, B2 (Zeitstufe I). Das Stück ist aufgrund seiner scharfkantigen Ausführung eher in diesen frühen Kontext einzuordnen. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**39** Oberteil eines Einhenkelkruges mit konisch zulaufendem Hals mit abgetrepp-tem Wulstrand. Bandhenkel mit zwei Rippen. Weißer, leicht gelblicher Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein. Vergleichsfund aus Baden-Baden: SCHAUDIG, Rettig Taf. 49, 7 und 8. – Inv.Nr. BB 375 (Slg. Braun).

**40** BS eines Kruges mit Standring. Verbrannt. Der Standring ist scharfkantig abgedreht. Rosafarbener Scherben mit Resten eines weißen Überzuges. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein, gerundete Sandkörner und keramische Anteile (ziegelrote Partikel). – Inv.Nr. BB 382 (Slg. Braun).

**41** BS eines Henkelkruges mit Standring. Die Oberfläche ist infolge sekundärer Einwirkungen stark beschädigt und in schiefrigen Lagen abgeplatzt. Der Standring ist – soweit noch erkennbar – scharfkantig abgedreht. Hellbeiger Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein. Lit.: Fundchronik. Fundber. Baden-Württemberg 10, 1985 (1986) 525, Taf. 53B, 3. – Inv.Nr. BB 27 (Slg. Ruf).

**42** Bandhenkel eines Henkelkruges, vier Rippen. Weißer Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein. – Inv.Nr. BB 376 (Slg. Braun).

**43** 58 kleinteilige bis handtellergroße WS, 2 BS und 3 kleine Henkelfragmente von weißen Henkelkrügen. Weißer Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein. – Inv.Nr. BB 16–39 (Slg. Ruf), BB 386 (Slg. Braun) und BaGern 14 (Slg. Vogt).

**44** 30 kleinteilige WS und 1 Henkelfragment mit zwei Rippen von roten Henkelkrügen. Randstücke oder ganze Krughälse dieser Materialgruppe sind im Fundmaterial nicht vertreten. Ziegelroter Scherben. Magerung: gleichmäßig, stark, Körnung mittel, kristalline Magerungsanteile. – Inv.Nr. BB 386 (Slg. Braun) und BaGern 14 (Slg. Vogt).

**45** RS eines Deckels mit kantig abgestrichenem Rand. Hellbeiger Scherben. Magerung gleichmäßig, Körnung mittel, eisenoxydische Anteile, Glimmer. Das Stück zeigt an der Randzone starke Brandspuren. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**46** WS einer Reibschale. Die Innenseite ist mit Quarzkörnern (Dm bis 4,5 mm) aufgeraut. Scherben: Rinde hellbeige, Kern dunkelgrau. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein bis mittel. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**47** 7 handtellergroße WS einer glattwandigen Amphore. Scherben: Rinde gelb- hellbeige, Kern und Gefäßinnenseite hellrot. Magerung: gleichmäßig, Körnung fein, Kalkeinsprengsel. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

### *Rauhwandige Gebrauchskeramik*

#### A) Handgemachte Ware

**48** RS eines Kochtopfes mit Trichterrand. Handgemachte Ware. Der Rand wurde mit den Fingern hochgedrückt und ist deshalb sehr ungleichmäßig ausgebildet. Der Rand ist oben leicht gekehlt. Dekor: unregelmäßiger Kammstrich. Schwarzer Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung sehr grob, Glimmer und kristalline Magerungsanteile. An der Außenseite des Gefäßes sind Rußspuren erkennbar. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**49** RS eines Topfes mit Steilrand. Handgemachte Ware. Grau-schwarzer Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung sehr grob, kristalline Magerungsanteile.

An der Außenseite schwarze Inkrustationen (Ruß ?/Verpichtung?) – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**50** RS einer Schüssel. Handgemachte Ware. Rand zweifach gerillt. Die Oberfläche ist sehr rau und durch Fingereindrücke uneben. Dunkelgrauer Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung sehr grob, kristalline Magerungsanteile. Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**51** RS eines Kochtopfes mit Trichterrand. Handgemachte Ware. Dekor: nur noch schwach erkennbare Reste einer Kammstrichverzierung. Dunkelgrauer Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung sehr grob, kristalline Magerungsanteile, Glimmer. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**52** WS handgemachter Ware mit Kammstrichdekor. Dunkelgrauer, fast schwarzer Scherben. Magerung wie Kat.Nr. 51. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

### *Scheibengedrehte Ware*

**53** RS eines Kochtopfes mit Trichterrand. Dekor: umlaufende – mit scharfkantigem Werkzeug eingedrehte – Rillen. Hellgrauer hartgebrannter Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung grob, kristalline Magerungsanteile. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**54** RS einer Schüssel mit gerilltem Horizontalrand. Steilwandiges Gefäßoberteil. Außenseite geglättet, Innenseite Drehriefen. Hellgrauer, hartgebrannter Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung grob. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**55** RS einer Schüssel mit zweifach gerilltem Horizontalrand. Steiles Gefäßoberteil. Außenseite geglättet, Innenseite Drehriefen. Rotbrauner Scherben. Magerung: gleichmäßig, hoher Magerungsanteil, Körnung grob, gerundete Sandkörner. Rußspuren auf der Außenseite und Teilen des Randes. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**56** RS einer Schüssel mit Wulstrand und Deckelfalz. Dekor: umlaufende Rillen. Hellgrauer, hart gebrannter Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung grob. Rußspuren auf der Außenseite. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**57** Deckelknopf. Exzentrische Abschneidespuren auf der Oberseite. Das Stück wurde auf dem Kopf stehend gedreht und von der laufenden Scheibe geschnitten. Rotbrauner Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung grob, kristalline Magerungsanteile. Brandspuren auf der Außenseite. – Inv.Nr. BB 35 (Slg. Ruf).

**58** RS eines Deckels. Drehriefen an Innen- und Außenseite. Grauschwarzer Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung grob, gerundete Sandkörner. Der Deckel ist an seiner Innenseite stark geschwärzt. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**59** 7 WS und 1 BS kleinteilige Scherben. Kammstrichverzierte Ware. Hellgrauer Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung grob, kristalline Magerungsanteile. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**60** 50 kleinteilige WS und 1 BS graue Scheibenware. Hellgrauer Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung grob. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

## *Schwerkeramik*

**61** BS und WS einer Reibschale. Die Innenseite ist mit Quarzkörnern (Dm bis 3 mm) aufgeraut. Scherben: Rinde hellbraun, Kern von hellgrau bis fast schwarz. Magerung: gleichmäßig, Körnung sehr grob, gerundete Sandkörner und organische Magerungsanteile (Faserabdrücke Stroh?). – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

**62** WS einer kugelförmigen Amphore mit verkümmertem Standzapfen und Rundstabhenkeln. Schulterzone mit Halsansatz und Ansatzstelle eines Rundstabhenkels. Scherben: Rinde Außenseite rotbraun, Kern, dunkelgrau, Rinde Gefäßinnen-seite grügelb. Magerung: gleichmäßig, starke Sandmagerung, Körnung mittel. – Inv.Nr. BB 386 (Slg. Braun).

**63** 3 WS einer kugelförmigen Amphore. Beschreibung: vgl. Kat.Nr. 62. – Inv.Nr. BaGern 14 (Slg. Vogt).

## *Varia*

**64** Gagat. Fragment einer Platte (?). Beidseitig geschliffen. Auf einer Seite sind Schnittspuren erkennbar. Maße des Fragments L 8,5 cm, B 4,5 cm, Stärke 1,1 cm. – Inv.Nr. BB 24 (Slg. Ruf).

**65** Calculus. Der Stein ist aus einem rauhwandigen Gefäßboden herausgearbeitet. Bruchkanten abgeschliffen. Oberseite Drehriefen, Unterseite exzentrische Abschneidespuren. Orangeroter Scherben. Magerung: gleichmäßig, Körnung sehr grob, keramische und kristalline Magerungsanteile. – Inv.Nr. BB 24 (Slg. Ruf).

## *Anhang*

### *Liste römischer Glastiere*

Die Aufstellung erfolgte nach Fundorten und dargestellten Tierarten:

#### **Aquileia (Italien)**

**1** Aper. Lit.: CALVI, Aquileia 132, Taf. 19,2. – Datierung: 2. Jh. n. Chr.

**2** Crocodilus. Lit.: CALVI, Aquileia 133, Taf. 19,3. – Datierung: 2. Jh. n. Chr.

#### **Bingen**

**3** Aper. Lit.: 1) G. BEHRENS, Bingen. Städtische Altertumssammlung. Kataloge West- und Süddeutscher Altertumssammlungen IV (Frankfurt/Main 1920) S. 180, Abb. 87 und 2) Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst XI, 1892, S. 241. – Datierung: 3. Jh. n. Chr.

#### **Bonn**

**4** Bestia obscura. Lit.: A.B. FOLLMANN-SCHULZ, Die römischen Gläser aus Bonn. Beihefte der Bonner Jahrbücher, Band 46 (Köln 1988) Nr. 494, Taf. 54, 494



und 2) W. HABEREY, Ein Mädchengrab römischer Zeit aus der Josefstraße in Bonn. Bonner Jahrb. 161, 1961, S. 131ff. – Datierung: 2. Hälfte 3. Jh. n. Chr.

### **Boulogne-sur-Mer (Frankreich)**

5 Gallus. Lit.: MORIN-JEAN, La Verrerie en Gaule sous l'Empire Romain (Paris 1913) S. 161f., Abb. 215. Datierung: 4. Jh. n. Chr.

### **Chalon-sur-Saône (Frankreich)**

06 Piscis. Lit.: A. KISA, Das Glas im Altertume (Leipzig 1908) S. 203. – Datierung: (?) vermutlich 3. Jh. n. Chr.

### **Cocheren/Lothringen (Frankreich)**

7 Aper. Lit.: J.B. KEUNE, Altertumsfunde in Lothringen. Erwerbungen des Museums der Stadt Metz von 1905 bis 1910. Jahrb. der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde 22, 1910, S. 522, Taf. X, 81. – Datierung: 3. Jh. n. Chr.

### **Histria (Rumänien)**

8 Piscis. Lit.: P. ALEXANDRESCU, Necropola tumulară. Sapturi 1955–1966. In: Histria II (Bukarest 1966) S. 219, Taf. 81.

### **Köln**

9 Aper. Fo.: Köln, Luxemburger Straße. Lit.: FREMERSDORF, Geformtes Glas 21, Taf. 7. – Datierung: 3. Jh. n. Chr.

10 Aper. Fo.: Köln, Eigelstein. Lit.: FREMERSDORF, Geformtes Glas 21, Taf. 8. – Datierung: 3. Jh. n. Chr.

11 Aper. Fo.: Köln, Neußer Wall. Lit.: 1) FREMERSDORF, Geformtes Glas 22, Taf. 9 und 2) J. v. Hagen, Ausgewählte römische Gräber aus Köln. Bonner Jahrb. 114/15, 1906, S. 416, Taf. 24, 49. – Datierung: 3. Jh. n. Chr.

12 Bestia obscura. Fo.: Köln, Jakobstraße. Lit.: FRIEDHOFF, Friedhof Jakobstraße 166, Taf. 68, 17. – Datierung: 3. Jh. n. Chr.

13 Bestia obscura. Fo.: Köln. Lit.: FREMERSDORF, Geformtes Glas 23, Taf. 12. – Datierung: 1. Viertel 4. Jh. n. Chr.

14 Bestia obscura. Fo.: Köln. Lit.: FREMERSDORF, Geformtes Glas 22, Taf. 11. – Datierung: Frühes 4. Jh. n. Chr.

15 Piscis. Fo.: Köln, Luxemburger Straße. Lit.: FREMERSDORF, Geformtes Glas 19f., Taf. 3. – Datierung: Frühes 4. Jh. n. Chr.

16 Piscis. Fo.: Köln, Luxemburger Straße. Lit.: FREMERSDORF, Geformtes Glas 20, Taf. 4. – Datierung: (?) vermutlich 3./4. Jh. n. Chr.

17 Piscis. Fo.: Köln. Lit.: FREMERSDORF, Geformtes Glas 20f., Taf. 5. – Datierung: 1. Hälfte 3. Jh. n. Chr.

18 Piscis. Fo.: Köln, Brabanter Straße. Lit.: FREMERSDORF, Geformtes Glas 21, Taf. 6. – Datierung: 1. Hälfte 3. Jh. n. Chr.

**19** Volucris. Fo.: Köln, Jakobstraße. Lit.: 1) FREMERSDORF, Geformtes Glas 22, Taf. 10 und 2) FRIEDHOFF, Friedhof Jakobstraße 166, Taf. 68,16. – Datierung: 1. Hälfte 4. Jh. n. Chr.

### **Lüttich/Coninxheim (Belgien)**

**20** Piscis. Lit.: CIL XIII 10025.191. – Datierung: (?) vermutlich 3./4. Jh. n. Chr.

### **Majs (Ungarn)**

**21** Aper. Lit.: BARKÓCZI, Pannonische Glasfunde 215, Taf. LXIII, 548. – Datierung: 3. Jh. n. Chr.

### **Szombathely (Ungarn)**

**22** Feles. Lit.: BARKÓCZI, Pannonische Glasfunde 214, Taf. XIII, 546 und Taf. CXV, 546. – Datierung: 1. Jh. n. Chr.

**23** Mus. Lit.: BARKÓCZI, Pannonische Glasfunde 214f., Taf. LXIII, 547 und Taf. CXV, 547. – Datierung: 3. Jh. n. Chr.

### **Tongeren (Belgien)**

**24** Piscis. Lit.: CIL III 10025.192. – Datierung: (?) vermutlich 3./4. Jh. n. Chr.

### **Wiesbaden**

**25** Piscis. Lit.: Nassauische Annalen VII.2, 1864, S. 43, Taf. 2,4 zitiert nach FREMERSDORF, Geformtes Glas 21. – Datierung: (?) vermutlich 3. Jh. n. Chr.

### **Gläser mit unbekanntem oder unsicheren Fundorten**

**26** Bestia obscura. Tongeren (Belgien) Museum. Erwähnt bei FREMERSDORF, Geformtes Glas 23. – Datierung: (?).

**27** Bestia obscura. Lit.: SUNKOWSKY, Antike Gläser, Abb. 26. – Datierung: (?) 3./4. Jh. n. Chr.

**28** Bestia obscura. Lit.: HEBERLE, Catalog Disch, S. 136, Katnr. 1377, Abb.: Lichtdrucktafel zwischen Seite 134 und 135. Datierung: (?), vermutlich 3./4. Jh. n. Chr.

**29** Bestia obscura. Lit.: FROEHNER, Gréau, Taf. 46,2. zitiert nach FREMERSDORF, Geformtes Glas 23. – Datierung: (?).

**30** Bestia obscura. Lit.: FROEHNER, Gréau, Taf. 46,3. zitiert nach FREMERSDORF, Geformtes Glas 23. – Datierung: (?).

**31** Bestia obscura. Lit.: Recent Important Acquisitions. Journal of Glass Studies V, 1963, S. 142, Abb. 9. – Datierung: (?) vermutlich 3./4. Jh. n. Chr.

**32** Coclea. Lit.: Ancient Glass. The Bomfort Collection of Pre-Roman & Roman Glass on loan to the Bristol Museum & Art Gallery (Bristol 1976) S. 66, Nr. 174. – Datierung: (?) vermutlich 3./4. Jh. n. Chr.

**33** Hippopotamus. Lit.: SALDERN, Oppenländer 238, Nr. 699. – Datierung: (?) vermutlich 3./4. Jh. n. Chr.

**34** Phoca. Lit.: E. WELKER, Antike Gläser im Frankfurter Museum für Vor- und

- Frühgeschichte. Archäologische Reihe, Heft 10 (Frankfurt/Main 1987) S. 60. – Datierung: (?) vermutlich 3./4. Jh. n. Chr.
- 35** Mus. Lit.: SALDERN, Oppenländer 238, Nr. 698. – Datierung: (?) vermutlich 3./4. Jh. n. Chr.
- 36** Piscis. Lit.: FROEHNER, Gréau, Taf. 249. zitiert nach FREMERSDORF, Geformtes Glas 20. – Datierung: (?).
- 37** Piscis. Lit.: FROEHNER, Gréau, Taf. 203,2. zitiert nach FREMERSDORF, Geformtes Glas 21. – Datierung: (?).
- 38** Piscis. Lit.: FROEHNER, Gréau, Taf. 235,3. zitiert nach FREMERSDORF, Geformtes Glas 20. – Datierung: (?).
- 39** Piscis. Lit.: SALDERN, Oppenländer 238, Nr. 697. – Datierung: (?) vermutlich 3./4. Jh. n. Chr.
- 40** Piscis. Lit.: SUNKOWSKY, Antike Gläser, Abb. 25, – Datierung: (?) vermutlich 3./4. Jh. n. Chr.
- 41** Piscis. Lit.: HEBERLE, Catalog Disch, S. 135, Katnr. 1374, Abb.: Lichtdrucktafel zwischen Seite 134 und 135. Datierung: (?), vermutlich 3./4. Jh. n. Chr.
- 42** Piscis. Lit.: Glass from the Ancient World, The Ray Winfield Smith Collection (Corning 1957) S. 163, Katnr.: 334. Datierung: 2./3. Jh. n. Chr.
- 43** Piscis. Lit.: Glass from the Ancient World, The Ray Winfield Smith Collection (Corning 1957) S. 163, Katnr.: 335. Datierung: 3. Jh. n. Chr.
- 44** Volucris. Lit.: HEBERLE, Catalog Disch, S. 135, Katnr. 1372, Abb.: Lichtdrucktafel zwischen Seite 134 und 135. Datierung: (?), vermutlich 3./4. Jh. n. Chr.

## Volumina römischer Saugflaschen – Tabelle der Meßergebnisse

Museum – Grabung	Inv.Nr.	Inhalt gesamt	Inhalt bis Tüllenstand	Literaturverweis
Frankfurt <sup>1)</sup> Frankfurt	X 19738 α 23942	150 ml 090 ml	120 ml 060 ml	WELKER, 1987 Kat.Nr. 46 WELKER, 1987 Kat.Nr. 47
Mannheim <sup>2)</sup>	304	240 ml	155 ml	JENSEN 1986 Kat.Nr. 1 Tafel 1
Trier <sup>3)</sup>	75,31	100 ml	090 ml	GOETHERT-POLASCHECK 1980, Abb. 10,7.
Trier	925	330 ml	300 ml	GOETHERT-POLASCHECK 1977, Kat.Nr. 1275
Trier	3500	130 ml	100 ml	GOETHERT-POLASCHECK 1977, Kat.Nr. 1276
Trier	38,2379	240 ml	190 ml	GOETHERT-POLASCHECK 1977, Kat.Nr. 1278
Trier	EV 61.60 TNR 26	060 ml	050 ml	–
Wederath <sup>4)</sup>	56,158b	085 ml	060 ml	HAFFNER 1974, Taf. 154,21 und 22
Wederath	80,154f	055 ml	029 ml	CORDIE-HACKENBERG/ HAFFNER 1991, Taf. 417, Grab 1611,f
Privatbesitz <sup>5)</sup>	–	079 ml	061 ml	zur Form vgl. BARKÓCZI, Pannonien S. 126f.

Die Ermittlung der Volumina wurde zum Schutz der Gefäße mit feinem Quarzsand durchgeführt.

1) Museum für Vor- und Frühgeschichte Frankfurt. 2) Städtisches Reiß-Museum Mannheim. 3) Rheinisches Landesmuseum Trier. 4) Rheinisches Landesmuseum Trier – Projekt Wederath. 5) Die Angabe 'Inhalt bis Tüllenstand' gibt bei diesem Gefäß die Flüssigkeitsmenge an, die man – in Schräglage – verschüttfrei einfüllen kann.

### *Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur*

BAATZ, Hesselbach	D. BAATZ, Kastell Hesselbach und andere Forschungen am Odenwaldlimes. Limesforschungen Band 12 (Berlin 1973).
BARKÓCZI, Pannonien	L. BARKÓCZI, Pannonische Glasfunde in Ungarn (Budapest 1988).
BERGER, Terra-Nigra	R. BERGER, Studien zur Keramik von Vindonissa. Teil I: Die Terra-Nigra. Dissertation, maschinenschr. Manuskript (Freiburg/Brsg. 1933).
CALVI, Aquileia	M. C. CALVI, I vetri romani del Museo di Aquileia (Aquileia 1968).

- CORDIE-HACKENBERG/  
HAFFNER 1991 R. CORDIE-HACKENBERG, A. HAFFNER, Das keltisch-römische Gräberfeld von Wederath-Belginum. Trierer Grabungen und Forschungen VI,4 (Mainz 1991).
- CIL Corpus Inscriptionum Latinarum.
- DRAG. H. DRAGENDORFF, Terra Sigillata. Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen und römischen Keramik. Bonner Jahrb. 96/97, 1895/96, S. 18ff.
- ETTLINGER/SIMONETT,  
Vindonissa E. ETTLINGER, Chr. SIMONETT, Römische Keramik aus dem Schutthügel von Vindonissa. Veröffentlichungen der Gesellschaft pro Vindonissa 3 (Basel 1952).
- FREMERSDORF,  
Geformtes Glas F. FREMERSDORF, Römisches geformtes Glas. Die Denkmäler des römischen Köln VI (Köln 1961).
- FRIEDHOFF, Friedhof U. FRIEDHOFF, Der römische Friedhof an der Jakobstraße zu Köln. Kölner Forschungen, Band 3 (Mainz 1991).
- Jakobstraße
- FROEHNER, Gréau W. FROEHNER, Collection Julien Gréau, verrerie antique, émaillerie et poterie appartenant à M. John Pierpont Morgan (Paris 1903).
- GOETHERT-POLASCHEK K. GOETHERT-POLASCHEK, Katalog der römischen Gläser des Rheinischen Landesmuseums Trier. Trierer Grabungen und Forschungen 9 (Mainz 1977).
- 1977
- GOETHERT-POLASCHEK K. GOETHERT-POLASCHEK, Römische Gläser im Rheinischen Landesmuseum Trier. (Trier 1980).
- 1980
- HAFFNER 1974 A. HAFFNER, Das keltisch-römische Gräberfeld von Wederath-Belginum. Trierer Grabungen und Forschungen VI, 2 (Mainz 1974).
- HEBERLE, Catalog Disch J. M. HEBERLE, Catalog der Kunst-Sammlungen des am 6. November 1880 in Cöln verstorbenen Herrn Carl Damian Disch (Köln 1881).
- HERMET, La Graufesenque F. HERMET, La Graufesenque (Paris 1934).
- HEUKEMES, Heidelberg B. HEUKEMES, Römische Keramik aus Heidelberg. Materialien zur Römisch-Germanischen Keramik 8 (Bonn 1964).
- ISINGS C. ISINGS, Roman Glass from Dated Finds (Groningen/Djakarta 1957).
- JENSEN 1986 I. JENSEN, Gefäße, Geräte und Kleinfunde des römischen Alltags. Bildhefte des Städt. Reiß-Museums Mannheim. Archäologische Sammlungen 3 (Mannheim 1986).
- KNORR 1909 R. KNORR, Ein Cannstätter Terra-Sigillatagefäß des Töpfers Sabinus und eine Rottweiler Schüssel des Sasmonos. Fundber. Schwaben XVII, 1909, S. 26ff.

- KNORR 1919 R. KNORR, Töpfer und Fabriken verzierter Terra-Sigillata des ersten Jahrhunderts (Stuttgart 1919).
- KNORR 1952 R. KNORR, Terra-Sigillata-Gefäße des ersten Jahrhunderts mit Töpfernamen (Stuttgart 1952).
- MOSER/TILHARD, F. MOSER, J. L. TILHARD, Un nouvel atelier de sigillée en Aquitaine. *Aquitania* 5, 1987, S. 35ff.
- NIERHAUS, R. NIERHAUS, Das römische Brand- und Körpergräberfeld „Auf der Steig“ in Stuttgart Bad Cannstatt. Die Ausgrabungen im Jahre 1955. Veröffentlichungen des Staatl. Amtes für Denkmalpflege. Reihe A, Heft 5 (Stuttgart 1959).
- LUD. V L. LUDOWICI, Katalog V, Stempel-Namen und Bilder römischer Töpfer. Legions-Ziegel-Stempel. Formen von Sigillata- und anderen Gefäßen aus meinen Ausgrabungen in Rheinzabern 1901–1914. (Jockgrim 1927).
- OLIVER, Faceted Glass A. OLIVER, Early Roman Faceted Glass. *Journal of Glass Studies* 26, 1984, S. 35ff.
- RÜTTI, Gläser Augst B. RÜTTI, Die römischen Gläser aus Augst und Kaiseraugst. *Forschungen in Augst* 13 (Augst 1991).
- SALDERN, Oppenländer A. v. SALDERN, P. La BAUME, Th. E. HAEVERNICK, Gläser der Antike. Sammlung Erwin Oppenländer (Mainz 1974).
- SCHAUDIG, Rettig P. SCHAUDIG, Römische Gebäudereste auf dem Rettig in Baden-Baden. *Badische Fundber.* 23, 1967, 95ff.
- SCHÖNBERGER, Oberstimm H. SCHÖNBERGER, Kastell Oberstimm. Die Grabungen von 1968 bis 1971. *Limesforschungen* Band 18 (Berlin 1978).
- SCHÖNBERGER/SIMON H. SCHÖNBERGER, H.-G. SIMON, Das Kastell Okarben und die Besetzung der Wetterau seit Vespasian. *Limesforschungen* Band 19 (Berlin 1980).
- SCHÖNBERGER/SIMON, Die Kastelle in Altstadt. *Limesforschungen* Band 22 (Berlin 1983).
- SUNKOWSKY, R. SUNKOWSKY, Antike Gläser in Carnuntum und Wien (Wien 1956).
- Antike Gläser

## Anmerkungen

\* Der vorliegende Beitrag stellt eine gekürzte Fassung meiner Magisterarbeit dar, die ich im Frühjahr 1993 an der Albert-Ludwigs-Universität einreichte. Im Zusammenhang mit den Auswertungsarbeiten bin ich vielen Personen und Institutionen zum Dank verpflichtet. Frau Susanne Vogt und Fräulein Emilie Ruf, beide Baden-Baden, danke ich herzlich für Mitteilungen zur Fundbeobachtung und die Überlassung des Fundmaterials zur Bearbeitung. Für ihre Unterstützung im Rahmen der Fundauswertung möchte ich folgenden Personen für ihr Entgegenkommen bei der Bereitstellung von Fundmaterial als auch für Anregungen im Verlauf von Gesprächen herzlich danken:

Frau Dr. Rosemarie Cordie-Hackenberg und Herrn Prof. Dr. Alfred Haffner (Projekt Wederath, Rheinisches Landesmuseum Trier), Frau Dr. Karin Goethert und Mitarbeitern (Rheinisches Landesmuseum Trier), Frau Dr. Inken Jensen (Reiss-Museum Mannheim), Herrn Dr. Allard W. Mees (Offenburg), Herrn Dr. Egon Schallmayer (Landesdenkmalamt Baden-Württemberg) und Frau Dr. Dagmar Stutzinger (Museum für Vor- und Frühgeschichte Frankfurt).

Besonderer Dank gilt auch Herrn Prof. Hans Ulrich Nuber, der diese Arbeit betreute, für zahlreiche Anregungen und die Diskussion um das hier vorgestellte Fundstück.

Nicht zuletzt möchte ich auch Frau Elke Löhnig und Herrn Leonhard Knierriem für ihre Unterstützung bei der Anfertigung von Plänen und Rekonstruktionszeichnungen herzlich danken.

Ein Wort des Dankes gebührt auch noch folgenden Institutionen: Dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg für die Übernahme der Dokumentationskosten, dem Städtischen Vermessungsamt Baden-Baden und dem Bauordnungsamt Baden-Baden für Auskünfte zu alten Bauakten.

- 1 Hauptsächlich vor dem Haus Sonnenplatz Nr. 2. vgl.: S. KAH, Die Römischen Stein- und Baudenkmale der Städtischen historischen Sammlungen in Baden-Baden (Baden-Baden 1908), S. 36.
- 2 Südwestliches Ende der Gernsbacher Straße, Bereich Jesuitenplatz (Gasthaus „zum Ritter“ und „Darmstädter Hof“ (heute Rathaus), vgl.: E. WAGNER, Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden II, Das badische Unterland (Tübingen 1911), S. 14.
- 3 Gernsbacher Straße beim „Petersburger Hof“, vgl.: E. WAGNER, a. a. O. (Anm. 2), S. 14.
- 4 Im unmittelbaren Verlauf der Gernsbacher Straße fanden, nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. E. Schallmayer, seit 1984 mehrere Ausgrabungen statt: 1984/85 Gernsbacher Straße 36 und 44, 1986 Gernsbacher Straße 17/19 und 1989 Gernsbacher Straße 13 und 30. Die Ausgrabungen sind allesamt noch nicht publiziert, lediglich zu den Untersuchungen von 1989 sind Vorberichte erschienen: 1) E. SCHALLMAYER, Grabungen in der Altstadt von Baden-Baden. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1989 (Stuttgart 1990) S. 143ff. und 2) E. SCHALLMAYER, Römermauern unter alten Bauten. Neue Einblicke in das römische Baden-Baden. Aquae 89 – Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, Heft 22 (Baden-Baden 1989), S. 9ff.
- 5 E. SCHALLMAYER, a. a. O. (Anm. 4,1), S. 143ff.
- 6 E. SCHALLMAYER, a. a. O. (Anm. 4,1), S. 147.
- 7 ebenda, S. 147.
- 8 ebenda, S. 147.
- 9 F. DREXEL, Zu rheinischen Inschriften. 1. Bauinschrift aus Baden-Baden. Germania 13, 1929, S. 173ff.

- 10 Zur Ausgrabung auf dem „Rettig“: E. LÖHNIG, E. SCHALLMAYER, Zum Fortgang der Ausgrabungen auf dem „Rettig“ in Baden-Baden. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1992 (Stuttgart 1993), S. 138ff.
- 11 Schriftlich niedergelegt waren bislang nur die Beobachtungen von Herrn Paul Braun: Begehungsbericht Gernsbacher Straße 1967. LDA Karlsruhe, Ortsakte Baden-Baden. Die Beobachtungen der beiden anderen Beteiligten, Frl. Emilie Ruf und Frau Susanne Vogt, wurden im August 1992 vom Verfasser in einem Befragungsprotokoll (im weiteren als Befragungsprotokoll E. Ruf und S. Vogt zitiert) festgehalten. Zur Klärung verschiedener Unstimmigkeiten wurden auch die Akten des Bauordnungsamtes einer Durchsicht unterzogen.
- 12 Quelle: Feuerversicherungsschätzung vom 06. Februar 1941. Städtisches Vermessungsamt Baden-Baden, Akte Gernsbacher Straße 14, ohne Inv.Nr.
- 13 Die gegenläufigen Angaben in der Fundmeldung P. Brauns, der für das Haus einen Keller angibt, entsprechen wohl nicht der Wahrheit. Die einzige Bauaufnahme des alten Gebäudes, die anlässlich eines geplanten Umbaus im Jahre 1952 vorgenommen wurde, verzeichnet keinen Kellerraum (Quelle: Bauaufnahme des Gebäudes Gernsbacher Straße 14. Plan zum Baugesuch von Frau und Frl. M. Bausch in Baden-Baden, Oktober 1952. Archiv Bauordnungsamt Baden-Baden, Aktenbündel Gernsbacherstraße 14, ohne Inv.Nr. Für die Folgezeit bis zum Abbruch des Gebäudes liegen keine weiteren Umbauanträge (wie z. B. nachträglicher Einbau eines Kellers) vor).
- 14 Zum Termin der Fundbergung ist bislang eine Reihe falscher und widersprüchlicher Angaben veröffentlicht worden (1) Fundchronik. Fundberichte aus Baden-Württemberg 10, 1985 (Stuttgart 1986), S. 524f.: „Im Oktober 1964 kamen bei Bauarbeiten im Keller des Hauses Gernsbacher Straße 14 ...“ und 2) Fundchronik. Fundberichte aus Baden-Württemberg 15, 1990 (Stuttgart 1990), S. 615: „Im Mai 1967 wurden im Gewann Gernsbacher Straße ...“. Nach den Unterlagen des Bauordnungsamtes (Aktenbündel Gernsbacher Straße. 14, ohne Inv.Nr.) wurde die Baugenehmigung am 23. 08. 1967 erteilt. Der Bauaushub erfolgte noch im gleichen Monat (Befragungsprotokoll E. Ruf/S. Vogt, August 1992).
- 15 Zum römischen Abwasserkanal: S. KAH, a. a. O. (Anm. 1), S. 35ff., und zum Verlauf desselben: F. WAGNER, a. a. O. (Anm. 2), S. 12f., und Abb. 4.
- 16 Untersuchungsbericht vom 08. 10. 1992: Bestimmung von Holz/Holzkohle aus Baden-Baden, Rettigstraße 5, und Gernsbacher Straße 14 von Dr. A. Goppelsröder. Nach dem Untersuchungsbericht handelt es sich bei der eingelieferten Probe Gernsbacher Straße 14 um Eichenholzreste (*Quercus* sp.).
- 17 E. SCHALLMAYER, a. a. O. (Anm. 4,1.) S. 145 (Gernsbacher Straße 13), und S. 146 (Gernsbacher Str. 30).
- 18 vgl. Anhang – Liste römischer Glastiere. Unberücksichtigt blieben die häufiger vorhandenen Vogelgläser des frühen 1. Jahrhunderts n. Chr. (Form ISINGS 11), da diese Fundgruppe sowohl zeitlich als auch funktional mit den hier interessierenden Stücken nur bedingt vergleichbar ist.
- 19 F. FREMERSDORF, Römisches geformtes Glas. Die Denkmäler des römischen Köln 6 (Köln 1961), S. 19ff.
- 20 A. von SALDERN, B. NOLTE, P. La BAUME, Th. E. HAEVERNIK, Gläser der Antike. Sammlung Erwin Oppenländer (Mainz 1974), S. 238.
- 21 1) F. FREMERSDORF, a. a. O. (Anm. 19), S. 23, und 2) O. DOPPELFELD, Römisches und fränkisches Glas in Köln (Köln 1966), Tafel 103 (untere Abb.), und H. Borger, Das Römisch-Germanische Museum Köln (München 1974), S. 166, Abb. 203.



- 22 U. FRIEDHOFF, Der römische Friedhof an der Jakobstraße zu Köln. Kölner Forschungen 3 (Köln 1991), S. 166.
- 23 so beispielsweise 1) E. WELKER, Antike Gläser im Frankfurter Museum für Ur- und Frühgeschichte. Archäologische Reihe 10 (Frankfurt/Main 1987), S. 60, Nr. 79; 2) A. von SALDERN, a. a. O. (Anm. 20), S. 238, Nr. 698 und 699; 3) ANCIENT GLASS. The Bomford Collection of Pre-Roman and Roman Glass on loan to the City of Bristol Museum & Art Gallery (Bristol 1976), S. 36, Nr. 174.
- 24 G. BEHRENS, Bingen. Städtische Altertumssammlung. Kataloge West- und Süddeutscher Altertumssammlungen IV (Frankfurt/Main 1920), S. 180.
- 25 W. HABEREY, Ein Mädchengrab römischer Zeit aus der Josefstraße in Bonn. Bonner Jahrb. 161, 1961, S. 319ff.
- 26 J. B. KEUNE, Altertumsfunde in Lothringen. Erwerbungen des Museums der Stadt Metz von 1905 bis 1910. Jahrb. der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde 22, 1910, S. 522.
- 27 F. FREMERSDORF, a. a. O. (Anm. 19), S. 19ff.
- 28 CIL XIII, 10025, 191.
- 29 CIL XIII, 10025, 192.
- 30 Nassauische Annalen VII. 2, 1864, S. 43, und Taf. 2,4. Zitiert nach F. FREMERSDORF, a. a. O. (Anm. 19), S. 21.
- 31 Erwähnt bei: A. KISA, Das Glas im Altertume (Leipzig 1908), S. 203.
- 32 L. BARKÓCZI, Pannonische Glasfunde in Ungarn (Budapest 1988), S. 214f.
- 33 M. C. CALVI, I vetri romani del Museo di Aquileia (Aquileia 1968), S. 131ff.
- 34 L. BARKÓCZI, a. a. O. (Anm. 32), S. 215.
- 35 P. Alexandrescu, Necropola tumulara. Sapturi 1955–1966. In: Histria II (Bukarest 1966), S. 219, Taf. 81.
- 36 Als Beispiele seien hier die beiden Glastiere aus Bonn und Bingen angeführt. Bonn: A. B. FOLLMANN, Die römischen Gläser aus Bonn. Beihefte Bonner Jahrb. 46 (Köln 1988), Nr. 494, Taf. 54; Bingen: G. BEHRENS, a. a. O. (Anm. 24), S. 180, Abb. 87.
- 37 Als Beispiele seien hier die Kölner Glasfische angeführt. F. FREMERSDORF, a. a. O. (Anm. 19), Tafel 4, 5 und 6.
- 38 vgl. Kapitel 3. Exkurs – Römische Säuglingstrinkgefäße.
- 39 vgl. Kapitel 3. Exkurs – Genormte Inhalte? – Ergebnisse einer Untersuchung zum Fassungsvermögen römischer Saugflaschen.
- 40 SORANUS 131. Zitiert nach V. ROSE (Hrsg.), Sorani Gynaeciorum (Stuttgart 1882).
- 41 vgl. Anm. 46. – M. C. CALVI, a. a. O. (Anm. 33), Taf. 19,2.
- 42 Archäologisch belegt ist eine Glasbläserwerkstatt in Köln/Eigelstein. Die Produktionszeit dieser Glashütte beschränkte sich offenbar auf das erste nachchristliche Jahrhundert. In dieser Werkstätte wurde auch entfärbtes Glas verarbeitet (Zur Glashütte: M. RIEDEL, Köln-Gewerbebetriebe. In: H. G. HORN (Hrsg.), Die Römer in Nordrhein-Westfalen (Stuttgart 1987), S. 490). Glasverarbeitende Werkstätten sind in antiken Quellen für Alexandria, Sidon, Rom und Kampanien belegt (vgl. D. B. HARDEN, Römisches geblasenes Glas. In: D. B. HARDEN, H. HELLENKEMPER, K. PAINTER, D. WHITEHOUSE, Glas der Caesaren (Mailand 1988), S. 88.
- 43 SORANUS von Ephesus, Die Gynäkologie. Bibliothek medicinischer Klassiker I. Herausgegeben von J. Ch. HUBER, übersetzt von H. Lüneburg (München 1894), Kapitel XXXI, S. 62ff.
- 44 SORANUS 131, vgl. Anm. 39.
- 45 W. J. HILGERS, Lateinische Gefäßnamen. Bezeichnungen, Funktion und Form römischer Gefäße nach den antiken Schriftquellen. Beihefte Bonner Jahrb. 31 (Düsseldorf 1969), S. 80ff.

- 46 A. KISA, a. a. O. (Anm. 31), S. 332.
- 47 Die Bezeichnung Infundibulum ist für die Sauggefäße unzutreffend. Zur richtigen Bezeichnung: W. J. HILGERS, a. a. O. (Anm. 54), S. 80ff.
- 48 C. ISINGS, Roman Glass from dated Finds. *Archaeologica Traiectina* 2 (Groningen/Djakarta 1957), S. 118; M. C. CALVI, a. a. O. (Anm. 33), S. 77, und S. v. SCHNURBEIN, Das römische Gräberfeld von Regensburg. *Archäologische Forschungen in Regina Castra – Regensburg I* (Kallmünz 1977), S. 72.
- 49 E. WELKER, Die römischen Gläser von Nida-Heddernheim. *Schriften des Frankfurter Museums für Vor- und Frühgeschichte* 3 (Frankfurt/Main 1974), S. 95ff.
- 50 Soweit die Fundumstände nachvollziehbar sind, stammt der Gefäßtyp der Saugflaschen fast ausschließlich aus Gräbern. Stücke aus anderen Fundzusammenhängen sind sehr selten. Ein Exemplar, ein Siedlungsfund, diente – in sekundärer Verwendung – als Münzschatzgefäß (R. FRANKE, W. LESCHHORN, Denarfund flavischer Zeit vom Herapel/Lothringen. *Ber. Staatl. Denkmalpflege Saarland* 23, 1976, S. 67ff.). Ein anderes Exemplar fand sich im Schutthügel von Vindonissa (E. ETTLINGER, C. SIMONNETT, Römische Keramik aus dem Schutthügel von Vindonissa. *Veröffentlichungen der Gesellschaft pro Vindonissa* 3 (Basel 1952), S. 54, Nr. 251 und Tafel 12,251). Zwei militärische Fundplätze halten, bezüglich des Auftretens von Saugflaschen, einer kritischen Überprüfung nicht stand. Allein die Typenbezeichnung ‚Hofheim 33B‘ suggeriert das Vorhandensein dieser Gefäße am Fundplatz. E. Ritterling rekonstruierte den Typus über einen Vergleichsfund aus Wiesbaden. Das wichtigste Element dieses Types, die Saugtülle, ist nach seinen Angaben in Hofheim „zufällig nicht erhalten“. Dieser Weg ist methodisch nicht gangbar, da sich die Saugflaschen im Regelfall von anderen Gefäßformen nur durch die angesetzte Tülle unterscheiden. Der Typ ‚Hofheim 33B‘ besteht letztendlich ohne Berechtigung (E. RITTERLING, Das frühromische Lager bei Hofheim im Taunus. *Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung* 24, 1912 (Wiesbaden 1913), S. 263, und Tafel 33, 33B). Ähnlich verhält es sich mit dem Typ „Halterner 32“. Aus dem Fundbestand liegt hier nur die eine Tülle vor, das Restgefäß fehlt. Die Tülle kann, auf ihre Abmessungen bezogen, eigentlich nicht von einem Sauggefäß stammen. Der Tüllenkanal weist nach der Fundzeichnung einen Durchmesser von etwa 6 Millimetern auf. Dies ist eine Größenordnung, die von keiner Saugflasche, auch nicht annäherungsweise, erreicht wird. Im Regelfall weisen die Tüllenenden Durchmesser von einem Millimeter bis maximal zwei Millimetern auf. Für das Halterner „Tüllengefäß“ ist eine Verwendung als Saugflasche aufgrund formaler Details unwahrscheinlich (S. LOESCHCKE, Ausgrabungen bei Haltern. Die keramischen Funde. Ein Beitrag zur augusteischen Kultur in Deutschland. *Mitt. Alt.-Komm. Westfalen* 5 (Münster 1909), S. 202, und Abb. 14,4).
- 51 Im römischen Friedhof Köln Jakobstraße ist eine Saugflasche als Beigabe in einem Kindergrab (Grab 129) belegt: U. FRIEDHOFF, a. a. O. (Anm. 22), S. 135f., Tafel 24 und 82. Ein weiterer eindeutiger Fundzusammenhang stammt aus dem Gräberfeld von Krefeld-Gellep. Hier gehörte ein Sauggefäß mit Glanztonüberzug zum Inventar eines Frauengrabes (Grab 894): R. PIRLING, Das römisch-fränkische Gräberfeld von Krefeld-Gellep. *Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, Serie B. Die fränkischen Altertümer des Rheinlandes, Band 2.* (Berlin 1966), 1. Teil, S. 71, und 2. Teil, S. 108, und Taf. 75,7. Einige wichtige Aufschlüsse wird in dieser Frage die Auswertung der Leichenbrände aus dem Gräberfeld von Wederath-Belginum liefern. Nach Mitteilung von Frau Dr. Cordie-Hackenberg (Rheinisches Landesmuseum Trier – Projekt Wederath) sind die Untersuchungen zu den mittlerweile fünfzehn bekannten Gräbern mit Saugflaschenbeigabe noch nicht abgeschlossen. Zum Wederather Gräberfeld:

- A. HAFFNER, Das keltisch-römische Gräberfeld von Wederath-Belginum. Trierer Ausgrabungen und Forschungen VI, 1ff. (Mainz 1971ff.).
- 52 Dies trifft beispielsweise für die Gräberfelder Stuttgart-Bad Cannstatt und Lebach, Kreis Saarlouis, zu. 1) Bad-Cannstatt: R. NIERHAUS, Das römische Brand- und Körpergräberfeld „Auf der Steig“ in Stuttgart-Bad Cannstatt. Die Ausgrabungen 1955. Veröffentl. des Staatl. Amtes für Denkmalpflege Reihe A, Heft 5 (Stuttgart 1959), Grab 23, S. 73, und Taf. 4, A1. 2) Lebach: G. GERLACH, Das Gräberfeld „Die Motte“ bei Lebach. Katalog. Saarbrücker Beiträge zur Altertumskunde 16 (Bonn 1976), Grab 69, S. 56, und Taf. 55, e.
- 53 A. HUTTMANN, H. GREILING, U. TILLMANN und M. RIEDEL, Inhaltsanalysen römischer Säuglingstrinkgefäße. Kölner Jahrbuch für Vor- und Frühgeschichte 22, 1989, S. 365ff.
- 54 Eine antike Beschädigung einer Saugtülle ist an einem Exemplar der Glassammlung des Rheinischen Landesmuseums Trier nachweisbar. Die Saugflasche mit der Inventarnummer 925 (vgl. K. GOETHERT-POLASCHEK, Katalog der römischen Gläser des Rheinischen Landesmuseums Trier. Trierer Grabungen und Forschungen IX (Mainz 1977), S. 208, Nr. 1275, Taf. 69) zeigt eine auffällig unförmige Saugtülle. Bei genauer Betrachtung am Original zeigte sich, daß diese Tülle offenbar nachträglich angebracht wurde. Unter dieser Tülle am Gefäßkörper sieht man noch die abgebrochenen Reste der ursprünglichen Saugtülle.
- 55 D. FÜNGLING, Beiträge zur Geschichte der Trinkgefäße für Säuglinge. Inaug.-Diss. Marburg/Lahn, maschinenschr. Manuskript (1949) S. 38.
- 56 In Augenschein genommen wurden Exemplare aus dem Gräberfeld von Wederath-Belginum (Inv.Nr. 56, 158b / 80,154f.) und ein Exemplar aus der Sammlung des Reiss-Museum Mannheim (Inv.Nr. 304).
- 57 Hinweise auf Saugflaschen mit komplett deckenden Glanztonüberzügen liegen für das erste Jahrhundert nicht vor. Für ein Exemplar aus Vindonissa – S. Loeschcke bezeichnet es als Lampenfüller – war, allerdings nur auf der Außenseite, mit einem Überzug versehen (S. LOESCHCKE, Lampen aus Vindonissa. Ein Beitrag zur Geschichte von Vindonissa und des antiken Beleuchtungswesens (Zürich 1919), S. 166, und Abb. 42). Für Lezoux ist zwar auch die Produktion einer Terra-Sigillata-Variante belegt, wie es scheint, drang diese Form aber nicht über die Grenzen des näheren Produktionsraumes hinaus. Im überprüften Fundbestand des Moselgebietes und des Rheinlandes ist die Sigillata-Ausführung jedenfalls bislang noch nicht vertreten. Zur Sigillataform: P. BET, A. FENET, D. MONTINERI, La typologie de la sigillée lisse de Lezoux: considérations générales et formes inédites. Société Française d'étude de la Céramique Antique en Gaule, Actes du congrès de Lezoux (1989), S. 49, Abb. 7, 114.
- 58 Über den Vorgang des Geschirrspülens und die dabei verwendeten Hilfsmittel sind wir durch antike Quellen nur sehr unzureichend informiert. Mehrfach erwähnt findet sich der hierfür genutzte Spülnapf, die ‚bascauda‘ (vgl. W. J. HILGERS, a. a. O. (Anm. 44), S. 120). Auf den Reliefs der Igeler Säule zeigen zwei Szenen die Reinigung von Geschirr: Zwei große Auftragplatten werden mit Tüchern (Schwamm?) ausgewischt (H. DRAGENDORFF, E. KRÜGER, Das Grabmal von Igel. Römische Grabdenkmäler des Mosellandes und der angrenzenden Gebiete, Band 1 (Trier 1924), S. 74, Abb. 43, und S. 75, Abb. 44). Als Reinigungsmöglichkeit bleiben, vor dem Hintergrund der antiken Überlieferung, nur das Ausschwenken mit Wasser und das Auswischen mit Tüchern. Bei eng geschlossenen Gefäßen – wie beispielsweise den Saugflaschen – reduzieren sich die Möglichkeiten auf das Ausschwenken mit Wasser. Selbst bei dem Einsatz von kleinen Bürsten ist das gesamte Gefäßinnere nicht erreichbar.

- 59 vgl. E. WELKER, a. a. O. (Anm. 49), S. 97.
- 60 Das jüngste, dem Verfasser bekanntgewordene, münzdatierte Keramiksaugfläschchen stammt aus Grab 162 aus Wederath-Belginum. Die jüngste Münze aus dem Grab ist ein 125/128 n. Chr. geprägtes As des Hadrian. Die Münze wird als „leicht abgenutzt“ beschrieben. A. HAFFNER, Das keltisch-römische Gräberfeld von Wederath-Belginum. Trierer Forschungen und Grabungen VI, 1 (Mainz 1971), S. 39.
- 61 1) R. PIRLING, Das römisch-fränkische Gräberfeld von Krefeld-Gellep. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, Serie B. Die fränkischen Altertümer des Rheinlandes, Band 2 (Berlin 1966), 1. Teil, S. 71, und 2. Teil, S. 108 und Taf. 75,7. 2) F. OELMANN, Die Keramik des Kastells Niederbieber. Materialien zur römisch-germanischen Keramik 1 (Frankfurt/Main 1914, Nachdruck 1968), S. 36, Abb. 13 (abgebildet sind Funde aus Trier). 3) D. FÜNGLING, a. a. O. (Anm. 55), S. 16, Abb. 16, und S. 17, Abb. 17 (beide Stücke stammen aus Privatbesitz).
- 62 vgl. Anhang – Volumina römischer Saugflaschen – Tabelle der Meßergebnisse.
- 63 F. HULTSCH, Griechische und römische Metrologie (Berlin 1882), S. 704, Tab. XI, A.

#### *Abbildungsnachweis*

Abb. 4: L. Knierriem, Erbach

Abb. 6,6 und 6,7: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe.

Alle übrigen Verfasser.

#### *Abkürzungsverzeichnis:*

B	Breite
BS	Bodenscherbe
Dm	Durchmesser
Fd.Nr.	Fundnummer
H	Höhe
Inv.Nr.	Inventarnummer
Jh.	Jahrhundert
Kat.Nr.	Katalognummer
L	Länge
Lit.	Literatur
RS	Randscherbe
Slg.	Sammlung
T	Tiefe
vgl.	vergleiche
WS	Wandscherbe

Verfasseranschrift:

Peter M. Knierriem M.A.

Abteilung für Provinzialrömische Archäologie der Universität Freiburg.

Glasisweg 7, 79098 Freiburg

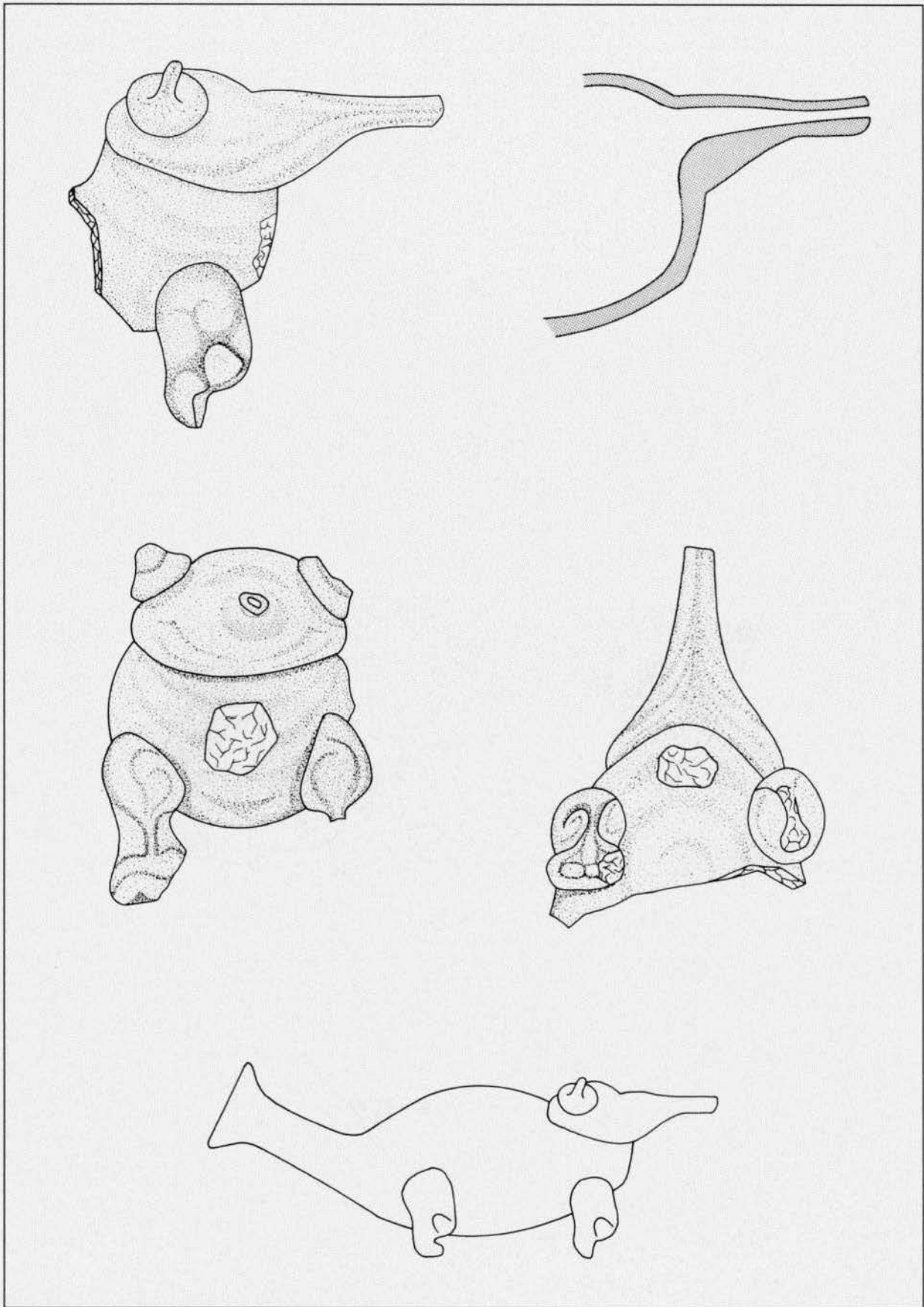


Abb. 5: Baden-Baden, Gernsbacher Straße 14. Fragment eines zoomorphen Glasgefäßes. Verschiedene Ansichten und Querschnitt  $M = 1:1$  und Rekonstruktionsvorschlag des Gesamtgefäßes  $M = 1:2$ .

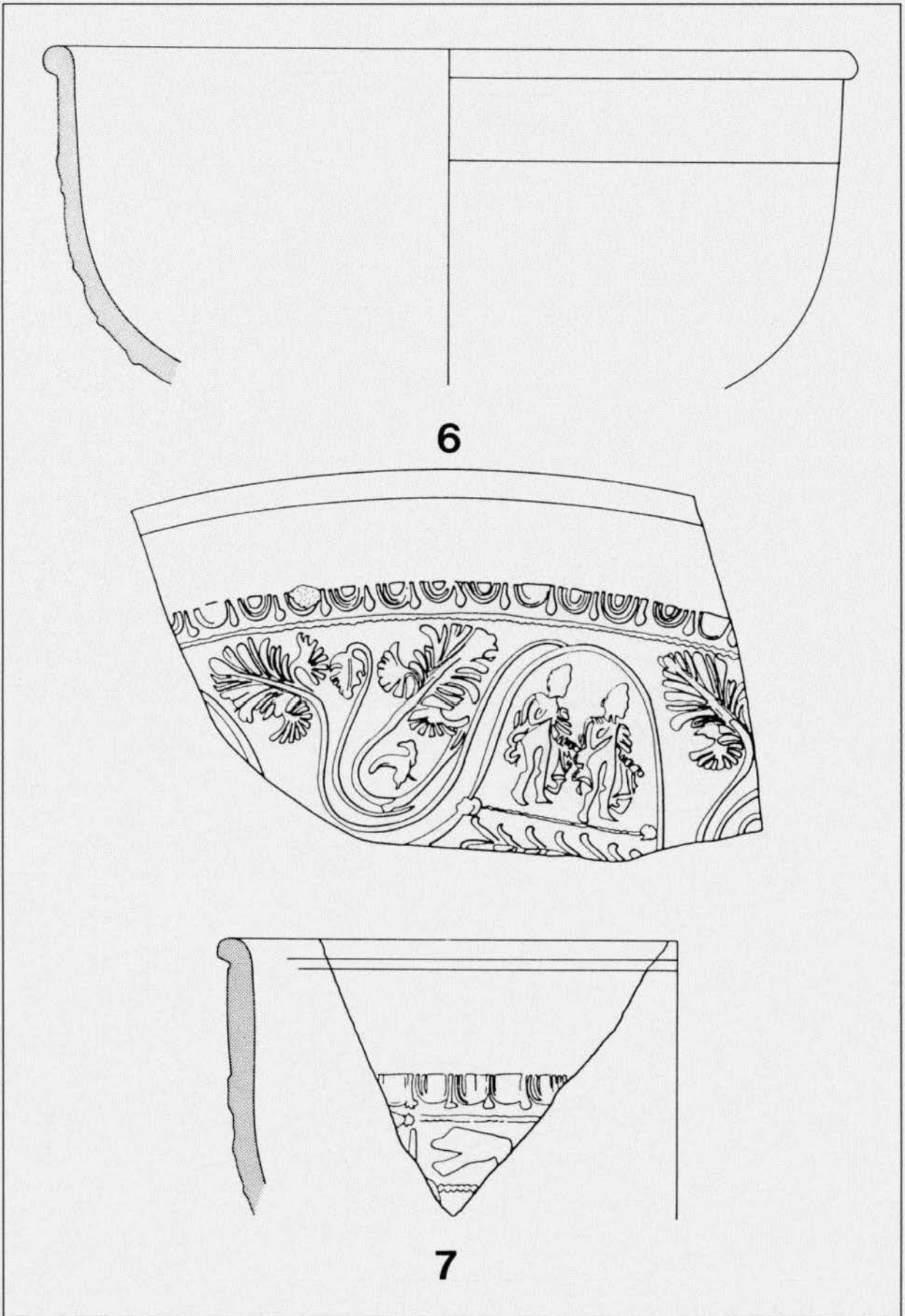


Abb. 6: Reliefverzierte Terra-Sigillata. – M = 1:2.

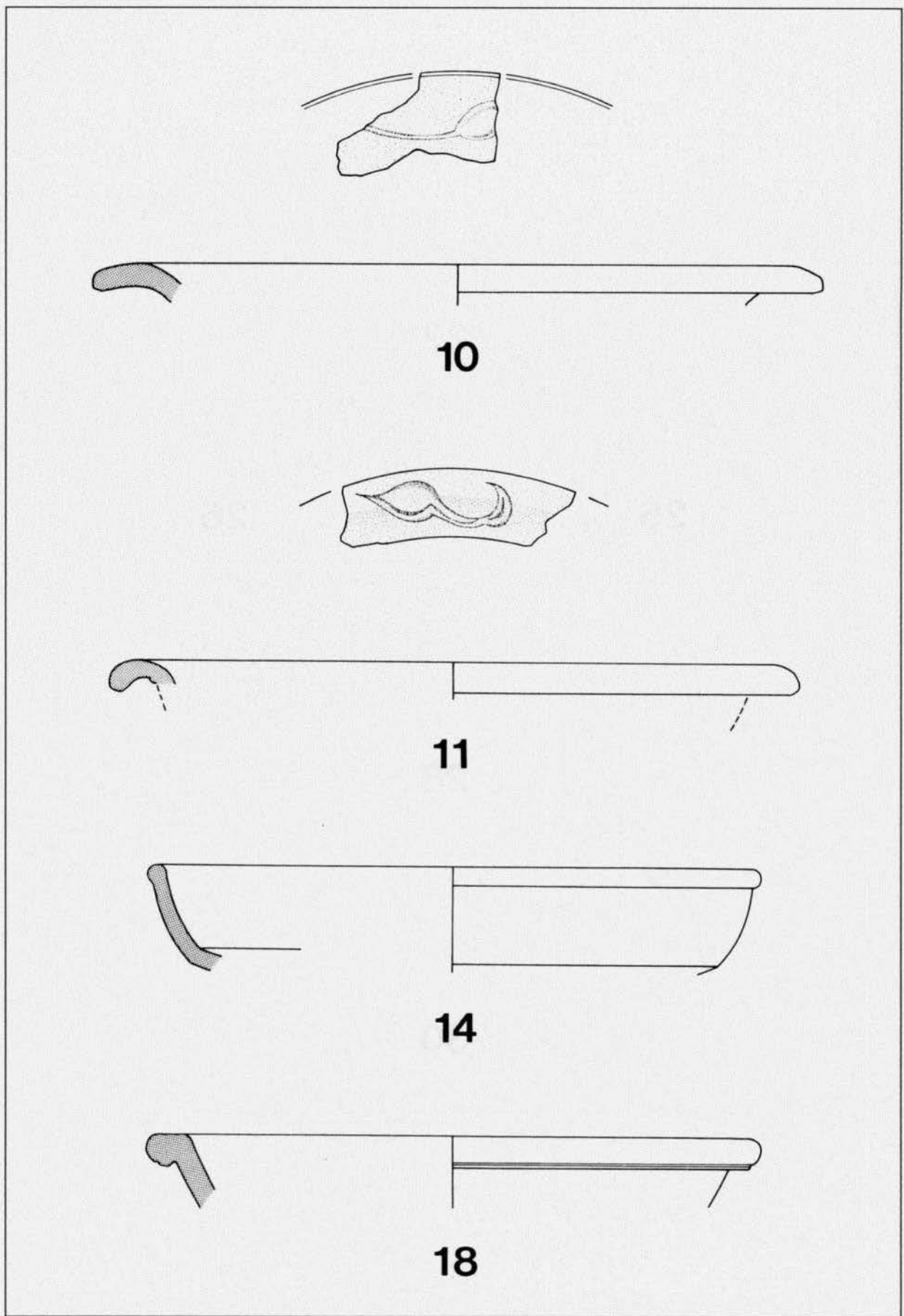


Abb. 7: Terra-Sigillata. – M = 1:2.

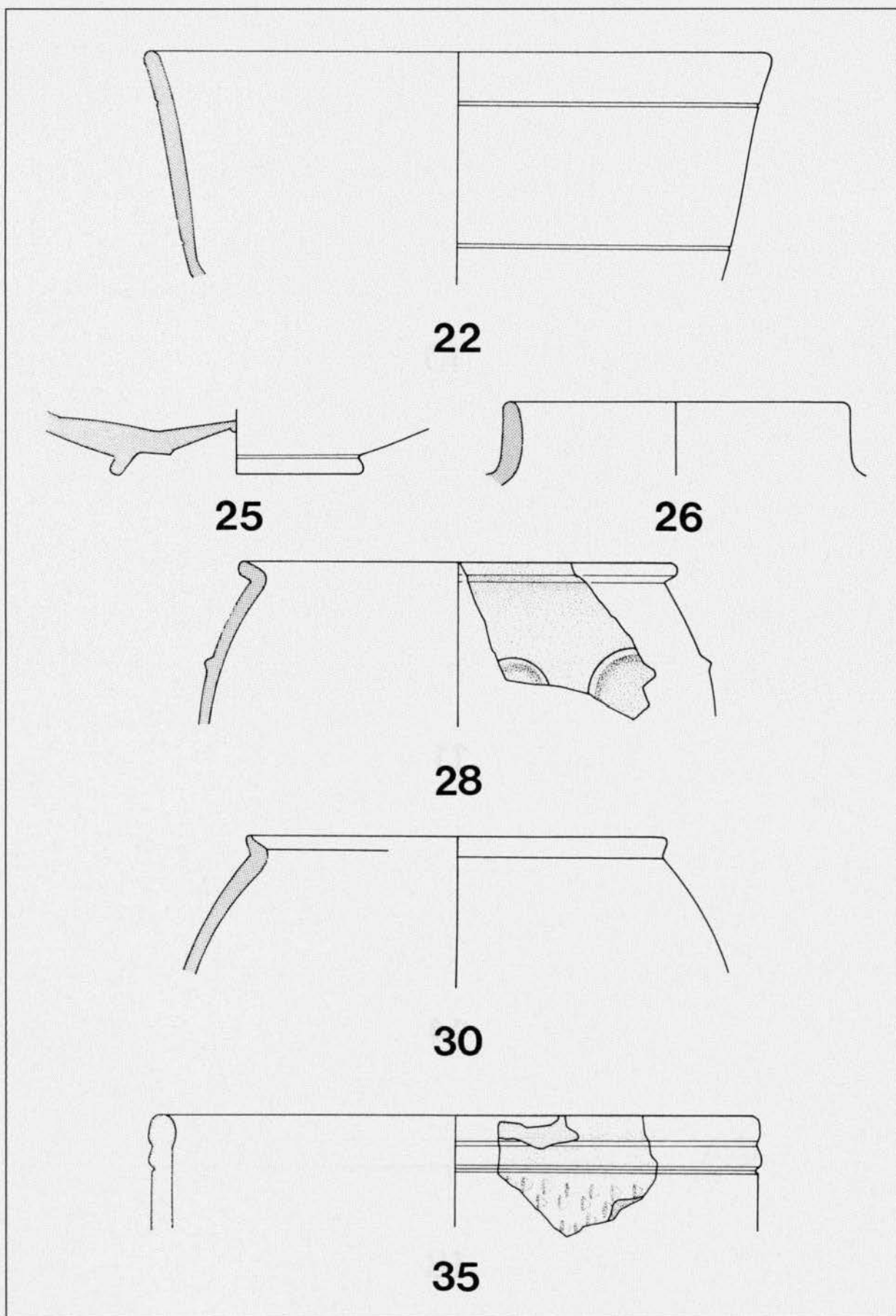


Abb. 8: Terra-Nigra (22–26), Ware mit rotem Überzug (28–35). –  $M = 1:2$ .



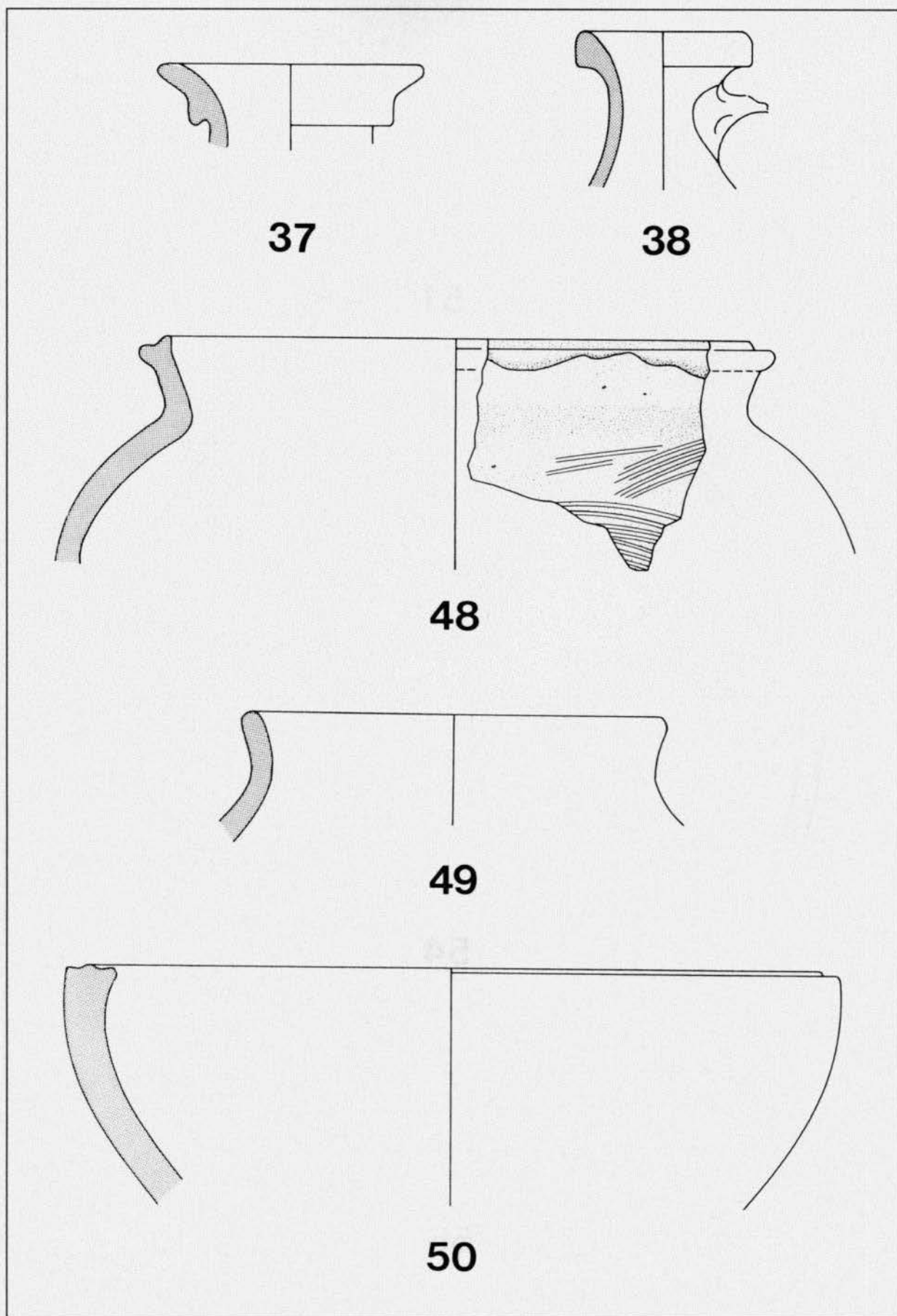


Abb. 9: Glattwandige (37, 38) und handgemachte Gebrauchskeramik (48–50) –  $M = 1:2$ .

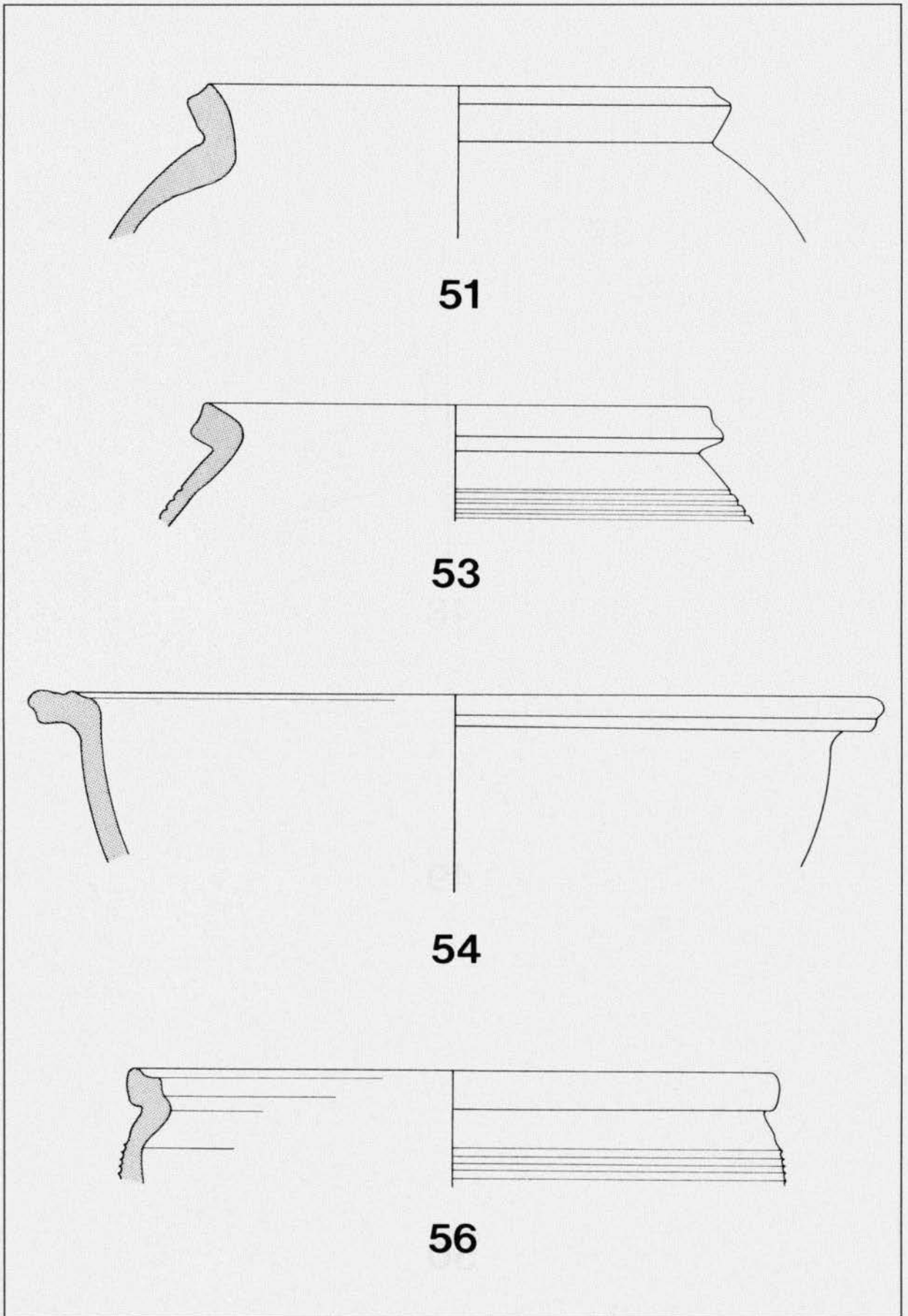


Abb. 10: Handgemachte (51) und scheibengedrehte Gebrauchskeramik (53–56). –  $M = 1:2$ .

# Die Offenburger Hexenprozesse im Spannungsfeld zwischen Reichshofrat und Reichskammergericht

*Peter Oestmann*

## *I. Einleitung*

Die Hexenprozesse in Südwestdeutschland erfuhren 1994 eine Würdigung durch die vielbeachtete Ausstellung „Hexen und Hexenverfolgung im deutschen Südwesten“ im Badischen Landesmuseum Karlsruhe. Neben der Herausbildung des gelehrten Hexenglaubens, volksmagischen Vorstellungen und der Rezeption des Hexereithemas im 19. und 20. Jahrhundert dokumentierte die Ausstellung schwerpunktmäßig die Hexenprozesse in 22 ausgewählten südwestdeutschen Territorien. Unter anderem wurden auch die Hexenjagden in sieben Reichsstädten dargestellt. Auf die Prozesse der Reichsstadt Offenburg ging die Karlsruher Ausstellung jedoch nicht ein<sup>1</sup>.

Dabei gehören gerade die Offenburger Hexenprozesse mit ihren mindestens 89 Todesopfern zu denjenigen südwestdeutschen Verfolgungen, die schon in der älteren Literatur mehrfach bearbeitet wurden. Bereits 1836 erschien ein Aufsatz des Freiburger Theologen Heinrich Schreiber (1793–1872)<sup>2</sup>, in dem dieser erstmalig die Hexenprozesse von Freiburg, Offenburg und Bräunlingen anhand des Materials beschrieb, das er in den Archiven dieser Städte entdeckt hatte<sup>3</sup>. Dieser Beitrag im „Freiburger Adreß-Kalender“ zeichnet sich durch intensive Quellenauswertung aus und ist um eine chronologische und quantitative Analyse der Hexenprozesse bemüht. Der Autor hatte sich „von seinem verewigten Freunde, Regierungsrath Stein, während derselbe Kreisrath zu Offenburg war, aus den Rathsbüchern dieser Stadt mit urkundlicher Treue“ Abschriften erstellen lassen<sup>4</sup>. Schreiber widmet Offenburg jedoch nur sechs Seiten und stellt die Verfolgungen aus der Zeit vor 1627 überhaupt nicht dar<sup>5</sup>. Über die frühen Prozesse erfährt man also nichts. Insofern bleibt seine Darstellung notgedrungen fragmentarisch. Allerdings formuliert Schreiber sein Interesse ohnehin dahingehend, daß der „aus dem großen Gemälde des Jahrhunderte lang fortgesetzten und noch immer fortbestehenden Kampfes [gegen den Aberglauben] nur einen sehr kleinen Theil“ herausgreifen wollte<sup>6</sup>. Auf Vollständigkeit ist seine Darstellung also gar nicht bedacht. Als erster Versuch einer historiographischen Aufarbeitung südwestdeutscher Hexenverfolgungen ist seine Arbeit heute selbst zu einem historischen Dokument geworden.

Das bis heute maßgebende Standardwerk über die Offenburger Hexenprozesse verfaßte der seinerzeitige Offenburger Bürgermeister Franz Volk. Sein 1882 veröffentlichtes Buch<sup>7</sup> beruht auf einer sorgfältigen Auswertung der Offenburger Ratsprotokolle, enthält aber keinerlei Fußnoten, so daß eine Überprüfung seiner Angaben im Einzelfall stark erschwert ist. Volk schildert die Hexenprozesse der Reichsstadt Offenburg sowie der Reichslandvogtei Ortenau mit größter Akribie. Mehrfach greift er Prozesse, die er als besonders wichtig ansieht, heraus und stellt das Schicksal dieser ausgewählten Angeklagten minutiös dar. Den Schwerpunkt seiner Darstellung bilden die Hexenprozesse ab 1627, speziell die Verfolgungen von 1608 skizziert er dagegen nur sehr grob<sup>8</sup>. Wegen seiner einseitigen Konzentration auf die Ratsprotokolle bleibt seine Arbeit notgedrungen dort lückenhaft, wo die Ratsprotokolle bereits zu Volks Zeit verlorengegangen waren. Speziell für 1599 und 1603, zwei Schlüsseljahre für die Offenburger Hexenprozesse, standen Franz Volk daher wichtige Quellen nicht zur Verfügung.

Von erheblich geringerem Wert als Volks detaillierte Darstellung sind zwei nahezu identische Beiträge des Oberstudienrats Otto Kähni von 1951<sup>9</sup>. Sie gehen über die Ergebnisse Volks an keiner Stelle hinaus. Kähni stellt die Offenburger Hexenverfolgungen auf wenigen Seiten lediglich überblicksmäßig dar. Seine Arbeit beruht zwar auf der Auswertung der Ratsprotokolle von 1585 bis 1675<sup>10</sup>, liefert aber keine neuen Erkenntnisse.

Im Rahmen der bahnbrechenden und für die neuere Hexenforschung methodisch wegweisenden großen Regionalstudie des amerikanischen Historikers Hans Christian Erik Midelfort über südwestdeutsche Hexenprozesse erfuhren die Offenburger Verfolgungen ihre vorerst letzte, nach Volk bedeutendste Bearbeitung<sup>11</sup>. Midelfort, der in seine Untersuchung häufig auch die Bestände des Generallandesarchivs (GLA) Karlsruhe einbezieht<sup>12</sup>, konzentriert sich bei seinen Ausführungen über Offenburg wie seine Vorgänger ganz auf die Auswertung der reichsstädtischen Ratsprotokolle. Archivalien des GLA Karlsruhe zieht er für Offenburg nicht heran. Ansonsten lehnt er sich eng an die Darstellung Volks an<sup>13</sup>, die er als „excellent study“ lobt<sup>14</sup>. Wie alle bisherigen Arbeiten so legt auch Midelfort den Schwerpunkt auf die große Verfolgungswelle ab 1627.

Diese kurze Skizzierung des Forschungsstandes<sup>15</sup> legt zugleich die Ansatzpunkte für weitergehende Untersuchungen frei. Es muß versucht werden, über die Offenburger Ratsprotokolle hinausgehend Primärquellen zu erschließen und auszuwerten, die das Bild der Offenburger Hexenprozesse ergänzen und vervollständigen können. Gleichzeitig sollten die Verfolgungswellen des frühen 17. Jahrhunderts ähnlich intensiv aufgearbeitet

werden, wie es hinsichtlich der großen Prozeßserie ab 1627 bereits geschehen ist. In der folgenden Untersuchung soll der Blick vornehmlich auf einige Reichskammergerichtsakten des Karlsruher Bestandes gerichtet werden, in denen die Offenburger Hexenprozesse den Gegenstand kammergerichtlicher Streitigkeiten bilden. Diese Quellen wurden zur Aufarbeitung der Offenburger Hexenverfolgungen bisher noch nie herangezogen.

Die Prozeßakten des 1495 gegründeten und 1806 aufgelösten Reichskammergerichts (RKG)<sup>16</sup>, des höchsten Gerichtes des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, wurden in der Mitte des 19. Jahrhunderts von Wetzlar, dem letzten Sitz des Gerichts, an die Mitgliedsstaaten des Deutschen Bundes je nach dem Wohnsitz des Beklagten abgegeben<sup>17</sup>. Ein Bestand von gut 2800 badischen RKG-Akten ist heute im GLA Karlsruhe noch vorhanden<sup>18</sup>. Im Rahmen einer geplanten größeren rechtshistorischen Untersuchung über Hexenprozesse am RKG<sup>19</sup> konnten im Karlsruher RKG-Bestand mehrere Prozeßakten entdeckt werden, in denen die Angehörigen von Frauen, die in Offenburg als Hexen verfolgt wurden, am höchsten deutschen Gericht gegen die ihrer Meinung nach rechtswidrigen Kriminalverfahren der Reichsstadt Klage führten<sup>20</sup>. Aufgrund dieser RKG-Prozesse und einer nochmaligen Auswertung der Offenburger Ratsprotokolle zeigen sich vor allem die Offenburger Hexenprozesse von 1603 und 1608 in neuem Lichte. Der Schwerpunkt der folgenden Untersuchung wird abweichend von den bisherigen Darstellungen daher bewußt auf die frühen Offenburger Hexenverfolgungen gelegt. Gerade zu diesen Verfahren, denen die frühere Forschung eine eher untergeordnete Bedeutung zumaß, sind nun neue Aussagen möglich. In einem ersten Abschnitt sollen die Prozesse von 1603 beleuchtet werden. Ein zweites Kapitel widmet sich sodann den Verfahren von 1608. Außer auf die Offenburger Prozeßchronologie ist der Blick hierbei auch auf die vielfältigen Bezüge zur höchsten Gerichtsbarkeit des Alten Reiches zu lenken. Die vielfältigen Einflüsse des RKG sowie des Reichshofrats (RHR) auf das Offenburger Prozeßgeschehen ermöglichen es, neue Bewertungen und scharfe Abgrenzungen der einzelnen Prozeßwellen vorzunehmen. Es wird auch deutlich, daß selbst in Zeiten brutalster Rechtsverletzungen mit dem RKG ein Gerichtshof existierte, der auch zugunsten der als Hexen verfolgten Frauen und Männer einschritt und die Verfolger in ihre Schranken wies. Die Offenburger Massenverfolgung ab 1627 wird demgegenüber eher kurz abgehandelt. Lediglich in den Fällen, in denen neues Quellenmaterial verwertet werden kann, erscheint eine ausführlichere Darstellung notwendig.

## II. Die Prozesse von 1603

Volk berichtet, daß der Offenburger Rat Ende des 16. Jahrhunderts kaum gewillt gewesen sei, eine größere Hexenverfolgung zu beginnen<sup>21</sup>. In der Tat wurden von 1595 bis 1599 in der benachbarten Ortenau 15 Personen wegen Hexerei hingerichtet, in Offenburg dagegen nur 4<sup>22</sup>. Die Offenburger Zünfte hätten daher, so Volk, beim reichsstädtischen Rat gegen das ihrer Meinung nach zu lasche Vorgehen protestiert und die Ratsherrn zu energischeren Maßnahmen aufgefordert. Im Jahre 1600 habe der Rat schließlich seine Bereitschaft erklärt, gegen Zauberei und Hexenwerk inquisitorisch vorzugehen<sup>23</sup>. Anhand der Karlsruher Quellen kann nun festgestellt werden, daß der Streit zwischen Zünften und Rat über die Hexenverfolgung über eine bloße innerstädtische Verfassungsstreitigkeit weit hinausging. Vielmehr führten die Offenburger Zünfte wegen dieser Frage gegen den Offenburger Schultheiß und den Alten Rat einen Prozeß vor dem Reichshofrat (RHR), dem neben dem RKG zweiten obersten Gericht des Alten Reiches<sup>24</sup>. Da die Offenburger Ratsprotokolle von 1599 verloren sind<sup>25</sup>, konnte Volk diesen Zusammenhang nicht bemerken. Kaiser Rudolf II. (1552–1612, regierte seit 1576) entsandte eine mehrköpfige Kommission<sup>26</sup> unter Vorsitz des Landvogtes des Unterelsaß, Friedrich von Fürstenberg<sup>27</sup>, nach Offenburg. Ziel war es, die Auseinandersetzungen dort an Ort und Stelle zu schlichten. Die Zünfte beschwerten sich 1599 beim Kommissar „zum höchsten (. . .), das mit der Execution Justitiae, gegen etlichen hochverschreiten Zauberischen weibs Persohnen, sehr langsam oder gar nichtt procediret werden will, die Statt Offenburg vonn denn benachbartten, bey welchem viel dergleichen Teüffels weyber hingericht (. . .), nitt allein als ob es gleichsam ein asylum der Hexerey, beschreyet, sonder daß söllich Zaubersche Laster nitt gestrafft, und außgereutet“ werde, so daß „der eusserste schaden gemeiner Statt (. . .) an verderbung des Lieben getraidts, Leüth [und] Vieh“ zu beklagen sei<sup>28</sup>. Die Zünfte verlangten also vom Kommissar, daß er dem reichsstädtischen Rat die Einleitung von Hexenprozessen befehle, um Schaden vom Gemeinwesen abzuwenden und der Gerechtigkeit einen Dienst zu leisten. Bisher sei so langsam oder sogar gar nicht gegen die Hexen vorgegangen worden, daß Offenburg als Asyl für Hexen bekannt sei und dem Schadenzauber zum Opfer zu fallen drohe. Friedrich von Fürstenberg solle anordnen, „die gerechtigkeit zue administrieren, unnd zuuolziehen“. Der Kommissar habe, so seine eigenen Worte, „Ihr begern nitt für unzimblich erachtet“. Er wolle zwar nicht daran zweifeln, daß der Rat den Hexen „ernstlich nachsetzen“ werde, aber sicherheitshalber habe er „doch beneben demselben, auß Kay[serlicher] Macht und gewaldt beuohlen, ohne allen fernern ufzug unndt schädliche dilation“, also unverzüglich, „die In consilio benandte Personen alsbaldt gefenglich anzuegreiffen, (. . .) vermog Kayßer Caroli des fünfften peinli-

chenn halßgerichts Ordnung solchem werck nachzusetzen (. . .) und sich hier Inn nichts Irrenn noch hindern lassen noch mit einichen Partheylichen respect verschonen dardurch würdt die heilsame Justitia befördert und viel unwiederbringlicher schaden auch unheill verhütet“<sup>29</sup>. Seinen verfolgungsfreundlichen Befehl besiegelte der Kommissar Fürstenberg zusammen mit den Subdeligierten, seinen Gehilfen „Hanß Georg Egeloff von Zell, Melchior Johner Doctor, Mattheus Hoffman“<sup>30</sup> am 16. Dezember 1599. Die hier zitierte Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V., die *Constitutio Criminalis Carolina* (CCC) von 1532, enthielt in Art. 109 CCC den Tatbestand für die „Straff der zauberey“: „Item so jemandt den leuten durch zauberey schaden oder nachtheyl zufügt, soll man straffen vom leben zum todt, vnnd man soll solche straff mit dem fewer thun. Wo aber jemandt zauberey gebraucht, vnnd damit niemant schaden gethan hett, soll sunst gestrafft werden, nach gelegenheit der sach (. . .)“<sup>31</sup>.

Mit dem Kommissionsabschied stellte sich der kaiserliche Kommissar also auf die Seite der Zünfte. Ihr Verfolgungsbegehren erkannte er als legitim an und hielt Hexenverfolgungen in Offenburg zur Abwehr drohender Schäden und Unheils für notwendig, ja für ein Gebot der Gerechtigkeit. Den Kommissionsabschied übersandte Fürstenberg nach Prag<sup>32</sup> an den kaiserlichen Hof. Kaiser Rudolf II. billigte „obinserirten Commission abschied alles seines Inhalts“ und drohte der Reichsstadt für den Fall, daß sie gegen die Anordnungen verstoßen sollte, seine „schwere ungnad unnd straff, und darzu ein Poenn, Nemblich dreissig Marck löttigs Gollts“ an<sup>33</sup>. Am 13. Dezember 1602 wurde dieser Befehl „uff unserm könniglichen Schloß zue Prag“ ausgefertigt und nach Offenburg abgeschickt. Die üblichen vom RHR bei Verstößen gegen Mandatsbefehle angedrohten Geldstrafen betragen 5 oder 10 Mark<sup>34</sup>. Insofern zeigt die in diesem Fall erhöhte Strafdrohung von 30 Mark, wie wichtig dem RHR die Befolgung des Kommissionsabschiedes erschien.

Der reichshofrätliche Befehl konnte in Offenburg nur als ausdrückliche Aufforderung, endlich mit umfangreichen Hexenprozessen zu beginnen, verstanden werden. Wenn sowohl der kaiserliche Kommissar als auch der Kaiser selbst die Verfolgungswünsche der Zünfte unterstützten und sogar eine Strafe für den Fall androhten, daß der Rat gegen den Kommissionsabschied verstieß, bestand in der Tat kein Grund mehr zur Zurückhaltung. Wann das Schreiben aus Prag in der Reichsstadt zugestellt wurde, kann nicht mehr festgestellt werden. Höchstwahrscheinlich begann der Rat nun aber unverzüglich mit den Prozeßvorbereitungen. In Verdacht, eine Hexe zu sein, stand unter anderem eine ältere Bürgersfrau namens Barbara Pfäffinger, Ehefrau des Offenburger Stettmeisters<sup>35</sup> Christoph Weller. Ihr Sohn und mehrere Freunde, Hans Adam Clossner aus Gengenbach, der elsässi-

sche Kammerrat Georg Stemmer sowie der Straßburger Bürger Georg Stolcher, befürchteten, daß der Offenburger Rat nun leichtfertig und ohne Beachtung der strafprozessualen Förmlichkeiten mit der Inquisition beginnen könnte. Aus Angst vor einer ungerechtfertigten Verhaftung strengten sie präventiv eine Klage gegen Offenburg am RKG an, das damals noch in Speyer residierte. Dies war Anfang März 1603<sup>36</sup>, also lediglich zweieinhalb Monate, nachdem Rudolf II. den Kommissionsabschied bestätigt hatte. Man erkennt, innerhalb welcher kurzer Zeitspanne sich die Situation in Offenburg zugespitzt haben mußte.

Das RKG besaß nur eine beschränkte Zuständigkeit in Stafsachen. Mittelbare Reichsuntertanen durften dort lediglich im Rahmen sog. Nichtigkeitsklagen geltend machen, „daß in peinlichen sachen, auch leibstraff belangendt, sein unerfordert und unverhört und also nichtigklich oder sunst wider natürlich vernunft und billigkeyt wider ine procedirt, gehandelt und geurtheylt“ worden<sup>37</sup>. Strafurteile durften also nicht auf ihre Vereinbarkeit mit dem materiellen Strafrecht überprüft werden. Das Rechtsmittel der Appellation<sup>38</sup> an das RKG war in Strafsachen verboten<sup>39</sup>. Dagegen bot die Nichtigkeitsklage die Möglichkeit, Verstöße gegen zwingende Grundsätze des Strafprozeßrechts umfassend zu überprüfen. Für den Fall, daß eine diesbezügliche Klage begründet war, sollte das RKG den untergerichtlichen Prozeß für nichtig erklären und das Territorialgericht auffordern, den Fall nochmals, diesmal jedoch unter Beachtung der Rechtsauffassung des Reichsgerichts, zu verhandeln<sup>40</sup>.

Nachdem die Supplikation<sup>41</sup> Hans Adam Clossners und seiner Mitkläger in Speyer eingegangen war, reagierte das RKG sehr schnell. Im Gegensatz zur älteren teilweise sehr polemischen Kritik an der Langsamkeit des obersten Reichsgerichts<sup>42</sup> gelangt man bei einer sorgfältigen Untersuchung durchaus zu einem sehr differenzierten Bild. Gerade in Prozessen, in denen es um Leben und Tod ging, war das RKG oft bestrebt, den Klägern unverzüglich zu helfen. Im Fall Clossner erkannte das RKG bereits am 11. März 1603 ein Berichtsschreiben<sup>43</sup>. In diesem Schreiben informierte es die beklagte Reichsstadt darüber, daß wegen der drohenden Verhaftung Barbara Pfäffingers eine Nichtigkeitsklage erhoben worden sei, und forderte den schriftlichen Bericht des Rates zu dieser Sache ein. Der Kammerbote Caspar Schernberger gelangte am 23. März nach Offenburg und meldete sich beim Schultheißen an, um das Berichtsschreiben förmlich zu übergeben. Schernberger verfaßte über seine Erlebnisse folgende Relation: „darauf gemelter Schultheiß mir den bescheidt geben das Morgens tags den 24t er den Rath zusammen laßen kommen wolle, Und mich anzuhören“<sup>44</sup>. Der Bote wurde also auf den nächsten Tag vertröstet. Dieses war an sich nicht überraschend. Bei RKG-Prozessen gegen Städte sollten nämlich sämtliche



kammergerichtlichen Schreiben vor versammeltem Rat verkündet werden<sup>45</sup>. Während er also in Offenburg unfreiwilligerweise übernachtete, so notierte der Kammerbote Schernberger, „ist ein Rath in der nacht Barbara Pfeffingerin ins hauß engefallen und [hat sie] gefenglich angenommen“<sup>46</sup>. Die Reichsstadt schien also zu ahnen, welche Gefahr aus Speyer drohte. Aus diesem Grunde stellte sie das RKG einfach vor vollendete Tatsachen. Als der Kammerbote am nächsten Tag das Berichtsschreiben zustellte, befand sich die Stettmeisterin bereits im Gefängnis. „Noch in Anweßen des Exequenten“, also des Boten, „auch uneröffnet berürts Unßers berichts schreibens [hatte der Rat die Inquisitin] zu Sonnderm despect<sup>47</sup> Unnsers Kay[serlichen] Cammergerichts an die Folter allßbaldt gespannt“<sup>48</sup>. Scheinheilig kommentierte der Offenburger Stadtknecht die entrüsteten Fragen des Kammerboten mit den Worten, „es nehme ihnen Stattknecht wunder (. . .) das ein hochlöblich Collegium zu Speyer nit leiden wollen, das man mit den Unholden<sup>49</sup> fortfahren will“<sup>50</sup>. Ohne daß das Berichtsschreiben überhaupt gelesen worden war, hatte man also sofort mit der Folterung der inhaftierten Pfäffingerin begonnen.

Die Angehörigen der Inquisitin waren nun aufs höchste empört und klagten sofort noch einmal am RKG, nachdem der Kammerbote ihnen seine Relation über das Verhalten Offenburgs zur Verfügung gestellt hatte. Sie beschwerten sich zum einen darüber, daß es „kein einiges Rechtmeßiges Indicium“ für die Verhaftung oder Folterung ihrer Verwandten gebe<sup>51</sup>. Außerdem sei kein „mitthell der defension (welche doch keinem Menschen zuersagen oder zubenehmen)“ zugelassen worden. Schließlich diene die Folter, zu der „ad extrema geeylet“ worden sei, nur dem Zweck, „ihr eine vermeinte confession“, also ein erpreßtes Geständnis „deßen welches ihr in ihre gedancken ein kommen (. . .) herauß gewalthättiger wise zu zwingen“. Diese klägerische Argumentation war in der Tat schlüssig. Zur Folterung wegen Hexereiverdachts durfte man nach Art. 44 der Carolina nur schreiten, wenn „jemand sich erbeut andere menschen zauberei zu lernen, oder jemens zu bezaubern bedrahet vnd dem bedraheten dergleichen beschicht, auch sonderlich gemeinschaftt mit zaubern oder zauberin hat, oder mit solchen verdecktlichen dingen, geberden, Worten vnd weisen, vmbgeht, die zauberey auf sich tragen, vnd die selbig person des selben auch sonst berüchtigt“ war<sup>52</sup>. Selbst diese bereits sehr schwammigen Indizien<sup>53</sup> waren im Fall Barabara Pfäffinger wohl nicht erfüllt. Auch die „Außführung der vnschuldts vor der peinlichen frage“ durfte in der Tat gemäß der Halsgerichtsordnung nicht eingeschränkt werden. Vielmehr mußte der Richter den Inquisiten sogar „ermanen“, ein etwaiges Alibi oder andere Entlastungsmomente zu nennen<sup>54</sup>.

Das RKG reagierte wiederum postwendend auf diese Klage. Bereits sechs

Tage nach der Verhaftung Barbara Pfäffingers erließ es am 29. März 1603 eine „Citatio Inhibitio & Compulsoriales“ an „Schultheißen, Meister unndt Rath der Stadt Offenburg“<sup>55</sup>. Dadurch eröffnete das Gericht förmlich den Nichtigkeitsprozeß. Mit der Citatio lud es die Beklagten zu den Verhandlungen nach Speyer vor. Der sog. Compulsorialbrief war ein Befehl, die Prozeßakte innerhalb von zwei Wochen an die Kläger auszuhändigen, die diese nach Speyer einschicken sollten, damit sich das RKG über die vorgebrachten Nichtigkeitsgründe ein eigenes Bild machen konnte<sup>56</sup>. Die Inhibitio schließlich sorgte für den Suspensiveffekt der Klage. Den Offenburger Hexenverfolgern war es jetzt untersagt, gegen die Gefangene weiter zu prozessieren, „alldieweill dieselbe vor Unns Unndt gedachtem Unserm Cammergericht Inn unentschiedenem Rechten schwebet“<sup>57</sup>. Das für das frühe 17. Jahrhundert in der Tat erstaunliche Arbeitstempo des RKG mag man am Verkündungstermin dieser Ladung erkennen. Nur zwei Tage nach Erlaß der Citatio erreichte der Kammerbote Stephan Crickenbach die Reichsstadt und händigte dem Schultheißen das Dokument aus.

Wie bereits das Berichtsschreiben die Situation der Barbara Pfäffinger nicht verbesserte, sondern vielmehr deren überstürzte Verhaftung und Folterung zur Folge hatte, so bewirkten auch die Citatio und Inhibitio nichts. Leider ist es nicht möglich, die Reaktion des Offenburger Rates auf die RKG-Intervention zu klären, da die Ratsprotokolle von 1603/04 verlorengegangen sind<sup>58</sup>. Über den Fortgang des Prozesses sind wir durch die RKG-Akte aber doch unterrichtet. „Ohne Zweifel Unserer hievor ausgegangenen kayserlichen Inhibition zu sonderm Despekt, und deroselben zuwider“, so beschwerten sich die Angehörigen, sei die Beschuldigte erneut in „erschreckliche zuvor nie erhörte Marter“ genommen worden, um sie „wiederum zu einer neuen Bekenntniß und Urgicht“<sup>59</sup> zu zwingen<sup>60</sup>. Die Offenburger Hexenverfolger ließen sich anscheinend von der Hilfe des RKG zugunsten der inhaftierten Bürgersfrau nicht beeindruckten. Als würde ihr Verhalten nicht vom obersten deutschen Gericht auf seine Rechtmäßigkeit hin strengstens beobachtet, schreckten die Ratsherrn nicht davor zurück, die Gefangene nochmals foltern zu lassen. Vermutlich erhoffte man, daß die alte Frau endlich ein Geständnis ablegte, damit man sie möglichst schnell hinrichten konnte. Die Inquisitin blieb jedoch auch in der wiederholten Marter standhaft. Ihr Ehemann, der Stettmeister Weller, strengte in dieser Situation nun einen weiteren RKG-Prozeß an. Neben dem Nichtigkeitsverfahren, das ja bereits lief, beantragte der Kläger jetzt zusätzlich die Eröffnung eines Mandatsprozesses. Im Gegensatz zum Nichtigkeitsprozeß, der als ordentliches Citationsverfahren geführt wurde und bei dem ein RKG-Urteil erst nach Abschluß der langwierigen Verhandlungen ergehen konnte, war der Mandatsprozeß ein außerordentliches Verfahren des vorläufigen Rechtsschutzes<sup>61</sup>. Ohne die Gegenseite vorher

anzuhören, konnte das RKG zur Gefahrenabwehr sog. Mandate „sine clausula iustificatoria“ erlassen, wenn das Verhalten des Beklagten „von rechts oder gewonhey wegen verboten“ war oder „on eyniche weiter erkantnuß für straffwürdig oder unrechtmessig zu halten [war], oder daß dardurch dem anruffenden theyl eyn sollich beschwerd aufgelegt und zugefügt würde, die nach begangner that nit widerzubringen“ wäre<sup>62</sup>. Zumindest auf diese letzte Zuständigkeitsbegründung konnte sich der Kläger berufen. In der Tat drohten unwiederbringliche Schäden, wenn Barbara Pfäffinger rechtswidrig gefoltert und anschließend hingerichtet würde. Das RKG sah die Voraussetzungen eines Mandatsprozesses als gegeben an und erkannte zugunsten der Gefangenen das beantragte Mandat.

Die Akte des Mandatsprozesses Clossner/Offenburg ist leider im 19. Jahrhundert verlorengegangen. Der Wetzlarer Jurist Paul Wigand<sup>63</sup> konnte „die voluminösen beim Kammergericht verhandelten Akten“<sup>64</sup> für einen Aufsatz über das RKG und die Hexenprozesse 1851 aber noch nutzen. Durch seine Darstellung sind wir über den Inhalt des Mandats unterrichtet. Demnach befahl RKG den Beklagten, „sofort die Kinder und Verwandte, auch Advokaten, Notarien und dergleichen Personen ungehindert zu der Klägerin zu lassen, mit keiner Gewalt ferner zu verfahren, und ohne genugsame Indicien von aller Tortur zu abstrahiren“<sup>65</sup>. In der Tat war kein Angehöriger in den Gefängnisturm gelassen worden. Die Inquisitin wurde in strenger Isolierhaft gehalten. Besuchsmöglichkeiten gab es nicht. Gerade der persönliche Kontakt zur Inhaftierten war aber eine wesentliche Voraussetzung dafür, daß überhaupt eine erfolgversprechende Verteidigung stattfinden konnte. Wohl aus diesem Grunde hatten die RKG-Kläger speziell die Zulassung von Juristen beantragt. Die Mitwirkung rechtsgelehrter Verteidigung im Hexenprozeß wurde von den Hexenverfolgern häufig verboten. Die Skepsis gegenüber Advokaten und Prokuratoren<sup>66</sup> tritt im „Malleus Maleficarum“, dem berüchtigten Hexenhammer von 1487, deutlich zu Tage<sup>67</sup>. Über die Bedeutung und Einflußmöglichkeiten von Verteidigern im Hexenprozeß herrscht in der neueren Hexenforschung noch Unklarheit. Im Gegensatz zur älteren Literatur<sup>68</sup> ist man heute jedoch geneigt, die Rolle von Anwälten auch in Hexenverfahren eher positiv zu würdigen<sup>69</sup>. Die Zulassung von Rechtsbeistand zugunsten der inhaftierten Barbara Pfäffinger war damit zumindest eine der Möglichkeiten, die das RKG anordnen konnte, um die Offenburger Hexenverfolger von krassen Rechtsverstößen abzuhalten. Auch das Verbot der Folterung ohne „genugsame Indizien“ sollte die Richter zur Einhaltung der wichtigsten Verfahrensmaximen zwingen.

Diese Entscheidung des RKG verdient insofern Beachtung, als die Hexenverfolger davon ausgingen, daß man im Hexenprozeß wegen der Abscheu-

lichkeit des Verbrechens die üblicherweise zugunsten der Angeklagten bestehenden strafprozessualen Schutzvorschriften außer Kraft setzen durfte. „In delictis atrocissimis propter criminis enormitatem iura transgredi licet“ wurde zur juristischen Rechtfertigung der brutalsten Rechtsverstöße<sup>70</sup>. Hexerei galt als „crimen exceptum“, als Ausnahmeverbrechen, zu dessen Bekämpfung die Richter nicht an die Schranken der Carolina gebunden sein sollten. Folterungen ohne ausreichende Indizien, Beschränkungen der Verteidigung, Geheimhaltung der Zeugen sowie des Belastungsmaterials vor den Angeklagten und auch die rechtswidrige Wiederholung der Folterung, ohne daß neue Verdachtsmomente vorlagen, waren an der Tagesordnung<sup>71</sup>. Das RKG hielt demgegenüber am Grundsatz fest, daß auch in Hexenprozessen die Vorschriften des ordentlichen Inquisitionsprozesses eingehalten werden mußten. „Ohne genugsame Indicien“, also ohne hinreichenden Tatverdacht<sup>72</sup>, sollte auch bei der Verfolgung der Hexerei nicht mit der Folterung begonnen werden.

Ob das RKG-Mandat zugunsten Barbara Pfäffingers von Offenburg befolgt wurde, ist schwer festzustellen. Jedenfalls wurde die als Hexe verdächtige Bürgersfrau tatsächlich nicht hingerichtet, blieb allerdings inhaftiert. Zu einer größeren Hexenverfolgung, die die Offenburger Zünfte mit ihrer Beschwerde beim RHR-Kommissar wohl einleiten wollten, kam es dennoch nicht. 1603 kam es zu zwei Hexenverbrennungen, 1604 zu einer<sup>73</sup>. Danach wurden jedoch bis 1608 keine neuen Prozesse mehr durchgeführt<sup>74</sup>. Bezieht man sich angesichts dieses Befundes das RKG-Protokollbuch des Nichtigkeitsprozesses Clossner genauer, so fällt auf, daß das Speyerer Reichsgericht Ende 1605 eine Kommission nach Offenburg entsandte, die dort Zeugenvernehmungen durchführte und den Prozeß gegen Barbara Pfäffinger umfassend untersuchte<sup>75</sup>. Als abzusehen war, daß ein Kommissar entsandt würde und während die Kommission in der Reichsstadt arbeitete, fanden in Offenburg also überhaupt keine Hexenprozesse mehr statt. Insofern hatte die Intervention des RKG Erfolg. Barbara Pfäffinger, zu deren Gunsten am RKG geklagt worden war, kam dieses Abflauen der Verfolgung allerdings nicht zugute. Um die Freilassung der inzwischen bereits vier Jahre gefangenen Frau zu erzwingen, erließ das RKG 1607 ein Mandat „de Relaxando captiua et Cautionis“. Die Beklagten sollten Frau Pfäffinger also gegen angemessene Kautionszahlung wieder entlassen. Dies geschah jedoch nicht. Der klägerische RKG-Prokurator Dr. Sigismund Haffner<sup>76</sup> beschwerte sich darüber, „das die gefangene der Thurm gefengnuß erledigt, Aber hingegn ins Haus verstrickht“, also „gegen gelaister gnugsamer Caution sie mit nichten auf freien fueß gestellt“ worden sei<sup>77</sup>. Man hatte also lediglich die Haftbedingungen gelockert und die Frau unter Hausarrest gestellt. Die Anordnung des RKG, Barbara Pfäffinger freizulassen, war dagegen nicht befolgt worden. Dr. Haffner beantragte daher ein

„fürderlich urtell“. Das RKG ging erst nach über einem Jahr auf diesen Antrag ein und schlug ihn ab<sup>78</sup>. Der RKG-Prozeß bekam nun immer stärker den Charakter eines typischen Citationsverfahrens mit seinen ständigen Fristsetzungen und -verlängerungen<sup>79</sup>. Die Lebensgefahr für die Pfäffingerin war abgewendet, nun lief das Verfahren seinen üblichen bürokratischen Gang. 1617 war in einem Zwischenurteil von „der noch verstrickten Barbara Pfeffingerin“ die Rede<sup>80</sup> – zu diesem Zeitpunkt stand sie bereits zehn Jahre unter Hausarrest! 1622 gewann es plötzlich den Anschein, nachdem zuvor drei Jahre gar nicht verhandelt worden war, als sei Offenburg vergleichsbereit und an einer weiteren Prozeßführung nicht mehr interessiert. Dr. Haffner berichtete, „das die beclagte gern sehen, das dieser proceß uffgehoben und eingestellt werde“. Seine Mandanten seien dazu bereit, wenn Offenburg deren zwischenzeitlich beschlagnahmtes Vermögen „ohnentgeltlich widerumb heraußgeben“ würde<sup>81</sup>.

Daß Offenburg daran interessiert war, den für die Reichsstadt sicherlich peinlichen RKG-Prozeß zu beenden, läßt sich bereits 1609 nachweisen. Christoph Weller, Barbara Pfäffingers Ehemann, hatte beim Rat beantragt, aus dem Offenburger Bürgerrecht entlassen zu werden. Ob dies angesichts des noch schwebenden RKG-Prozesses ratsam sei, wagte die Reichsstadt allein nicht zu entscheiden und fragte daher bei der Freiburger Juristenfakultät um Rat. Die Konsulenten entschieden, „daß Nemblich weil seine h[aus]frawen sach noch bey einem hochl[öblichen] Kay[serlichen] Cammergericht unerörtert hangt und er sich zu einem Consorten Litis [= Streitgenossen] gemacht, könnte mahn noch (. . .) nitt willfahren“. Der Offenburger Rat beschloß daher, Weller solle sich um ein schleuniges Ende des RKG-Verfahrens bemühen „unnd soll nach vollenten Proceß Ime die gebür widerfahren“<sup>82</sup>. Auch wenn der Rat davon sprach, daß sich der Stettmeister „umb befürderung des Processes“, also um Beschleunigung, kümmern solle, so scheint es doch kaum zweifelhaft, daß der Kläger damit zur Klagerücknahme gedrängt werden sollte. Der Versuch der Territorialgewalten, ihre Untertanen zur Beendigung begonnener RKG-Verfahren zu bewegen, läßt sich auch in anderen Hexenprozessen nachweisen<sup>83</sup>. Wie in den meisten Fällen, so ließ sich auch der Offenburger Kläger zu diesem Schritt nicht nötigen.

1622 schien der Offenburger Rat nun angeblich ohne Gegenleistung des Klägers zur Beendigung des Verfahrens bereit zu sein. Ob diese Darstellung Dr. Haffners den Tatsachen entsprach, muß allerdings bezweifelt werden. Offenburgs RKG-Prokurator war „von diesem Ahngeben nichts bewust“<sup>84</sup>, und ein außergerichtlicher Vergleich wurde wohl kaum geschlossen. Das RKG fällte nämlich im Sommer 1624 – nach 21jähriger Prozeßdauer!<sup>85</sup> – das Endurteil im Nichtigkeitsprozeß Clossner/Offenburg, das

sich leider – wie die meisten RKG-Urteile vor 1684 – nicht erhalten hat<sup>86</sup>, aber nicht erforderlich gewesen wäre, wenn der Rechtsstreit friedlich beigelegt worden wäre. Wann der gegen Barbara Pfäffinger verhängte Hausarrest aufgehoben wurde, kann somit nicht geklärt werden.

Die erste Offenburger Hexenprozeßwelle, deren Einleitung die Zünfte seit 1599 gefordert hatten, war damit in den Ansätzen steckengeblieben und bereits 1604 abgebrochen worden. Dies erstaunt zunächst, da der RHR-Kommissar Fürstenberg sowie Kaiser Rudolf II. die Forderung nach Hexenprozessen unterstützten. Ob der Offenburger Rat, der wohl zu einer größeren Verfolgung tatsächlich nicht bereit war<sup>87</sup>, angesichts des kaiserlichen Befehls vom Dezember 1602 und der innerstädtischen Proteste bei seiner ablehnenden Haltung auf Dauer hätte bleiben können, erscheint zweifelhaft. In der Tat zeigt ja auch die Verfahrenseinleitung gegen Barbara Pfäffingerin sowie eine andere Frau namens Barbara Ferberin<sup>88</sup>, daß Offenburg nicht gerade zimperlich gegen die Verdächtigen vorging, sondern massive Verstöße gegen die Carolina nicht scheute. Als dann die Verwandten Barbara Pfäffingers am RKG geklagt hatten, rechtfertigte Offenburg sich auch durch den Hinweis auf den RHR-Befehl<sup>89</sup>. Baschwitz bezweifelt, „daß Rudolf II. den Auftrag gegeben haben sollte, in irgendeiner Stadt im Reich Hexenjagden zu entfachen“<sup>90</sup>. Seiner Meinung nach ist „diese Darstellung (. . .) vom Offenburger Rat selbst in die Welt gesetzt worden. Er suchte sich nämlich in seinen Antworten an das Reichskammergericht unter anderem auch damit zu rechtfertigen“. Dieser Einwand von Baschwitz kann nicht überzeugen. Die Vermutung, daß sich der Offenburger Rat diese Lüge nach 1628 ausgedacht habe, ist nicht haltbar, da eine Kopie des Kommissionsabschiedes bereits im Sommer 1603 in Speyer vorgelegt wurde. Baschwitz hat die RKG-Akten selbst gar nicht eingesehen, so daß seine Auffassung auf reiner Spekulation beruht. Das hier gewonnene Ergebnis, daß die unterschiedlichen Einstellungen des Hofrats und des Kammergerichts zur Frage der Hexenprozesse in Offenburg mit voller Härte aufeinanderprallten, steht durch den RKG-Prozeß zugunsten Barbara Pfäffingers vielmehr zweifelsfrei fest.

Zumindest nach Erlaß des RKG-Mandats, das die Folterung ohne hinreichende Indizien untersagte, nahm die Reichsstadt dann Abstand von ihrem Vorhaben, Frau Pfäffinger hinzurichten. Wenn die Bürgersfrau auch ihre Freiheit nicht wiedererlangte, so verdankte sie der Intervention des RKG doch mit hoher Wahrscheinlichkeit ihr Leben. Die Autorität des RKG war damit wohl größer, als früher oft vermutet wurde. Obwohl der RHR genau entgegengesetzt entschieden hatte und die Hexenverfolgungen befürwortete, stellte sich das RKG auf die Seite der Prozeßopfer. Die politische Bedeutung der RHR-Tätigkeit mag zur Regierungszeit Rudolfs II. durchaus

das RKG in den Schatten gestellt haben<sup>91</sup>. Die Speyerer Assessoren waren aber selbstbewußt genug, sich davon nicht beeindruckt zu lassen. Insofern liefert gerade der Prozeß um die Hexeninquisition gegen Barbara Pfäffinger einen deutlichen Beleg für die von der neueren RKG-Forschung angenommene Tendenz des RKG, sich eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber Entscheidungen des Kaisers oder des RHR zu bewahren, wenn diese als ungerecht empfunden wurden<sup>92</sup>. Der Respekt vor dem RKG scheint in Offenburg so groß gewesen zu sein, daß man es nicht wagte, Barbara Pfäffinger hinzurichten. Über die Frage, warum die Inquisitin zumindest nach Erlaß des Mandats „de relaxando captivo“ von 1607 nicht freigelassen wurde, kann nur gemutmaßt werden. Vermutlich war sich der Rat bewußt geworden, daß er sich bereits mit der überstürzten Verhaftung der Stettmeisterin in eine Sackgasse hineinmanövriert hatte, aus der es nun kein Herauskommen mehr gab, wollte man sein Gesicht wahren. Eine Freilassung der Inquisitin hätte in der Tat nur als Schuldeingeständnis gewertet werden können.

### *III. Die Prozesse von 1608*

Die Offenburger Hexenbrände flammten 1608 erneut auf, diesmal forderten sie erheblich mehr Opfer als fünf Jahre zuvor. Innerhalb eines knappen halben Jahres wurden 16 Hexenprozesse geführt, 11 bis 14 Menschen wurden hingerichtet<sup>93</sup>. Den Beginn dieser Verfolgungswelle datierte bereits Volk zutreffend auf den 13. Juni 1608<sup>94</sup>. An diesem Tag beantragte ein Offenburger Bürger Hans Wolf Fehr beim Rat, zusammen mit seiner Frau Maria, geb. Linderin, nach Straßburg zu seinem Schwager, einem Notar namens Philipp Baldauf, umziehen zu dürfen<sup>95</sup>. Dieser Antrag weckte Bedenken, da „Hanß wolff Fehren haußfraw Maria der Zauberey starck berüchtiget unnd von vielen Hexen ahngeben“ worden sei<sup>96</sup>. Der Rat beschloß daher, bei den Rechtsgelehrten in Hagenau anzufragen, wie man sich verhalten solle. Gleichzeitig bat der Rat den kaiserlichen Kommissar Graf von Sulz um Rechtsauskunft. Die Beziehung dieses Grafen Sulz zum Offenburger Rat wird von der bisherigen Literatur falsch eingeschätzt. Volk und im Anschluß an ihn Soldan/Heppe und Baschwitz halten Sulz für den Präsidenten des RKG<sup>97</sup>, bleiben einen Beleg für diese Vermutung aber schuldig. In den Offenburger Ratsprotokollen erscheint Graf Sulz als „Kay: Comissarij sambt der übrig subdeligirt“<sup>98</sup>. Es handelt sich also keineswegs um den Präsidenten des RKG, sondern um einen Kommissar, der ähnlich wie Friedrich von Fürstenberg einige Jahre zuvor zusammen mit mehreren Mitarbeitern – höchstwahrscheinlich im Auftrag des RHR – in die Reichsstadt entsandt worden war. Dieser Graf Sulz empfahl nun den Ratsherrn im Hinblick auf den Antrag Hans Wolf Fehrs, „mit einer für-

schriftt ahn dz Kay[serlichen] CammerRichter Zue Speyer vohrstendig zue sein, damit wann dergleich Person [= Fehr] sich bei der Cammer wider mich [= den Kommissar] beclagt nicht alß baldt P[ro]cessus erkhent werden“ möge<sup>99</sup>. Sulz hatte also offenbar Angst davor, daß Fehr gegen ihn am RKG klagen werde, falls sein Antrag, nach Straßburg ziehen zu dürfen, wegen des geplanten Hexenprozesses gegen seine Frau endgültig abgeschlagen würde. Der Offenburger Rat befürchtete zudem, daß „bey der Bürgerschaft in newer Unrhuwe (. . .) werck werde“<sup>100</sup>, wenn man nach vierjähriger Pause nun mit der Hexeninquisition fortfahre. Diese Unsicherheit des Rates und die Empfehlung des Kommissars belegen, daß die Peinlichkeiten des Prozesses gegen Barbara Pfäffinger, die sich ja immer noch in Hausarrest befand, noch gegenwärtig waren. Um neuerliche Unannehmlichkeiten, die man bei einer RKG-Klage zu gewärtigen glaubte, zu vermeiden, beauftragte der Rat Balthasar Metzger und den Stadtschreiber, an den Kammerrichter in Speyer zu schreiben und sich dort grünes Licht für die Verfolgungen geben zu lassen, wie Graf Sulz es empfohlen hatte. Für den Fall, daß Hans Wolf Fehr gegen die Verfolgung seiner Frau in Speyer klagen sollte, glaubte man sich nun gut vorbereitet.

Der Rat hatte den Plan, Maria Linderin als Hexe zu verhaften, inzwischen fest beschlossen und wurde hierin vom kaiserlichen Kommissar unterstützt: „mahn soll mit Rath der Rechtsgelehrten handtlen, dann der Teuffel ain betrüger der sich wol Inn frommer leüt gestalt“ verkehren könne<sup>101</sup>. Da Volk, Soldan/Heppe und Baschwitz Graf Sulz fälschlich für den RKG-Präsidenten halten, interpretieren sie diese Äußerung irrtümlich als Beweis für den Teufelsglauben des Kammergerichts. Baschwitz versteigt sich sogar zu der Behauptung: „Der Vorsitzende des Reichskammergerichts drückte sich hier mit derselben tölpelhaften Weltfremdheit aus, der man auch in so manchen Rechtsgutachten juristischer Fakultäten begegnet“<sup>102</sup>. Nichts ist indes falscher als diese Ansicht. Nachdem der Offenburger Rat nämlich Anfang Juli Maria Linderin tatsächlich als Hexe verhaftet hatte, klagte ihr Ehemann Hans Wolf Fehr wie befürchtet tatsächlich sofort in Speyer. Ungeachtet des Offenburger Schreibens vom 13. Juni wurde das RKG aber wiederum sehr schnell aktiv. Schon am 10. Juli überbrachte der Kammerbote Hanß Hopp ein „Kay: Schreiben von dem hochlöbl. Cammergericht In ca[usa] Hans Wolf Fehren (. . .) Inn wölch befehll wirt innerhalb Monats frist Zue bericht waß mit Ihrer der Maria verhandlet worden“<sup>103</sup>. Im Gegensatz zur Hoffnung der Ratsherrn, daß durch das vorbeugende Schreiben an den Kammerrichter Interventionen des RKG im Fall Fehr–Linderin abgewendet werden könnten, war das Gericht also doch zugunsten der Inquisitin tätig geworden. Nach eigenen Angaben will der Rat das Berichtsschreiben „mit gepürender Reuerentz empfangen“ haben. Welcher Ärger jetzt aber wieder drohte, sollte sich noch am gleichen Tage heraus-



stellen. Kurz nach dem Kammerboten erschien nämlich ein kaiserlicher Notar namens Johann Friedrich Gulden, der von Fehr und seinen Freunden beauftragt worden war, sich um die Aufhebung der Isolierhaft zu bemühen oder sogar die Freilassung der Linderin „auff genugsame Caution“ zu erreichen. Der Rat war dazu jedoch nicht bereit und redete sich damit heraus, daß der Antrag des Notars dem RKG-Berichtsschreiben widerspreche und somit nicht erfüllt werden könne. Lediglich ein Berichtsschreiben habe das RKG gefordert, nicht jedoch die Freilassung der Inquisitin. Unter Protest, so bemerkte Gulden, „müsse ers geschehen lassen“, und verließ das Rathaus.

Offenburg arbeitete nun die Antwort auf das RKG-Berichtsschreiben aus. Anfang August wurde in einer Ratssitzung vermeldet, „daß nemblich meiner Herren<sup>104</sup> Exceptiones<sup>105</sup> mit allen beylagen dem Obristen Cammer Presidenten überliefert [worden seien], der sich erbotten [habe,] auff den nechsten Rechtstag die sach ahn die handt Zue nemmen“<sup>106</sup>. Dies klang beruhigend, der Rat war „zuefriden“. Der RKG-Präsident schien damit auf seiten Offenburgs zu stehen und würde den Fall zur Zufriedenheit der Reichsstadt entscheiden. Die optimistische Grundhaltung der Ratsherrn dürfte einen Monat später sogar noch gesteigert worden sein. Philipp Seiblin, der ständige RKG-Prokurator Offenburgs<sup>107</sup> und Prozeßbevollmächtigter im Fehr-Prozeß, übersandte einen Brief, „daß khein gefahr zue erwarten (. . .) dan der H[err] Cammerpraesident beraits also Judicirt haben soll“<sup>108</sup>. Obwohl die RKG-Entscheidung noch nicht verkündet worden war, teilte Seiblin somit bereits mit, daß Offenburg den Prozeß gewonnen hatte. Da von seiten des RKG bisher nur ein Berichtsschreiben ergangen war, ist Seiblins Auskunft so zu interpretieren, daß nun wohl weder eine Citatio noch ein Mandat erkannt, sondern der Prozeß gar nicht erst in das sog. Judizialverfahren übergeleitet werden würde<sup>109</sup>.

Die Hoffnungen des Rates auf ein schnelles Ende des RKG-Prozesses wurden jedoch enttäuscht. Vier Tage nach dem Eingang von Seiblins Schreiben mußte die Reichsstadt nämlich erkennen, daß sie sogar noch in einen zweiten RKG-Prozeß verwickelt worden war. Der Kammerbote Wilhelm Rosche, der an diesem Tag vom Offenburger Rat empfangen wurde, teilte nicht etwa ein Ende des Fehr-Prozesses mit, sondern überbrachte „von Speyer ein befelchschreiben umb bericht In ca. der eingezogenen Wilhelm Otten hausfrawen“<sup>110</sup>. Der Offenburger Bürger Wilhelm Ott war dem Beispiel Fehrs gefolgt und hatte gegen die Verhaftung seiner Ehefrau Ottilia, geb. Trescherin, ebenfalls das Kammergericht angerufen.

Wie groß die Irritation in Offenburg jetzt war, zeigte sich bereits zwei Tage später auf der Ratssitzung am 19. September. Der Schultheiß und andere

Stettmeister, die lediglich für ein Jahr gewählt worden waren, sowie der Stadtschreiber teilten dem Rat mit, daß sie von den als Hexen inhaftierten Frauen und deren Freunden vor dem RKG beschuldigt würden, „alß wan sie inter examinandum<sup>111</sup> (. . .) der sach zue viel thäten“ und deshalb „es privatim zu verantwort[en]“ hätten. Es würde ihnen aber „ganz beschwärllich fallen“. Daher hätten sie die „Pitt Ihnen hierinnen hilfliche handt zu pieten“<sup>112</sup>. Die für die Hexeninquisition verantwortlichen Männer befürchteten anscheinend, die RKG-Prozesse zu verlieren und mit ihrem Privatvermögen in Anspruch genommen zu werden. Ihr Hilferuf blieb nicht ungehört. Der Rat beschloß, „demnach sie die Jederzeit abgeordneten herrn anderst nichts fürnemen noch verrichten, dann waß Ihnen vohn einem gantz E[hrsamen] Rath der sie JederZeit Ordentliche Relations Ihrer Verrichtung thuen ahnbefohlen wirdt also wölle sie ein E[hrsamer] Rat dißorths Jederzeit schadloß halten“. Der Offenburger Magistrat stellte sich also hinter die Hexenverfolger. Da diese in Verrichtung des ihnen hoheitlich übertragenen Amtes gehandelt hatten, wollte der Rat im Wege der Amtshaftung für die gegebenenfalls unterlaufenen Rechtswidrigkeiten selbst haften.

Als die Monatsfrist, innerhalb derer der Bericht auf das RKG-Schreiben im Fall Ott verfaßt werden sollte, abgelaufen war, erschien der Straßburger Notar Martin Kremer, um die Antwort abzuholen, die aber noch nicht fertig war<sup>113</sup>. Der Rat hatte das Rechtsproblem, ebenso wie auch die „nichtig[iche] sach Mariae linderin der eingezogenen Maleficantin“ den Konsulenten in Freiburg mitgeteilt, von denen der Stadtschreiber erst noch die Antwort abholen mußte<sup>114</sup>. Im entsprechenden Ratsbeschluß vom 26. September 1608 erfährt man zugleich, daß außer den Fällen Fehr und Ott nun auch ein gewisser Franz Sorge gegen die Reichsstadt geklagt hatte<sup>115</sup>. Auch war man auf den Straßburger Notar Philipp Baldauf, den Schwager der Linderin, wegen seines „vielfaltig Iniuriens<sup>116</sup> unnd schmähens halben“ wütend. Er hatte sich wohl etwas zu intensiv für die Ehefrau Fehr eingesetzt, wegen der er – zusätzlich zu Hans Wolf Fehr – einen eigenen RKG-Prozeß begonnen hatte<sup>117</sup>. Damit war die Reichsstadt Ende September 1608 bereits in vier Prozessen in Speyer verklagt.

Im Fall Ott scheint der Offenburger Rat nun versucht zu haben, die RKG-Kläger durch Täuschung zur Rücknahme ihrer Klage zu bewegen. Dem Ehemann Wilhelm Ott wurde zugetragen, daß seine Frau „bereits Ihr mißhandlungen bekhant“, also ein Geständnis abgelegt habe<sup>118</sup>. Ott teilte dies „seinen Schwäher zue straßburg der Processum bey der Kay: Cammer ausgebracht“ hatte, mit. Auch in diesem Fall führte also wieder eine Spur nach Straßburg. Um die RKG-Klage zurückzunehmen, mußte jedoch noch der dritte Mitkläger Johann Chilian Widerstatt von der Sinnlosigkeit des

RKG-Prozesses überzeugt werden<sup>119</sup>. Vom regierenden Stettmeister Johann Schmidlin wurde ihm wie zuvor auch Ott mitgeteilt, daß Ottilia schon geständig sei. Widerstatt wollte „dem aber keinen glauben zusetzen“. Er beantragte daher, „mahn wölle Inen zue seiner Schwieger lassen vohn deroselben mündtlich zue vernemmen, Ob sie bekanttlich, damitt er den P[ro]cess zue Speyer abschaffen köndt“. Widerstatt war zur Klagerücknahme also nur bereit, wenn ihm zuvor die Gelegenheit gegeben würde, mit der Gefangenen zu sprechen. „Ist auß erheblich Ursach nicht für rathsam ahngesehen worden“, schmetterte der Rat sein Begehren ab. Welche erheblichen Ursachen dies gewesen sein könnten, erhellt das Ratsprotokoll vom 30. September: Wilhelm Otts Frau bestritt nämlich trotz der Folter, auf dem Hexensabbat gewesen zu sein<sup>120</sup>. Von einem Geständnis konnte also keine Rede sein, ja am 1. Oktober wurde sogar erwogen, das Verfahren gegen sie einzustellen, da sie keine Urgicht abgelegt habe<sup>121</sup>. Der Rat hatte also versucht, durch gezielte Falschinformationen die RKG-Kläger zur Klagerücknahme zu bewegen!

Einen Tag später wandte sich das Blatt allerdings zu Offenburgs Gunsten. „Unangeseh[en] die Kay[serliche] Cammer noch khein satten außschlag ertheilt“, wurde nun zunächst beschlossen, Maria Linderin „zu justificirn“, also hinzurichten. Grund für diese Wendung bot ein neuerliches Schreiben von Offenburgs RKG-Prokurator Seiblin. Dieser hatte nämlich „von dem herrn von Grafeneckh alß Cammer Praesidenten so viel ad partem (. . .) verstanden (. . .), daß mahn sich ahn Ihnen [= den Offenburgern] nicht zue v[er]greiffen“ vorhabe<sup>122</sup>. Wenn das Geständnis einer Hexe notariell beurkundet sei „wies bey dem Kay[serlichen] Cammergericht eingeben worden“, genüge dies den höchstrichterlichen Anforderungen an die Rechtmäßigkeit eines Hexenprozesses. Einer Hinrichtung stehe also nichts im Wege. Diese Mitteilung entsprach genau den Offenburger Wünschen. Der Rat ging demnach davon aus, daß der RKG-Präsident Johann Ludwig Freiherr zu Graveneck<sup>123</sup> auf der Seite der Hexenverfolger stand. Die geforderte notarielle Beurkundung der Geständnisse bereitete keine Probleme. Maria Linderin hatte bereits kurz nach ihrer Verhaftung ein Geständnis abgelegt<sup>124</sup>, so daß nun zur Hinrichtung geschritten werden konnte. Auch Ottilia Ott war nach einer weiteren Folter nun endlich „Ihre Maleficien bekanttlich“. Daher „solle mahn solche durch ein unparteyische Notario (. . .) verinstrumentiren lassen“. Statt einer Antwort auf das RKG-Berichtsschreiben, so nahm der Rat an, müßte es dann ausreichen, die bestätigte Urgicht nach Speyer zu senden. Wegen der Injurien des Straßburger Notars Philipp Baldaufs, der den Offenburgern immer wieder eine rechtswidrige Prozeßführung vorgeworfen hatte, waren die Ratsherrn allerdings empört. Es wurde beschlossen, ein notarielles Instrument aufzusetzen, das ihm förmlich „insinuirt“<sup>125</sup> werden sollte<sup>126</sup>.

Die Gelassenheit des Offenburger Rates war indes unbegründet. Im Gegensatz zu den Andeutungen des RKG-Prokurators hatte das Reichsgericht die schwebenden Prozesse nämlich keineswegs zugunsten der Reichsstadt entschieden. Nur einen Tag nach dem Beschluß, die angeblichen Hexen hinzurichten, erschien ein Kammerbote beim regierenden Stettmeister Johann Schmidlin und verkündete ein kammergerichtliches „Urtheill Ihren Mariae Fehrin Aduocaten vnnd Procuratorn liberum Accessum et Recesum<sup>127</sup> zu verstaten“<sup>128</sup>. Das RKG hatte demnach genauso entschieden wie 1603 im Fall Clossner–Pfäffinger. Da das Berichtsschreiben nicht zufriedenstellend beantwortet worden war, erging auf eine neuerliche Supplikation der Kläger ein Mandat<sup>129</sup> gegen die Reichsstadt. Zur Gefangenen Maria Linderin mußte ein freier Zu- und Abgang gewährleistet werden, die Isolierhaft war vom RKG also für rechtswidrig erklärt worden. Weshalb der Prokurator Philipp Seiblin seine Offenburger Mandanten über die Haltung des RKG zum Hexenprozeß im unklaren gelassen hatte, die er doch zumindest aus seinen eigenen Erfahrungen im Jahre 1603 kennen mußte, ist nicht bekannt. Gerade die Ankündigung, das RKG erlaube die geplanten Hinrichtungen, nimmt sich wie ein Hohn aus angesichts der Tatsache, daß das Gericht genau zur selben Zeit zugunsten der Gefangenen ein Mandat erließ. Da Offenburg aber anscheinend gern bereit war, auf die günstigen Mitteilungen des Prokurators zu vertrauen, muß der Schock für die Reichsstadt dementsprechend groß gewesen sein. Der verunsicherte Rat beschloß nach dem „Verläsen, was gestrigrs tags (. . .) verkündt (. . .) daß mahn solche Urtheil pariren wöll“<sup>130</sup>. Man solle aber auch „nacher Freiburg und Hagenowe die Aduocaten beschreib“, um erneut Rechtsrat einzuholen.

Volk teilt nun mit, daß Maria Linderin dennoch am 6. Oktober hingerichtet worden sei<sup>131</sup>. Damit hätte der Rat höchst rechtswidrig gegen das nur drei Tage zuvor zugestellte RKG-Mandat<sup>132</sup> verstoßen. Daß diese Darstellung stimmt, erscheint jedoch nahezu ausgeschlossen. Das Ratsprotokoll vom 6. Oktober enthält zwar tatsächlich drei Todesurteile, diese ergingen allerdings gegen „Sabina linderin, Ursula Fidlerin unnd Ottilia Trescherin“<sup>133</sup>. Die Trescherin, Ehefrau Wilhelm Otts, wurde demnach hingerichtet, obwohl das RKG zuvor ein Berichtsschreiben erlassen hatte. Da jedoch noch keine *Inhibitio* oder gar ein Pönalmandat erkannt worden war, verstieß diese Hinrichtung nicht direkt gegen eine RKG-Entscheidung<sup>134</sup>. Anders wäre es dagegen im Fall Linderin gewesen. Das Ratsprotokoll spricht jedoch ausdrücklich von „Sabina“, nicht von „Maria“ Linderin. Es sind zwar durchaus Fälle bekannt, in denen die Hexenverfolger ihre Opfer einfach durchnumerierten, so daß es in der Praxis durchaus zu Verwechslungen kommen konnte<sup>135</sup>. Ein solcher Fall erscheint hier indes nicht vorzuliegen. Dafür, daß Maria Linderin dem RKG-Mandat ihr Leben verdankt, geben die Ratsprotokolle eine Woche später selbst einen eindeutigen Hin-

weis. Vor dem Rat erschien am 13. Oktober der Straßburger Notar Johann Lemmer, der von Philipp Baldauf bevollmächtigt worden war, sich um einen Besuch bei der Gefangenen zu bemühen<sup>136</sup>. Offenburg solle sich zudem schriftlich zum Mandatsbefehl erklären. Der Offenburger Rat erklärte Lemmer, er habe verstanden, was Baldauf „in ca[usa] seiner nicht unschuldig eingezogenen Schwieger Mariae linderin“ begehre. Man ersehe hieraus jedoch, daß der RKG-Kläger „seinen gebrauch nach ein E[hrsamen] Rath zu calumnirn<sup>137</sup> nicht unterlassen“ habe. Die Rats Herrn betrachteten das RKG-Mandat also als Beleidigung und drohten, „zue seiner Zeit dasselbig rechtlich zue vindicirn“<sup>138</sup>. Wegen des Besuchs bei Maria Linderin „erpeut sich ein E[hrsamer] Rath Ime den Impetranten<sup>139</sup> Im beisein dern darzu verordneten herrn eines E[hrsamen] Rath entweder vohr oder nach Mittag den buechstab der Kay[serlichen] Mandati gemäß zu gestatten“<sup>140</sup>. Die Ehefrau Fehr mußte also noch leben, sonst hätte man dem Notar Lemmer keinen Besuch ermöglichen können. Die am 6. Oktober hingerichtete Sabina muß demnach eine andere Frau gewesen sein. Volk berichtet von einer Inquisitin Sabina, Ehefrau des Peter Probst<sup>141</sup>. Falls sie hingerichtet wurde, wäre freilich der Nachname im Ratsprotokoll falsch angegeben. Maria Linderin allerdings lebte: Sogar im Dezember 1608 beschäftigte sich der Rat in seinem Schriftverkehr mit den Freiburger Konsulenten noch mit dem Hexenprozeß gegen sie<sup>142</sup>. Man hatte es also nicht gewagt, den am 2. Oktober gefaßten Plan, Maria Linderin zu verbrennen, in die Tat umzusetzen. Die Erklärung des Rates, dem Mandat zu parieren, wurde demnach befolgt. Was aus Maria Linderin wurde, ob und wann sie ihre Freiheit wiedererlangte, entzieht sich jedoch unserer Kenntnis.

Die Wut, die sich beim Offenburger Rat wegen der ständigen Niederlagen vor dem RKG angestaut hatte, kommt in den Haßtiraden gegen den Straßburger RKG-Kläger Philipp Baldauf deutlich zum Ausdruck. Ihm warf man Injurien vor und drohte ihm sogar an, ihn am RHR zu verklagen<sup>143</sup>. Dieses Vorhaben belegt deutlich, daß der Offenburger Rat sich vom RKG im Stich gelassen fühlte und seine Hoffnungen auf eine harte Linie in Hexensachen ganz auf den RHR setzte. Nachdem der RKG-Prokurator Seiblin über die für Offenburg ungünstige Entwicklung im Fall Fehr-Baldauf berichtet hatte, beschloß der Rat, mit Hilfe des Offenburger Licentiaten<sup>144</sup> Westermeier „ein schreiben ahn die Rom[ische] Kay[serliche] M[aj]estät, Unnsern allergn[ädigsten] herrn ahnzustellen, sich über die sperrung d[er] Cammer zu grauiren“<sup>145</sup>. Die hexenfreundliche Rechtsprechung des Kammergerichts empörte den Rat also aufs äußerste. Unterstützung erhoffte man sich dagegen vom Hofrat. Das Spannungsfeld zwischen RKG und RHR in Hexensachen kann wohl kaum klarer herauskristallisiert werden als gerade im Plan des Offenburger Rates, sich beim RHR über das RKG zu beschweren. In der Tat hatten der RHR-Kommissar Fürstenberg

und Kaiser Rudolf II. die Einleitung der Offenburger Hexenverfolgung massiv unterstützt, auch der neue Kommissar Graf Sulz stand auf seiten der Hexenjäger. Dagegen wirkte das RKG seit 1603 als Bremser. Die Ankündigungen Philipp Seiblins über die wohlwollende Haltung der Speyerer Assessoren hatten sich jeweils als falsch herausgestellt, von einer „sperrung“ der Kammer gegen die Hexenbrände konnte also durchaus gesprochen werden.

Der Licentiat Westermeyer arbeitete tatsächlich ein „schreiben ahn die Kay[serliche] M[a]y[estät] weg[en] der Speyrisch P[ro]cesse“ aus, das er am 31. Oktober 1608 dem Rat zur Stellungnahme vorlegte. Man beschloß, „solchen abgeh[en] zu lassen“, sich vorher aber nochmals bei den „herrn Consulenten“ in Freiburg zu versichern<sup>146</sup>. Die Äußerungen der Juristenfakultät zum Offenburger Brief haben sich nicht erhalten<sup>147</sup>, wegen einer Lücke in den Offenburger Ratsprotokollen<sup>148</sup> ist es auch nicht möglich, den Fortgang der Beschwerde zu verfolgen. Aber auch wenn das Schreiben tatsächlich abgesandt wurde, war sein Erfolg von vornherein ausgeschlossen. Die Reichskammergerichtsordnung bestimmte unmißverständlich, „daß von urtheylen deß keyserlichen cammergerichts nicht appellirt oder supplicirt werden möge“<sup>149</sup>. Gegen Entscheidungen des RKG durfte man sich also weder beim Kaiser noch beim RHR beschweren<sup>150</sup>. War die Offenburger Hoffnung auf eine Intervention des RHR zugunsten der Hexenprozesse damit auch unrealistisch, so ist doch gut zu erkennen, daß die Haltung des RHR auch 1608 den Vorstellungen der Offenburger Hexenverfolger immer noch verfolgungsfreundlich erschien, die des RKG dagegen als skandalös.

Falls der Offenburger Rat erhofft hatte, die Speyerer Verwicklungen damit beenden zu können, sah er sich jedoch schon bald wieder getäuscht. Nachdem am 15. Oktober Anna Maria Hofmann, die Ehefrau des Eberhard Pabst, verhaftet und mit einer Besagerin konfrontiert worden war, dauerte es lediglich acht Tage, bis das RKG auch in diesen Prozeß eingriff. Der für die Inquisitin erfolgreiche Ausgang des Prozesses Fehr hatte möglicherweise Eberhard Pabst sowie die Mutter der Gefangenen ermutigt, ebenfalls in Speyer zu klagen. Die Kläger machten vor dem RKG geltend, daß das „Junge weibsbildt“ lediglich aufgrund „nun mehr mit feur zum theil Verbranten Weibs Persohnen erzwungen und angegebene bloße nichte Urgicht in ein finster stinckendes böß gefengnus“ geworfen worden sei<sup>151</sup>. Außer den Besagungen gebe es keine „eintzige ander inditia oder ursachen“. Die Besagungen gegen Anna Maria Hofmann waren auf äußerst niederträchtige Weise gewonnen worden. Die Besagerin war so lange gefoltert worden, bis sie bettlägerig war und kaum noch sprechen konnte. In dieser Situation las ihr der Stadtschreiber nun diejenigen Namen und Ereignisse vor, die sie

„freiwillig“ bekennen sollte. In ihrer Not bestätigte die Frau die Besagungsliste<sup>152</sup>. Diese Technik der Besagungserpressung verstieß eindeutig gegen Art. 31 § „Erstlich“ CCC. „Dem sager“ durfte „die beklagt person, inn der marter mit namen nit fürgehalten, vnnd also auff die selbig person sonderlich nit gefragt oder gemartert worden“ sein<sup>153</sup>. Diese Vorschrift hatte Offenburg bei der Indiziengewinnung gegen Anna Maria Hofmann verletzt. Insofern war der gegen sie geführte Hexenprozeß von Anfang an nichtig. In der RKG-Klage wurde ferner vorgetragen, daß Besuche bei der Gefangenen nicht möglich seien, da sie in strenger Isolation gehalten werde. „Ohngeachtet Sie schwangern Leibs“, sei sie nur zwei Tage nach der Verhaftung „auf die Foltter gespannt“ worden<sup>154</sup>. Ob die Inquisitin wirklich schwanger war, erscheint unwahrscheinlich. Im weiteren Prozeßverlauf war davon jedenfalls nicht mehr die Rede. Da die Folterung schwangerer Frauen jedoch verboten war<sup>155</sup>, lassen sich mehrfach Fälle feststellen, in denen weibliche Inhaftierte durch den Hinweis auf angebliche Schwangerschaften die Tortur abzuwenden versuchten<sup>156</sup>.

Wegen der wiederum von Offenburg begangenen schweren Verstöße gegen die Carolina wartete das RKG nun erst gar kein Berichtsverfahren ab, sondern erließ sofort ein unklausuliertes Mandat. Die Speyerer Assessoren untersagten es den Offenburgern ausdrücklich, gegen Anna Maria Hofmann „uff bloses zugetrungenes unnd suggerirtes<sup>157</sup> angeben anderer mißthätiger und für solche hingerichter Persohnen ohn vorgehende In recht beständige ohnzweiffenliche Anzeigung Viel weniger ohne d[er]selbig eigentlichen beweiß und kundtliche erkundigung und dar geg[en] Ihrer und dero befreundter Rechtlicher purgation<sup>158</sup>, mit unzeitiger tortur“ fortzufahren. Alles, „waß bißhero nichtiglich also gehandelt“ worden sei, müsse aufgehoben werden, den „befreundten und andern so sich ihrer zum rechtlich beistandt annehmen werden“, müsse „frei sichern ab und zugang V[er]gonnet“ werden. Überhaupt müsse die „gefangene ausserhalb was mit ordenlichen Rechten und mehr alß bißhero geschehen, den gemeinen rechten, und des heyligen Reichs peinlich Gerichts ordnung gemeß, mag beschehen unbelestigt“ gelassen werden<sup>159</sup>. Dieses Mandat<sup>160</sup>, sechs Tage nach der Verhaftung der Inquisitin bereits erlassen, ist wesentlich schärfer formuliert als das 1603 zugunsten Barbara Pfäffinger erlassene, aber auch als das zugunsten Maria Linderins. Sowohl der Verzicht auf das vorhergehende Berichtsschreiben wie auch die Erweiterung des Mandatsbefehls über den freien Zugang zur Gefangenen hinaus belegen, daß das RKG den Offenburger Hexenprozessen immer kritischer gegenüberstand. Die abschließende Anordnung, keinesfalls gegen die Carolina zu verstoßen, stellte eine deutliche Absage an den „crimen-exceptum“-Gedanken dar. Gleichzeitig unterstrich das Gericht, daß es die bisherigen Offenburger Prozesse zumindest teilweise für rechtswidrig ansah.

Nur zwei Tage nach Erlaß des Mandats verkündete der Kammerbote Jacob Beyrlein den Befehl vor dem Offenburger Rat. Der Ehemann der Inquisitin wurde zur Rede gestellt, behauptete aber, selbst nichts von dem RKG-Prozeß zu wissen. Die Mutter seiner Frau betreibe das Verfahren in eigener Verantwortung<sup>161</sup>. Auch wenn Eberhard Pabst die Wahrheit gesagt haben sollte, so war der Rat keineswegs beruhigt. Mutter Hofmann hatte selbst im Verdacht der Hexerei gestanden, da sie bei der Hochzeit ihrer Tochter 1603 angeblich vergiftete Suppe ausgeschenkt haben sollte. Vor Beginn der Hexeninquisition 1608 hatte sie sich nach Straßburg geflüchtet<sup>162</sup>. Wie in so vielen Fällen, in denen dem Offenburger Rat Widerstand gegen seine Hexenprozesse geleistet wurde, führte auch in diesem Fall eine Spur nach Straßburg. Vor der erneuten Intervention des RKG hatte man nun solchen Respekt, daß am 27. Oktober beschlossen wurde, dem Mandat „und[er]thenigst zue pariren“<sup>163</sup>. Diesmal schien der Schock in Offenburg wegen des Eingreifens des RKG noch größer zu sein als in den vorangegangenen Verfahren. Nachdem am 20. Oktober 1608 noch drei Frauen hingerichtet worden waren, endeten die Hexenverbrennungen nach der Zustellung des RKG-Mandats schlagartig. Eine Frau Dietrich, die neben Anna Maria Hofmann noch in Haft war, kam im Februar 1609 sogar frei, nachdem sie kein Geständnis abgelegt hatte<sup>164</sup>. Möglicherweise hatte man in ihrem Fall tatsächlich angesichts des RKG-Mandats vor der brutalsten Folter zurückgeschreckt. Der Offenburger Rat, der im Gegensatz zu 1603 nun die Hexeninquisition zielstrebig und grausam betrieben hatte, brach die Prozeßwelle damit im Winter 1608/09 vollständig ab. Als eine Art Überbleibsel blieb Anna Maria Hofmann jedoch in Haft, wie ja auch Barbara Pfäffinger immer noch unter Hausarrest stand. Die vielen Klagen der Verwandten der angeblichen Hexen vor dem RKG hatten damit schließlich zum Erfolg geführt. Die Hexenverfolgung war beendet. Die Rolle des RKG, sein mäßigender Einfluß auf die Hexenverfolger kann daher gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Beurteilung Soldan/Heppes, „den jämmerlichsten Eindruck macht aber die Haltung des obersten Gerichtshofes des heiligen Reiches, wenn dessen Hilfe angerufen wurde“<sup>165</sup>, gerade in bezug auf Offenburg geäußert, geht also völlig fehl.

Im Gegensatz zum RKG-Prozeß um die Freilassung Barbara Pfäffingers beruhigte sich das kammergerichtliche Verfahren um die Freilassung der Anna Maria Hofmann keineswegs. Der Ehemann Eberhard Pabst bemühte sich in Offenburg um eine Verbesserung der Haftbedingungen<sup>166</sup>, die Verhandlungen in Speyer liefen auch 1609 weiter und führten sogar zu einer RKG-Entscheidung. Den Antrag der Kläger, die im Mandat angedrohte Geldstrafe gegen Offenburg zu verhängen, da das Mandat permanent verletzt werde, verwarfen die Richter zwar. Dafür wurde aber „In Sachen Annae Mariae Hoffmennin clegerin wider Burgermeister Unndt Rath der



Stadt Offenburg“ entschieden, „daß ermelte beclagte (. . .) der Verhafftin abschriftten der indicien mitzutheilen, rechtliche Defension, wie auch Iren beystandt zu derselben einen fryen ab: Unndt Zugang der notturfft nach zu“ gestatten hätten, „wider derselben ferners nit, als ordenlicher weis zuu- erfahren Unndt alßo berurtem Kay[serlichen] Mandat ein genugen zuthun schuldig sein sollen“<sup>167</sup>. Es handelt sich hierbei um ein Partitionsurteil, in dem das RKG klarstellt, daß trotz der Exceptionen, der Verteidigung der Beklagten gegen das Mandat, der einmal ergangene Befehl unverändert in Kraft bleiben solle<sup>168</sup>. Das RKG war also nicht gewillt, den Offenburgern entgegenzukommen.

Als das Urteil in Offenburg zugestellt worden war, fragte die Reichsstadt wie so oft wieder in Freiburg an, wie man sich nun verhalten müsse. Zumindest an der Mitteilung der Indizien schien kein Weg vorbeizuführen. Im Namen der RKG-Kläger sprach am 13. Januar 1610 ein Dr. Leonhart Rosa „samt einem Notario vonn Straßburg“ beim Rat vor, forderte die Abschrift der Indizien ein und begehrte auch Zutritt zur Gefangenen<sup>169</sup>. Der Rat wollte sich im Gegenzug von Dr. Rosa eine Bestätigung unterschreiben lassen, daß er dem RKG-Urteil vom Dezember 1609 pariere. Ein Besuch bei der Hofmännin sei aber nur „Inn beyseyen eines Ers[amen] Magistrats darzu abgeordneten mittler“ möglich. Unter vier Augen könne er nicht mit der Inquisitin reden. Dr. Rosa bestand darauf, „daß dem bey- standt einig unnd allein solcher Zutritt soll zugelassen werden“ und nicht „herrn deß mittels dar zu abgeordnet werden sollen“. In der Tat war das vom RKG in seinem Urteil benutzte Wort „Notdurft“ auslegungsbedürftig. Ob damit ein Anspruch auf Vieraugengespräche gemeint war, interpretierten beide Seiten unterschiedlich. Offenburgs enge Auslegung hatte für die Stadt jedoch den Nachteil, daß Dr. Rosa die vollständige Partition des RKG-Urteils nicht bestätigte. Er erkannte zwar an, daß „ein anfang gemacht worden“, da ihm die Indizien ausgehändigt worden waren und er „heutigen Nachmittag umb 1 Uhren zu ihrer verhafftin Anna Maria Hoffmännin“ gehen konnte, „daß aber völlig parirt (. . .) ist diser seyts bedencken“. Dem RKG konnte daher keine glaubwürdige Partitionserklärung vorgelegt werden. Die Aussichten der Reichsstadt, den RKG-Prozeß noch zu ihren Gunsten wenden zu können, waren daher gleich null.

Anna Maria Hofmann blieb weiterhin in Haft. Als sie im Frühjahr 1610 erkrankte und die Bitte ihres Ehemanns, die kranke Frau zu ihm zu lassen und dort unter Hausarrest zu stellen, abgeschlagen wurde, wandten sich die Freunde der Inquisitin wiederum an das RKG, um eine Verbesserung der Haftbedingungen durchzusetzen. Dieser Antrag ging über die früheren Offenburger RKG-Klagen hinaus. In Nichtigkeitsprozessen konnten ja lediglich Verstöße gegen zwingende strafprozessuale Normen vorgetragen wer-

den. Auch in Mandatssachen war das Gericht bisher ausschließlich wegen rechtswidriger Folterungen und Isolierhaft in Anspruch genommen worden. Jetzt sollte Speyer sich über die reinen verfahrensmäßigen Nichtigkeitsgründe hinaus zu den Haftbedingungen im Offenburger Hexengefängnis äußern. Das RKG hielt sich für befugt, auch die Milderung der Haftbedingungen in Mandatsprozessen einzufordern<sup>170</sup>. So erließ das Gericht am 27. Juni 1610 ein Mandat „demitigando de carcere<sup>171</sup> sine clausula“ und entschied: „Hierumb so gebieten wir Euch (. . .) das Ihr den nechsten [Tag] nach Überantwortung diß Briefs (. . .) Sie verhafttin In ein Leidenlicherer, und zur Medicin bequemere Custodien<sup>172</sup>, in welcher Ir, in Irer Leibs Blödigkeit der gepür gepflogen, sie nach notturfft von den Medicis curirt werden möge, gute gedeyliche speyß Undt tranckh, wie auch nothwendige Medicamenta, In Ihrer Kranckheit widerfahren laßet“<sup>173</sup>. Das RKG ordnete zwar nicht die Freilassung der Inquisitin an. Es machte jedoch deutlich, daß es nicht zulassen wollte, daß kranke Gefangene in den finsternen und ungesunden Kerkern leiden mußten. Nach medizinischen Gesichtspunkten sollten die Gefängnisse sogar „bequem“ sein!

Der Offenburger Rat wollte zu dieser Frage zunächst ein medizinisches Gutachten eines Dr. Hautenreiter aus Straßburg über die Haftfähigkeit der Inquisitin einholen<sup>174</sup>. Als der Arzt wegen einer eigenen Erkrankung aber nicht nach Offenburg reisen konnte, „Ist concludirt daß dem mandato umb abkürzung des proces parirt“ werden solle<sup>175</sup>. Dieser Beschluß, dem Mandatsbefehl nachzukommen, ist vor allem wegen seiner Begründung interessant. Die Reichsstadt war um eine Abkürzung des RKG-Verfahrens bemüht. Wie bereits 1609 der Stettmeister Weller zur Rücknahme der RKG-Prozesse wegen Barbara Pfäffinger bewegt werden sollte, so erhoffte sich Offenburg von einer langen Prozeßführung auch diesmal keine Verbesserung der Siegchancen. Wegen der mehrjährigen Verfahrensdauer befürchtete der Rat zudem, im Falle eines negativen Endurteils mit erheblichen Kosten belastet zu werden<sup>176</sup>. Daher mußte er sich äußerst vorsichtig verhalten. Einerseits mußte er versuchen, ein Endurteil des RKG durch Fristverlängerungen und neue Anträge hinauszuzögern, um den Prozeß nicht zu verlieren. Andererseits mußte versucht werden, die Kosten nicht durch sinnlose Prozeßhandlungen in die Höhe schnellen zu lassen.

Wegen der Frage, wie man dem RKG-Mandat parieren solle, waren die Offenburger Ratsherrn unsicher. Wohin sollte man die Hofmännin verlegen? Eberhard Pabst hatte wiederholt „umb verhaftung Ins hauß angeruffen“<sup>177</sup>. Möglicherweise hatte man aber mit dem Hausarrest der Barbara Pfäffinger schlechte Erfahrungen gemacht. Pabsts Antrag wurde jedenfalls abgelehnt und dagegen „die Elend herberg“<sup>178</sup> als neue Unterkunft der Gefangenen für „rhatsam befunden“. Die Situation der Gefangenen verbesser-

te sich jedoch keineswegs. Obwohl inzwischen seit zwei Jahren keine Hexenverbrennung mehr stattgefunden hatte, fühlte sich Anna Maria Hofmann immer noch in der Gefahr „anderweit Torquirt, und volgendts hingerichtet“ zu werden<sup>179</sup>. Sie erhob beim RKG eine Nichtigkeitsklage und führte dort aus, der erneute Haß des Rates und die Verschärfung des Prozesses liege gerade daran, daß es den Rat „schmertzet, daß der vorige mit der Verhafftin gepflogene Proceß per sententiam paritionis<sup>180</sup>, bey (. . .) deß Heyligen Römischen Reichs höchsten Justitien improbirt<sup>181</sup> und tacite verworffen“ worden sei<sup>182</sup>. Diese Aussage der inhaftierten Anna Maria Hofmann beweist, daß es den am RKG beklagten Hexenverfolgern keineswegs gleichgültig war, wie das Reichsgericht ihr Verhalten beurteilte. Gerade weil die Klägerin den Mandatsprozeß gewonnen hatte, war der Haß des Rates auf die angebliche Hexe noch gesteigert worden. Welchen Imageverlust es bedeutete, wenn ein Territorium einen RKG-Prozeß gegen einen Untertanen verlor, erhellt auch ein Fall aus der Grafschaft Lippe aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dort äußerte ein als Hexer beklagter Mann, daß die Verfolger „nichts mehr fürchten, alß das Ihr übele proceduren an dießem höchsten Gericht werden entdeckt, undt an tag gelegt“<sup>183</sup>. Diese Einschätzung läßt sich auf Offenburg problemlos übertragen.

Doch auch in dem neuen Nichtigkeitsprozeß der Anna Maria Hofmann sah es für Offenburg von vornherein schlecht aus. Seit dem Partitionsurteil vom Dezember 1609 hatten die Beklagten, so Frau Hofmann, inzwischen zehn weitere nichtige Prozeßhandlungen verübt: Die Inquisitionsakte und die Namen der Belastungszeugen seien bis „uff dieße stundt nicht edirt“ worden<sup>184</sup>. Ihrem Rechtsbeistand seien ständig zu kurze Fristen bemessen worden, so daß eine angemessene Verteidigung nicht möglich gewesen sei. Diejenigen Indizien, die das Kammergericht bereits im früheren Prozeß als nichtig zurückgewiesen habe, seien der Hofmännin nun als neue Indizien ein zweites Mal zugestellt worden. Dem Ehemann sei zunächst eine Kaution wegen der in Offenburg aufgelaufenen Prozeß- sowie der Ernährungskosten abgenötigt worden, schließlich sei er sogar, da er „aus ungeduldt etwas scharpff, doch der Noturfft nach, seine Haußfraw defendirt“ habe, für einige Zeit „ins gefengknus geworffen“ worden. Einem Beistand der Inquisitin seien bei einer Zeugenvernehmung „ungewöhnliche Pflichten abgetrungen“ worden. Entlastungszeugen hätten sich nicht äußern dürfen, wichtige Dokumente seien geheimgehalten worden, und schließlich sei „auch Unßerm de mitigando carcere außgangenem Kayß[erlichen] Mandato in deme nit parirt“ worden, daß immer noch übereilt gegen die Gefangene vorgegangen werde.

Das RKG eröffnete antragsgemäß einen Nichtigkeitsprozeß und erließ eine Ladung sowie einen Zwangsbrief zur Aktenherausgabe<sup>185</sup>. Die Vermutung

von Soldan/Heppe, das RKG habe einen Inhibitionsbefehl erlassen, also die Fortsetzung des Offenburger Prozesses untersagt, trifft nicht zu<sup>186</sup>. Auch Baschwitz geht mit seiner Ansicht, das RKG habe „unter Androhung schwerer Strafen die Fortführung des Prozesses“ verboten<sup>187</sup>, fehl. Lediglich ein Citationsverfahren war eröffnet worden, weitergehende Maßnahmen waren nicht erfolgt. Der Klägerin nützte dieser letzte Versuch, Hilfe zu erhalten, leider nicht mehr. Als am 25. Februar 1611 die erste Audienz<sup>188</sup> im Nichtigkeitungsverfahren stattfand, bezeichnete der klägerische Prokurator Kuhn<sup>189</sup> die Hofmännin als „ohnlengst iustificirt“<sup>190</sup>. Ob Anna Maria Hofmann wirklich hingerichtet wurde oder in der Elendsherberge ums Leben kam<sup>191</sup>, kann mit letzter Sicherheit nicht mehr geklärt werden. Aus diesem tragischen Tod jedoch die Schlußfolgerung zu ziehen, dieses hätten „sich die Gewalthaber der kleinen Stadt ungestraft herausnehmen“ dürfen, wie Baschwitz dies vorschnell unternimmt<sup>192</sup>, dies also gerade als Beweis für die Schwäche des RKG zu werten, ist unausgewogen. Es ist bekannt, daß die Vollstreckung reichsgerichtlicher Entscheidungen im Alten Reich nur schwer möglich war und daß Sanktionen des RKG gegen widerspenstige Territorialherrn nur selten ergingen<sup>193</sup>. Das RKG konnte oft nur Sachentscheidungen fällen und darauf vertrauen, daß seine Autorität sowie die Loyalität des beklagten Reichsstandes zur Reichsgerichtsbarkeit groß genug waren, um die unterlegene Partei zur Parition zu bewegen. Gerade die Offenburger Hexenprozesse liefern einen Beweis dafür, daß aus Angst vor dem RKG die Verfolgungswelle von 1603 bereits im Ansatz scheiterte und die von 1608 nach nur vier Monaten abgebrochen wurde. Die Tatsache, daß Anna Maria Hofmann in der Elendsherberge starb oder sogar hingerichtet wurde, darf den Blick auf die positiven Wirkungen der RKG-Interventionen nicht verdecken. Ein verzerrtes Bild der RKG-Tätigkeit entsteht unter anderem auch, wenn Volk den Tod Frau Hofmanns 1611 mit den Worten kommentiert: „Von jetzt an muß die hastige Verfolgung wieder etwas Atem schöpfen und ruhet“<sup>194</sup>. Der Einschnitt in den Offenburger Hexenprozessen vollzog sich nämlich nicht erst 1611, sondern bereits im Herbst 1608. Der Hofmann-Prozeß lief lediglich als Einzelverfahren weiter, wie ja auch die Arrestierung Barbara Pfäffingers anhielt. Die Verfolgungswelle jedoch war dank der RKG-Intervention abgebrochen worden.

#### *IV. Die große Verfolgungswelle ab 1627*

Im November 1627, also fast zwei Jahrzehnte nach dem Ende der letzten Sammelprozesse, begannen die Offenburger Hexenverfolgungen mit bisher nicht gekannter Brutalität aufs neue. Über sechzig Menschen fielen in

einem Zeitraum von weniger als drei Jahren den Hexenprozessen zum Opfer<sup>195</sup>. Schreiber spricht nicht zu Unrecht davon, „daß die eigentliche Verfolgung der Hexen im Jahre 1627 ihren Anfang nahm“<sup>196</sup>. Diese Verfolgungsperiode erfährt in den bisherigen Arbeiten eine wesentlich breitere Darstellung als die vorangegangenen Prozesse. So widmet etwa Volk den Prozessen von 1603 lediglich eine Seite, den Verfahren von 1608 5 Seiten, der großen Prozeßwelle ab 1627 aber 32 Seiten<sup>197</sup>. Ähnlich proportioniert ist die Darstellung Midelforts<sup>198</sup>. Die Hauptverfolgungswelle darf daher als gut erforscht gelten.

Nachdem einige Frauen, die in der Ortenau als Hexe inhaftiert waren, Besagungen auf Offenburgerinnen abgelegt hatten, entschloß sich der reichsstädtische Rat am 6. November 1627, mit den Hexenprozessen erneut zu beginnen<sup>199</sup>. Die ersten Verdächtigen waren vornehmlich solche Frauen, die bereits seit längerem im Verdacht der Zauberei standen, teilweise waren bereits ihre Mütter verbrannt worden<sup>200</sup>.

Es erstaunt, daß in der nun einsetzenden Hexenverfolgung keine der betroffenen Familien den Gang nach Speyer wagte. In den Jahren 1603 und 1608 hatte das RKG doch auf Seiten der Verfolgten gestanden, was deren Angehörigen bekannt gewesen sein muß. So wurde bereits am 9. November 1627 eine Ursula Ott eingezogen, die höchstwahrscheinlich die Tochter derjenigen Ottilia Trescherin, verheiratete Ott, war, die im Oktober 1608 hingerichtet worden war<sup>201</sup>. Über ihren Vater Wilhelm Ott, der seinerzeit selbst am RKG geklagt hatte, mußte Ursula wissen, daß es die Möglichkeit der Nichtigkeitsklage und des Mandatsprozesses gegen die Hexenrichter gab. Weshalb ab 1627 keine der Inquisitinnen rechtliche Hilfe des Kammergerichts in Anspruch nahm, kann nicht geklärt werden. Der Ruf des RKG als mäßigendes Gericht, das die Hexenverfolgungen keinesfalls förderte, war auch in Südwestdeutschland bekannt. So zitierte der Freiburger Jurist Dr. Fridericus Martini im Oktober 1627 in einem Gutachten an den Bischof zu Bamberg mehrere RKG-Entscheidungen aus der Zeit von 1622 und 1627<sup>202</sup>, aus denen klar wurde, daß sich die Haltung des obersten Gerichts nicht geändert hatte<sup>203</sup>. Auch eröffnete das RKG in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts mehrfach Nichtigkeits- und Mandatsprozesse zugunsten von Klägern aus der Markgrafschaft Baden<sup>204</sup>.

In Verwicklungen mit der Reichsgerichtsbarkeit geriet der Offenburger Rat lediglich in zwei Fällen, die sich jedoch von den früheren RKG-Prozessen erheblich unterschieden. Im ersten Prozeß klagte eine Frau namens Maria Salome Kastner aus dem badischen Steinbach gegen den Markgrafen von Baden, die Reichsstadt Offenburg sowie den Amtmann von Steinbach vor dem RKG. Ihr Ehemann Peter Stephani war in Steinbach wegen Hexerei

hingerichtet worden. Er hatte Vermögen in Baden und Offenburg besessen. Dieses war nach seinem Tode jedoch von der Markgrafschaft und der Reichsstadt konfisziert worden. Die Klägerin berief sich demgegenüber auf ein gemeinschaftliches Testament, das sie mit ihrem Ehemann geschlossen habe und aufgrund dessen ihr die konfiszierten Güter als Erbmasse zustehen sollten<sup>205</sup>. In diesem Falle ging es also nicht um die Rechtmäßigkeit des Hexenprozesses gegen Peter Stephani. Das RKG mußte lediglich entscheiden, ob es das Testament einer wegen Hexerei hingerichteten Person als gültig ansah und aus diesem Grunde Güterkonfiskationen nicht gestattete. In der Tat forderte das RKG durch zwei Mandate zunächst Baden, dann auch Offenburg zur Herausgabe des eingezogenen Vermögens auf<sup>206</sup>. Die Offenburger Ratsprotokolle zeigen, daß die Reichsstadt kein Interesse hatte, sich in diesem Verfahren mehr als nötig zu engagieren. Den Hexenprozeß gegen den Ehemann der Klägerin hatte Baden geführt, insofern wollte der Offenburger Rat kein Risiko eingehen. Als der Kammerbote Johann Graff am 3. März 1629 das kammergerichtliche Mandat insinuierte<sup>207</sup>, faßte der Rat zwei Tage später den Beschluß, daß der Klägerin „wan sie gnugsame Versicherung thut“, ihr Eigentum herausgegeben werden solle<sup>208</sup>. Am 12. März wurde der Witwe das eingezogene Vermögen zurückgegeben<sup>209</sup>.

Der zweite Fall, in dem Offenburg Verwicklungen in einen RKG-Prozeß drohten, betraf den Stettmeister Johann Megerer. Dessen Frau war „von fünff personen für ein Hex angeben“ und wurde am 4. Januar 1628 „eingezogen und noch heütig tags güett: undt peinlich examinirt“<sup>210</sup>. Nach einer zweimaligen Folterung gestand sie, eine Hexe zu sein, und wurde bereits acht Tage nach ihrer Verhaftung zum Tode verurteilt und daraufhin hingerichtet<sup>211</sup>. Ihr Mann wurde aufgefordert, die Prozeßkosten zu bezahlen. Stettmeister Megerer legte nun seine Ehrenämter nieder und beantragte, aus dem Offenburger Bürgerrecht entlassen zu werden. Da er zudem behauptete, der Prozeß gegen seine Frau sei rechtswidrig gewesen und nur aus Haß gegen ihn geführt worden, verhängte der Rat eine Ausgangssperre über Megerer und sprach eine Ordnungsstrafe aus<sup>212</sup>. Man sperrte ihn zeitweise sogar in den Turm und entließ ihn erst wieder, als er tatsächlich ein hohes Lösegeld gezahlt und zudem Urfehde geschworen, also gelobt hatte, sich wegen der erlittenen Haft nicht rächen zu wollen<sup>213</sup>. Um Unterstützung gegen die Willkür des Offenburger Rates zu erhalten, wandte sich Megerer Anfang 1629 an das RKG. Die RKG-Akte hat sich nicht erhalten<sup>214</sup>, aus den Offenburger Ratsprotokollen erfährt man jedoch, daß das RKG ein Berichtsschreiben erlassen hatte. Am 26. März 1629 wurde „Erkant das man die Cammer außführlich berichten“ wolle. Megerer habe „in seiner Supplikation Ein[en] Ers[amen] Rath von newem wider anzepfft, undt fälschlich narrirt“<sup>215</sup>. Seinem Antrag, ihn aus Offenburg fortziehen zu

lassen, entsprach man auch jetzt nicht. Bei seinen weiteren Auseinandersetzungen setzte Megerer seine ganze Hoffnung auf das RKG, „sagt, d[a]z die sach zu Speyer“ sei<sup>216</sup>. Um seine Klagen endlich unterbinden zu können, drohte der Rat Megerer wiederholt Geldstrafen an. Nach seinen eigenen Aussagen zahlte der ehemalige Stettmeister tatsächlich 200 Taler an den Rat. Der Fall Megerer wurde mit der Zeit über Offenburg hinaus bekannt. Einige Frauen, die in der Ortenau als Hexen angeklagt waren, legten Besagungen auf ihn ab. Zu einem Hexenprozeß gegen Johann Megerer kam es aber nicht mehr. Am 18. Februar 1630 starb er in Offenburg<sup>217</sup>. Der von ihm angestregte RKG-Prozeß hatte weder die Rechtmäßigkeit des Hexenprozesses gegen seine Frau zum Streitgegenstand, noch versuchte Megerer, sich gegen die Besagungen in Bezug auf seine eigene Person in Speyer zu wehren. Der Kameralprozeß betraf ausschließlich das schikanöse Verhalten des Offenburger Rates gegenüber dem ehemaligen Stettmeister selbst. Insofern können weder der Fall Kastner noch Megerer mit den früheren RKG-Prozessen verglichen werden.

In einem Fall klagte sogar die Reichsstadt Offenburg im Zusammenhang mit den Hexenprozessen selbst vor dem RKG. Der Reichslandvogt der benachbarten Ortenau, Rudolf von Neuenstein, hatte dort Liegenschaften konfisziert. Diese hatten Personen gehört, die in Offenburg gelebt und dort als Hexen hingerichtet worden waren. Offenburg vertrat nun die Auffassung, lediglich derjenige Hoheitsträger, der die Hexen verbrannt hatte, dürfe auch Vermögenseinziehungen vornehmen. Das in anderen Territorien gelegene Gut stehe dagegen den gesetzlichen Erben zu<sup>218</sup>. Das RKG entschied am 30. Oktober 1628, daß die Ortenau „mit gehabter confiscation keines wegs“ fortfahren solle, „sondern einhaltet was also incompetenter abgenommen, würcklich restituiret“, also zurückgeben müsse. „Oder aber da ihr zu dergleichen befugtet zue sein erachten woltet“, so heißt es in dem Mandat an Neuenstein, dürfe er zumindest „solches nicht mit furzeitigen that in weckh selbst“ setzen. Ob die Vermögenseinziehungen in der Ortenau damit rechtmäßig waren oder nicht, ließ das RKG also letztlich offen. Die eigenmächtige Einziehung jedoch erklärte das Gericht für unzulässig. Den Beklagten wurde die Möglichkeit eingeräumt, „das ihr (. . .) weg rechtens suchet, dessen austrag euch Begnügen laßet, und Cleger Contra iuris ordinem<sup>219</sup> und wider oder über altherkommen nicht beschweret“<sup>220</sup>. Bereits die Tatsache, daß Offenburg den RKG-Prozeß angestregt hatte – die Reichsstadt, in der gerade in dieser Zeit die heftigste Verfolgungswelle tobte –, belegt, daß es in diesem Kameralverfahren keinesfalls um die Rechtmäßigkeit der Offenburger Hexenprozesse gehen konnte.

Wenn das RKG nun also im Gegensatz zu 1603 und 1608 keine Rolle bei der Beendigung der Hexenverfolgung spielte, woran lag es dann, daß die

Offenburger Prozesse 1630 plötzlich endeten? Kähni vertritt die Auffassung, daß die einrückenden Schweden die Reichsstadt von der „Volkskrankheit“ des Hexenwahns geheilt hätten<sup>221</sup>. Diese Ansicht lehnt sich an Volk an, der jedoch differenziert: Zwar hätten die Schweden mit „Eisen und Feuer“ die Hexenprozesse beendet, doch sei der Hexenwahn „hier als im Jahr 1630 beendet zu betrachten“<sup>222</sup>. Allerdings besetzten die Schweden Offenburg erst am 11. September 1632, so daß ein Zusammenhang der Kriegshandlungen mit dem Ende der Offenburger Hexenprozesse nicht bestehen kann<sup>223</sup>.

Der entscheidende Umschwung vollzog sich bereits im Dezember 1629. Eine als Hexe eingezogene und gefolterte Frau namens Agnes Gotter, in Offenburg bekannt als Gotter Neß, überstand die Tortur, ohne ein Geständnis abzulegen. Obwohl sie zweimal auf den sog. Hackerschen Stuhl gesetzt worden war, hatte man ihr eine Urgicht nicht erpressen können. Der Hackersche Stuhl war ein mit Stacheln bestückter Metallstuhl, der – vermutlich durch untergeschobene Kohlen – bis zu glühender Hitze erwärmt werden konnte<sup>224</sup>. Diesen Foltergrad hatte bisher kein Angeklagter überstanden. Der verunsicherte Offenburger Rat beschloß daher am 3. Dezember 1629, Gotter Neß freizulassen und die Hexenprozesse bis Weihnachten auszusetzen<sup>225</sup>. Anfang 1630 wurden dann noch einmal zwei Frauen als Hexen verhaftet, gefoltert und zum Tode verurteilt. Kurz vor der Hinrichtung widerriefen sie allerdings ihre Geständnisse. Der Rat, der den Ausgang des Gotter-Neß-Verfahrens als peinlichen Mißerfolg noch deutlich vor Augen hatte, wagte nicht, die Angeklagten wiederholt foltern zu lassen. Er entschloß sich vielmehr dazu, die Frauen am 4. Februar 1630 aus dem Gefängnis zu entlassen<sup>226</sup>. Zu einzelnen Inquisitionen im Zusammenhang mit Zauberei kam es auch 1631, 1639, 1641 und 1642 noch<sup>227</sup>, doch handelte es sich hierbei um Sonderfälle.

Damit erloschen die Offenburger Hexenbrände völlig unabhängig von äußeren Einflüssen aufgrund der Standhaftigkeit und des Mutes einer einzelnen Inquisitin, der Folter zu widerstehen. Vor allem Gotter Neß, von Volk als „heldenkräftiges Weib“ gelobt<sup>228</sup>, die durch ihre Beharrlichkeit den Umdenkungsprozeß der Ratsherrn ab Dezember 1629 einleitete, führte dem Rat die Fragwürdigkeit der Hexenverfolgung vor Augen<sup>229</sup>. Dieser war immerhin einsichtig genug, um seinen bisherigen Verfolgungseifer als Unrecht zu erkennen. So brach der Rat, der die Verfolgungen 1627 aus eigener Initiative begonnen hatte, die Hexenprozesse 1630 selbst ab.



## V. Ergebnisse

Die Betrachtung der Offenburger Hexenprozesse, die insbesondere die frühen Verfolgungen in den Mittelpunkt der Untersuchungen stellt, zeitigt mehrere Ergebnisse: Zum einen erkennt man, wie unzutreffend etwa die Einschätzung von Baschwitz ist, der von einem „über dreißig Jahre lang auf dem kleinen Gemeinwesen lastenden Bann des Schreckens“ spricht<sup>230</sup>. Die Offenburger Hexenprozesse stellen sich keineswegs als einheitliche dreißigjährige Verfolgungsphase dar. Vielmehr gliedern sie sich in drei scharf zu trennende Prozeßwellen. Die erste Welle umfaßt sämtliche Prozesse bis 1604. Insgesamt zehn Menschen fielen diesen Verfahren zum Opfer. Die zweite Prozeßwelle war sehr kurz und dauerte lediglich vom Frühsommer bis zum Herbst 1608. In diesen wenigen Monaten verloren aber mindestens 11, vielleicht sogar 14 Personen das Leben. Nach fast zwei Jahrzehnten Prozeßpause begann Ende 1627 die dritte Verfolgungswelle. Bis Ende 1629 wurden nun in der Reichsstadt 61 Personen wegen Hexerei hingerichtet<sup>231</sup>. Rechnet man zwei Exekutionen von 1631 und 1641/42 hinzu, so ergibt sich eine Gesamtzahl der Hexenprozeßopfer von 89 bis 92 Personen. Zusammen mit denjenigen Personen, die zwar wegen Hexerei angeklagt, aber nicht hingerichtet worden waren – mindestens 18 Fälle sind nachweisbar –, kommt man auf deutlich über 100 Offenburger Hexenprozesse.

Die Gründe für den Beginn der Offenburger Hexenprozesse liegen vornehmlich im Verfolgungsdruck seitens der Zünfte auf den reichsstädtischen Rat. Völlig unbekannt war bisher die Bedeutung des RHR-Prozesses der Zünfte gegen den Rat für den Beginn der Hexeninquisition. Die kaiserliche Kommission unter Leitung Friedrichs von Fürstenberg befahl der Reichsstadt 1599 den Beginn der Hexenprozesse, der Hofrat Rudolfs II. bestätigte diese Verfolgungsaufforderung 1602 höchstgerichtlich. Als der Rat dann 1603 den Auftakt zu einer größeren Prozeßwelle unternahm, wandten sich die Verwandten einer Frau, die als Hexe verdächtigt war, hilfesuchend an das RKG. Wenn auch das RKG die Verhaftung Barbara Pfäffingers nicht verhindern konnte, so retteten seine Mandate der Inquisitin doch mit hoher Wahrscheinlichkeit das Leben. Auch als die Offenburger Hexenverfolger dem RKG die entgegenstehende Entscheidung des RHR mitgeteilt hatten, blieb das Speyerer Reichsgericht bei seiner opferfreundlichen Haltung. Daß es nach 1603 nicht zu der von den Zünften erhofften großen Hexenverfolgung kam, ist wohl in erster Linie dem Einschreiten des RKG zu verdanken.

Die Gegensätze des RHR und des RKG in der Hexenfrage prallten 1608 erneut aufeinander. Mit Zustimmung des kaiserlichen Kommissars Graf

Sulz führte die Reichsstadt die Hexenprozesse nun mit erheblich größerer Energie als fünf Jahre zuvor. Diesmal wandten sich mehrere Familien an das RKG, um Hilfe gegen die rechtswidrigen Offenburger Strafprozesse zu erhalten. Auffällig ist, daß in fast allen Fällen, in denen Offenburger Familien in Speyer wegen der Hexenprozesse klagten, verwandtschaftliche Beziehungen nach Straßburg oder zumindest Bekanntschaft zu Straßburger Juristen bestand. Welche Bedeutung diese Kontakte nach Straßburg für die Möglichkeit bedeutete, einen RKG-Prozeß zu beginnen oder unbeeinflußt von der Macht des Offenburger Rates führen zu können, ist nicht bekannt. Vielleicht war die Klage in Speyer nur für diejenigen Familien praktisch möglich, die nicht vollständig der reichsstädtischen Gewalt ausgesetzt waren. Das Beispiel des verhafteten Eberhard Pabst verdeutlicht, welche Gefahr für Angehörige bestehen konnte, wenn sie ihre als Hexe inhaftierte Mutter oder Ehefrau zu engagiert verteidigten. Das RKG schritt auch 1608 wieder mehrfach zugunsten der Verfolgten ein. Es verwarf die bei den Hexenrichtern herrschende Ansicht, in Hexensachen dürfe man, da es sich um ein „*crimen exceptum*“ handle, die üblicherweise zugunsten der Beschuldigten bestehenden strafprozessualen Vorschriften außer Kraft setzen.

Stattdessen befahlen die Speyerer Reichsrichter die Aufhebung der Isolierhaft, die Gewährleistung effektiver Verteidigungsmöglichkeiten, untersagten Folterungen ohne ausreichende Indizien und erklärte sogar die Verhaftung der Gefangenen in ungesunden Kerkern für rechtswidrig. Da sich die Offenburger Verfolger vielfältiger Verstöße gegen die Prozeßnormen der „Carolina“ schuldig gemacht hatten, intervenierte das RKG immer wieder, bis sich schließlich der Offenburger Rat im Herbst 1608 fast täglich mit den RKG-Klagen wegen der Hexeninquisition beschäftigen mußte. Hilfe erhofften sich die Offenburger in dieser Situation vom RHR. Dort beschwerte sich der Offenburger Rat über die zu lasche Haltung des Kammergerichts. Eine Reaktion des RHR hierauf ist nicht bekannt, wird wohl wegen der Unzulässigkeit der Klage auch gar nicht erfolgt sein. Wenn die Offenburger Hexenprozesse Ende 1608 wieder endeten, so ist auch dies der intensiven Überwachung des Prozeßgeschehens durch das RKG zu verdanken.

Sowohl 1603 als auch 1608 kam jedoch diejenige Person, zu deren Gunsten ein RKG-Prozeß angestrengt worden war – Barbara Pfäffinger bzw. Anna Maria Hofmann –, nicht frei. Der Grund hierfür ist möglicherweise in der Furcht des Rates begründet, die Unrechtmäßigkeit der Hexenprozesse durch die Freilassungen zuzugeben, deswegen die RKG-Prozesse zu verlieren und mit der Tragung der Speyerer Prozeßkosten belastet zu werden<sup>232</sup>. Um den Unannehmlichkeiten weiterer RKG-Prozesse zu entgehen, wurden zumindest aber keine neuen Hexenprozesse begonnen.

Die Verfolgungen ab 1627 zeigen demgegenüber ein völlig verändertes Bild. Mit zuvor nicht gekannter Härte wütete der Rat zwei Jahre lang, ohne daß ein Untertan den Gang nach Speyer wagte. Dies erstaunt vor allem deshalb, weil das RKG zur gleichen Zeit Klägern aus der benachbarten Markgrafschaft Baden Hilfe gewährte. Das Ende der Offenburger Hexenprozesse wurde Ende 1629 durch die Standhaftigkeit der Gotter Neß eingeleitet, die trotz zweimaliger schwerster Folterung kein Geständnis abgelegt hatte. Noch bevor die Schweden im Dreißigjährigen Krieg Offenburg besetzten, hatte die Reichsstadt die Hexenverfolgung beendet.

### Anmerkungen

- 1 Ausstellungskatalog: Hexen und Hexenverfolgung im deutschen Südwesten (= Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, hrsg. von Harald Siebenmorgen, 2/1–2), Aufsatzband hrsg. von Sönke Lorenz, Ostfildern 1994. – Bei den besprochenen Reichsstädten handelt es sich um Esslingen, Nördlingen, Reutlingen, Rottweil, Schwäbisch Gmünd, Schwäbisch Hall und Ulm.
- 2 Zu ihm Wolfgang Behringer, Zur Geschichte der Hexenforschung, in: Lorenz (wie Anm. 1), S. 93–146 (105).
- 3 Heinrich Schreiber, Die Hexenprozesse zu Freiburg im Breisgau, Offenburg in der Ortenau und Bräunlingen auf dem Schwarzwalde; aus den Archiven dieser Städte zum erstenmal mitgeteilt und erläutert, in: Freiburger Adreß-Kalender für das Schalt-Jahr 1836, S. 25–92.
- 4 Schreiber (wie Anm. 3), S. 42 Anm. \*.
- 5 Schreiber (wie Anm. 3), S. 43–49.
- 6 Schreiber (wie Anm. 3), S. 28.
- 7 Franz Volk, Hexen in der Landvogtei Ortenau und Reichsstadt Offenburg – ein Beitrag zur Sittengeschichte, Lahr 1882. – Das benutzte Exemplar (UB Göttingen 8° J. crim. II 2834) enthält eine handschriftliche Widmung „vom umgänglichen Alten F. Volk“.
- 8 Volk (wie Anm. 7), S. 53–57.
- 9 Otto Kähni, Verbrechen und Strafen des 17. Jahrhunderts in der Reichsstadt Offenburg, in: Die Ortenau 31 (1951), S. 76–85; ders., Aus der Geschichte einer Reichsstadt, in: Otto Kähni/Franz Huber (Hrsg.), Offenburg, Offenburg 1951, S. 74–75.
- 10 Kähni, Verbrechen (wie Anm. 9), S. 85.
- 11 Hans Christian Erik Midelfort, Witch Hunting in Southwestern Germany 1562–1684 – The Social and Intellectual Foundations, Stanford 1972, insbes. S. 126–131.
- 12 Midelfort (wie Anm. 11), S. VII.
- 13 Midelfort (wie Anm. 11), S. 250.
- 14 Midelfort (wie Anm. 11), S. 128.
- 15 Beurteilung der Offenburger Hexenprozesse in den Gesamtdarstellungen von Gottlieb Wilhelm Soldan/Heinrich Heppel/Max Bauer, Geschichte der Hexenprozesse, Hanau 1912, Bd. I, S. 442–443; Bd. II, S. 76–78, 110–112; Siegfried Kurt Baschwitz, Hexen und Hexenprozesse – Die Geschichte eines Massenwahns und seiner Bekämpfung, Nachdruck Gütersloh o.J. (ca. 1966), S. 246–250.

- 16 Zur Geschichte und Tätigkeit des RKG gibt es jetzt den umfangreichen Ausstellungskatalog: Ingrid Scheurmann (Hrsg.), *Frieden durch Recht – Das Reichskammergericht von 1495 bis 1806*, Mainz 1994, mit Hinweisen auf die neuere Literatur.
- 17 Die Bestandsgeschichte behandeln Walther Latzke, *Das Archiv des Reichskammergerichts*, in: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (Germanistische Abteilung)* 78 (1961), S. 321–326; speziell für Südwestdeutschland: Sönke Lorenz, *Das Reichskammergericht. Ein Überblick für den angehenden Benutzer von Reichskammergerichtsakten über Geschichte, Rechtsgang und Archiv des Reichsgerichts mit besonderer Berücksichtigung des südwestdeutschen Raumes*, in: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 43 (1984), S. 175–203.
- 18 Friedrich Battenberg, *Reichskammergericht und Archivwesen – Zum Stand der Erschließung der Reichskammergerichtsakten*, in: Bernhard Diestelkamp (Hrsg.), *Das Reichskammergericht in der deutschen Geschichte (= Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 21)*, Köln, Wien 1990, S. 173–194 (178). Ende des 19. Jahrhunderts wurden die RKG-Injurienprozesse teilweise kassiert, frdl. Auskunft von Frau Dr. Götz, GLA Karlsruhe.
- 19 Rechtshistorisches Promotionsvorhaben bei Prof. Dr. Wolfgang Sellert, Göttingen.
- 20 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542 (Clossner/Offenburg, 1603); Nr. 1326 (Hofmann/Offenburg, 1608); Nr. 1327 (Hofmann/Offenburg, 1610); Nr. 1557 (Kastner/Baden und Offenburg, 1629); Nr. O 82 (alt) (Offenburg/Neuenstein, 1628). Die Akte Abt. 71 Nr. 172 (Baldauf/Offenburg, 1608) wurde kassiert, die Akte Nr. 543 (Clossner/Offenburg, 1603) ist seit ca. 1870 verloren, wurde aber nicht kassiert.
- 21 Volk (wie Anm. 7), S. 32.
- 22 Midelfort (wie Anm. 11), S. 208–209; zu den Ortenauer Verfolgungen auch Sabine Schleichert, *Vorderösterreich, Elsaß, Breisgau, Hagenau und Ortenau*, in: Lorenz, *Hexen* (wie Anm. 1), S. 219–228.
- 23 Volk (wie Anm. 7), S. 32–33.
- 24 Grundlegend zum RHR immer noch Oswald von Gschließer, *Der Reichshofrat – Bedeutung und Verfassung, Schicksal und Besetzung einer obersten Reichsbehörde von 1559 bis 1806 (= Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte des ehemaligen Österreich 33)*, Wien 1942; Überblick bei Peter Moraw, *Reichshofrat*, in: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, hrsg. von Adalbert Erler und Ekkehard Kaufmann, ab Bd. V mitherausgegeben von Dieter Werkmüller, Berlin 1971 ff. (HRG), Bd. IV (1990), Sp. 630–638.
- 25 Gregor Vetter, *Auszüge aus den Raths-Protokollen bey des heyl. Röm. Reichs-Statt Offenburg, Offenburg 1911*, S. 3.
- 26 Zur Bedeutung von Kommissionen im reichshofrätlichen Verfahren Wolfgang Sellert, *Prozeßgrundsätze und Stilis Curiae am Reichshofrat im Vergleich mit den gesetzlichen Grundlagen des reichskammergerichtlichen Verfahrens (= Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte NF 18)*, Aalen 1973, S. 194–216.
- 27 Friedrich Graf zu Fürstenberg und Heiligenberg läßt sich 1602 in einem Rechtsstreit mit der Stadt Überlingen und Abt Peter von Salmansweil nachweisen, in dem der Graf Konfiskationen nach Hexenprozessen durchführen wollte. Er scheint demnach in Hexensachen auf Seiten der Verfolger gestanden zu haben, bei Caspar Klock, *Consiliorum tomi III et adoptivorum consiliorum tomus unus*, 2. Auflage Nürnberg 1678, Tom. I, cons. XXIV, S. 399–408.
- 28 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück Q 15.
- 29 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück Q 15.
- 30 Sie werden in GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück Q 15, namentlich aufgeführt.

- 31 Art. 109 CCC, in: Gustav Radbruch/Arthur Kaufmann (Hrsg.), Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532 (Carolina), 6. Auflage Stuttgart, Ditzingen 1984. Zur Geltung der Carolina in Offenburg Josef Kohler, Die Carolina in den freien Reichsstädten Offenburg und Zell am Harmersbach, in: Archiv für Strafrecht und Strafprozeß (Goltdammers Archiv) 59 (1912), S. 218–224.
- 32 Im Gegensatz zum RKG hatte der RHR keinen festen Sitz, sondern tagte dort, wo der römisch-deutsche Kaiser jeweils residierte.
- 33 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück Q 15.
- 34 Manfred Uhlhorn, Der Mandatsprozeß sine clausula des Reichshofrats (= Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 22), Köln, Wien 1990, S. 111–112. Die Bezeichnung „lötiges Gold“ stellte klar, daß keine bestimmte Münzsorte zu zahlen war, sondern ein dem Münzgewicht entsprechender Wert (1 Mark = ca. 96 Reichstaler).
- 35 In Offenburg gab es vier Stettmeister, die dem sogenannten jungen Rat angehörten. Zusammen mit dem Zwölfer, dem alten Rat, bildeten die Stettmeister den gesamten reichsstädtischen Rat, Einzelheiten bei K. Walter, Beiträge zu einer Geschichte der Stadt Offenburg I. Heft: Geschichtliche Einleitung „Ortenau und Offenburg“, Offenburg 1880, S. XXXIX.
- 36 Das Berichtsschreiben erging am 11. März 1603, erwähnt in GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück Q 1.
- 37 RKG-Ordnung 1555 Teil 2 Titel XXVIII § 5 S. 2, in: Adolf Laufs (Hrsg.), Die Reichskammergerichtsordnung von 1555 (= Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 3), Köln, Wien 1976, S. 206.
- 38 Appellation: Rechtsmittel zur umfassenden Überprüfung unterinstanzlicher Urteile auch auf Verstöße gegen materielles Recht, Einzelheiten bei Georg Buchda, Appellation, in: HRG (wie Anm. 24), Bd. I (1971), Sp. 196–200.
- 39 § 95 des Reichsabschiedes von 1530.
- 40 Zur Nichtigkeitsklage Wolfgang Sellert/Peter Oestmann, Hexen- und Strafprozesse am Reichskammergericht, in: Scheurmann (wie Anm. 16), S. 328–335 (328–329).
- 41 Supplikation: Antrag des Klägers im RKG-Prozeß, das Verfahren förmlich zu eröffnen.
- 42 Nachweise bei Bernhard Diestelkamp, Das Reichskammergericht im Rechtsleben des 16. Jahrhunderts, in: Rechtsgeschichte als Kulturgeschichte – Festschrift für Adalbert Erler zum 70. Geburtstag, Aalen 1976, S. 435–480 (460–461).
- 43 Berichtsschreiben: Bevor das RKG ordentliche Prozesse durch eine förmliche Ladung eröffnete, erließ es bei Klagen gegen unmittelbare Reichsangehörige, also auch gegen Reichsstädte, zunächst oft sog. Berichtsschreiben. Völlig unbegründete Klagebegehren konnten auf diese Weise bereits im Vorfeld eines ordentlichen Verfahrens abgewiesen werden.
- 44 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück Q 23.
- 45 Bettina Dick, Die Entwicklung des Kameralprozesses nach den Ordnungen von 1495 bis 1555 (= Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 10), Köln, Wien 1981, S. 135.
- 46 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück Q 23.
- 47 „Despect“: Verachtung.
- 48 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück Q 1.
- 49 „Unholden“: Zeitgenössisches Synonym für Hexen.
- 50 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück Q 23.
- 51 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück Q 1.
- 52 Art. 44 CCC (wie Anm. 31).

- 53 Zu Art. 44 CCC Gerhard Schormann, Hexenprozesse in Deutschland, 2. Auflage Göttingen 1986, S. 45.
- 54 Art. 47 CCC (wie Anm. 31).
- 55 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück Q 1.
- 56 Zu den Compulsoriales Dick (wie Anm. 45), S. 202.
- 57 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück Q 1.
- 58 Vetter (wie Anm. 25), S. 3.
- 59 „Urgicht“: Geständnis.
- 60 Narratio des verlorengegangenen Mandats GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 543 (alt C 60). Teile des Mandats werden zitiert bei Paul Wigand, Das Reichskammergericht und die Hexenprozesse, in: Wetzlar'sche Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer 3 (1851), S. 73–82 (81–82).
- 61 Manfred Hinz, Mandatsprozeß, in: HRG (wie Anm. 24) III (1984), Sp. 232–240.
- 62 RKG 1555 Teil 2 Titel XXIII, in: Laufs (wie Anm. 37), S. 200–201.
- 63 Zur Person Wigands Battenberg (wie Anm. 18), S. 174–175; sowie Lorenz (wie Anm. 17), S. 177–178.
- 64 Wigand (wie Anm. 60), S. 80.
- 65 Wigand (wie Anm. 60), S. 81. – „von aller Tortur zu abstrahiren“: von allen weiteren Folterungen absehen.
- 66 Zur Unterscheidung von Advokaten und Prokuratoren Georg Buchda, Anwalt, in: HRG (wie Anm. 24), Bd. I (1971), S. 182–191.
- 67 Jakob Sprenger/Heinrich Institoris, Der Hexenhammer (Malleus Maleficarum), übersetzt und eingeleitet von J. W. R. Schmidt, 10. Auflage München 1991 des Nachdrucks der Ausgabe Berlin 1906, 3. Teil, 10. Frage, S. 65–68.
- 68 Fritz Byloff, Das Verbrechen der Zauberei (crimen magiae) – ein Beitrag zur Geschichte der Strafrechtspflege in Steiermark, Graz 1902, S. 211–222; Friedrich Merzbacher, Die Hexenprozesse in Franken, 2. Auflage München 1970, S. 102–105.
- 69 Ulrich Falk, Vom unzeitigen Rennen, sich Sperren und Disputieren. Eine Fallstudie zur Verteidigung im Hexenprozeß, in: Hartmut Lehmann/Otto Ulbricht (Hrsg.), Vom Unfug des Hexen-Processes – Gegner der Hexenverfolgungen von Johann Weyer bis Friedrich Spee (= Wolfenbütteler Forschungen 55), Wiesbaden 1992, S. 281–303.
- 70 Wörtlich: Bei den schwersten Delikten ist es wegen der Ungeheuerlichkeit des Verbrechens erlaubt, die Rechte zu überschreiten; bei Eberhard Schmidt, Einführung in die Geschichte der deutschen Strafrechtspflege. 3. Auflage Göttingen 1965, § 202, S. 210.
- 71 Hinrich Rüping, Grundriß der Strafrechtsgeschichte, 2. Auflage München 1991, S. 49–50; gute Zusammenfassung zum Hexenprozeß bei Sönke Lorenz, Der Hexenprozeß, in: Lorenz, Hexen (wie Anm. 1), S. 67–84.
- 72 Es war gerade das Verdienst der Carolina, die strenge Indizienlehre entwickelt zu haben; Wolfgang Sellert/Hinrich Rüping, Studien- und Quellenbuch zur Geschichte der deutschen Strafrechtspflege, Bd. 1, Aalen 1989, S. 208–209.
- 73 Aus GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück unquadr. Nr. 1+2, ist ersichtlich, daß die drei Frauen, die 1603 außer Barbara Pfeffinger in Hexenprozesse verwickelt waren, „Barbara Ferberin weylandt Herrn Philipps Bergers seeligen geweßnen Schultheißen (. . .) Catharinae Caspar Silberradts und Helenae Hannß Königs Haußfrawen alle vonn Offenburg“ hießen. Ob dies die drei Personen waren, die 1603/04 hingerichtet wurden, ist unklar; bei Volk (wie Anm. 7), S. 52–53, tauchen neben Frau König Hans Bluet-hards Frau sowie Barbara Hirn als Verbrennungsoffer auf. Falls Volk nicht irrte, könnte es also zwei Hinrichtungen mehr gegeben haben.
- 74 Midelfort (wie Anm. 11), S. 210.

- 75 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Protokollbuch, Expeditum vom 12. Dezember 1605. Die Kommission war bereits im November 1603 (Expeditum vom 14. November 1603) beantragt worden. Ihr Auftrag wurde am 6. Juni 1606 nochmals verlängert. Auch Wigand (wie Anm. 60), S. 80, erwähnt die Kommission. Sie wurde demnach im Rahmen des Nichtigkeits- sowie des Mandatsverfahrens tätig.
- 76 Dr. Sigismund Haffner wurde am 6. Februar 1594 RKG-Advokat, am 12. Januar 1597 RKG-Prokurator. Erwähnt bei Günther Groh, Das Personal des Reichskammergerichts in Speyer, I. Teil: Familienverhältnisse, in: Pfälzische Familien- und Wappenkunde II (1955–57), S. 101–111, 129–141, 151–194 (159).
- 77 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Protokollbuch vom 24. März 1607.
- 78 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Protokollbuch, Expeditum vom 7. Juli 1608.
- 79 Fristverlängerungen in GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Protokollbuch, Expedita vom 4. Dezember 1609, 17. April 1610, 26. August 1617, 12. Dezember 1617.
- 80 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Protokollbuch, Expeditum vom 26. August 1617.
- 81 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Protokollbuch, Expeditum vom 28. Juni 1622.
- 82 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 17. Januar 1609, unpaginiert.
- 83 HStA Hannover Best. Hann. 27 Hildesheim Nr. M 4739 a, Aktenstück Q 7; GLA Karlsruhe Abt. 61 Nr. 5047, Band IV, Bl. 046; LHA Schwerin Best. Acta constitutionum et edictorum Nr. 1983, Bl. 305.
- 84 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Protokollbuch, Expeditum vom 28. Juni 1622.
- 85 Vermutlich endete der (verlorengegangene) Mandatsprozeß bereits 1614. Die Akte des Nichtigkeitsprozesses enthält nämlich zwei Protokollbücher, von denen eines 1614 abbricht.
- 86 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Protokollbuch, Expeditum vom 6. Juli 1624. – Die RKG-Urteilsbücher sind erst ab 1684 erhalten, vgl. Gerhard Granier/Josef Henke/Klaus Oldenhege, Das Bundesarchiv und seine Bestände (= Schriften des Bundesarchivs 10), 3. Auflage Boppard 1977, S. 4. In den Offenburger Ratsprotokollen ist der Zugang der RKG-Entscheidung auch nicht vermerkt.
- 87 Midelfort (wie Anm. 11), S. 127.
- 88 Ihr Prozeß wird in der klägerischen Fallschilderung im Prozeß Clossner als Musterbeispiel eines rechtswidrigen Offenburger Hexenprozesses genannt: GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück Q 1. Im Zusammenhang mit diesem Verfahren steht auch die Inquisition gegen eine Catharina Silberrad, die in einem RKG-Zwischenurteil vom 26. August 1617 genannt wird.
- 89 Eine Ausfertigung des Kommissionsabschiedes wurde am 17. August 1603 in Speyer vorgelegt: GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542, Aktenstück Q 15.
- 90 Baschwitz (wie Anm. 15), S. 250–251.
- 91 Rudolf Smend, Das Reichskammergericht. Erster Teil: Geschichte und Verfassung (= Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit IV 3), Weimar 1911, S. 195–196.
- 92 Diestelkamp (wie Anm. 42), S. 457–459; Beispiele bei Smend (wie Anm. 91), S. 164 Fn. 3.
- 93 Midelfort (wie Anm. 11), S. 211.
- 94 Volk (wie Anm. 7), S. 53.
- 95 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 13. Juni 1608, S. 516. – Bei Volk (wie Anm. 7), S. 53, wird Baldauf als Schwiegersohn Fehrs bezeichnet.
- 96 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 13. Juni 1608, S. 516. – Bei den Besagungen kann es sich nicht um aktuelle Offenburger Bezüchtigungen gehandelt haben, da vor 1608 ja längere Zeit keine Prozesse stattgefunden hatten. Vermutlich handelte es

- sich um allgemeine Gerüchte und Denunziationen, da auch eine Verwandte Fehrs bereits Ende des 16. Jahrhunderts verbrannt worden war, vgl. Volk (wie Anm. 7), S. 32.
- 97 Volk (wie Anm. 7), S. 53; Soldan/Heppe (wie Anm. 15), Bd. II, S. 77; Baschwitz (wie Anm. 15), S. 248.
- 98 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 7. Juni 1608, S. 513.
- 99 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 13. Juni 1608, S. 516.
- 100 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 13. Juni 1608, S. 516.
- 101 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 18. Juni 1608, S. 518.
- 102 Baschwitz (wie Anm. 15), S. 248.
- 103 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 10. Juli 1608, S. 534.
- 104 „Meine Herren“: in den Offenburger Ratsprotokollen Bezeichnung für den Rat.
- 105 „Exceptiones“: Verteidigungsschrift der RKG-Beklagten.
- 106 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 4. August 1608, S. 543.
- 107 Er ist bereits 1592 als Offenburger RKG-Prokurator bezeugt, vgl. Vetter (wie Anm. 25), S. 50. Auch im RKG-Prozeß Clossner (GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 542) ist er ab der ersten Audienz (16. Mai 1603) für Offenburg tätig. Philipp Seiblin war bereits am 7. März 1552 RKG-Advokat und am 7. November 1552 RKG-Prokurator geworden (Groh (wie Anm. 76), S. 181). Er muß also sehr alt geworden sein.
- 108 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 13. September 1608, S. 560.
- 109 Zur Trennung in ein Extrajudizial- und ein Judizialverfahren Dick (wie Anm. 45), S. 148–150.
- 110 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 17. September 1608, S. 565. – Eine RKG-Akte zum Prozeß Ott/Offenburg existiert nicht.
- 111 „Inter examinandum“: während des Verhörs; gemeint ist: während der Folter.
- 112 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 19. September 1608, S. 568.
- 113 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 24. September 1608, S. 571.
- 114 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 26. September 1608, S. 573.
- 115 Inwieweit dieser Prozeß Bezüge zu den anderen Hexenprozessen aufweist, ist unklar. Am 26. September wird der Streitgegenstand mit „Relaxation“ angegeben, am 2. Oktober mit „relaxando Arresto personal“.
- 116 „Injurie“: Ehrverletzung, Beleidigung.
- 117 RKG-Akten zu den Prozessen Fehr, Ott und Sorge haben sich nicht erhalten. Die Prozeßakte Baldauf/Offenburg (GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 172) war im Badischen Special-Repertorium noch aufgeführt worden. Nachdem der zutreffende Streitgegenstand „Zulassung eines Defensors“ fälschlich in „Injurien“ geändert worden war, wurde die Akte im 19. Jahrhundert zusammen mit anderen Injurienprozessen kassiert.
- 118 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 27. September 1608, S. 573–574.
- 119 Ein Fall, in dem ein Ehemann tatsächlich seine RKG-Klage zurücknahm, nachdem seine Frau ein Hexerei-Geständnis abgelegt hatte, findet sich in HStA Stuttgart Best. C 3 Bü 720, Brief des Conrad Dietther vom 20. Februar 1594.
- 120 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 30. September 1608, S. 575.
- 121 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 1. Oktober 1608, S. 578.
- 122 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 2. Oktober 1608, S. 579.
- 123 RKG-Präsident seit 18. November 1595, bei Groh (wie Anm. 76), S. 156.
- 124 Aufgrund der ihr abgefolterten Besagungen war die Prozeßwelle von 1608 überhaupt erst in Gang gekommen, Volk (wie Anm. 7), S. 53–54. Die besagten Frauen waren Anfang August bereits teilweise hingerichtet worden. Wegen der RKG-Klage Fehrs scheint Offenburg vor einer Verbrennung Maria Linderins zunächst zurückgeschreckt zu sein.
- 125 „insinuiert“: zugestellt, verkündet.



- 126 Der Rat beschäftigte sich am 2. Oktober außerdem mit dem Fall Sorge. In diesen Prozeß war anscheinend die kaiserliche Kommission, möglicherweise der erwähnte Graf Sulz, verwickelt. Die Akte sollte nach dem Willen des Rates vorsichtshalber noch nicht „nacher den Kay: hoff abgefertigt“ werden, damit man nicht „Ihrer M[a]y[estät]t hierinnen vohrgriffe“, StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 2. Oktober 1608, S. 580.
- 127 „liberum Accessum et Recessum“: freien Zu- und Abgang, also Aufhebung der Isolierhaft.
- 128 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 4. Oktober 1608, S. 581.
- 129 Die Bezeichnung als Urteil im Ratsprotokoll vom 4. Oktober ist terminologisch falsch. In späteren Eintragungen benennt Offenburg die RKG-Entscheidung dann zutreffend als Mandat.
- 130 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 4. Oktober 1608, S. 581.
- 131 Volk (wie Anm. 7), S. 54.
- 132 Das Mandat erwähnt Volk gar nicht, obwohl ihm der Eintrag bei seiner chronologischen Durchsicht der Ratsprotokolle eigentlich nicht entgangen sein kann.
- 133 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 6. Oktober 1608, S. 582.
- 134 Das Berichtsverfahren ging einem förmlichen RKG-Verfahren ja voraus.
- 135 Bei Wolfgang Behringer, Hexen und Hexenprozesse, 2. Auflage München 1993, Nr. 188, S. 311–312.
- 136 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 13. Oktober 1608, S. 600.
- 137 „Calumnirn“: verunglimpfen.
- 138 „Vindicirn“: rechtlich gegen das Mandat vorgehen.
- 139 „Impetrant“: Kläger.
- 140 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 13. Oktober 1608, S. 601.
- 141 Volk (wie Anm. 7), S. 54.
- 142 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 17. Dezember 1608, S. 615.
- 143 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 13. Oktober 1608, S. 601, vgl. auch S. 585.
- 144 Licentiat: akademischer Grad als Zeichen einer abgeschlossenen Juristenausbildung, im Gegensatz zum Dokortitel kostenlos, Einzelheiten bei Karl Kroeschell, Deutsche Rechtsgeschichte II (1250–1650), 8. Auflage Opladen 1992, S. 48–49.
- 145 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 17. Oktober 1608, S. 603. – „grauiren“: beschweren.
- 146 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 31. Oktober 1608, S. 613.
- 147 Im Bestand B 36 (Rechtswissenschaftliche Fakultät) des UnivA Freiburg, ließ sich kein Gutachten hierzu finden; freundliche Mitteilung von Frau D. Kicherer, UnivA Freiburg.
- 148 Die Eintragungen zwischen dem 10. November und 17. Dezember 1608 fehlen.
- 149 RKGO 1555, Teil 3 Tit. LI, in: Laufs (wie Anm. 37), S. 274.
- 150 Wolfgang Sellert, Revision, Supplikation, in: HRG (wie Anm. 24), Bd. IV (1990), Sp. 958–961.
- 151 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 1326, Aktenstück Q 1.
- 152 Soldan/Heppe (wie Anm. 15), Bd. II, S. 110.
- 153 Art. 31 § „Erstlich“ CCC (wie Anm. 31).
- 154 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 1326, Aktenstück Q 1.
- 155 Merzbacher (wie Anm. 68), S. 147.
- 156 StA Marburg Best. 255 Nr. B 71; ein Beispiel auch bei Marielies Saatkamp, Bekandt daß sie ein Zaubersche were – Zur Geschichte der Hexenverfolgungen im Westmünsterland (= Westmünsterland. Quellen und Studien 2), Vreden 1993, S. 99.

- 157 „Suggerirt“: eingeflüstert, vorgetäuscht. – Die Carolina bestimmte in Art. 56 CCC „Keynem gefangen die vmbstende der missethat vor zusagen, sonder jn die gantz von jm selbst sagen lassen“. Gegen dieses Verbot der Suggestivfragen wurde in Hexenprozessen häufig verstoßen.
- 158 „Purgation“: Reinigung, Verteidigung.
- 159 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 1326, Aktenstück Q 1.
- 160 In der RKG-Akte wird das Erkennungsdatum mit 11. Oktober 1608 angegeben, die Verkündung auf den 13. Oktober datiert. Wegen der unterschiedlichen in Deutschland geltenden Kalender gibt es zwischen den RKG-Daten und den Eintragungen im Offenburger Ratsprotokoll jeweils 10 Tage Differenz.
- 161 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 24. Oktober 1608, S. 604.
- 162 Soldan/Heppe (wie Anm. 15), Bd. II, S. 110.
- 163 StadtA Offenburg Best. 10/30/3: Ratsprotokoll vom 27. Oktober 1608, S. 610.
- 164 Volk (wie Anm. 7), S. 55.
- 165 Soldan/Heppe (wie Anm. 15), Bd. II, S. 109–110.
- 166 Volk (wie Anm. 7), S. 55.
- 167 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 1326, Protokollbuch, Expeditum vom 12. Dezember 1609.
- 168 Zur Paritoria Uhlhorn (wie Anm. 34), S. 149–154.
- 169 StadtA Offenburg Best. 10/30/4: Ratsprotokoll vom 13. Januar 1610, Bl. 100–106.
- 170 Adrian Gylmann, Symphorematis Supplicationum, pro Processibus, super omnibus ac singulis Imperii Romani Constitutionibus, in supremo Camerae Imperialis Auditorio impetrandis, Frankfurt 1610–1630, Tom. III, S. 203–204.
- 171 „De mitigando de carcere“: zur Milderung des Gefängnisses.
- 172 „Custodien“: Verwahrung.
- 173 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 1326, Aktenstück Q 28. Das Datum bezieht sich auf den in Speyer geltenden alten Kalender.
- 174 StadtA Offenburg Best. 10/30/4: Ratsprotokoll vom 19. Juli 1610, Bl. 176 R; bei Volk (wie Anm. 7), S. 56, heißt der Mediziner „Dr. Heidenreich“.
- 175 StadtA Offenburg Best. 10/30/4: Ratsprotokoll vom 26. Juli 1610, Bl. 181.
- 176 Volk (wie Anm. 7), S. 56.
- 177 StadtA Offenburg Best. 10/30/4: Ratsprotokoll vom 26. Juli 1610, Bl. 181.
- 178 Volk (wie Anm. 7), S. 57, spricht vom Irrenhaus.
- 179 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 1327, Aktenstück Q 1.
- 180 „Per sententiam paritionis“: durch Paritionsurteil, also den Befehl an die Beklagten, sich an das Mandat zu halten.
- 181 „Improbirt“: zurückgewiesen, mißbilligt.
- 182 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 1327, Aktenstück Q 1.
- 183 StadtA Lemgo A 3677, Aktenstück „Ferner unterthänigste Supplication“, Beschwerdepunkte Nr. 4–5.
- 184 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 1327, Aktenstück Q 1. – Bei den Indizien, die Dr. Rosa am 13. Januar 1610 ausgehändigt worden waren, muß es sich demnach um unvollständige Aktenauszüge gehandelt haben.
- 185 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 1327, Aktenstück Q 1.
- 186 Soldan/Heppe (wie Anm. 15), Bd. II, S. 112.
- 187 Baschwitz (wie Anm. 15), S. 250.
- 188 Audienz: öffentliche Sitzung des RKG, auf der die Prokuratoren die Schriftsätze überreichten.
- 189 Lic. Martin Kuhn, RKG-Prokurator seit 20. August 1604, bei Groh (wie Anm. 76), S. 135.

- 190 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 1327, Protokollbuch vom 25. Februar 1611.
- 191 So Volk (wie Anm. 7), S. 57, dessen Angabe, sie sei im April 1611 gestorben, freilich nicht zutreffen kann.
- 192 Baschwitz (wie Anm. 15), S. 250.
- 193 Diestelkamp (wie Anm. 42), S. 478–480.
- 194 Volk (wie Anm. 7), S. 57.
- 195 Midelfort (wie Anm. 11), S. 216–218.
- 196 Schreiber (wie Anm. 3), S. 43.
- 197 Volk (wie Anm. 7), S. 52–53; 53–57; 58–89.
- 198 Midelfort (wie Anm. 11), S. 126–131.
- 199 Volk (wie Anm. 7), S. 58.
- 200 So im Falle der Cleophe Betzlerin, Volk (wie Anm. 7), S. 59.
- 201 Volk (wie Anm. 7), S. 64–66.
- 202 Johann Looshorn, Die Geschichte des Bisthums Bamberg, VI. Band: Das Bisthum Bamberg von 1623–1729, Bamberg 1906, S. 41.
- 203 Die zitierten Entscheidungen ergingen in den Prozessen Leyendecker/Dormael sowie Walraff/Dormael, Akten im Rijksarchief Limburg-Maastricht Best. Archief Rijkskamergerecht Wetzlar inv. nr. L 130; HStA Düsseldorf RKG Nr. W 243/777, W 244/778.
- 204 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 571 (Decker); 1164 (Haug); W 61 (alt) (Weinhag).
- 205 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 1558, Aktenstück Q 1.
- 206 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. 1558, Aktenstück Q 1; Nr. 1557, Aktenstück Q 1.
- 207 Der Bote selbst gab in seiner Relation das Datum wiederum „stylo veteri“, also nach dem alten Kalender an: 21. Februar 1629.
- 208 StadtA Offenburg Best. 10/30/10: Ratsprotokoll vom 5. März 1629, Bl. 475–475 R.
- 209 StadtA Offenburg Best. 10/30/10: Ratsprotokoll vom 12. März 1629, Bl. 480.
- 210 StadtA Offenburg Best. 10/30/10: Ratsprotokoll vom 4. Januar 1628, Bl. 290.
- 211 StadtA Offenburg Best. 10/30/10: Ratsprotokoll vom 12. Januar 1628, Bl. 292 R.
- 212 StadtA Offenburg Best. 10/30/10: Ratsprotokoll vom 12. Januar 1629, Bl. 452; ausführlich bei Volk (wie Anm. 7), S. 70–71.
- 213 Ausführlich zur Urfehde St. Chr. Saar, Urfehde, in: HRG (wie Anm. 24), Bd. V (35. Lieferung 1993), Sp. 562–570; Merzbacher (wie Anm. 68), S. 161–162.
- 214 Vermutlich gelangte dieser Prozeß nicht in das Judizialstadium, so daß das RKG ohnehin keine Akte anlegte; zur Führung der Prozeßakten Filippo Ranieri, Recht und Gesellschaft im Zeitalter der Rezeption (= Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 17), Köln, Wien 1985, Bd. I, S. 77.
- 215 StadtA Offenburg Best. 10/30/10: Ratsprotokoll vom 26. März 1629, Bl. 486 R.
- 216 StadtA Offenburg Best. 10/30/10: Ratsprotokoll vom 1. Juni 1629, Bl. 514.
- 217 Volk (wie Anm. 7), S. 71.
- 218 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. O 82 (alt), Aktenstück Q 2 = Abt. 119 Nr. 1102, Dokument 2.
- 219 „Contra iuris ordinem“: gegen die Ordnung des Rechts.
- 220 GLA Karlsruhe Abt. 71 Nr. O 82, Aktenstück Q 2.
- 221 Kähni, Verbrechen (wie Anm. 9), S. 85; ders., Offenburg (wie Anm. 9), S. 75.
- 222 Volk (wie Anm. 7), S. 89.
- 223 Midelfort (wie Anm. 11), S. 131.
- 224 Kähni, Verbrechen (wie Anm. 9), S. 84.
- 225 Volk (wie Anm. 7), S. 87.
- 226 Sie wurden unter Hausarrest gestellt, Volk (wie Anm. 7), S. 88.

- 227 Midelfort (wie Anm. 11), S. 130.
- 228 Volk (wie Anm. 7), S. 90.
- 229 Midelfort (wie Anm. 11), S. 131.
- 230 Baschwitz (wie Anm. 15), S. 251.
- 231 Quantifizierung bei Midelfort (wie Anm. 11), S. 209–218.
- 232 Zur Kostentragungspflicht ausführlich Wolfgang Sellert, Die Akzessorietät von Kostentragung und Prozeßerfolg. Ein historisches Problem von aktueller Bedeutung, in: Festschrift für Adalbert Erler (wie Anm. 42), S. 509–537, zum RKG insbesondere S. 521–529.

# Die Schlacht bei Ettenheim 1637 und die Vernichtung der Stadt

*Hubert Kewitz*

Im beginnenden September 1637 verbrannte zum Auftakt der Schlacht an der Unditz Herzog Bernhard von Weimar die Stadt Ettenheim. Dieses Jahr 1637 ist wohl das wichtigste Datum, die große Zäsur in der Stadtgeschichte. Der junge, genialische deutsche Fürst im Solde Frankreichs<sup>1</sup> vernichtete das in tausend Jahren mittelalterlicher Geschichte gewachsene Stadtbild, und im Brand des Rathauses, eines damals erst vor wenigen Jahrzehnten in schönen Renaissanceformen erneuerten spätgotischen Steinbaus, ging auch das unersetzliche alte Archiv zugrunde.

Das Geschehen jener heißen Spätsommertage ist eher unzureichend überliefert. Von Thomas Mallinger, Kaplan beim Basler Domkapitel in Freiburg, stammt die berühmte Nachricht, am 5. September 1637 sei „das Stättlin Ethenheim bis an 3 Heüser verbrennt“<sup>2</sup>. Mallingers Tagebücher sind aber erst 1660 in einer Reinschrift zusammengestellt; sie sind auch nicht frei von Fehlern. Die einprägsame Tradition von den drei Häusern aber hielt sich. Ettenheims Chronist Machleid schreibt 1759: „Statt Ettenheim brunst. 1637 ist die ganze statt Ettenheim Von schweden abgebrant worden biß auff den Spital und des Simon Knieß hauß, das schlaghaus, das alte und Cornelius beckhen hauß oder deß nillißen hauß außgenommen, die Bein allein stehn bliben.“<sup>3</sup>

Die Stadtbeschreibung von 1721 im Stadtarchiv erlaubt uns, festzustellen, welche (vier) Häuser Machleid meinte: das Spital, eines Simon Knies Haus in der Hinteren Gasse (Friedrichstraße), das Schlaghaus (Schlachthaus) am Bach beim Unteren Tor und des Küfers Cornelius Beck Haus am Bach neben dem Schlaghaus. Die Namen der Eigentümer sind die aus Machleids Zeit. Nach J.B. Ferdinand<sup>4</sup> galten später das Haus Störk in der Kirchstraße (mit dem Wappen von Abt Heubler) und ein Vorgängerbau der Bäckerei Kollofrath in der Vorstadt als die übriggebliebenen Privathäuser.

Das kriegsübliche Verfahren der Brandstiftung geschah wohl gründlich, vor allem beim Fachwerk, weniger bei den Steinbauten, deren Mauern stehenblieben und die zu erneuern waren. Zu vermuten ist auch, daß die Feuerleger an jenem Nachmittag nicht allzulange tätig gewesen sein können und ihnen manches entging. Wir wissen, daß das Amtshaus in wesentlichen Teilen erhalten geblieben ist und daß auch die alte Kirche auf dem Berg erst im folgenden Jahre 1638 verbrannte, wie uns 1651 Pater Arbo-

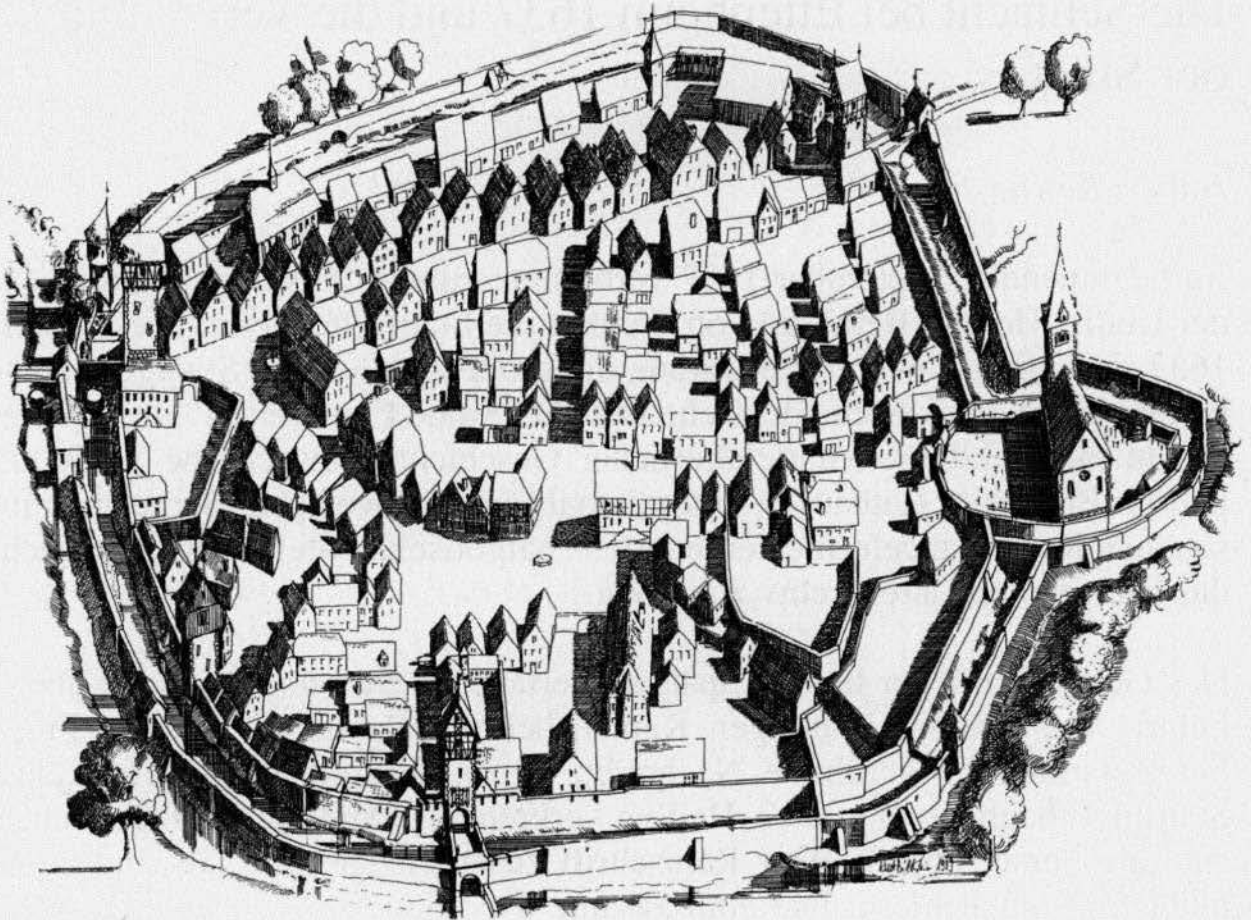


Abb. 1: Die Stadt vor der Zerstörung (Rekonstruktion: K. Bildstein)

gast Arnold in seiner „Annotatio memorialis“ (Pfarrarchiv) glaubwürdig berichtet. Wir wissen, daß im Sommer 1638, vor der großen Schlacht bei Wittenweier, Herzog Bernhard noch einmal Ettenheim und Mahlberg berührt hat<sup>5</sup>.

### *Die Schlacht in Herzog Bernhards Darstellung*

Auch die Datierung der Schlacht ist ungenau. Einige schreiben, sie habe am 25. August/4. September stattgefunden; andere plädieren für den 26. August/5. September<sup>6</sup>; doch dürfte der 4. September im Anschluß an die Hauptquellen richtig sein. (Die doppelten Monatsangaben rühren daher, daß die protestantischen Staaten, auch Schweden, noch nach der alten Zeitrechnung lebten, während die katholischen Gebiete, auch das Bistum Straßburg und mit ihm Ettenheim, sich schon länger der gregorianischen Kalenderreform von 1582 angeschlossen hatten.)

Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, gerade dreiunddreißig Jahre alt geworden, ebenso fähig wie ehrgeizig, auf ein eigenes oberrheinisches

Fürstentum bedacht, saß seit dem 11. August mit der ganzen Armee in seinem meisterhaft verschanzten, sehr starken Wittenweierer Lager auf den Rhein/Elzinseln unterhalb von Kappel. Es war ein intelligentes System von Bohlenbrücke, Schiffsbrücke und starken Schanzen. Der bayrische General Johann von Werth<sup>7</sup> hatte es aus Richtung Offenburg her schon zweimal vergeblich unter großen Verlusten angegriffen.

Dann, am 1. September, zog der Weimarer, der französische Verstärkungen erhalten hatte, mit 600 Mann und Geschützen aus zur Belagerung des strategisch wichtigen, den Weg nach dem kaiserlichen Breisach beherrschenden Kenzingen und nahm vorher auf dem Weg Mahlberg und Ettenheim ein. In Ettenheim fand er keinen Menschen mehr, denn alles hatte sich nach dem besser befestigten Kenzingen abgesetzt<sup>8</sup>, wohl aber einen „stattlichen vorrath an allerlei Vivern (Lebensmitteln), sonderlich an wein und Früchten“<sup>9</sup>. Das kam Bernhard zupaß, der in seinem „Wasserloch“ am Rhein sehr an Mangel zu leiden begonnen hatte.

Die Hauptquelle für die Schlacht „auf dem Ettenheimer Felde“ ist ein (französisch geschriebener) Brief Bernhards, den er am 28. August/7. September (einem Montag) aus dem Lager von Wittenweier an Kardinal Richelieu geschrieben hat. Sein Gegner war wieder der ihm nicht unebenbürtige Johann von Werth. Die Zerstörung Ettenheims wird von Bernhard nicht erwähnt, doch stimmen die anderen Nachrichten darin überein, daß er am Tage des Treffens (4. September), als er auf dem südlichen Ettenbachufer Aufstellung nahm, den Ort anzündete, um seine rechte Flanke frei zu behalten.

Bernhard von Weimar schreibt:

*„Ich wollte, Monsieur, dem Feind ein Treffen aufzwingen und habe deshalb Kenzingen mit 600 Fußsoldaten und etwas Geschütz angefangen zu belagern, in der Erwägung, daß dieser Ort, der ansehnlich und sehr wichtig ist, da er den Weg von Breisach zum feindlichen Lager (bei Friesenheim) beherrscht, den Feind zwingen würde, zu Hilfe herbeizukommen. Das tat er denn auch am selben Tag, nämlich letzten Freitag (am 4. September), und umso leichter, als er am Tag zuvor eine Verstärkung von elf Regimentern Kroaten unter Isolani<sup>10</sup> erhalten hatte, wogegen ich Eurer Eminenz nur fünf zugeführt habe.*

*Ich versammelte ungeduldig alle meine Streitkräfte, um einen Schlag auszuführen und den Feind in die Flucht zu schlagen. Ich fand ihn nahe bei einem Bach, der an Ettenheim vorüber bei dem befestigten Ort Kappel in den Fluß Elz fließt. Ich nahm dort eine vorteilhafte Stellung ein, während der Feind unter dem Einsatz seiner Infanterie und Kanonen versuchte, die Passage über den Bach zu erzwingen. Ich überließ ihm den Übergang, in der Hoffnung, er würde in der Hitze des Kampfes mein taktisches Zurückgehen für einen Rückzug halten.*

*Sobald ich sah, daß zwei Korps seiner Infanterie und vier Regimenter Kürassiere mit allen seinen Kroaten und Dragonern herüber waren, ließ ich meine Avantgarde umdrehen. Sie bestand aus vier Regimentern meiner (der weimarischen) Kavallerie und zwei Regimentern französischer Infanterie, die von Du Hallier befehligt waren. Er führte sie mit solcher Klugheit und solchem Mut, daß er den Feind in Unordnung und Verwirrung ins Wasser zurückwarf, eine sehr große Anzahl von Offizieren und Soldaten tötete und einige Gefangene machte. Sie wären allesamt verloren gewesen ohne die Nacht, die hereinbrach. Als ich an dieser Stelle nicht mehr über den Bach hinüberkommen konnte, ging ich eine Meile höher (plus haut) am Wasser hinauf<sup>11</sup>, um dort einen anderen Übergang zu finden und meinen Sieg zu vollenden.*

*Als der Tag (der 5. September) anbrach, befand ich mich zwischen ihrem Lager und dem Ort, wo sie am Abend vorher gewesen waren. Da sie aber durch ihre Kuriere von meinem Marsch unterrichtet waren, zogen sie sich voller Hast in ein kleines Tal zurück, wo ich noch ihre Nachhut antraf, die ich mit der von Sieur De la Mothe-Odancour geführten Infanterie angriff, die sie von neuem in Unordnung versetzte. Aber das Gros ihrer Truppe, das schon auf der Anhöhe war, behielt kühlen Kopf und gab ihnen Zeit, sich dorthin zurückzuziehen. Ich aber hatte mein großes Geschütz herangebracht, von dem ich eine ziemliche Anzahl beisammen hatte und beschloß sie drei Stunden lang, bis sie sich in großer Konfusion nach ihrem Lager zurückzogen.*

*Ich setzte ihnen nach Kräften nach, sah dann aber, daß meine Leute und die Pferde durch den vier Tage dauernden Kampf sehr erschöpft waren und hielt es auch nicht für angebracht, die Belagerung (von Kenzingen) fortzusetzen, bei der ich auf keinen Erfolg hoffen konnte ohne den Verlust vieler Mannschaft, den ich nicht verkraften könnte, da ich schon sehr geschwächt bin.“*

Soweit Bernhards Bericht. Seine Truppen, besonders die Kavallerie, waren außerordentlich mitgenommen. Auch nach der Rückkehr ins Rheinlager konnten die Pferde aus Mangel an Fourage kaum gefüttert werden. „Sie begannen haufenweise zu fallen.“ Die Mannschaften litten an Hunger und unter der drückenden Hitze; ansteckende Krankheiten breiteten sich aus<sup>12</sup>. Die kaiserlichen Truppen stellten jetzt die Schlacht bei Ettenheim als Erfolg dar, da sie den Fall Kenzingens verhindert hätten. Es war der in der Kriegsgeschichte nicht seltene Fall, daß beide Seiten gewonnen hatten.

### *Eine kaiserliche Flugschrift*

Sehr viel reicher im Detail als Bernhards noch atemloser erster Bericht ist der „Kurtze Innhalt vnd Beschreybung“, eine offiziöse Druckschrift von 1637, die aus kaiserlicher Sicht im Faktischen zuverlässig Herzog Bern-



hards Unternehmungen am Oberrhein von August bis November 1637 schildert.

Danach befand sich das Lager des kaiserlichen und bayrischen Fußvolkes in Offenburg; Johann von Werth selbst blieb im Kloster Schuttern und in Friesenheim. Um den 26. August (besser: am 1. September)<sup>13</sup> zog Bernhard „mit seiner gantze Armaden“ vor Mahlberg; der Kommandant übergab sofort das Schloß und wurde im Hauptquartier zu Friesenheim von den Seinen „gantz schlecht empfangen“.

Anschließend bemächtigte sich Bernhard „des Stättels Ettenheimb“. Dort lag ein Leutnant mit 20 Mann kaiserlicher Soldaten, der sich „in einen Thurn saluiert vnd bey der Nacht durch die Weinberg nacher Kentzingen“ in Sicherheit bringt.

Am 2. September war Bernhard vor Kenzingen, führte seine Geschütze dorthin und beschoß am 4. September<sup>14</sup> die Stadt beim Spitaltor.

Am 3. September, 9 Uhr abends, brach Johann von Werth auf und konzentrierte bis Mitternacht Fußvolk, Reiter und Geschütz auf dem Sammelplatz in Lahr. Er nahm, um unbemerkt zu bleiben, den Weg von Lahr nach Sulz und über den Berg und war gegen Mittag des 4. September auf dem Berg, wo man auf die Geschütze wartete. Seine Kroaten stießen hinunter auf Schmieheim vor, und leichte Kavallerie erschien oberhalb von Ettenheim „unter den Berg“, der aber von den Schweden „mit Fueß vnd Pferdt“ stark verteidigt wurde.

Sobald die Kaiserlichen in Schmieheim erschienen, zog Bernhard Geschütz und Truppen von Kenzingen „in grosser eyl“ ab. Gleichzeitig, also ab Mittag des 4. September, ließ er „das Stättle Ettenheimb allenthalben in Brandt stecken / welches dann folgendt die gantze Nacht gebrannt / das nichts als allein die Kirche auffrecht gebliben“.

Man berichtete jetzt dem Johann von Werth, der Feind habe sich mit zehn Regimentern im Feld unter Ettenheim, „an der Landtwöhr“, aufgestellt, wo besonders das Zollhaus stark besetzt sei. Er faßte den Entschluß, ihn dort anzugreifen und kommandierte „etlich hundert leichte Pferdt / neben zweyhundert Musquetierer / vnd 2. Feldstucken“ dorthin ab. Sie schlugen denn auch im ersten Ansturm den Feind aus der Stellung beim Zollhaus. Bernhard aber führte Truppen „zue Fueß vnd Pferdt“ heran und stellte auch zwei Geschütze am Fuß des Rötelbergs auf. Es entspann sich auf einige Stunden hin<sup>15</sup> ein Scharmützel längs der Linie der Landwehr und des Ettenbachs, die Johann von Werth dann überschritt und vierhundert Kroaten

**Was massen Hertzog**  
Bernharde von Weynmar/ vnnnd desß  
Königs in Franckreich Kriegsvolck zu Pferdt vnd Fuesß/  
zu Früehlings Zeiten desß 1637. Jahrs/ in das Elßaß geseht/ des  
Landes sich bemächtiget/ vil Stättel erobert/ vnd verbrennt/ vnd dann bey  
Rheinaw ein Brucken vber Rhein geschlagen/ vber dieselbe geseht: Auch  
was massen Ihme Hertzog mit der Kayß. vnd Bayerischen Armee begeg-  
net/ vnderschiedliche mahl getroffen/ gescharmüñtert/ vnd er leifflich wider-  
rumb sampt der Frankösischen Macht vber Rhein getriben/ die  
Schanzen erobert/ die Schiffbrucken ruinirt, vnd alle  
vornemme Frankösische Kriegs Officier  
gefangen worden.

**Sampt einem Abrisz auff Kupffer ge-**  
stochen/ wie die Schanzen vnd Brucken an  
dem Rhein gebawen/ vnd angegriffen  
worden.



Abb. 2: Kaiserliche Flugschrift von 1637

über die Brücke beim Zollhaus schickte, um den Schweden die beiden Ge-  
schütze am Rötelberg abzunehmen. Es gelang Bernhard aber, die Stücke  
zurückzuführen und seine Macht „inn das Veldt vor seinem Läger bey  
Rinßheimb“ zu sammeln. Johann von Werth ließ inzwischen noch mehrere  
Regimente „Vber den Paß“ (bei Sulz) führen, um einen möglichen Gegen-  
stoß auffangen zu können.

„Es fangte schon an etwas dunckel zu werden (also Anfang September etwa gegen acht Uhr) / da befahle Johann von Wöhrdt / die Crabaten sollten den Angriff thun“. Als sie aber vorrückten, wurden sie auf ihrem linken Flügel von viel Musketieren, die auf dem Vorberg „vnder den Hecken vnd Weinbergen“ in Deckung lagen, stark beschossen und wichen auf ihre rechte Seite hin aus. Als sie das schwedische Lager vor Ringsheim angriffen, brach der Feind sofort „mit geschlossener Ordnung“ auf sie heraus. Sie gingen fluchtartig zurück und brachten auch die ihnen folgenden kaiserlichen und bayrischen Kürassiere „in eine zimbliche confusion“.

Es kam zu einem erbitterten Nahkampf, so „das die Pistolen vnd Köpff der Pferdt beederseits auff einander gestossen“. Da einige kaiserliche Regimenter sich im Anmarsch auf die Brücke beim Zollhaus befanden und in die Verwirrung hineingezogen zu werden drohten, begab sich Johann von Werth selbst an Ort und Stelle, um im „hin vnd wider reütten“ dem Kriegsvolk zuzusprechen und die Lage unter Kontrolle zu bringen. Dabei fiel er in einen Graben und geriet unter sein Pferd. Inzwischen war es Nacht geworden, doch einer seiner Reiter sah des Feldherrn mißliche Lage, zog ihn unter dem Pferd hervor und setzte ihn auf sein eigenes Roß. Das Pferd von Werths brachte er dann auch aus dem Graben, bestieg es und beteiligte sich am Gefecht, bis es ihm unterm Sattel erschossen wurde und er sich zu Fuß retten mußte.

Der starke Druck der Weimarischen hielt noch einige Zeit an, doch konnte Johann von Werths Fußvolk beim Zollhaus den Ansturm abweisen, bis die eigene Reiterei sich wieder gesammelt hatte und schließlich das Feld behauptete. Es habe, sagt der kaiserliche Bericht, bei diesem Treffen wenig Tote gegeben, wohl aber viel Verwundete bei den Schweden, „weilen sie schlecht / oder gar nit armiert“.

Johann von Werths Truppen warfen vor dem Zollhaus einen Laufgraben auf. Man lag nun still bis gegen Tag (5. Sept.). Kein Bericht überliefert, was im Osten war, diese Frühherbstnacht erhellend: der Glutschein und die Rauchsicht über der sterbenden Stadt. Morgens sah man, daß Herzog Bernhard sein Lager in Richtung Grafenhausen verlassen hatte, worauf Johann von Werth sich auf den Rückweg nach Lahr machte. Bernhard versuchte nun, in einer letzten großen Kraftanstrengung seiner übermüdeten Truppen, seinem Gegner den Weg abzuschneiden oder seine Nachhut anzugreifen. Noch am frühen Morgen bewegte er sich von Grafenhausen an Mahlberg vorbei, um dann „mit aller Macht von dem Berg gegen Schmieden auff den Johann von Wöhrdt“ zu gehen. Die Kaiserlichen, die wieder den Weg über Sulz nehmen wollten, hatten inzwischen schon den Berg oberhalb Sulz in Besitz und eröffneten mit ihren Kanonen ein starkes Feuer

auf „den Hertzog vnd das Frantzösische volck“, so daß er sich schließlich auf sein Rheinlager zurückzog. Johann von Werth ging nach Friesenheim, befestigte das Kloster Schuttern, ließ eine Besatzung dort und begab sich mit dem Fußvolk nach Schuttern ins Lager.

Soweit der kaiserliche Publizist der Flugschrift, in Verlauf und Einzelheiten wohl genauer als Bernhards bewußt schönfärbender Bericht. So endete die Schlacht auf dem Ettenheimer und Ringsheimer Grün, ein Treffen, eine der „Katzbalgereien“, die nach Schopenhauer die Geschichte ausmachen. Das Treffen bei Ettenheim zeigt, wie seine anderen Unternehmungen, Bernhards Grundlage seiner Erfolge: die Schnelligkeit der Bewegung, der Angriff ohne Zögern; „praelii avidus“ (gierig auf Kampf) wurde er genannt. Daß er, wie er nach Paris schreibt, beim Zollhaus einen Rückzug vorgetäuscht hat, um den Gegner über die Brücke zu locken, ist wohl eine nachträgliche Umfärbung der Vorgänge. Der Condottiere hatte sein Kriegsvolk so gut in der Hand, daß er eine begonnene Flucht aufhielt und den Gegenstoß wirksam zu machen vermochte.

### *Die verlassene Stadt*

Die zugrunde gerichtete Stadt soll an die zehn Jahre, bis Kriegsende, aufgegeben und so gut wie unbewohnt gewesen sein, ohne Verwaltung und Seelsorge; hin und wieder kamen schwedische Streiftrupps von Mahlberg her. Einzig im späten Spätherbst 1637, als Bernhard sich ins Elsaß zurückgezogen und Johann von Werth Anfang November die Wittenweierer Rheinschanzen erobert und zerstört hatte, kamen die Ettenheimer noch einmal zurück. Am Andreastag (30. 11.) „haben sie die Trauben noch eingeheimset nach Kenzingen, wo sich die mehresten aufhielten“<sup>16</sup>.

Aber für die Dauer zurückkehren konnten sie bei den andauernden Kriegsnöten nicht. Im sechsten Jahr nach der Schlacht war noch alles „öde und verlassen“. Die Felder und Weinberge verfielen und verwucherten. Der furchtbare Krieg erfaßte die Ettenheimer auch in ihren Zufluchtsorten, ganze Familien starben aus. Die letzte Eintragung im Ettenheimer Kirchenbuch, das rechtzeitig ausgelagert wurde und erhalten blieb, nahm P. Sebastian Scriba am 3. August 1637 vor. Dann ist eine Lücke bis 1639. Nach einer Notiz von P. Arbogast Arnold, dem ersten Pfarrer (1648–67) nach dem Krieg, hat er 1651 die ihm zugänglichen Daten auf einzelnen Zetteln gesammelt und dann im Kirchenbuch nachgetragen (Annotatio memorialis). Aus dem Jahr 1638, als der erste Zufluchtsort Kenzingen von Bernhard erneut belagert wurde, war überhaupt nichts mehr zu erfahren, außer dem Tod des Schultheißen: „Roman Werber, der Schultheiß, starb

bei Breisach und liegt daselbst begraben“. P. Scriba starb 1646 nach langem Exil, nachdem er sich nach Arnolds Zeugnis in langen, bitteren Jahren seiner in beinahe allen Teilen des unteren Breisgaus verstreuten Pfarrangehörigen seelsorgerlich anzunehmen versucht hatte.

### Quellen und Literatur

*Bernhards Brief an Richelieu*: Übertragen nach dem franz. Text in: Bernhard Röse, Herzog Bernhard der Große von Sachsen=Weimar. Zweiter Theil. Weimar 1829, Anm. 108 (S. 387 f.). – Röse hat u.a. das Material verwendet, das Goethe um 1780 gesammelt hatte, ohne dann seine lange geplante Biographie Bernhards zu verwirklichen.

„*Kurtzer Innhalt vnd Beschreybung*“: „Kurtzer Innhalt vnd Beschreybung / Was massen Hertzog Bernhardt von Weynmar / vnnnd deß Königs in Franckreich Kriegsvolck zu Pferd vnd Fueß / zu Frühlings Zeitten deß 1637. Jahrs / in das Elsäß gesetzt / (. . .) Auch was massen Jhme Hertzog mit der Kays: vnd Bayerischen Armée begegnet / (. . .) Getruckt im Jahr 1637“. – Flugschrift ohne Seitenzählung, ohne Autor und Ort, aber mit Reichsadler und Bindenschild, eingebunden in eine Handschrift des Tagebuchs Thomas Mallingers (= Handschrift 59 der Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen) und mitpaginiert als pp. 253–274.

G. Droysen, Bernhard von Weimar. Zweiter Band, Leipzig 1885, S. 296–298.

H. Sussann, Kenzingen im dreissigjährigen Krieg. Kenzingen 1886, S. 48 f.

H. Neu, Die Schlacht bei Ettenheim im Jahre 1637. Festbuch Männer-Gesang-Verein Ettenheim. 1912, S. 53–58.

J.B. Ferdinand (nach Neu und Sussann): *Miszellen* (1936/37), S. 153–157; *Neue Miszellen* (1955), S. 124–128.

H. Fautz, Der Kampf um die Schiffbrücke bei Wittenweier. *Bad. Heimat* 48 (1968), S. 120–126 (mit dem Hinweis auf die Flugschrift).

### Anmerkungen

- 1 Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, geb. Weimar 1604, jüngerer Sohn, Heerführer im Dreißigjährigen Krieg, seit 1631 bei Gustav Adolf, nimmt 1635 frz. Dienste. Eroberung Breisachs 1638. Tod in Neuenburg a. Rh. 1639.
- 2 Thomas Mallingers Tagbücher. In: F.J. Mone, *Quellensammlung der badischen Landesgeschichte*, Bd. II (1854) 586.
- 3 Joann Conrad Machleids handschriftliche Chronik (1755–94), I 61.
- 4 *Neue Miszellen*, S.127.
- 5 Droysen, S.429 f. – Die Ettenheimer Kirche soll wegen der Glocken verbrannt worden sein: P. Konrad Burger in seiner *Chronik von Wonnental* (FDA 28, 1900, S. 183).
- 6 Sussann meint S. 48, Anm. 3 (im Anschluß an Röse, S. 387, Anm. 108): Am 4. September habe Bernhard noch Kenzingen beschossen und noch einen Brief aus dem Lager vor Kenzingen an Richelieu geschrieben. Danach setzen den 5. September auch Neu und Ferdinand, aber auch vorher schon Mallinger, während der *gleichzeitige* Abt von St. Georgen, Georg Gaisser, den 4. September hat: „4. Auf diesen Tag fällt das Treffen der Kaiserlichen und Weimarischen bei Ettenheim.“ (Mone II 340; nach dem Lat.)

- 7 Johann von Werth (Jan van/de Weert), geb. 1591, kaiserlicher Reitergeneral. Gelangte 1636 bis in die Nähe von Paris. Geriet März 1638 in Gefangenschaft, erst 1642 auf der alten Schutterbrücke in Dinglingen gegen Graf Horn ausgetauscht. Stirbt 1652 auf seinen böhmischen Besitzungen. – Über J. van Werth: E. Klem: *Altvater* 48 (1990), S. 41–43.
- 8 Sussann, S.74, Anm. 5.
- 9 *Theatrum Europaeum* III, S. 817.
- 10 Graf von Isolani, 1586–1640, seit 1632 General der kroatischen Reiter, der Verräter Wallensteins.
- 11 Bernhards Angabe steht im Widerspruch zu der kaiserlichen Quelle, dem „Kurtzen Inhalt“, wonach er sich nach Grafenhausen abgesetzt und also einen Übergang abwärts benutzt hat.
- 12 Droysen, S. 299.
- 13 Nach Röse, S. 155, nahm Bernhard Mahlberg am 1. September ein. Ebenso Gaisser, der die Nachricht vom Vorstoß Bernhards auf Mahlberg und Ettenheim am 2. Sept. erhält.
- 14 Von 7–11 Uhr; Sussann, S. 48.
- 15 Nach Röse, S. 155, war es ein „furchtbarer, vierstündiger Kampf. Nach Neu, S. 56, hat sich der „Fluß mit Leichen gefüllt“.
- 16 „Notizen zur Geschichte Ettenheims“. Pfarrarchiv Ettenheim.

# Zur Geschichte des Ettenheimer Genossenschaftswaldes

## Der Kampf der Klosterleute von Dörlinbach um „Zufahrt und Weidgang“ im Genossenschaftswald

*Gerhard Finkbeiner*

Der Ettenheimer Genossenschaftswald war bis zur Teilung im Jahre 1807 gemeinschaftliches, ungeteiltes Eigentum der Stadt Ettenheim, des Klosters Ettenheimmünster, an dessen Stelle 1803 der badische Staat getreten ist, und der neun Gemeinden Altdorf, Dörlinbach, Grafenhausen, Kappel, Münchweier, Münstertal (Ettenheimmünster), Orschweier, Ringsheim und Wallburg.

Beim Ettenheimer Genossenschaftswald hatte die Stadt Ettenheim die Obergensenschaft, das Kloster die Freigenossenschaft und die anderen Beteiligten die Mitgenossenschaft.

Der Stadt Ettenheim stand das alleinige Recht zu, einen Waldmeister aus ihrer Mitte zu wählen, Forst- und Waldordnungen zu geben, durch ihren Waldmeister alle Holzanweisungen vornehmen zu lassen, Forst- und Waldfrevelgerichte abzuhalten, über die Erhaltung der Waldgrenzen zu wachen und die Waldrechnungen zu führen. Das Kloster als Freigenosse besaß dagegen nur das Recht, Forst- und Waldordnungen mitzuberaten.<sup>1</sup>

*War der Genossenschaftswald ursprünglich Besitz des Klosters Ettenheimmünster?*

Über die Entstehung der rechtlichen Form des Genossenschaftswaldes ermöglichen uns schriftliche Überlieferungen keine sichere Erkenntnis. Für Bulffer,<sup>2</sup> den Archivar des Klosters, gibt es über den Ursprung dieses Waldes jedoch keinen Zweifel. Nach seiner Überzeugung stammt der Ettenheimer Genossenschaftswald aus dem Fundationsgut des Ettikonon Herzog Ruthard, das dieser im 8. Jahrhundert dem Kloster vermacht hat.

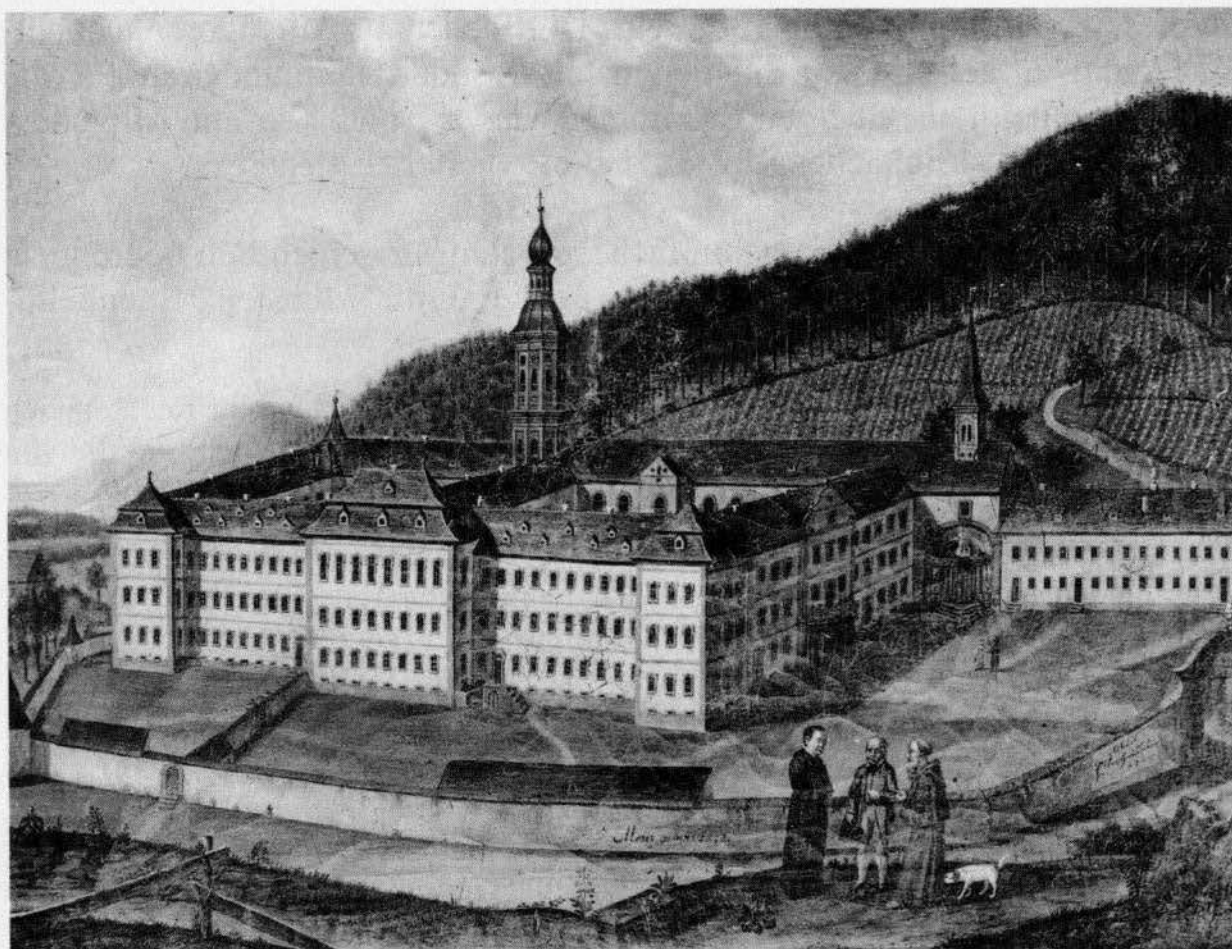
In seiner gründlichen Untersuchung über den „Ursprung des Genossenschaftswaldes“ stellt Bulffer fest: „Daß ursprünglich der Genossenwald dem Kloster Ettenheimmünster zugehört hat, was die Oberherrlichkeit be-

trifft ganz und was den Holzeinschlag belangt zum Teil, kann niemand in Abrede stellen, wer den Confirmations-Brief des Herzogs Burchard liest.“<sup>3</sup> Als Beweis führt Bulffer die alte Beschreibung der Ettenheimer Waldmark an. Diese Grenzbeschreibung ist angehängt an die auf 926 datierte Notitia des Herzogs Burchard I. über eine Streitbeilegung mit dem Kloster Waldkirch.<sup>4</sup> Für Bulffer ist die Grenzbeschreibung der Mark Ettenheim von 926, die nach heutiger Erkenntnis eine Fälschung des 12. Jahrhunderts ist,<sup>5</sup> eine der wichtigsten Hinweise dafür, daß den Mönchen ihr Besitz und ihre Rechte am Wald zugesichert worden waren. Auch das Weistum von Dörlnbach<sup>6</sup> aus dem 14. Jahrhundert ist für Bulffer beweiskräftig, besagt es doch: „In dem Hof (Freihof) soll stehen ein Stock (Gefängnis), und wenn ein Dieb wird gefangen in Unserer Frauen Eigen vom steinernen Kreuz (Helgenstöckle) bis an die Schneeschleife (Hessenberg), den soll der Bote in den Stock schlagen und soll ihn behüten.“ Da der Genossenschaftswald fast ausschließlich auf Kloster-Territorium liegt, war für Bulffer der Abt früher der Grundherr dieser Waldung. Und als Grundherr stand ihm das Recht zu, auf seinem Grund und Boden Straftäter zu fassen, sie auch durch den Genossenschaftswald zu führen und im Freihof zu Dörlnbach „in den Stock zu legen“.

Fest steht für Bulffer auch die Tatsache, daß das Kloster in den zurückliegenden Jahrhunderten im Genossenschaftswald mehrere Höfe erstellen konnte, ohne den Widerstand des Obergengenossen und der Mitgenossen herauszufordern. Weiterhin bestätigt das Dörlnbacher Weistum, daß dem Abt der Fischbann, Wildbann und Stutbann vom steinernen Kreuz (Helgenstöckle) bis zur Bischofsmühle (Runzenbach), also im fast ganzen Bereich des Genossenschaftswaldes, zusteht. Außerdem genießt das Kloster bestimmte Vorrechte. Es darf vierzehn Tage vor den anderen Genossen eine unbegrenzte Anzahl von Schweinen zur Eckerich-Mast in den Genossenschaftswald treiben (Vortrieb) und muß für das Fällen von Bäumen keine „Stockklosung“ bezahlen.

Bei Berücksichtigung all dieser vom Kloster wahrgenommenen Rechte und Gewohnheiten bleibt es Bulffer unerklärlich, auf welcher Rechtsgrundlage der Bischof von Straßburg den Grafen von Geroldseck zwei Stück Waldungen inmitten des Genossenschaftswaldes zu Lehen geben konnte, „wo doch der Bischof zur selbigen Zeit noch keine Güter hierzulande besessen“.<sup>7</sup> Nach Ansicht Bulffers konnte dies nur so gewesen sein, daß die beiden Straßburger Bischöfe Cuno und Otto zwischen 1098 und 1111, als sie im westlichen Teil der Mark Ettenheim – unter Beraubung des Klosters Ettenheimmünster – ein eigenes weltliches Herrschaftsgebiet mit Ettenheim als Hauptsitz errichteten, damals dem Kloster auch den Wald entzogen haben.





*Gesamtansicht der Benediktinerabtei Ettenheimmünster (Ölgemälde von 1828, Pfarrhaus Ettenheimmünster)                          Repro: Gerhard Finkbeiner*

### *Dörlinbach hat alle die Rechte, die die von Münstertal haben*

Von einer bestehenden Genossenschaft hören wir erstmals 1302, als die Geroldsecker die beiden Waldungen „hohe Tannen“ und „alte Kechersel“ an die Genossenschaft verkauften.<sup>8</sup> Unterschrieben ist der Kaufvertrag weder von der Stadt Ettenheim noch von Mitgenossen, sondern bemerkenswerterweise nur vom Abt Nikolaus (Fulkes, 1302–1322).

1309 beschloß die Genossenschaft die erste Waldordnung, von der wir Kenntnis haben. Diese „Verordnung“ haben unterschrieben der Stadtrat von Ettenheim und der jeweilige Schultheiß und Heimburger von Altdorf, Grafenhausen, Münchweier, Münster, Orschweier, Ringsheim und Wallburg. Die Waldordnung nicht gegengezeichnet hat das Kloster, obwohl es die Nutzung der Waldung in Anspruch nahm. Das Kloster betrachtet sich, so Bulffer, als ein privilegiertes, freies Mitglied der Genossenschaft, dem keine Einschränkung auferlegt ist, sich der Waldordnung nicht unterworfen fühlt, diese also auch nicht zu unterschreiben hat.

In dieser Waldordnung von 1309 wird Dörlinbach als Mitgenosse namentlich nicht aufgeführt, was in den nachfolgenden Jahrhunderten für die Stadt Ettenheim als Obergenosse immer wieder Anlaß war, die Mitgenossenschaft der Dörlinbacher Klosterleute in Zweifel zu ziehen.

Für Bulffer gab es dafür eine einfache, siedlungsgeschichtlich begründete Erklärung. Nach ihm gehörten die beiden Orte Münster (Ettenheimmünster) und Dörlinbach zusammen,

„weil sie vor Zeiten nur eine Gemeinde ausgemacht haben. Denn ihr Rechtenbuch (Weistum) sagt, daß die von Dörlinbach auch alle die Rechte haben, die die von Münstertal haben zu der Kirchen und zu der Allmend, und das nie verloren.

Es ist auch glaubhaft, daß ihnen das Kloster den Weidgang in diesen Waldungen zugestanden hat, ehe sie zur Genossenschaft gekommen sind, weil sie sonst bei noch unausgeweitetem Erdreich (vor der extensiven Rodungsphase) keine andere Weide gehabt haben.

Den Münstertälern ist dieses Recht niemals von den Ettenheimern streitig gemacht worden, wohl aber den Dörlinbachern, wie ich jetzt erzählen will.

Anno 1448 haben die Dörlinbacher 73 Schweine in den Münsterwald (Genossenwald) getrieben, welche alle die Ettenheimer unter Protest, daß sie keine Genossen wären, nach Ettenheim mit Gewalt getrieben, und sieben davon geschlagen (geschlachtet). Die Dörlinbacher verlangten ihre Schweine und Satisfaction. Und da sie dies von den Ettenheimern nicht erlangen konnten, luden sie dieselben vor das Hofgericht zu Rottweil.“<sup>9</sup>

Nun, die Ettenheimer erschienen vor dem Hofgericht nicht, waren jedoch bereit, sich vor Vertretern der Stadt Straßburg zu rechtfertigen. Die Ettenheimer Räte erklärten vor dem Schiedsgericht, daß sie den Dörlinbachern die Schweine weggenommen hätten,

„weil sie kein Recht zu dem Wald hätten, und keine Genossen wären, wie solches der Graf von Geroldseck selbst an den Prälaten geschrieben habe. Es hätten ihnen auch schon vor Zeiten der Abt Jakob (von Eschbach, 1388–1396) und der Abt Kranich (Andreas Kranich, 1399–1438) geschrieben und sie gebeten, die Dörlinbacher als Genossen anzunehmen; dies sei ihnen aber jederzeit abgeschlagen worden.

Dörlinbach habe nie ein Recht am Wald gehabt, habe aber stets Schaden verübt, trotz vielfacher Abmahnungen.

Bei drei Waldumgängen vor 35 Jahren (1414), vor 15 Jahren (1434) und vor 6 Jahren (1443) seien die Dörlinbacher nicht zugelassen, auch bei der Aufteilung des Eckerichs nie berücksichtigt worden.“<sup>10</sup>

Das Kloster, vertreten durch Adam Speckmesser, Schaffner des Abts Heinrich (Reiff, 1441–1470), und die Dörlinbacher, vertreten durch den Schult-

heißen und die Schöffen des Gerichts, hielten dieser Argumentation entgegen:

„Es hätte das Dorf Dörleinbach jederzeit zu dem Kloster Ettenheimmünster gehört und sei zu der Münstertal Kirchspiel gewandt mit Tauf, Beicht, Opfer, Begräbnis, lebendig und tot und habe weder Zwing noch Bann. Sie hätten soviel Recht zu dem Genossenwald als die Ettenheimer und andere Genossen, auch ihr Vieh jederzeit in den Münsterwald und Allmend getrieben, wie solches nicht nur allein die Münstertäler, sondern auch Fremde bezeugen können.

Es sei wahr, daß sie zu Zeiten, als ihre Herrschaft von Geroldseck mit den Lahren Krieg geführt haben, sie das Dorf verlassen mußten, und davon gezogen wären, hätten aber deswegen ihr Recht nicht aufgegeben oder verloren, weil sie zu ihren Gütern wieder zurückgekehrt, dasselbe auch wieder brauchen wollen.“

Der Klage der Dörleinbacher Klosterleute wurde stattgegeben. Die Pfändung der Schweine wurde als ungesetzlich erachtet. Die Ettenheimer gaben 56 Schweine zurück und mußten die getöteten ersetzen.

Durch den Schiedsspruch war zwar der „Sauprozeß“ beendet, aber der Streit wegen des „Weidgangs“ noch nicht entschieden. Auf Wunsch beider Parteien sollte diese offene Streitfrage der Bischof von Straßburg klären. Bischof Ruprecht (1439–1478) schlichtete schließlich die Auseinandersetzung mit einem Schreiben, ausgefertigt am Samstag vor dem Tag der hl. Magdalena 1449,<sup>11</sup> indem er feststellt, „daß die Dörleinbacher Zufahrt und Weidgang in den Genossenwald in dem Maße genießen mögen, wie es ihre Voreltern getan haben“.

Kaum zwanzig Jahre später, 1470, versuchten die Ettenheimer noch einmal, die Mitgenossenschaft Dörleinbachs in Frage zu stellen. Der Rat der Stadt Straßburg, der ein weiteres Mal um Vermittlung gebeten worden war, entschied wieder zugunsten der Klostersiedlung im Schuttertal:

„Die Dörleinbacher hätten dieselben Gerechtigkeiten am Genossenschaftswald wie die Münstertäler, zu denen sie tot und lebendig, mit Tauf, Beicht und Begräbnis und mit allen christlichen Rechten gehören (. . .) und sie haben keinen Unterschied der Bänne, als ob sie beieinander säßen.“<sup>12</sup>

Und seit dieser Zeit, so Bulffer, sind die Dörleinbacher als Mitgenossen anerkannt.



*Der sagenumwobene Kreuzstein, ein Dreimärker an der Gemarkungsgrenze zwischen Schuttertal, der Stadt Ettenheim (Ettenheimer Genossenschaftswald) und Seelbach (Grassert).  
Foto: Gerhard Finkbeiner*

### *Die Grenze des Genossenschaftswaldes gegen die Herrschaft Hohengeroldseck und das Kloster Ettenheimmünster*

Der Verlauf der Grenze des Genossenschaftswaldes gegen die Herrschaft Hohengeroldseck war seit Generationen Anlaß zu Streit und Übergriffen jeglicher Art. Besonders die Schuttertärer Bauern nutzten den unnatürlichen Grenzverlauf im Regelsbach und frevelten in den für sie leicht erreichbaren Waldungen.<sup>13</sup> Die Grafen von Geroldseck, vor allem Diepold I. und sein Sohn Diepold II., tolerierten den Holzdiebstahl der Bauern, ja ermunterten ihre Untertanen dazu, indem sie sich schützend vor sie stellten. Gleichzeitig versuchte die Stadt Ettenheim als Obergenosse immer wieder, die Grenzverhältnisse zur Herrschaft Hohengeroldseck und zu den Klosterbesitzungen in Frage zu stellen.

Ende des 15. Jahrhunderts schien schließlich der Stadt Ettenheim die Zeit günstig, den Grenzverlauf in ihrem Sinne zu korrigieren. 1482 nahm der



*1503 wurde von einem Schiedsgericht der Runzenbach als Territorialgrenze zwischen der Herrschaft des Klosters Ettenheimmünster und der von Hohengeroldseck festgelegt und durch die Setzung des sogenannten „Aydsteins“ dokumentiert.*

*Foto: Gerhard Finkbeiner*

Markgraf Christoph von Baden die Geroldsecker Stammgüter im Schuttertal pfandschaftsweise in Besitz, und der Kurfürst Philipp von der Pfalz besetzte 1486 gewaltsam die Burg Hohengeroldseck. Diepold II., nun völlig entmachtet, floh ins Ausland, auf die saarländischen Besitzungen seiner Frau, wo er 1499 verstarb.

Die veränderten Herrschaftsverhältnisse ausnützend, beabsichtigte die Stadt Ettenheim seit 1491, und dies mit Unterstützung der Stadt Straßburg, den östlichen, scheinbar ungeklärten Grenzverlauf des Genossenschaftswaldes neu festzulegen. Die Straßburger Gesandten gaben im Namen der Genossen vor, daß ihre hohen Eichen, Buchen und Reutböschchen auf den Lehengütern der Dörlinbacher enden sollten.

Die Gegenseite berief sich auf die überlieferte Grenze, die vom Kreuzstein auf dem Grassert („graßhart“) hinunter in den Regelsbach, hinauf auf den Gierifuß („girnbiß“ oder „girnfuß“) bis hinüber zur Schneeschleife



*Foto: Gerhard Finkbeiner*



*Grenzsteine mit dem Abtsstab markierten bis zur Auflösung der Genossenschaft die Grenze zwischen dem Genossenschaftswald und den Lehensgütern des Klosters Ettenheimmünster in Dörleinbach.*

*Foto: Gerhard Finkbeiner*

(„schneschleufin“), den Runzenbach hinunter und weiter durch den Karlinsgraben verläuft. Dokumentiert wurde dieser Grenzverlauf durch drei große Sandstein-Findlinge mit je zwei Händen. Zwei Steine, der sogenannte Kreuzstein und jener auf dem Gierifuß, waren auch noch mit dem Wappen des Bistums Straßburg und dem Geroldsecker Wappen versehen.

Nach Anhörung beider Seiten, der Zeugenaussage von nicht weniger als 130 Personen, einem Waldumgang und mehreren vergeblichen Einigungsversuchen kam es am 8. August 1503 endlich zum Vertrag.<sup>14</sup>

Sieben Schiedsleute aus Wolfach, Freiburg, Endingen und Waldkirch wurden zur Schlichtung der „Spänn und Irrungen“ hinzugezogen. Die Schiedsmänner bestätigten, daß die drei Steine mit den (Schwur-)Händen<sup>15</sup> und Wappen den richtigen Grenzverlauf anzeigen. Gleichzeitig wurde festgelegt, daß in Zukunft der Runzenbach die Grenze zwischen der Herrschaft des Klosters Ettenheimmünster und der von Hohengeroldseck markieren und der Karlinsgraben das Eigentum und die Lehen des Klosters in Dörlinbach von dem Genossenwald scheiden solle. Um den Grenzverlauf entlang der Gemarkung Schutttertäl für alle Zeiten dem Streit der Angrenzer zu entziehen, sollten bei Bedarf weitere Hände und Schilde in Steine und Kreuze in Bäume gehauen werden dürfen.<sup>16</sup>

Die Aussteinerung der Grenze zwischen des Klosters Eigentum und dem Genossenschaftswald, beginnend im Runzenbach, entlang der Dörlinbacher und Schweighausener Waldungen bis auf den Birkenberg und durch den Münstergraben hinaus, wurde erst Jahrzehnte später, im Jahre 1597 (Bulfer) vorgenommen.

*Dörlinbach soll von der Mitgenossenschaft wieder ausgeschlossen werden*

Den Genossenschaftswald nutzen zu dürfen war für die Dörlinbacher von existentieller Bedeutung. Sie waren nun nicht nur zum Holzhieb berechtigt, sondern durften auch ihr Vieh zur Waldweide und vor allem ihre Schweine „zum Eckerich in den Wald schlagen“.

Heutzutage kann man sich kaum mehr eine Vorstellung davon machen, was der Eckerich einmal für unsere Vorfahren bedeutete. Schweinefleisch war damals eine wesentliche Grundlage der Ernährung. Es war als Speck und Schinken lange Zeit haltbar zu machen, und das Schweinefett war unentbehrlich für die Fettversorgung. Andererseits war die Fütterung der Schweine ein Problem für sich. In einer Zeit, da man die Kartoffel noch nicht kannte, war es nicht einfach, eine größere Zahl von Schweinen zu

ernähren. Das hing weitgehend vom Eckerich ab, und der Ausfall des Eckerich war damals nicht weniger bedeutsam als der Ausfall der Fruchternte. War ein gutes Eckerichjahr, trugen Eichen und Buchen reichlich Früchte, dann war die Not wieder einmal gebannt. Man konnte dann ein gutes, wenn nicht gar ein fettes Jahr erwarten, und „vergnügt trieben die Hirten die Tiere in den reichen Waldsegen hinein“, so Oskar Kohler<sup>17</sup> in einer seiner geschichtslebendigen Schilderungen.

Natürlich war die Wühlarbeit der Schweine dem Wald nicht von Nutzen, und schon aus diesem Grunde sollte die Anzahl der Tiere in Grenzen gehalten werden. Der Zerstörung des Genossenschaftswaldes durch Übernutzung vorzubeugen, war Sinn der Waldordnung und von der Stadt Ettenheim zu überwachen.

Nachdem die Ettenheimer dem Kloster bereits im Jahre 1576 neunzig Schweine nebst neun Schweinen aus dem Freihof zu Ettenheim aus dem Eckerich hinweggetrieben hatten, wiederholte sich diese Strafaktion 1658. Wieder wollte sich der Abt nicht daran halten, die „verbotenen Wälder“ zu meiden, sondern – das überlieferte Recht beanspruchend – die Schweine ungehindert an alle Orte im Genossenschaftswald treiben lassen.

Die Ettenheimer nahmen die Klosterschweine abermals mit Gewalt aus dem Eckerich und führten sie in den Stadtgraben zu Ettenheim, wo die hohen Mauern die Tiere am Entweichen hindern sollten. Auf Drängen der bischöflichen Verwaltung in Zabern mußten die Ettenheimer die Schweine jedoch alsbald „ohne jegliches Entgelt in den Meyerhof (Freihof) des Klosters in Ettenheim liefern“.<sup>18</sup>

Schon 1659 fühlte sich der Rat der Stadt erneut gefordert, seiner Aufsichtspflicht nachzukommen und durch entsprechende Verbote und Strafandrohungen seine Interessen und die der Mitgenossen gegenüber dem Freigenossen zu wahren.

In einem Brief vom 8. Oktober 1659 bat die Stadt Ettenheim den Abt Franz (Hertenstein, 1653–1686),

„er solle den Vasel (männliche Tiere) von den übrigen Schweinen im Eckerich absondern, oder sie würden ihm alle Schweine pfänden. Dieses Schreiben unbeachtet lassend, ließ der Abt die ganze Herde treiben und gab den Hirten zwölf Mann von hier und von Dörleinbach mit, damit sie etwaige Gewalt abtreiben möchten. Am 14. Oktober kamen aber die Ettenheimer, vierzig Mann stark, und trieben die Schweine mit Gewalt hinweg.

Der Tumult und das Geschrei war groß in dem Wald. Und weil Tätlichkeiten zu befürchten waren, schickte der Abt Franz den Pater Etto dahin und ließ zu Münch-



weier Sturm schlagen, wo dann die Bürger auch mit gewehrter Hand eilten, die Ettenheimer aber nicht mehr angetroffen wurden, da sie mit den Schweinen schon fortgefahren waren und den übrigen noch eine Flinte abgenommen hatten, die sie für drei Gulden versoffen haben.“<sup>19</sup>

Um das angeblich genossenschaftsschädigende Verhalten der Bürger von Münchweier und Dörleinbach abzustrafen, schloß die Stadt Ettenheim als Obergenosse die beiden Klosterdörfer von der Mitgenossenschaft aus.

Wieder einmal mußte das bischöflich-straßburgische Gericht in Zabern schlichtend eingreifen. Am 27. März 1662 wurde der Streit beigelegt. Dem Kloster wurde zugestanden, in Zukunft siebzig Schweine, nachdem das Eckerich vierzehn Tage zuvor verboten worden, acht Tage vor den übrigen Genossen in das Eckerich zu treiben. Vertraglich geregelt wurde auch, daß die dreißig Viertel Haber, die die gepfändeten Schweine während der „Gefangenschaft“ aufgefressen haben, die Stadt und das Kloster je zur Hälfte bezahlen sollen. Die Scheltworte sollen beiderseits gegeneinander



*Der alte „Felsenstein“ auf dem Gierifuß mit dem geroldseckischen Wappen (mit Balken), dem Straßburger Wappen (mit Schrägbalken) und den zwei Händen, die für jeden Angrenzer symbolisch den richtigen Grenzverlauf beedien.*

*Foto: Gerhard Finkbeiner*



*Grenzstein im Karlinsgraben aus der Zeit des Abts Joh. Bapt. Eck von 1731. Der Stein mit den ungewöhnlichen trapezförmigen Seitenflächen ist entlang der Genossenschaftswald-Grenzlinie einzigartig. Foto: Gerhard Finkbeiner*

aufgehoben sein und die abgenommenen Gewehre wieder zurückgegeben werden.<sup>20</sup>

Dörleinbach und Münchweier blieben weiterhin Mitglied der Waldgenossenschaft, denn dem Obergenossen stand keinesfalls das Recht zu, einen Mitgenossen eigenmächtig aus der Genossenschaft auszuschließen.

### *Die Waldordnung von 1694*

Durch sogenannte „Waldordnungen“ versuchte die Genossenschaft ein Mindestmaß an Planung und Ordnung in die Benutzung ihres gemeinsamen Waldes zu bringen. Neben der bereits erwähnten Waldordnung von 1309 und jener von 1584, in der Dörleinbach als Mitgenosse erstmals genannt wird und die von dem Dörleinbacher Schultheiß Hans Wagner mitunterzeichnet wurde, war die im Jahre 1694 vereinbarte dritte Waldordnung mit die wichtigste.

Da diese Waldordnung von 1694, die die Rechte und Pflichten der Genossenschaftsmitglieder umfangreich aufzählt und einen guten Einblick in die wirtschaftliche Nutzung des Genossenschaftswaldes ermöglicht, soll diese Forstordnung nachfolgend ungekürzt, jedoch unserem heutigen Sprachverständnis angepaßt, wiedergegeben werden.<sup>21</sup>

*Dritte Waldordnung, wie sie 1694 von den Ober-, Frei- und Mitgenossen aufgestellt worden ist. (Als Mitgenosse neu hinzugekommen ist die Gemeinde Kappel)*

1. Erstens soll die Stadt Ettenheim wie bisher auch künftig hin als Obergenosse anerkannt werden.
2. Das Gotteshaus hingegen soll Freigenosse sein.
3. Zur Genossenschaft gehörige Orte sind: Ringsheim, Münchweier, Grafenhau- sen, Orschweier, Münstertal, Altdorf, Wallburg, Dörlinbach und Kappel.
4. Wenn ein Genosse außerhalb der Holztage Tannen oder Buchenholz benötigt, soll er bei dem regierenden Bürgermeister vorsprechen. So ihm solches zuge- standen wird, hat der Genosse für jeden Stamm zwei Kreuzer zu bezahlen.
5. Bauholz zu schlagen, soll vom Magistrat nur an den ausgeschriebenen Holz- tagen erlaubt werden. Doch, wenn ein Genosse außerhalb dieser Zeit Bauholz benötigt, kann dies auch der Bürgermeister erlauben.
6. Soll der Genosse für jede Fuhr Bauholz einen Kreuzer bezahlen. Der Genosse soll das Bauholz nur in Gegenwart eines Bannwarts fällen.
7. Soll auch das Schlagen von Eichenholz nur an den Holztagen erlaubt werden. Für jeden Stamm sind zwei Kreuzer zu bezahlen. Wenn aber außerhalb dieser Zeit Eichenholz geschlagen wird, soll solches im Beisein von zwei Ratsherren und dem Bürgermeister geschehen.
8. Soll für das Fuder Bauholz ein Kreuzer, für eine Eiche, Tanne oder Buche zwei Kreuzer bezahlt werden.
9. Damit keine Reutflächen entstehen, soll das Bauholz oder Holz für andere Zwecke nicht ungezeichnet und nicht schlagweise gefällt werden. Auch soll der Bürgermeister oder einer aus dem Rat zu jeder Zeit dabeisein, sonst wird der Genosse bestraft. Das Brennholz aber kann ungezeichnet und ohne den Bannwart gefällt und heimgeführt werden.
10. Bei der Beholzung soll für alle Genossen das gleiche Recht Gültigkeit haben. Am ersten Holztag soll der alte Bürgermeister für den Rat bei dem neuen Bür- germeister um das Holz anhalten. Soll der neue Bürgermeister allein berech- tigt sein, ungefragt für sich Holz zu fällen.
11. Der Abt soll zum Hagen (Aufstellen von Wildzäunen) nur abgängiges Holz nehmen. Soll der Abt dem Bürgermeister um Weihnachten herum mitteilen, wieviel Bauholz und Sägklötze er im folgenden Jahr für sein Kloster, seine Zehntscheunen und Pfarrhöfe – sofern sie in die Genossenschaft gehören – benötigt. Die soll ihm der Bürgermeister nicht abschlagen. Wenn es aber ein namhafter Bau wäre, so soll der Abt den Magistrat darum ersuchen. Das Holz

soll der Abt im Beisein der Waldförster fällen lassen, jedoch soll solches nicht schlagweise geschehen.

Mag der Abt und seine Nachkommen das Buchenholz soviel sie für das Gotteshaus nötig haben, abhauen und in das Gotteshaus führen lassen.

Im Wald soll das Holz nicht zu Klaftern aufgesetzt oder schlagweise abgehauen werden, damit der Wald nicht beschädigt wird, indem leere Plätze oder Reutflächen entstehen.

Damit alle Gefahren vermieden bleiben, soll die Beholzung aus den gemeinen Wäldern durch das Kloster allein dem Eigenbedarf des Gotteshauses dienen. Das Holz darf nicht innerhalb oder außerhalb der Genossenschaft verkauft werden, gleichgültig, ob es Bau- oder Sägklötze, Dielen oder Brennholz betrifft.

Wenn aber der Abt außerhalb der Genossenschaft etwas zu bauen hat und Holz aus dem Genossenwald dazu nötig hätte, so soll er den Rat freundlich darum ersuchen und sich mit demjenigen zufrieden geben, was ihm erlaubt wird.

Das Eckerich betreffend, kann der Abt soviel Schweine in das Eckerich treiben lassen, als er für des Klosters Gebrauch nötig hat. Jedoch soll er keine fremden Schweine in seine Herde aufnehmen.

Sollte ein oder mehrere Untertanen oder Hintersassen des Gotteshauses des Waldfrevels verdächtig sein und dabei ertappt werden, sollen sie nach der Waldordnung, entsprechend der Schwere ihres Vergehens, abgestraft werden.

12. Wenn einem Genossen erlaubt worden ist, Holz zu fällen, so darf er solches in dem Wald liegen lassen, solange der erlaubende Bürgermeister im Amt ist. Läßt er es aber über diese Zeit hinaus liegen, so kann es ein jeder andere Genosse ohne Anfrage nehmen und es zu seinem Nutzen gebrauchen.
13. Ein anderes Bewandtnis hat es mit dem Bau- und Eichenholz und den Sägeklötzen. Wenn diese über solche Zeit liegen bleiben, so fallen sie dem Obergenossen heim. Wer solches Holz hinwegführt, wird bestraft.
14. Das Abholzen von erlaubtem Holz wird jedem Genossen zugestanden.
15. Desgleichen darf Windfällholz ohne Anfrage aufbereitet werden, ausgenommen Eichenholz, um welches man anfragen muß.
16. Die Stadt Ettenheim als Obergenosse soll zwei Bannwarte einstellen, den Wald zu hüten. Diese sollen aus den Stocklosungen bezahlt werden. Wenn diese aber nicht ausreichen, so sollen sie aus anderen Holzverkäufen, jedoch mit Consens der Genossen, bezahlt werden.
17. Diese Bannwarte sollen den Wald fleißig hüten und alle Frevel anzeigen. Weil die Stadt Ettenheim als Obergenosse zu weit von dem Wald entfernt liegt, soll der Herr Prälat einem seiner Untertanen erlauben, daß er auch als Bannwart dem Obergenossen den Eid der Treue ablegen dürfe.
18. Der Bannwart, der seine Schuldigkeit nicht tut und sich bestechen läßt, soll nach Gebühr bestraft werden.
19. Es ist kein Genosse verpflichtet, einen Frevler anzuzeigen, weil dies die Aufgabe des Bannwarts ist.
20. Jedoch ist jeder Genosse verpflichtet, einen Fremden anzuzeigen. Jeder Genosse ist bevollmächtigt, den Fremden samt Roß und Wagen zu pfänden.

21. Wer ohne Erlaubnis einen Baum abhaut und innerhalb oder außerhalb des Genossenschaftswaldes ertappt wird, soll den nachfolgenden Strafen unterworfen sein.
22. Was das Eichenholz betrifft, kann solches von dem Bannwart überall, auch in Öfen, aufgesucht werden; es mag solches aus offenem oder verbotenem Wald genommen werden.
23. Die Strafe von einem gefrevelten Baum sind folgende: Vom „Buchengraben“ bis zur „Lindenlochen“ 2 Gulden; von der „Lindenlochen“ bis zu dem „Reif“ 16 Batzen; von dem „Reif“ bis zu dem „Felderwald“ 8 Batzen; vom „Kuebach“ und „Lutenbach“ bis an das „Heiligenstöckle“ und „Krebsbrunnen“ 16 Batzen; in dem vorderen „Schibenbühl“ 16 Batzen; von dem hinteren „Schibenbühl“ samt dem „Heubach“ durch den „Felderwald“ bis an die „Lochen“ 16 Batzen; von dem „Krebsbrunnen“ bis zu den „Lochen“ 8 Batzen.
24. Wer aber eine Eiche abhaut oder verbrennt, zahlt 5 Pfund Pfennige, das sind 10 Gulden. Von einem Windfall 2 Pfund.
25. Wenn ein Genosse Holz, Dielen oder Rebstecken außerhalb der Genossenschaft verkauft, soll er nach dem Preis der Ware und dem erlösten Geld bestraft werden.
26. Jene, die erlaubtes Holz in dem Wald verfaulen lassen, sollen nach Art des Schadens bestraft werden.
27. Da diese Strafen sich auf jeden gefälltten Stamm Buchen-, Tannen- und Eichenholz beziehen, kann der Obergenosse die Strafe erhöhen oder begnadigen, je nach der Anzahl der geschlagenen Bäume.
28. Wenn ein Genosse in den Wald fährt, soll er einen Hebel (Bremsbengel) mitnehmen und keinen buchenen oder tannenen, „rätschenen“ abhauen unter Straf.
29. Zur Eckerichzeit sollen von dem Ort zwei, nachdem ihnen von dem Obergenossen der Tag bestimmt worden, den Wald durchgehen und den Eckerich beschauen. Hernach sollen sie zusammenkommen und die Entscheidung darüber treffen, wieviel Schweine jedem Genossen zu treiben, erlaubt werden können. Dabei soll ihnen auf Kosten des Genossenwalds zu essen und zu trinken gegeben werden.
30. Wenn der Wald eingeschlagen, so ist unter Strafe von 1 Pfund Pfennig verboten, Eicheln zu lesen. Wenn einer öfters beim Eichellesen ertappt wird, so kann er höher bestraft werden, es sei denn, daß solches insgemein erlaubt ist.  
Eine gleiche Beschaffenheit hat es auch mit dem Bucheckerich. Es ist auch unter Strafe von 1 Pfund Pfennig verboten, Eicheln aus der Genossenschaft zu verkaufen.
31. Wenn ein Genosse weniger Schweine hat, als daß er treiben darf, so kann er seine Rechte keinem anderen abtreten. Kann er aber mehr treiben lassen als ihm erlaubt ist, so soll er für jedes weitere Stück 1 Pfund Pfennig (2 Gulden) abstaten.
32. Ehe der Wald verboten wird, kann ein jeder Genosse sich des Triebs bedienen. Nach dem Verbot aber ist er strafwürdig. Das Gotteshaus Ettenheimmünster hat 14 Tage den Vortrieb, in welcher Zeit die übrigen Genossen sich des Triebs in dem Wald zu enthalten haben.

33. Wenn ein Fremder im Genossenwald Gewalt gebrauchen sollte, so sollen alle Genossen verpflichtet sein, Hilfe zu leisten.
34. Ebenso, wenn der Wald mit Feuer angesteckt werden sollte, so sollen alle, unter Verlust des Genossenrechts, zu löschen verbunden sein.
35. Wenn ein Genosse durch den Ofenberg (Birkenberg) in den Genossenwald fährt, ist er schuldig, wie von altersher auch gebräuchlich gewesen, eine Haulozung zu nehmen, damit, wenn der Weg vielleicht an einem oder anderen Ort hier oder im Genossenwald von dem Wasser durchfressen oder sonst verderbt wäre, derselbe wiederum nach Notdurft verbessert und allezeit in gutem Stand erhalten werden könne.
36. Die Lochensteine sollen fleißig von einem Ausschuß der ganzen Genossenschaft auf Kosten des Genossenwaldes gesetzt werden. Wenn dieser aber solche Kosten nicht bezahlen kann, soll die Genossenschaft einen Beitrag dazu leisten.
37. Sollen auch die Matten des Klosters entlang des Genossenwaldes umsteint werden, ebenso auch die zehn Juch auf dem Schönheiden-Brunnen, die das Kloster für die Höfe bekommen hat. Soll das Kloster keine weiteren Ansprüche mehr machen können.
38. Wenn sich ein Streit zwischen den Genossen erheben sollte, so sollen von jedem Ort zwei Deputierte auf dem Rathaus zu Ettenheim versuchen, die Sache beizulegen. Können sich die betreffenden Genossen nicht einig werden, so kann ein jeder Ort sein Recht anderswo verfechten.
39. Wegen der hinteren Säge (im Dörlinbacher Grund) soll es bei dem getroffenen Vergleich bleiben.

Diese Waldordnung ist vom Abt Maurus (Geiger, 1686–1704) und von der Stadt Ettenheim im Namen aller Genossen am 17. Juni und am 2. Dezember 1694 unterschrieben, besiegelt und am 9. September 1701 von dem Oberamtmann Reich besiegelt und bestätigt worden.

Dieser dritten Waldordnung von 1694 folgte 1741<sup>22</sup> noch eine vierte, die 1762 etwas korrigiert und ergänzt wurde und dann bis zur Aufteilung des Genossenschaftswaldes Gültigkeit hatte.

### *Die Aufteilung des Ettenheimer Genossenschaftswaldes*

Die anhaltenden Nutzungsstreitigkeiten und die nur auf Eigennutz bedachte Bewirtschaftungsweise führte allmählich zu einer rasch fortschreitenden Verwüstung des Waldes. Als 1803 die Landeshoheit des fürstbischöflichen Gebiets auf den badischen Markgrafen übergegangen war, entschloß sich die neue Regierung alsbald, das jahrhundertalte Gemeinschaftseigentum aufzulösen.<sup>23</sup> Den Auftrag, die Waldteilung vorzubereiten und durchzuführen, erhielt Oberforstmeister Karl Ludwig Schilling von Canstadt

(1760–1833) beim Oberforstamt Mahlberg, der seinen Sitz in Ettenheim hatte. Nach unendlichen Schwierigkeiten, manchen Unannehmlichkeiten, mühevollen und zähen Verhandlungen kam schließlich ein Vergleich zwischen den Beteiligten zustande.

Mit Datum vom 17. April 1807 wurde die Waldteilung beurkundet. Begründet wird die Waldaufteilung in der Schlußurkunde<sup>24</sup> wie folgt:

„Ob zwar der Wald eine recht beträchtliche Größe von 7254 1/2 Unterländer Morgen (2612 Hektar) enthält, so bewirkte doch die gemeinschaftliche Nutzungsart desselben – wo vormals die Holzbedürfnisse nicht bestimmt gewesen waren, sondern jeder nach Gutdünken fordern konnte und erhielt, was er nur bei unwirtschaftlichen Holzverbrauch nötig zu haben glaubte – beinahe das vollkommene Verderben.

Erst in den letzten Zeiten der vorigen Landesregierung wurde dieser Übelstand ernstlich eingesehen und das Gabholz eines Genossen auf 2 Klafter reguliert und vermindert. Diese Gabholzverminderung war aber doch nicht hinlänglich, um den Wald vor seinem sich immer mehr nahenden vollkommenen Abgang zu retten, da bei fortgesetzter Gemeinschaft unter so vielen Gemeinden, bei dem immer fühlbarer werdenden Holzangel und bei den sehr gestiegenen Holzpreisen, wodurch die Holzfrevel sich ins Unendliche vermehrten, alle nützlichen Anstalten und Verordnungen unkräftig und zwecklos wurden.“

Der rund 2612 Hektar große Wald wurde in 2146 1/2 Teile oder Aktien unterteilt. Eine Aktie, etwas mehr als einen Hektar Wald, entsprach einem Bürgerlos und wurde 2 Klaftern Holz (8 Ster) gleichgesetzt. Je nach Zahl der Haushaltungen wurden den Gemeinden mehr oder weniger Aktien zugesprochen. Der Anteil des zwischenzeitlich säkularisierten Klosters Ettenheimmünster mit 154 Aktien fiel „der gnädigsten Herrschaft für die Gerechsamkeit des Klosters Ettenheimmünster“ zu; dies ist der heutige „Neuwald“.

Im übrigen erhielten:

– Stadt Ettenheim	585	Aktien
– Grafenhausen	231,5	Aktien
– Ringsheim	226	Aktien
– Altdorf	219	Aktien
– Münchweier	174	Aktien
– Kappel	166	Aktien
– Orschweier	106,5	Aktien
– Wallburg	100,5	Aktien
– Dörleinbach	94	Aktien
– Münstertal	90	Aktien



*Der Totenruhstein auf dem Tannenböschle im ehemaligen Genossenschaftswald. Der Name „zuo toten ruwe“ wird bereits im Dörlinbacher Weistum aus dem 14. Jahrhundert genannt.*



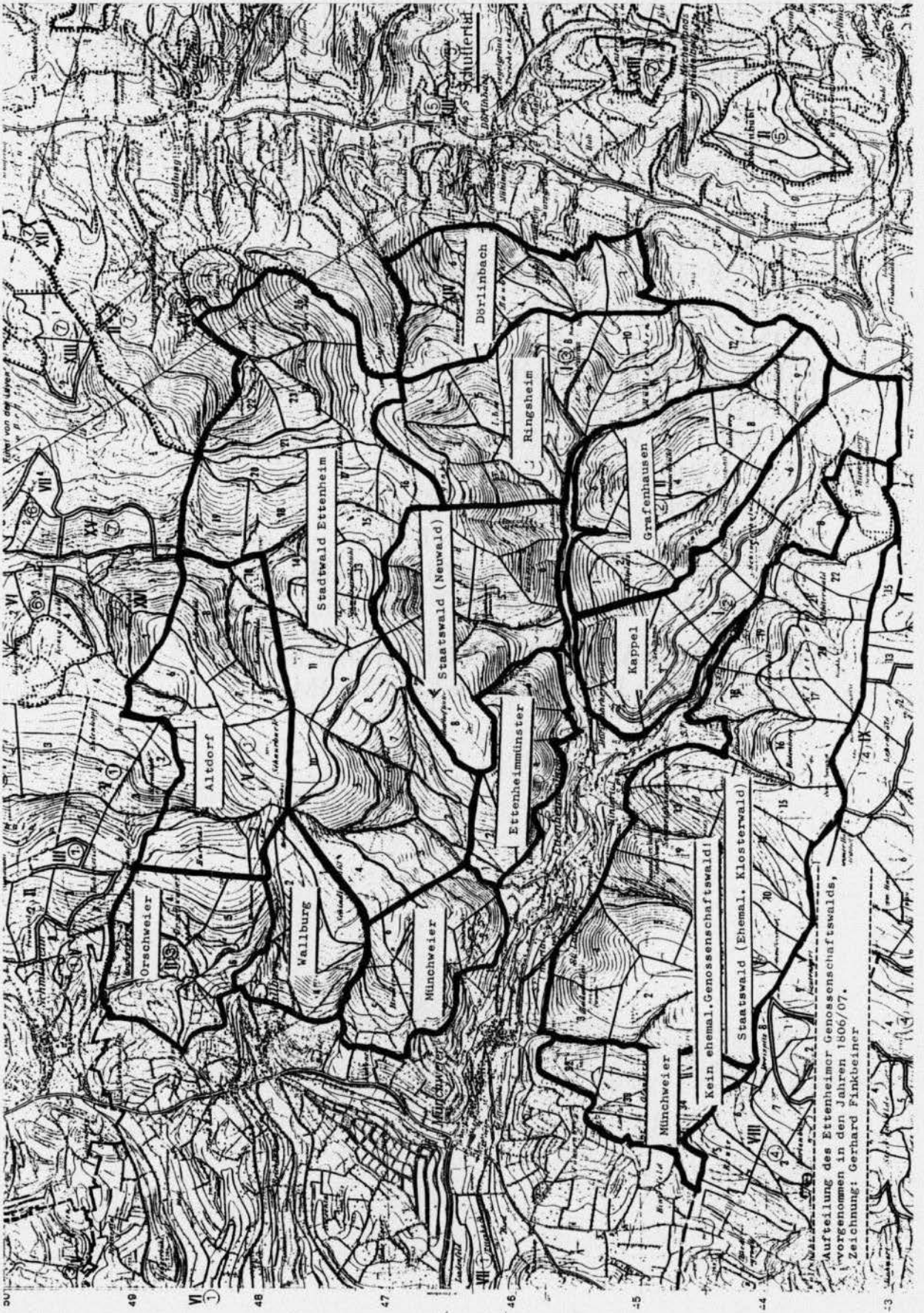
*Gedenkstein beim Helgenstöckle zur Erinnerung an die Aufteilung des Ettenheimer Genossenschaftswaldes im Jahr 1807.*



Mit der Aufteilung des Genossenschaftswaldes an die bisherigen Waldeigentümer war die jahrhundertlang bestandene Genossenschaft mit Holz-, Weid- und Eckerichgenuß aufgelöst. Die „Spänn und Irrungen“ hatten ein Ende.

Zur Erinnerung an die Waldteilung ließ die Stadt Ettenheim auf dem Helgenstöckle einen Gedenkstein mit folgender Inschrift setzen:

ANNO 1807  
WURDE DIESER WALD ABGETHEILT  
VON C.L. SCHILLING  
VON CANSTADT  
G.H.B. OBERFORSTMEISTER  
ZU ETTENHEIM  
GEOMETER W. KRAUTH  
UND H. BEHRENS  
FÖRSTER H.G. LÖFFEL  
FORSTPRACT I. PICKEL UNTER  
STATTSCHULTHEIS M. KOLLIFRATH  
UND BÜRGERMEISTER X. LAIBLE  
  
AUS DANKBARKEIT FÜR DIE WOHLTÄTIGE  
BEMÜHUNG: DIE STADT ETTENHEIM



Aufteilung des Ettenheimer Genossenschaftswalds,  
 vorgenommen in den Jahren 1806/07.  
 Zeichnung: Gerhard Finkbeiner

## Anmerkungen

- 1 Ferdinand, Johann Baptist, „Schicksale des Ettenheimer Genossenschaftswaldes“, in: „Episoden aus der Geschichte Ettenheims“, 1935, S. 108–124.
- 2 Archivalische Quelle des vorliegenden Beitrags ist das historische Werk von Gervasius Bulffer: „Archivum manuale D. Ettonis“, Band III, 371 Seiten, verfaßt 1780, Die fünf Klosterorte, Genossenwald, Kastenvogtei, Pfarrarchiv Ettenheimmünster.
- 3 Bulffer, Gervasius, a.a.O., Genossenwald, S. 1.
- 4 Kewitz, Hubert, „Terminalia silvulae – Die Ettenheimer Grenzbeschreibung von ‚926‘“, in: „Die Ortenau“, Bd. 56, 1976, S. 158–173.
- 5 Schwarzmaier, Hansmartin, „Die Klöster der Ortenau und ihre Konvente in karolingischer Zeit“, ZGO 119, 1971, S. 9–15.
- 6 Kewitz, Hubert, „Das Dörflinbacher Weistum“, in: Finkbeiner, Gerhard, „750 Jahre Dörflinbach (1225–1975)“, Hrsg. Gemeinde Schuttertal, 1975, S. 31–36.
- 7 Bulffer, Gervasius, a.a.O., Genossenwald, S. 3.
- 8 GLA Karlsruhe, 1302 Jan. 9, 27a, Kopie 67/593, S. 57–59.
- 9 Bulffer, Gervasius, a.a.O., Genossenwald, S. 35–36.
- 10 GLA Karlsruhe, 1449 Mai 6, 27a, Kopie 67/593, S. 17–26, 67/594, fol. S. 77–81.
- 11 GLA Karlsruhe, 1449 Juli 19, 27a/9, Kopie 67/593, S. 37–38, 67/594, fol. 53–54.
- 12 GLA Karlsruhe, 1470 April 6, 27a, Kopie 67/593, S. 27–37, 67/594, fol. 84–88; (Für Quellenhinweise über den Genossenschaftswald bin ich Herrn Hubert Kewitz, Ringsheim, zu Dank verpflichtet.).
- 13 Finkbeiner, Gerhard, „Streit zwischen Ettenheimer Bürgern und Schuttertälern Bauern um Grenzverlauf und Waldnutzungsrechte im Ettenheimer Genossenschaftswald“, in: „Die Ortenau“, Bd. 65, 1985, S. 172–187.
- 14 GLA Karlsruhe. 1503 Aug. 8, 27a/6, Kopie 67/593, S. 39–51; 67/594, fol. 88–93.
- 15 Bei den „Händen“ auf den Grenzsteinen handelt es sich um jeweils eine im Umriß dargestellte Hand mit ausgestreckten Fingern (schwörende Hand), die für jeden Angrenzer symbolisch den richtigen Grenzverlauf beidert.
- 16 Kreutz, Gernot, „Die historischen Marksteine der Gemeinde Schuttertal“ (Vom Eidstein zum Kreuzstein“, S. 149–155) in: Gerhard Finkbeiner/Gernot Kreutz, „Wenn Steine reden“, Hrsg. Historischer Verein für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Seelbach-Schuttertal, Lahr 1988.
- 17 Kohler, Oskar, „Die Ettenheimer Waldgenossenschaft und ihr Streit mit dem Kloster Ettenheimmünster“, in: „Ettenheimer Heimatbote“ vom 12.5.1966 (Den Hinweis verdanke ich Herrn Bernhard Uttenweiler, Ettenheim.).
- 18 Bulffer, Gervasius, a.a.O., S. 20.
- 19 Bulffer, Gervasius, a.a.O., S. 49.
- 20 Bulffer, Gervasius, a.a.O., S. 49–50.
- 21 Bulffer, Gervasius, a.a.O., S. 54–59.
- 22 Ferdinand, Johann Baptist, „Schicksale des Ettenheimer Genossenschaftswaldes“, in: „Episoden aus der Geschichte Ettenheims“, 1935, S. 112–118.
- 23 Ferdinand, Johann Baptist, „Die Teilung des Ettenheimer Genossenschaftswaldes im Jahre 1807“, Die Ortenau 36, S. 97–103.
- 24 GA Schuttertal, Ortsteil Dörflinbach, „Die Aufteilung des Ettenheimer Genossenschaftswaldes im Jahre 1806/07“; Bei den Verhandlungen um die Aufteilung des Genossenschaftswaldes wurde Dörflinbach vertreten durch Schultheiß Matthias Wangler (1748–1819) und Heimburger Jakob Ohnemus (1760–1823).

# Das badische Amt Stollhofen

*Ernst A. Gutmann*

## *Einführung*

Ohne große Feier und ohne daß es allgemein bekannt wurde, jährte sich die Bildung der Gemeinde Rheinmünster im Jahre 1994 zum zwanzigsten Male.

Die Reformgemeinde Rheinmünster besteht aus den ehemaligen selbständigen Gemeinden Greffern, Schwarzach mit Hildmannsfeld, Söllingen und Stollhofen.

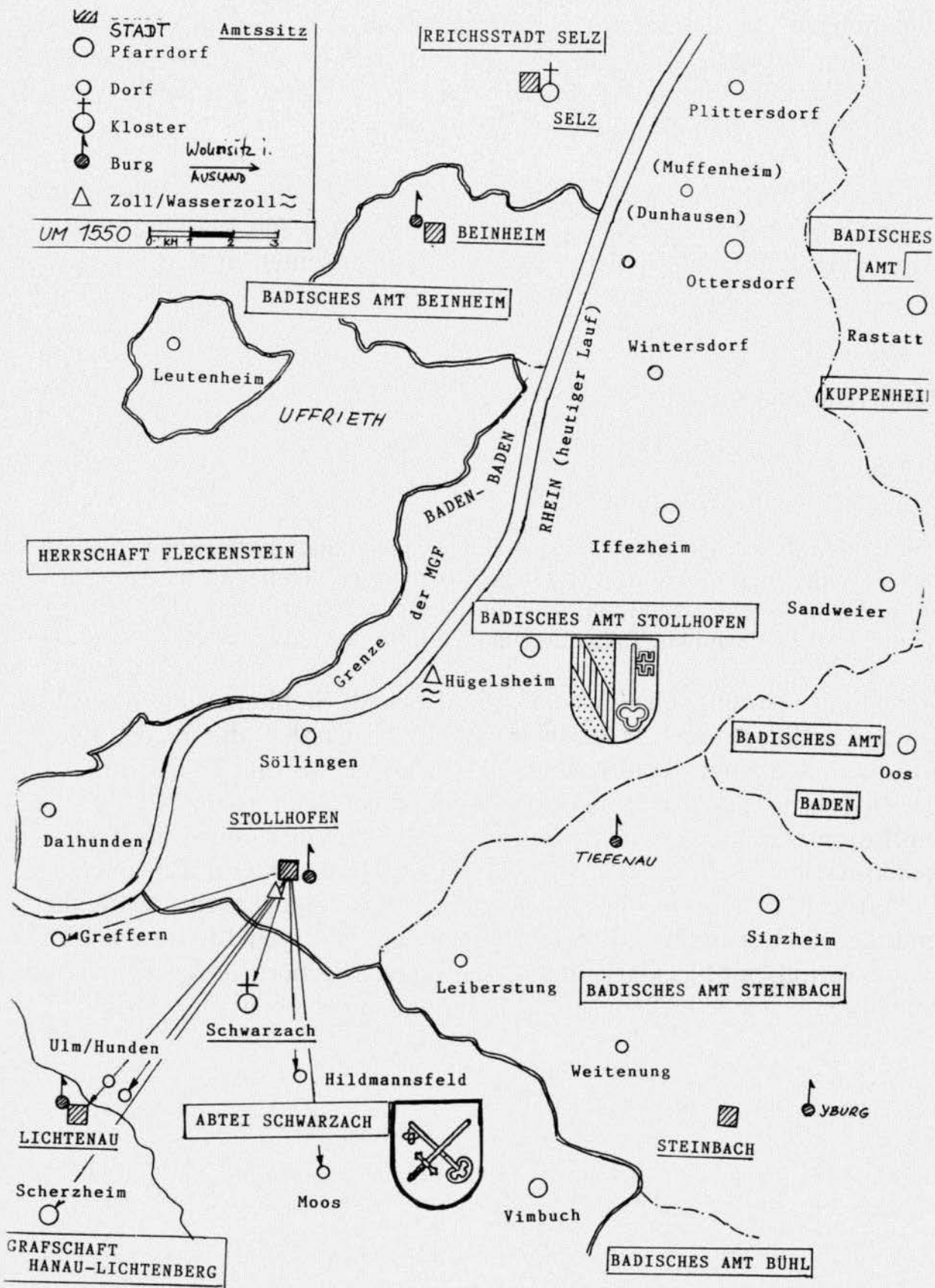
Vor zwanzig Jahren endete die Geschichte der politischen Gemeinde Stollhofen, vor rund 200 Jahren ging die Geschichte der mittelalterlichen Stadt und die der gleichnamigen Verwaltungsgemeinschaft zu Ende.

Die erste gesicherte Erwähnung des Ortes erfolgte im Jahre 1154<sup>1</sup> als Königshof mit Kirche. Schon 1212 ist eine Adelsfamilie erwähnt, die sich nach dem Ort nannte und hier das Schultheißenamt inne hatte<sup>2</sup>. 1292 erscheint die Burg zu Stollhofen<sup>3</sup>. Zehn Jahre später, 1302, folgte die erste Erwähnung als „Statt“ im Besitz der Ritter von Windeck<sup>4</sup>.

Infolge von Geldverlegenheit verkaufte Ritter Eberlin von Windeck im Jahre 1309 die Stadt Stollhofen mit der Vogtei, die die Dörfer Söllingen und Hügelsheim umfaßte, für 1450 Mark Straßburger Silber an den Markgrafen Rudolf von Baden<sup>5</sup>.

## *Die Entstehung der Amtsgebiete*

Unter Markgraf Bernhard I. (1364–1431) erhielt das Land eine für damalige Zeit moderne einheitliche Verwaltung. Er setzte in den Städten Schultheißen über die gewählten Bürgermeister ein, die im Gericht und Rat den Vorsitz führten. Die kleinen Vogteigebiete wurden zu mehrere Dörfer umfassenden „Amtsgebieten“ zusammengefaßt. Dieser Verwaltungseinheit stand der Amtmann oder Vogt, vergleichbar mit Landrat, vor. Die Amtsmänner stammten meist aus dem Landadel der Markgrafschaft. Denen wurden „Verwaltungsfachleute“, die Amtsschreiber, unterstellt, die wiederum ihren Lebensunterhalt als Schulmeister, Mesner oder Zoller aufbessern konnten. Die Schreiber waren neben dem Pfarrherrn zum Beginn mitunter



Rekonstruktion des Amtes Stollhofen um 1550

die einzigen, die des Lesens und Schreibens richtig kundig waren. In der badischen Residenz, der Kanzlei, arbeiteten tüchtige und erfahrene Männer als Hofräte oder Obervögte. Diese Verwaltungsreform war vermutlich um 1380–1390 durchgeführt worden<sup>6</sup>.

Im Jahre 1389 wird Hans Zoller als erster Amtmann von Stollhofen genannt. Er war zusammen mit seinen Landesherrn, den Markgrafen Bernhard und Rudolf, und anderen badischen Dienstleuten in Eger bei König Wenzel, um den Landfrieden zu beschwören<sup>7</sup>.

### *Umfang des Stollhofener Amtes*

Das älteste erhaltene Lagerbuch des Amtes Stollhofen aus dem Jahre 1472 beginnt mit dem Abschnitt:

„Stolhoffen. In dasselb Ampt gehörent diß nachgehn Statt dorffere und wilere, und im yeglucher Statt und dorffern, solliche nüz rent und gefelle, als die hernach von stuck en stuck gehn steend und sind diß die dorffere nemblich Selingen Hügelsheim Uffezheim Sandwir, Talhunden und die fünff dorffere im Ryet<sup>8</sup>.“

Neben der ursprünglichen Vogtei<sup>9</sup>, die die Stadt Stollhofen und die beiden Dörfer Söllingen und Hügelsheim umfaßte, wurden die beiden Dörfer Iffezheim und Sandweier hinzugefügt. Dazu kam das fünf Dörfer umfassende Ried dazu, das erst wenige Jahrzehnte zuvor noch als Insel vom Rhein umflossen war, ursprünglich zum Elsaß, kirchlich aber immer noch zur Benediktinerabtei Selz gehörte. Dies waren die Dörfer Otterdorf, Wintersdorf, Plittersdorf, das schon vermutlich um 1480 untergegangene Muffenheim und das 1583 ebenfalls abgegangene Dunhausen<sup>10</sup>. Von 1404 bis um 1558 (Grenzvertrag mit Fleckenstein und Schwarzach) gehörte das gegenüber von Stollhofen liegende Dalhunden ebenfalls zum Amtsgebiet<sup>11</sup>.

### *Untertanen im „Ausland“*

Schon im Lagerbuch von 1472 finden sich zwei Absätze, die auf die Bewohner im „Ausland“ hindeuten.

„Die Herschafft hat auch jensyt Rins sitzen im Uffriet und anderswo vil eygen Lutmann und frauwen, die jars vogtgeld und hünz geben, die samelt und bringt von ine in ein hunzvogt der umb rechnung tun sol.“

Die Leibeigenen im Uffrieth (Gebiet von Beinheim, Röschoog, Roppenheim im Elsaß) bezahlten ihre Vogtsgelder und Hühnerzehnt an den Hühnervogt, der diese wiederum abrechnen mußte<sup>12</sup>.

Daß der Markgraf als Schirmherr der Abtei schon früh seine Untertanen im Klostergebiet Schwarzach festsetzte und somit seine Macht über die Abtei festigen konnte, zeigt der Absatz unter der Abteilung Hügelsheim und Söllingen:

„Nota was myn her eygen Lut oversyt der Statt Stollhoffen hat sitzen, es sy in Greffre, Schwartzach, Mose oder anderswo die geben mit den vorgenannten dorffern Bett und dz komt inen zu stür<sup>13</sup>.“

Auch diese Untertanen wurden vom Amt Stollhofen mitverwaltet.

Dem nur 39 Jahre später erstellten zweiten Lagerbuch von 1511 ist der Machtanspruch der Markgrafen über das Kloster Schwarzach in der Form zu entnehmen, daß das Klosterdorf Greffern ungerechterweise schon als Dorf des Amtes Stollhofen mit verschiedenen Rechten und Einnahmequellen eingetragen ist<sup>14</sup>.

Die erstaunlichste Anzahl von Stollhofener Amtsangehörigen im Ausland und insbesondere im Klostergebiet erscheint in dem Amtlagerbuchfragment von 1590.

Unter den Jahreszahlen 1575/1590 bis 1611 erscheinen in dem Klosterdorf Hildmannsfeld mit dem Langhurster Hof 26 badische Untertanen eingetragen. Das Dorf Greffern zählte (!) 166 Untertanen, in Moos waren es 34, in Ulm/Hunden 89 und in dem Hauptort des Klosters, in Schwarzach, immerhin 178<sup>15</sup>. Daß diese Bewohner auch richtig zum Amt Stollhofen gehörten, zeigen ihre Abgabenanteile zur Tor- und Nachtwache an die Amtshauptstadt Stollhofen<sup>16</sup>.

Aber auch nicht nur im Klostergebiet Schwarzach, wo der Markgraf schließlich Schirmherr war, waren die „Badener“ vertreten. Ebenfalls im benachbarten Lichtenberger Land, in der Stadt Lichtenau zählte das Lagerbuch 28 und in Scherzheim 41 Bewohner auf. Weitere drei Familiennamen im Lichtenberger Gebiet werden einzeln aufgezählt. Zwei weitere sind Bürger in Straßburg<sup>17</sup>.

In einem so kleinen Staatsgebiet wie der Markgrafschaft Baden-Baden erhält eine Verwaltungsgemeinschaft mit einem Dutzend Orte ein verhältnismäßiges Gewicht. Das Kerngebiet der Markgrafschaft umfaßte damals die Ämter Baden, Kuppenheim mit Rastatt, Steinbach, Bühl (badischer Teil), Gernsbach (badischer Teil), Ettlingen, Beinheim und Stollhofen. Die politische Bedeutung dieses Amtes Stollhofen ersehen wir aus dem Landtagsabschied des Jahres 1558. Der Markgraf berief seine Landstände zusammen, um die angehäuften Schulden auf die einzelnen Städte und Ämter

umzulegen. Mit den damals noch sehr selbstbewußt auftretenden Städten und Landständen konnte sich der Markgraf folgendermaßen einigen: Es wurden die Beträge anteilig umgelegt und in eine extra Kasse einbezahlt. Gesiegelt wurde dieser Abschied mit den Siegeln des Markgrafen, der Stadt Baden-Baden, der Stadt Ettlingen und der Stadt Stollhofen. Bei einem der späteren Landtage im Jahre 1589 wurde dann eine Truhe mit 4 Schlössern angeschafft. Einen Schlüssel hatte der Markgraf, den zweiten die Stadt Baden-Baden, den dritten die Stadt Ettlingen und den vierten abwechselnd ein Jahr die Stadt Kuppenheim und die Stadt Stollhofen<sup>18</sup>. Die wirtschaftliche Bedeutung beleuchtet auch eine Zählung der Fuhrwägen aus der gleichen Zeit. So wurden im Amt Baden (Baden) 13, Kuppenheim 189, Beinheim 21, Rastatt 28, Steinbach 48, Bühl 31, Kloster Schwarzach 80 und zu Stollhofen immerhin 120 Wägen gezählt<sup>19</sup>.

Der Wochenmarkt zu Stollhofen war in der damaligen Zeit beinahe zum Erliegen gekommen. Die Jahrmärkte waren vermutlich nicht so sehr betroffen. Die seit 1403 bzw. 1404 neu hinzu gekommenen Wochenmärkte zu Rastatt und Bühl hatten die beiden älteren Marktstädte Steinbach und Stollhofen überflügelt. Die neuen Marktflecken hatten den Vorteil des größeren bäuerlichen Hinterlandes und lagen auch wesentlich verkehrsgünstiger. Stollhofen lag geografisch an der Südgrenze seines Amtsgebietes. Für die sieben Dörfer im nördlichen Teil war der neue Rastatter Markt günstiger als der Markt zu Stollhofen. Daher hatte der ältere Markt zu Stollhofen nach 1404 das Nachsehen. Die Kaufleute aus Stollhofen, die im Jahre 1539 den Donnerstagsmarkt in Rastatt besuchten, mußten an der Murgbrücke Zoll bezahlen. Daraus entwickelte sich ein Wettstreit, den Stollhofen verlieren mußte. Die Rastatter Kaufleute, die ihrerseits den Stollhofener Markt besuchten, konnten sich die Abgaben sparen. Die Zollstelle zu Stollhofen lag an der Brücke südlich der Stadt, günstig für die aus dem Norden kommenden Händler. Die Abwanderung der wenigen Kaufleute aus Stollhofen war somit vorgegeben<sup>20</sup>.

### *Die Verwaltungsgemeinschaft Stollhofen-Beinheim*

Im Jahre 1594 wurde die „Obere Markgrafschaft Baden“ durch Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach besetzt. Damit rettete er die Markgrafschaft Baden-Baden vor der vollständigen Überschuldung und der Übernahme durch die Fugger. Noch im Winter 1594 wurde zu Stollhofen eine Durlacher Garnison eingerichtet<sup>21</sup>. Vermutlich um Kosten einzusparen, wurde über die beiden Ämter Beinheim und Stollhofen nur noch ein einziger Obervogt, Karl von Schornstadt, eingesetzt. Der Untervogt Christoph Badener betreute das Amt Beinheim, Ägidius Stemmler, zugleich Zoller



des Rheinzolles zu Hügelsheim, wurde zum Untervogt zu Stollhofen. Auch die beiden Stadt- oder Amtsschreiber findet man abwechselnd einmal zu Beinheim und das andere Mal zu Stollhofen in den Akten<sup>22</sup>. Im Jahre 1583 fanden sich die Abgeordneten des Amtes Stollhofen mit denen des Schwarzacher Amtes zusammen, um gemeinsam das Sonderspital oder Gutleuthaus, das schon zuvor bestanden hatte, durch eine Stiftung auf eine sichere finanzielle Basis zu stellen. Um nun auch die Pestkranken aus dem Beinheimer Amt unterzubringen, wurde im Jahre 1616 die Stiftung durch den Beinheimer Beitrag erweitert. Daß diese erweiterte Stiftung auch funktionierte, sollte ein Bewohner von Beinheim im Jahre 1618 erfahren. Andreas Knecht, ein Viehbauer, wurde von dem Untervogt Junker Bernhard von Baden des Aussatzes verdächtigt und zu dem Barbier Philipp Jacob Dinger nach Rastatt geschickt. Dieser schickte ihn sofort in das für ihn zuständige Sondersiechenhaus nach Stollhofen weiter. Nachdem allerdings nach zwei Jahren die Krankheit nicht ihren schrecklichen Lauf nahm, wurde er von dem Siechenmeister Bastian Knäblin zu Stollhofen nach Straßburg geschickt. Dort sollte er sich von richtigen Ärzten untersuchen lassen. Das Ergebnis dieser Untersuchung wurde ihm dann von den Straßburger Ärzten in einem „Gesundheitsschein“ mitgeteilt<sup>23</sup>.

Die Verwaltungsgemeinschaft sollte nach dem 30jährigen Krieg nicht mehr in dieser Form genannt werden. 1623 übernahm der baden-badische Markgraf Wilhelm sein Erbland<sup>24</sup>, ab 1648 gehörten die oberrheinischen badischen Gebiete zwar immer noch zur Markgrafschaft, allerdings fielen sie in den darauffolgenden Kriegen an das Königreich Frankreich.

### *Die Bevölkerung des Amtsgebiets 1590/1600*

Die Bewohnerzahl war natürlich aus heutiger Sicht bescheiden. Die damaligen Großstädte des Reiches wie Köln, Frankfurt, Straßburg, Nürnberg oder Ulm erreichten kaum die Größe einer heutigen „Großen Kreisstadt“.

Die badische Residenzstadt Baden-Baden hatte eine ummauerte Siedlungsfläche von 12 ha und 2000 Bewohner vielleicht gerade erreicht. Ettlingen war mit 13,1 ha etwas größer, war aber nicht so dicht bebaut<sup>25</sup>. Stollhofen mit 6 Hektar ummauerter Siedlungsfläche zählte 1625 gerade 134 bürgerliche Familien, womit mit einer Bewohnerzahl von max. 1000 Seelen gerechnet werden könnte<sup>26</sup>.

Die Bewohnerzahlen des Amtes können anhand einer Schätzung aus dem Jahre 1682 hochgerechnet werden, wobei der Verlust aus dem 30jährigen Krieg keinesfalls bis zum Jahre 1682 ausgeglichen war. Nicht mehr in der

Schatzung erscheinen die beiden abgegangenen Orte im Ried und ebenso wenig das nun Fleckensteiner Dalhunden.

Grund zur Schätzungserstellung war der wenige Jahre zuvor beendete Krieg. Somit notierte der Amtsschreiber Mayer Anno 1682:

	bürgerl. Hauss. m. Wittw. vor dem Krieg	jetzt vorh. Bürger	jetzt vorh. Wittw.
Stollhouen, die Statt u. Vorstatt	87	67	10
Sellingen	44	26	8
Hiegelsheimb	49	35	4
Iffitzheimb	45	38	8
Santweyer	32	24	4
Wintersdorff	41	22	4
Ottersdorff	39	35	3
Plittersdorff	53	46	5

In der Einzelaufstellung sind auch die Kinder notiert, so daß man die Bewohnerzahl der Orte in etwa hochrechnen kann. Wie gründlich diese Zählung war, zeigt die Tatsache, daß die Anzahl der Familien höher lag als die der Bürger. Somit scheint der Amtsschreiber auch die nichtbürgerlichen Familien aufgeführt zu haben, was nicht selbstverständlich war.

	Kinder	Familien	Einwohner
Stollhofen	252	94	ca. 600
Söllingen	94	40	200
Hügelsheim	98	41	250
Iffezheim	111	64	300
Sandweier	73	35	180
Wintersdorf	86	40	200
Ottersdorf	100	53	270
Plittersdorf	146	66	350
			<u>2350</u>

Somit kann man davon ausgehen, daß bei 94 Familien und 252 Kindern ( $94 \times 2$  Eltern = 188 + 252) eine Anzahl von 440 Menschen in der Amtsstadt gewohnt haben. Dazu werden nochmals ca. 50 Knechte und Mägde gekommen sein. Die Garnison in Stollhofen hatte eine Friedensstärke von 25 Mann, somit laut einem Register von 1653 rund 100 Bewohner<sup>27</sup>.

Geht man nun davon aus, daß die Bewohner in den Dörfern ähnliche Verluste durch die Kriege von 1625–1682 erlitten hatten wie die Amtsstadt, so war die Einwohnerzahl um ein Drittel vor 1625 höher als 1682, und somit dürfte das Amtsgebiet 3500 Bewohner nicht überschritten haben.

Noch war die Stadt Stollhofen mit deutlichem Abstand die größte Gemeinde im Amt. Das sollte sich nun bald ändern.

### *Der Niedergang der Stadt und des Amtes Stollhofen*

Die folgenden Kriege 1689–1697 und 1701–1714 verliefen für das Amt und vor allem der Stadt Stollhofen noch ungünstiger. Die Zerstörungen waren im September 1689 so schrecklich, daß es drei Jahre dauern sollte, bis wieder eine Anzahl von 30 Familien in den Mauern der Stadt wohnten<sup>28</sup>.

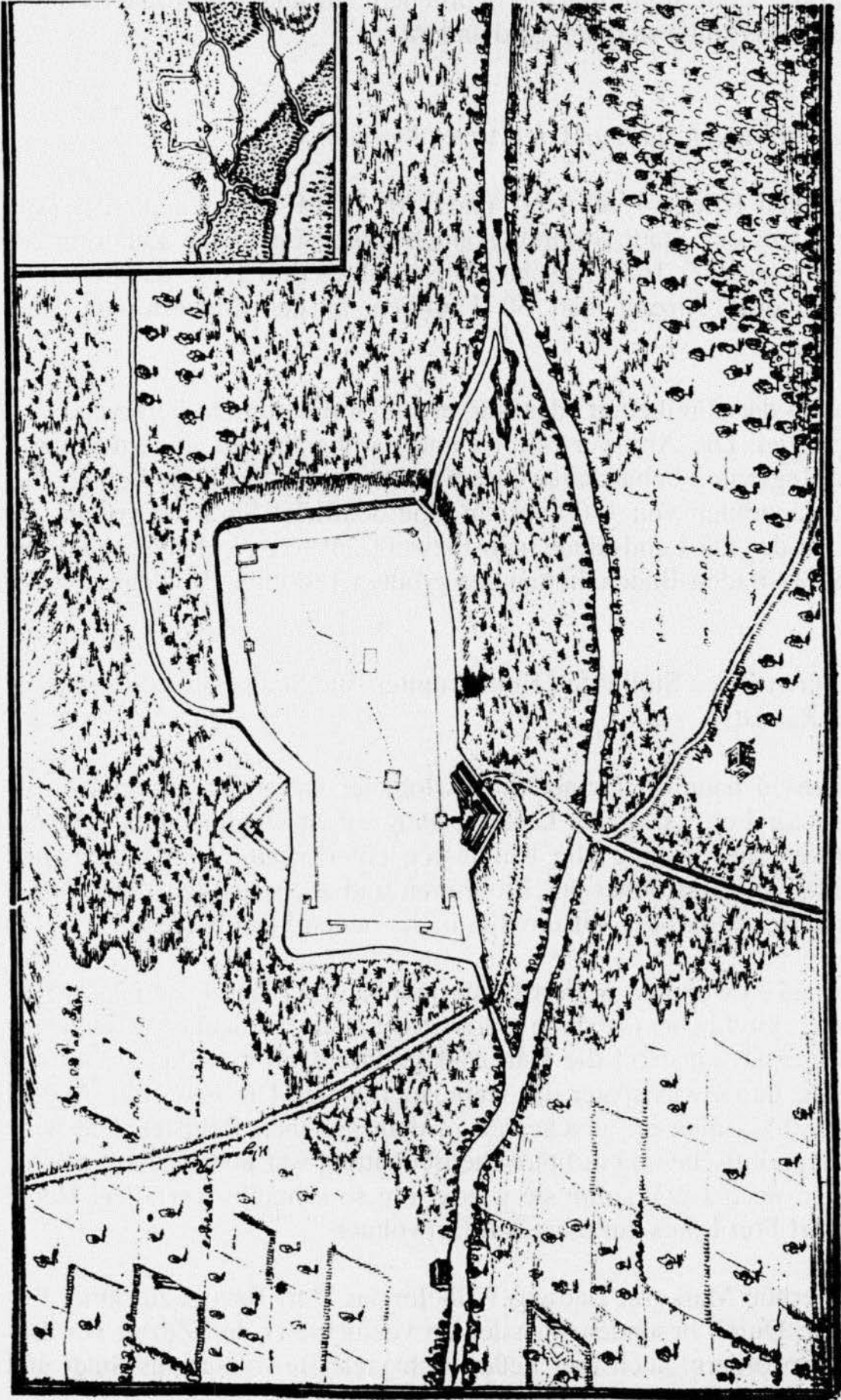
Auch waren die „Freiheiten“ der Bürger im Grunde durch die Kriege verlorengegangen. Die Amtsverwaltung und darüber hinaus auch die markgräfliche Regierung behandelten ihre Untertanen nur noch als Leibeigene. Das Amtslagerbuch von 1700 spricht eine deutliche Sprache; vorbei war die Zeit, in der die Landstände selbstbewußt auftreten konnten. Auch die Städte, außer Baden-Baden, hatten den größten Teil ihrer Privilegien verloren<sup>29</sup>.

Zugleich erwachsen Stollhofen Konkurrenten, die Stadt Fort Louis und die Residenz Rastatt.

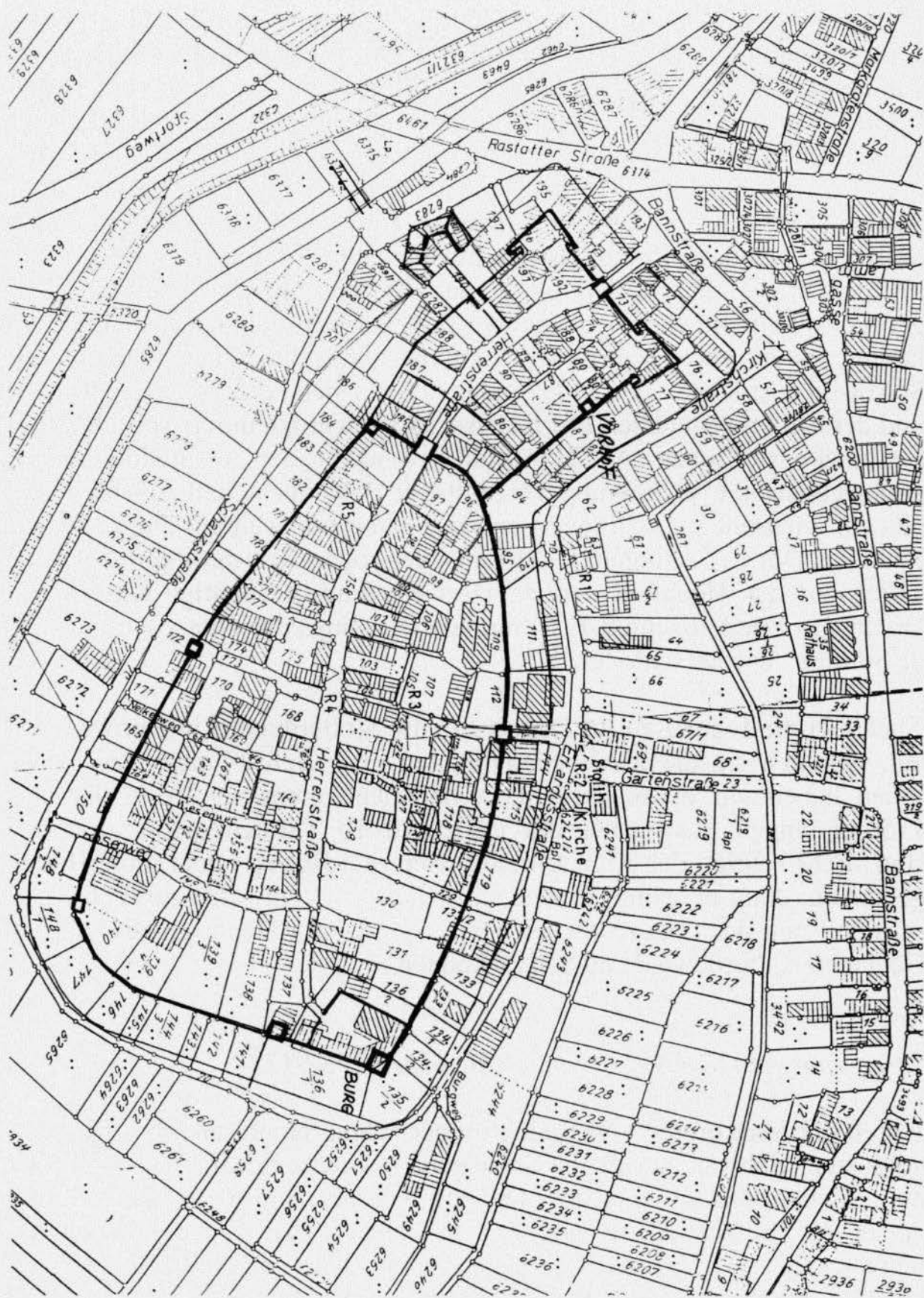
Die Franzosen hatten auf einer drei Kilometer entfernten Rheininsel die Garnisonstadt Fort Louis als Gegenfestung zu Stollhofen erbaut. In der Folge erhielt die Festung alle Privilegien einer Stadt wie Wochen- und Jahrmarkt. Viele Bewohner aus Stollhofen und auch aus dem Amtsgebiet ließen sich freiwillig oder unfreiwillig in der neuen Stadt nieder.

Schon um 1720 wohnten in Fort Louis 180 Familien und bis zu 2500 Soldaten. Vier kirchliche Gebäude unterstrichen die Bedeutung der neuen Stadt. Als erstes entstand die Garnisonskirche, dann die Stadtkirche, die Spitalkirche und etwas später das Kapuzinerkloster. Die gewaltige Anzahl von über 30 Gasthäusern erscheinen in dem gleichen Register. Die wirtschaftliche, politische und militärische Bedeutung war übermächtig geworden. Später, nach 1793, sollte sie wieder um so schneller verfallen. Heute hat das Dorf Fort Louis nur etwa 250 Einwohner<sup>30</sup>.

Um 1699 erhob Markgraf Ludwig Wilhelm das Dorf Rastatt zu seiner Residenzstadt. Durch besondere Privilegien versuchte er den Zuzug von Bewohnern zu fördern, auch hier ließen sich viele Bewohner aus Stadt und Amt Stollhofen nieder. Der Spanische Erbfolgekrieg begünstigte diese Entwicklung. Der Amtmann von Stollhofen, Bernhard Brombach, schrieb



Stollhofen um 1600  
Mit freundlicher Genehmigung des Generallandesarchivs Karlsruhe, GLAK HFK XVII fol. 56.



Katasterplan der Gemeinde Rheinmünster-Stollhofen mit eingezeichnetem Verlauf der Stadtmauer von 1625.

im Jahre 1702: „Die Stollhofener hausen in elenden Strohhütten.“ Dabei waren gerade zur damaligen Zeit über 1500 Soldaten in der Stadt untergebracht, so daß er weiter schreibt: „. . . die Türme der Stadt sind vollgestopft mit Pulver und Blei, so daß wir die Kranken und Gefangenen nach Gernsbach bringen müssen . . .“<sup>31</sup>.

Auch in den Amtsdörfern, vor allem in Hügelsheim, Plittersdorf und in Söllingen, lagen die Reichstruppen in Überzahl. Was nur irgendwie für die Truppen brauchbar erschien, wurde der Bevölkerung konfisziert. Die Klagen der armen Bewohner gegenüber den Truppen nahmen kein Ende. Es konnte kaum noch schlimmer kommen. Die Bewohner mußten zum Schanzen ausrücken. Tausende Soldaten lagen sich beiderseits des Rheines und der Linien gegenüber. Die Reichstruppen wurden durch Verrat aus den Stellungen vertrieben. Als Höhepunkt ist neben der Ausplünderung des Amtsgebietes die Vertreibung der Söllinger Bewohnerschaft aus ihren Hofplätzen anzusehen. Die Franzosen errichteten ein weiteres Fort auf dem Platz des Dorfes Söllingen. Die Einwohner zogen sich mit ihren Habseligkeiten auf das Hochfeld zurück. Dort entstand die heutige Kirchstraße. Durch den Friedensschluß 1714 mußten allerdings die Franzosen ihr „Fort de Seling“ wieder schleifen<sup>32</sup>.

Nachdem die Franzosen im Jahre 1707 die Stollhofener Linie erobert hatten, befahlen sie die totale Niederlegung aller Befestigungen der Stadt. Ihnen haben wir es zu verdanken, daß heute keinerlei Reste der über 1150 m langen Stadtmauer mit insgesamt 10 Türmen mehr vorhanden sind. 1712 schrieb der Amtsschreiber Heinrich Retzer (nicht ohne Hintergedanken, denn er wollte dieses Stückchen als Viehweide für sich): „. . . man soll nun doch die restlichen Steine der Torportale ausgraben, um das Gelände als Pferdeweide nützen zu können“<sup>33</sup>. . .“

### *Vereinigung mit dem Klosteramt Schwarzach 1732/1733*

Waren die Markgrafen von Baden immer schon darauf aus, ihr „Kastvogteikloster“ Schwarzach in ihr Staatsgebiet einzubeziehen, so schufen sie nun gewissermaßen Tatsachen. Der Stollhofener Amtmann Louis Hornus nahm auf Befehl der Regierung im Jahre 1733 seinen Amtssitz in Schwarzach. Als Vorwand diente u.a. das wieder einmal durch Kriegshandlungen zerstörte Amtshaus in Stollhofen. Zum anderen wollte die Regierung durch das schon jahrelang schwebende Verfahren beim Reichskammergericht wegen der Reichsfreiheit des Klosters ihren Machtschwerpunkt endgültig zementieren.



*Johannes Jacob Datt von Tiefenau, Obervogt des Amtes Stollhofen, 1648 als badischer Abgeordneter bei den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück. Original im Rathaus zu Stollhofen.*

Somit wurde aus dem badischen Amt Stollhofen und dem Klosteramt Schwarzach das Doppelamt Stollhofen-Schwarzach. Die Amtsschreiberei wurde weiterhin im Amtshaus zu Stollhofen geführt, der Amtmann wohnte aber in Schwarzach<sup>34</sup>.

Das Klosteramt Schwarzach umfaßte 10 Orte. Laut einem Register aus dem Jahre 1781 sind den einzelnen Dörfern folgende Bewohnerzahlen zuzurechnen: Schwarzach 752 Einwohner, Hildmannsfeld 111, Ulm 380, Greffern 416, Oberbruch 166, Vimbuch 225, Oberweier 123, Balzhofen 210, Zell 210 und Moos 367, zusammen 2960 Einwohner<sup>35</sup>.

Die Amtsschätzung im Stollhofener Teil aus dem Jahre 1765 zeigt dann deutlich die Stagnation der Amtsstadt gegenüber den Dörfern. Der Abstand zwischen Stadt und Dorf war aufgebraucht. Der zweitgrößte Ort im Amt, das Dorf Iffezheim mit 101 Bürgern, war nun schon beinahe so groß wie Stollhofen mit 106 Bürgern, was jeweils eine Einwohnerzahl von max. 700 Menschen ausmachen dürfte<sup>36</sup>.

### *Auflösung des Amtes Stollhofen-Schwarzach*

Nachdem die baden-badische Fürstenlinie im Jahre 1771 erloschen war, wurde die „obere Markgrafschaft“ laut Erbverträge von der Durlacher Linie übernommen. Die Hauptaufgabe der Amtsverwaltung beschränkte sich darauf, allen unnötigen staatlichen Besitz zu veräußern. Um das nun vergrößerte Land besser verwalten zu können, wurden die kleinen Amtsgebiete zusammengelegt. So wurde am 17. Juli 1790 das 400jährige Amt Stollhofen aufgelöst, das Stadtrecht verfiel<sup>37</sup>.

### *Schlußbetrachtung*

Wie schon eingangs erwähnt, hat der Ort Stollhofen seine politische Selbständigkeit 1974 verloren. Mit einer Bewohnerzahl von 1500 steht es unter den vier Ortsteilen von Rheinmünster nur an der dritten Stelle nach Greffern mit etwas über 2000 und Schwarzach mit Hildmannsfeld um 2000. Der Ortsteil Söllingen zählt um 1000 Einwohner. Der Vergleich mit dem ehemaligen Amtsgebiet würde noch ungünstiger ausfallen. Iffezheim zählt heute um 5000, Sandweier, heute ein Stadtteil von Baden-Baden, um 4500, Hügelsheim um 3000, die nun Rastatter Stadtteile Plittersdorf, Ottersdorf, Wintersdorf alle teils weit über 2000 Bewohner.

Wie spricht der Volksmund? „Aus den Augen, aus dem Sinn“. Der letzte



Amtmann Antoni Steiner von Stollhofen-Schwarzach schrieb 1777: „... möge auch die Stadt Stollhofen früher ansehnlich gewesen sein, heute besteht sie nur aus elenden Baraccen<sup>38</sup>...“ Von geschichtlich unbedarften Menschen erntet man heute höchstens ein ungläubiges Lächeln, wenn man sich über die ehemalige „Amtsstadt Stollhofen“ äußert und wird möglicherweise sogar als „Spinner“ abgetan.

#### Anmerkungen

- 1 GLA C.33 von 1154.
- 2 GLA 37/237 von 1212.
- 3 GLA 67/1321 fol. 55 f4 von 1292.
- 4 GLA Gayling A 18 von 1302.
- 5 GLA 37/249, 16 von 1309, ebenso 37/251 von 1310/11. Der Betrag lautet im Originaltext „vierzehnhundert Mark“, auf dem Aktenblatt steht fälschlich 1350 Mark.
- 6 Vgl. Wolfgang Hug, Geschichte Badens, S. 98 f. GLA 182/8 Amtsschreiberakten 1696–1801; GLA 229/102565 1539–1597. Schul- und Mesnerdienst.
- 7 Deutsche Reichsakte II.190; Otto Gartner, Die Regesten der Herren von Windeck. In: Die Ortenau 53/1973, S. 134.
- 8 GLA 66/8383 1472 fol. 1.
- 9 s. Anm. 5, 1309, Statt und Vogtey.
- 10 Franz Ruf, Die Riedpfarre Ottersdorf. In: Die Ortenau 65/1985, S. 298; GLA 66/8384 1511, zweites Lagerbuch des Amtes, hier sind nur noch vier Dörfer vermerkt.
- 11 GLA 67/81 fol. 518–538 1558, Grenzvertrag zwischen Baden, Fleckenstein und Kloster Schwarzach, Dalhunden betreffend; GLA 66/8381 fol. 27.
- 12 GLA 66/8381 10 fol. 4c.
- 13 GLA 66/8381 10 fol. 6b.
- 14 GLA 66/8381 13 fol. 10b.
- 15 GLA 66/8381 fol. Lagerbuchfragment von 1590 mit Einträgen von 1575 bis 1611.
- 16 GLA 229/102425 von 1557 bis 1590, Wachtgeld zu Stollhofen; s. Anm. 15 fol. 27.
- 17 s. Anm. 15 Abteilung Lichtenau/Scherzheim.
- 18 ZGO 29 (1877) S. 331 Landtagsabschiede von 1558 und 1559.
- 19 ZGO 25 (1872) S. 406, 14. Mai 1582.
- 20 GLA 182/176 1539.
- 21 s. Anm. 6, Hug, S. 149; GLA 229/102516 Amts- und Kriegsakten 1594/95 (1590 bis 1706).
- 22 s. Anm. 6, Amtsschreiberakten, Schuldienst.
- 23 GLA 229/102567 1583–1620; GLA 37/251 1616 Spital/Gutleuthaus.
- 24 s. Anm. 6, Hug, S. 149.
- 25 Arnold Tschira/Rüdiger Stenzel, Deutsche Geschichte, Ettlingen 1983, Bde. I.a./I.b.; II.a., II.b.; III. S. 100; Rüdiger Stenzel, mehrere Abhandlungen über die Stadtgeschichte Ettlingen; Katasterpläne der Städte Ettlingen, Baden-Baden und Stollhofen.
- 26 GLA 66/8392 Lagerbuch von 1625.
- 27 GLA 182/144 1682; GLA 229/102516 1653. Laut Aufstellung waren nach der Halbierung der Truppenstärke noch 25 Soldaten mit 24 Ehefrauen und 44 Kindern in der Stadt.
- 28 Kirchenbuch der Pfarrei Stollhofen 1689–93. GLA 229/102516 Amts- und Kriegsakten 1590–1706.

- 29 GLA 66/8396 Amtserneuerung von 1700, ebenso GLA 48/3395 von 1690, Soldaten von Fort Louis plündern die badischen Orte; auch in ZGO 60 (1906), S. 99–137 und 169, Die Bühl-Stollhofener Linien im Jahre 1703 von Eugen von Müller.
- 30 August Kocher, das Uffrieth, Straßburg 1911, S. 46–50; P. Archangalus Sieffert, Die Geschichte von Festung, Stadt und Dorf Fort Louis.
- 31 s. Anm. 28, 1702.
- 32 s. Anm. 29 Bühl-Stollhofener Linie; Anm. 30 Plan von Fort de Selingue als Außenwerk von Fort Louis.
- 33 GLA 182/8 Amtsschreiberakten 1696–1801; Katasterplan der Gemeinde Stollhofen mit überzeichneten Stadtmauern laut Originalplan 1594/1623, GLA HFK XVII fol. 56 (Abb. 3).
- 34 GLA 67/1328 L/31 a.S. 19, Nr. 19. Gerettete Wahrheit, 1780, ebenso GLA 229/102387 von 1732/33 Amtshaus betreffend, GLA 229/1023982.
- 35 Register von 1787 GLA 229/95848.
- 36 GLA 37/251, 2, 1765.
- 37 Carl Eduard Vehse, „Die Höfe zu Baden“, S. 181. GLA 229/102494; GLA 229/102390. Verkauf des Amtshauses, Auflösung des Amtes.
- 38 GLA 229/102413 1777, Neubau des Rathauses, dabei notierte der Amtmann Antoni Steiner diese abfällige Bemerkung.

# Neues über die Baugeschichte der Stadt Wolfach

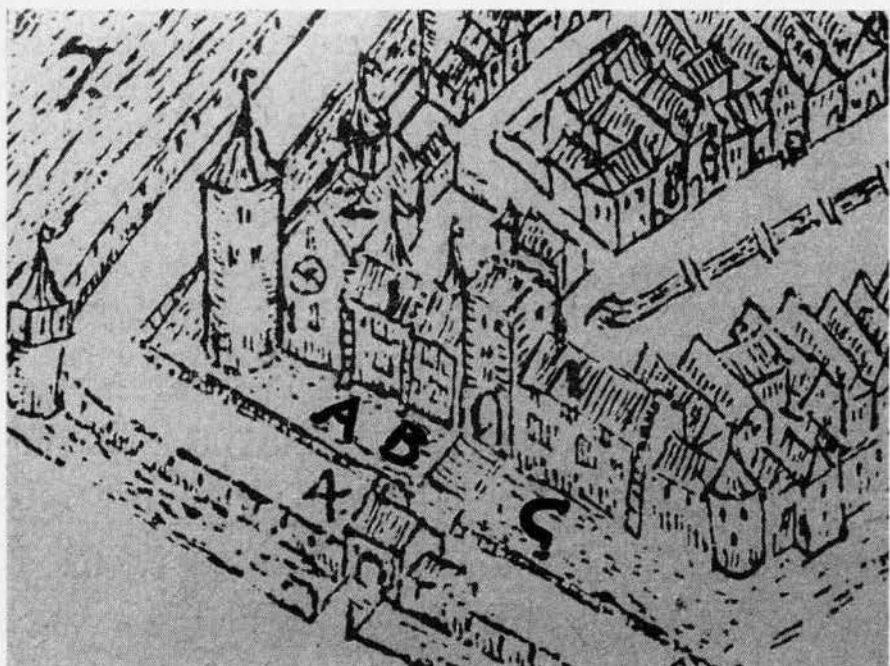
Frank Schrader

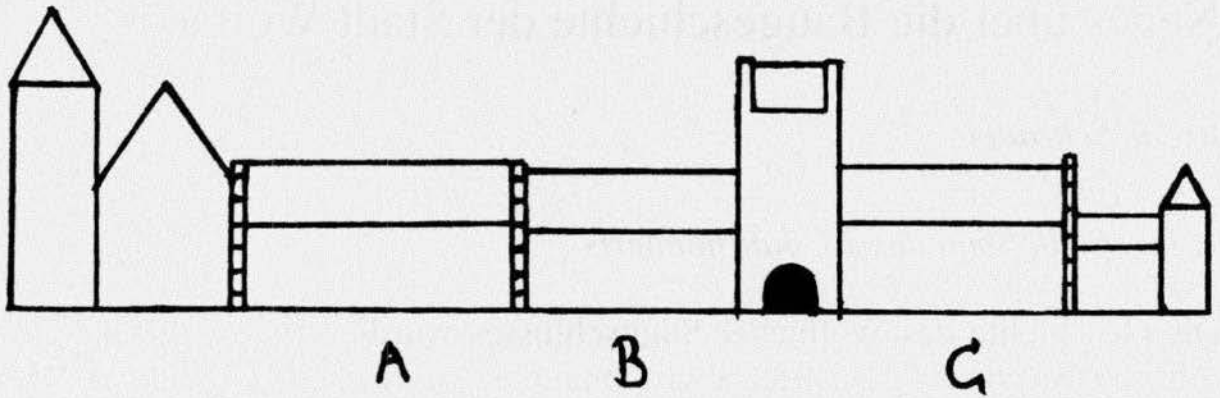
## 1. Der Schloßbau des 15. Jahrhunderts

Die Geschichte des Wolfacher Stadtschlusses wurde schon mehrfach ausführlich beschrieben<sup>1</sup>. Durch eine genauere Analyse der Quellen des 15. Jahrhunderts und mit Hilfe der bekannten Stadtansicht Wolfachs aus dem Jahre 1655 von Johann Jacob Mentzinger ist es möglich<sup>2</sup>, die Entwicklung des Schlosses vor dem großen Umbau durch den Grafen Maximilian Franz von 1671 bis 1681 näher zu bestimmen.

Auf der Mentzinger-Zeichnung erkennt man deutlich zwischen Hungerturm und Stadttor drei Gebäude<sup>3</sup>. Das linke, die Schloßkapelle, dürfte ungefähr 18 m breit, die beiden anderen (A, B) ungefähr 20 und 16 Meter lang gewesen sein<sup>4</sup>. Es ist anzunehmen, daß das gräfliche Schloß ursprünglich nur aus dem mittleren Gebäude A bestand, denn schon 1440 besaß die Familie Behem ein Steinhaus zwischen Graf Heinrichs Haus und dem unteren Tor, das erst durch Graf Wolfgang im Jahre 1505 von Conradt Behem erworben wurde; beim Kauf wird ausdrücklich erwähnt, daß es an das Haus des Grafen stößt<sup>5</sup>. Das einzige Haus, auf das diese Beschreibung zutrifft, ist das Gebäude B.

*Das fürstenbergische Schloß im Jahre 1655 mit den beiden Neubauten des Grafen Heinrich VI. (A und C) und dem Steinhaus (B), das vor 1505 der Familie Behem gehörte. (Ausschnitt aus der Mentzinger-Zeichnung) Aufnahme: Frank Schrader*





*Die Südseite des Wolfacher Schlosses 1655. A: das 1447–49 erneuerte 'hus'; B: das Behemsche Steinhaus; C: das 1475 erbaute Neue 'hus'.*

*Zeichnung: Frank Schrader*

Der Schreiber Graf Heinrichs VI., Michel Spiser, beschreibt in seinen Aufzeichnungen über die Taten des Grafen die rege Bautätigkeit seines Herrn<sup>6</sup>: 1447–49 erneuerte und erweiterte dieser zum ersten Mal das Gebäude A. 1475 errichtete er das neue Haus zu Wolfach beim unteren Tor. Damit kann nur das Gebäude C rechts neben dem Stadttor gemeint sein, denn noch besaß ja die Familie Behem ihr Steinhaus (B) und ein anderes Gebäude beim unteren Tor gibt es nicht. In der Mentzinger-Zeichnung ist es außerdem, genau wie der linke Teil, eindeutig mit der Zahl „1“ versehen, die gemäß der Legende am unteren Bildrand das Schloß kennzeichnet<sup>7</sup>. (Ein Irrtum Mentzingers ist wenig wahrscheinlich, da er im Auftrag der Fürstenberger arbeitete und die Karte deren Anerkennung erhielt.)

1465 begann Heinrich mit dem Innenausbau seines Schlosses (A): zunächst baute er das neue Gemach gegen „Unser frauwen capell“, 1466 „das hinderstüblein im hus“ und den „stall unden im hus“, 1471 die neue Stube und Kammer. Im Jahre 1577 wurde für Graf Albrecht im Schloß eine Wohnung eingerichtet, „da wo eine feine große Stuben unten und oben beieinander eine Stube und eine Kammer“ waren; 1649 berichtet der Oberamtmann Vratisslaus Finckh: „In dem Schloß ist nit mehr allß die Taffel unnd obere Stuben sambt der Cammer daran, umb etwas zu bewohnen ...“<sup>8</sup>. Es ist offensichtlich, daß hier jeweils die gleichen Räume gemeint sind. Im 3. Stock (Dachgeschoß) des Gebäudes A befand sich die Küche und ein Gang in die Schloßkapelle<sup>9</sup>. 1586 wies der Oberamtmann Johannes Branz darauf hin, daß das Wolfacher Haus nicht zu zwei Haushaltungen beschaffen sei<sup>10</sup>. Als eigentlicher gräflicher Wohnsitz diente also nur das Gebäude A, während das ehemals Behemsche Steinhaus (B) und der bergseitige Schloßflügel (C) für andere Zwecke verwendet wurden.

Neu erbauen ließ Heinrich 1463 eine Scheuer, 1466 „Unser frauwen capell“, 1471 das „schießhus mit dem ercker uff dem Graben“, zwei Jahre danach den „gart“ und darin das „schießhus und schutzrain.“ 1473 kamen zu den Neubauten noch die neue Scheuer und der Marstall neben der Kapelle (vermutlich zwischen Schloßkapelle und Rondellturm) sowie die „harnaschkammer by der pfistory (Bäckerei)“, vermutlich an der Hauptstraße, wo sich heute die Schloßhalle befindet. Vielleicht wurde aus der von ihm gebauten Bäckerei später das erkergeschmückte Oberamtshaus aus dem Jahre 1565.

Mentzingers Karte ist nicht die erste bildliche Darstellung des Schlosses. Auf Landkarten des 16. Jahrhunderts sind die Städte manchmal durch kleine Zeichnungen dargestellt. Es ist natürlich zu fragen, ob ein Kartograph mit den gezeichneten Gebäuden die Städte nur symbolisch andeuten wollte, oder ob die Zeichnungen der tatsächlichen Gestalt entsprechen. In den Karten von Sebastian Münsters *Cosmographia* ist für Wolfach keine Ähnlichkeit erkennbar<sup>11</sup>; in seiner 1545 erschienenen Karte „*Nigra Silvia*“ ist aber eindeutig ein Bezug zur Realität festzustellen<sup>12</sup>: in der Mitte das mit Ziegeln gedeckte Stadttor, links und rechts jeweils ein fahngeschmückter Rundturm, dazwischen die niedrigen Schloßgebäude. Es ist ja bekannt, daß Münster in der *Cosmographia* im Kapitel über den Schwarzwald ausdrücklich die Flößerei „besonder umb Wolfach“ erwähnt<sup>13</sup>; man könnte also durchaus zu der Vermutung kommen, daß er selbst einmal durchs Kinzigtal reiste und das Schloß von eigener Anschauung her kannte.

## 2. Das „untere“ Stadttor

Das heute in das Schloß integrierte untere Tor – eines der ältesten Bauwerke in Wolfach – blieb im Laufe der Jahrhunderte nahezu unverändert. Durch den überhandnehmenden Straßenverkehr nach dem 2. Weltkrieg wurde es zu einem großen Problem, da es nur einspurig befahrbar und nicht hoch und breit genug für größere Fahrzeuge war. Schon 1914 und 1935 gab es erste Überlegungen, die Engstelle durch Bau von Fußgängerdurchgängen neben dem Tor zu entschärfen, aber erst im März 1957 begannen nach Plänen des Architekten Vetter die Bauarbeiten, zunächst auf der Bergseite des Tores<sup>14</sup>. Dabei wurde auch die Abschlußmauer des östlichen Schloßhofes von 1762 (die sog. Klagemauer beim Finanzamt) um vier Meter zurückversetzt. Noch bevor der westliche Durchgang begonnen werden konnte, stoppte die Straßenbaudirektion zunächst die Bauarbeiten, denn das Straßenbauamt Offenburg forderte nun statt des zweiten Fußgänger- einen Straßendurchbruch, um die Sicherheit und Flüssigkeit des Ver-

kehrs zu erhöhen. Dies wurde aber von den anderen beteiligten Stellen einhellig abgelehnt, da eine zweite Durchfahrtsöffnung „die Hauptstraße zur Rennbahn machen werde“ und das „alte Stadttor als seltenes Baudenkmal aus dem Mittelalter nicht auf eine solche Weise verschandelt werden dürfte“<sup>15</sup>. Die Straßenbaudirektion Freiburg wies schließlich die Forderung des Offenburger Straßenbauamtes zurück und genehmigte eine Woche nach dem Baustopp den Bau des westlichen Fußgängerdurchganges. Nach Beendigung der Arbeiten im Mai 1957 wurden in den angrenzenden Räumen des Schlosses auf der Ostseite Toiletten und ein Sanitätsraum, auf der Westseite eine Schuhmacherwerkstätte und eine städtische Waschküche eingerichtet; im Herbst erhielten das Tor und die Fassade des Schlosses auf der Stadtseite zur Hauptstraße hin noch einen neuen Verputz<sup>16</sup>.

Die weiter steigende Verkehrsbelastung führte 1970 zur Planung einer Erweiterung des Tores selbst, damit alle laut Straßenverkehrsordnung zugelassenen Fahrzeuge die Durchfahrt zumindest ungehindert passieren können<sup>17</sup>. Durch verzögerte Freigabe der Finanzmittel begannen die Bauarbeiten erst im März 1971; der Verkehr wurde teilweise durch die Bergstraße geleitet, die Schulbusse hielten nur noch am Bahnhof. Die von der Polizei vorgeschlagene Teilumleitung des Verkehrs durch die Kinziganlagen konnte auf Drängen der Stadt durch eine neue, modifizierte Ampelsteuerung verhindert werden. Nachdem der 1500 Megagramm schwere Turm von Stahlträgern unterfangen war<sup>18</sup>, konnte die Durchfahrt erweitert werden. Eventuelle Veränderungen am Turm wurden genauestens registriert. Technische Schwierigkeiten und der Vorrang der Sicherheit am Bau bewirkten eine Verlängerung der zunächst bis Juli geplanten Arbeiten um zwei Monate. Am 16. September 1971 wurde das umgebaute Stadttor für den Verkehr wieder freigegeben.

Die Erweiterung führte zu heftiger Kritik aus der Bevölkerung und dem Gemeinderat, vor allem wegen ihrer Dauer, der hohen Kosten von 500 000 DM und des zweifelhaften Nutzens, da der Ausbau nur einspurig erfolgte. Gegen einen zweispurigen Ausbau hatte sich aber insbesondere das Landesdenkmalamt ausgesprochen, damit die Proportionen des Tor- und Schloßbildes – der Hauptblickfang der Stadt – nicht unsinnig zerstört werden. Allerdings deutete Bürgermeister Arthur Martin später in einer Gemeinderatssitzung an, daß man nach Abschluß der Bauarbeiten doch noch zu der Erkenntnis kam, daß man das Stadttor zweispurig hätte ausbauen können, wenn man nicht an 30 bis 40 Zentimetern gespart hätte. Eine wirkliche Lösung des Verkehrsproblems „Stadttor“ brachte erst die Inbetriebnahme der Umgehungsstraße mit dem Reutherbergtunnel im November 1993<sup>19</sup>.

Vor der Zerstörung des romanischen Gewölbes in der Tordurchfahrt befand



*Romanische Steinfrotze aus dem 12. Jahrhundert.*

*Aufnahme: Frank Schrader*

sich dort das Wahrzeichen Wolfachs, das „Bettelmaale“, eine kleine Steinfigur, die ihr Hinterteil in Richtung Stadt hielt und zu mancherlei Spekulationen führte. Josef Krausbeck stellte beim Umbau des Tores fest, daß sie ursprünglich ihren Platz auf der gegenüberliegenden Seite finden sollte (das Hinterteil also möglichen Feinden entgegen), dies aber durch die Mechanik der Zugbrücke nicht möglich war<sup>20</sup>. Im umgebauten Tor wurde für eine Kopie der Figur ein Platz ausgespart; sie wurde dann aber an der Finanzamtsmauer angebracht, damit sie besser zu sehen ist. Eine zweite romanische Steinfigur befindet sich an einem Gebäude in der Schloßstraße; bei deren Renovierung stellte Josef Krausbeck fest, daß auf ihr die gleichen Farbschichten aufgetragen worden waren wie beim „Bettelmaale“, die Steinfrotze also früher vermutlich ebenfalls am Stadttor als Schreckmaske angebracht gewesen sein dürfte<sup>21</sup>. Georg Straub veröffentlichte 1932 in der „Ortenau“ eine etwas ungenaue Federzeichnung dieses Kopfes<sup>22</sup>, bei der „die primitiven romanischen Locken fast in Form von Schneckenhäusle erschienen“<sup>23</sup>. Der bekannte Faschnachtsforscher Professor Leopold Schmid aus Wien bekam diese Zeichnung zu Gesicht und vermutete, daß es sich bei der Steinskulptur um eine sehr frühe Darstellung des Schneckenhäuslehutes der Elzacher Schuddige handeln müsse. Josef Krausbeck konnte dann aber den durch die ungenaue Straubsche Zeich-

nung entstandenen Irrtum aufklären, denn die Steinfratze entstand schon im 12. Jahrhundert, und da gab es sicher noch keine Elzacher Schuddige.

### 3. Das „obere“ Tor

Aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind u. a. zwei Stadtansichten Wolfachs bekannt: ein detaillierter Kupferstich des Gold- und Silberschmiedes Franz Fidel Sax, der als Kopf eines Meisterbriefes um 1780 (1783?) verwendet wurde<sup>24</sup>, und eine einfachere Darstellung der Stadt, die mit Sicherheit auf den Kupferstich zurückgeht, aber schon 1770 auf einem Gesellenbrief erscheint<sup>25</sup>. Es ist also davon auszugehen, daß der Kupferstich bereits vor 1770 entstanden ist und später dann wiederverwendet wurde. Auf Mentzingers Zeichnung ist zu sehen, daß das obere Tor an der Stadtbrücke im 17. Jahrhundert die umliegenden Häuser um einiges überragte. 1697 fiel es teilweise ein, und 1763 mußte ein Teil des baufällig gewordenen Turmes abgebrochen werden; 1799 brannte er schließlich beim großen Stadtbrand ab und wurde nicht mehr aufgebaut<sup>26</sup>. Auf dem Saxschen Kupferstich und der Kopie von 1770 ist nun deutlich zu erkennen, daß das obere Tor zu der Zeit nur noch zweistöckig war<sup>27</sup>; demnach läßt sich die Entstehungszeit des Stiches auf die Jahre 1763 bis 1770 eingrenzen.

### 4. Die Stadtmauer an der Bergseite

Zum Schutz der Stadt zur Bergseite hin diente nicht nur die in Mentzingers Zeichnung zu sehende Mauer direkt hinter den Häusern: Zwischen dem unteren Promenadenweg am Reutherbergle und der Stadt befindet sich etwa 30 Meter über der heutigen Bergstraße, in einfacher Bauweise erstellt, ein Mauerzug, der mit den Felsen darunter bis zu 10 Meter hoch ist<sup>28</sup>. Auf dem schon erwähnten Saxschen Kupferstich ist diese Mauer deutlich zu erkennen; sie steht also nicht mit dem Wanderwegebau des 19. Jahrhunderts in Zusammenhang. Josef Krausbeck kommt deshalb zu dem Schluß, daß die Mauer als Schutz gegen das Abspringen etwaiger Belagerer diente und dadurch ein Eindringen in die Stadt hier faktisch unmöglich war<sup>29</sup>. Aufgrund dieser Erkenntnisse ist es sehr unwahrscheinlich, daß, wie Disch in seiner Chronik schreibt<sup>30</sup>, der Weibergraben zur Kinzigseite hin im Gegensatz zum Männergraben an der Bergseite leichter zu verteidigen gewesen wäre und deshalb dem schwächeren Geschlecht zugewiesen wurde. Der Maler Eduard Trautwein, von dem im Kinzigtal zahlreiche Wandmalereien zu finden sind, malte auf die Fassade eines Hauses in der Bergstraße eine Darstellung des Männergrabens hinter dem Rathaus, und als Gegenstück





*Das zerstörte Wandgemälde des Männergrabens von Eduard Trautwein.*

*Aufnahme: Frank Schrader*

an einem Haus in der Grabenstraße des Weibergrabens. Das Bild des Männergrabens wurde zerstört, als das Haus im Rahmen der Bergstraßensanierung abgerissen wurde.

#### *Literaturverzeichnis*

Disch, Franz: Chronik der Stadt Wolfach. Freiburg: 1982 (2., unveränderte Auflage).

Disch, Franz: Das Schloß Wolfach. In: Ortenau 21 (1934) S. 405–414.

Krausbeck, Josef: Das Bettelmännle am Wolfacher Stadttor. In: Die Ortenau 61 (1981) S. 306–308.

Ders.: Das Schloß Wolfach. In: Burgen und Schlösser in Mittelbaden. Offenburg, 1984 (= Die Ortenau 64 (1984)) S. 442–451.

Ders.: Das Schloß zu Wolfach. In: Die Ortenau 50 (1970) S. 350–372.

Ders. Funde und Entdeckungen aus Wolfachs Geschichte. In: Die Ortenau 60 (1980) S. 344–346.

Ders.: Wolfacher Stadtgeschichte zwischen den Zeilen gelesen. In: Die Ortenau 57 (1977) S. 32–34.

Stadt Wolfach (Hrsg.): Schwarzwaldstadt mit Tradition. Wolfach, Kirnbach, Kinzigtal. Freiburg, 1988. (Über das Schloß S. 71f.)

Tschira, Wilhelm Arnold: Stadt und Schloß Wolfach. In: Badische Heimat 22 (1935) S. 322–336.

Wolfach. So war es früher. Wolfach, Hausach, 1984. (Bildband).

## Anmerkungen

- 1 Siehe Literaturliste. Auf die dort verzeichneten Quellen wird in den Fußnoten mit dem Nachnamen des Autors und einem Kurztitel verwiesen.
- 2 Die Ansicht ist u. a. abgebildet in Disch: Chronik Wolfach, S. 188. Über ihre Entstehung siehe Göller, Otto: Mentzingers Karte der Fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal von 1655. In: Die Ortenau 28 (1941) S. 64–78.
- 3 Siehe Abbildung 1.
- 4 Falls die Größenverhältnisse in Mentzingers Karte stimmen.
- 5 Fürstenbergisches Urkundenbuch (FUB) VI, Nr. 108/3; FUB IV, Nr. 383.
- 6 FUB III, Nr. 371.
- 7 Mit Ausnahme von Tschira: Stadt und Schloß Wolfach wird in den bisher erschienenen Schloßbeschreibungen angenommen, daß der bergseitige Schloßteil erst 1671–1681 entstanden sei.
- 8 Disch: Chronik Wolfach, S. 206; Disch: Schloß Wolfach, S. 406; Krausbeck: Schloß Wolfach (1970), S. 354.
- 9 Disch: Schloß Wolfach, S. 407. Auf der Mentzinger-Zeichnung sind an den Gebäuden A und B nur zwei Fensterreihen zu erkennen; demnach waren sie nur zweistöckig. Im Vergleich zum Stadttor jedoch müßten, falls die Größenverhältnisse stimmen, die Gebäude dreistöckig gewesen sein; der Hinweis auf die Küche im dritten Stock würde diese Annahme stützen. Die Schloßkapelle war jedenfalls dreistöckig, da ja der Gang im dritten Stock des Nebengebäudes sicher nicht ins Dachgeschoß der Kapelle führte.
- 10 Disch: Chronik Wolfach, S. 206.
- 11 Münster, Sebastian: Cosmographia oder Beschreibung der ganzen Welt. – Lindau: 1978 (Nachdruck der 1628 in Basel erschienenen Ausgabe). Das Vorwort Münsters ist mit 1550 datiert.
- 12 Münster, Sebastian: Nigra Silvia. Kartographische Darstellung des Schwarzwaldes aus dem Jahre 1545. Original in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe, Inv. Nr. GO 88. Nachdruck 1988 herausgegeben vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg.
- 13 Münster: Cosmographia, S. 1005.
- 14 Amtliches Nachrichtenblatt für das obere Kinzigtal, 8. Jahrgang 1957, Nr. 9 (2.3.), Nr. 11 (16.3.), Nr. 13 bis 15 (30.3., 6., 13.4.), Nr. 20 (18.5.). (Die Jahrgänge 2 (1950) bis 34 (1983) des Nachrichtenblattes befinden sich in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe unter den Standnummern OZB 407, 2.1950 bis OZB 407, 34.1983 sowie in der Universitätsbibliothek Freiburg.)  
Hesselbacher, Martin: Denkmalpflege an Stadttoren. In: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1 (1958) S. 24–28.
- 15 Nachrichtenblatt Kinzigtal Nr. 13 (30. 3. 1957).
- 16 Ebd., Nr. 36 (7. 9. 1957).
- 17 Nachrichtenblatt Kinzigtal 22 Jahrgang 1971, Nr. 12 (20.3.), Nr. 17 (24.4.), Nr. 25 (19.6.), Nr. 35 (28.8.), Nr. 38 (18.9.), Nr. 41 (9.10.). In der im Anhang genannten Literatur wird der Umbau z. T. fälschlicherweise auf das Jahr 1970 bzw. 1973 datiert.
- 18 1 Megagramm = 1 Tonne (alte Einheit).
- 19 Straßenbauamt Offenburg (Hrsg.): Neue Perspektive. Neubau der Umgehung B 294 Wolfach. – Wolfach: 1993. (Festschrift zur Eröffnung der Umgehungsstraße am 5. 11. 1993).
- 20 Krausbeck: Das Bettelmännle.
- 21 Krausbeck, Josef: Was wenige Wolfacher wissen. Wolfachs ältester Kopf fand in Wien Beachtung. In: Schwarzwälder Bote (B4) vom 23. 8. 1984; Offenburger Tageblatt vom 25. 8. 1984. Eventuell befand sich die Steinfratze aber auch am kleineren Tor, das dem

- unteren Tor vorgelagert war. Nach dessen Abriß um 1850 kam sie dann vermutlich an die heutige Stelle.
- 22 Straub, Georg: Erzählende Steine an Türen und Toren von Wolfach; Abbildung 7, S. 164. In: Die Ortenau 19 (1932) S. 161–171.
  - 23 Krausbeck, wie Fußnote 21.
  - 24 Abgebildet in Stadt Wolfach: Schwarzwaldstadt mit Tradition, S. 122.
  - 25 Siefert, Adolf: Die Ortenau im Bilde; S. 64 (Nr. 1056). In: Die Ortenau 15 (1928) S. 49–64.
  - 26 Disch: Chronik Wolfach, S. 190.
  - 27 Auf dem Dach befand sich, wie schon vor 1763, ein kleines Glockentürmchen.
  - 28 Krausbeck, Josef: Wolfach; S. 122. In: Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Wolfach (hrsg. vom Historischen Verein für Mittelbaden). Offenburg, 1970 S. 120–125.
  - 29 Krausbeck, Josef: Was wenige Wolfacher wissen. Ein Stück vergessener Wolfacher Wehrbereitschaft. In: Schwarzwälder Bote (B4) vom 9. 8. 1984.
  - 30 Disch: Chronik Wolfach, S. 189.

# Das Marktrecht in Willstätt

*Alfred Hetzel*

In den vorhandenen Schriften von Dr. Johannes Beinert und Wilhelm Gräßlin wird die Verleihung des Marktrechtes für Willstätt durch den damaligen Hanau-Lichtenbergischen Grafen Johann Reinhard II. auf das Jahr 1652 datiert<sup>1</sup>. Willstätt hatte damals nach der Zerstörung durch den Dreißigjährigen Krieg nur noch etwa 300 Einwohner.

Im General-Landesarchiv in Karlsruhe wurde aber inzwischen ein Dokument festgestellt, aus dem eindeutig hervorgeht, daß es schon früher einen Wochenmarkt in Willstätt gegeben hat. In den vorhandenen Schriftstücken geht es um ein Ersuchen der Stadt Offenburg an den damaligen Hanau-Lichtenbergischen Grafen Philipp Wolfgang, sich dem Vorhaben der Landvogtei Ortenau zu widersetzen, in Griesheim einen Wochenmarkt anzufangen. Im Kopf der Akte heißt es: „Die Landvogtei Ortenau will einen Wochenmarkt zu Griesheim anfangen, worüber die Stadt Offenburg Graf Philipp Wolfgang zuschreibet, sich dieser Neuerung zu widersetzen, weil der Wochenmarkt zu Willstätt auch Schaden hiervon leiden würde.“ Dieses Schriftstück stammt aus dem Jahre 1626. Wie der Streit ausgegangen ist, ist nicht zu ersehen<sup>2</sup>.

Das nächste den Jahrmarkt in Willstätt betreffende Schriftstück stammt aus dem Jahre 1653. Hierin wird der Graf Johann Reinhard II. zum „Messtag“ nach Willstätt eingeladen. In der Einladung heißt es wörtlich: „Er soll sammt Begleitung im Wirtshaus zum Schwanen allhier gastieren und mit den geringen Traktionen fürlieb nehmen, die ihm Willstätt bieten kann<sup>3</sup>.“ Der Graf wohnte zu dieser Zeit wohl in Rheinbischofsheim, da 1652 die Ämter Willstätt und Lichtenau vereinigt waren. 1654 ließ er sich in Rheinbischofsheim ein neues Schloß bauen. Das Willstätter Schloß war ja im Dreißigjährigen Krieg fast völlig zerstört worden.

## *Das Marktrecht in Willstätt*

Aus den Jahren 1667–1679 sind Schreiben vorhanden, in denen beantragt wird, „dass der ordentliche Wochenmarkt allhier zu Willstätt wiederum eingeführt und gehalten werde“. Es ist diesen Schriftstücken eine Art Marktordnung angeschlossen, in der Zoll, Wiegegebühren und Standgeld festgelegt werden. Es haben den Antrag unterschrieben: für Willstätt: Daniel Huhn, für Eckartsweier: Andreas Walter, für Kork: Georg Göpper, für



*Jahrmarkt in der Sandgasse beim Gasthaus „Kinzigbrücke“*

Neumühl: Hanß Zusinger, für Legelshurst: Heimbürger Michael Lusch, für Sand: Georg Litsch<sup>4</sup>.

Das waren wohl die Schultheißen oder Stabhalter dieser Dörfer. Hesselhurst gehörte damals zum Gericht Eckartsweier.

Ein Schriftstück<sup>5</sup> aus dem Jahre 1817 beinhaltet die Bitte um Wiedereinrichtung eines Fruchtmarktes in Willstätt.

Aus den Gemeinderechnungen im Archiv der Gemeinde Willstätt<sup>6</sup> aus dem letzten Jahrhundert ist etwas über den Umfang des Jahrmarktes zu lesen. Wie lange Wochenmärkte in Willstätt gehalten wurden, ist bis jetzt nicht zu finden.

Es wurden beim Jahrmarkt 1840 12 Gulden und 15 Kreuzer Marktgebühren erhoben. Vom Jahre 1867 ist eine Liste der Aussteller vorhanden. Es waren 53 Aussteller, die von 6 bis 15 Kreuzer bezahlten, was ein Marktgeld von 8 Gulden und 6 Kreuzern ergab. 1897 zahlten 39 Aussteller 12,75 Mark. 1911 war der Markt nur schwach besucht. 22 Aussteller zahlten 27,20 Mark. Davon erhielt der Marktmeister 2,72 Mark.

1933 und in den folgenden Jahren wurden keine Marktgebühren erhoben. Zum Vergleich: Im Jahre 1992 waren 71 Aussteller beim Jahrmarkt in Willstätt. Die Marktgebühren betragen 1325,- DM. Dabei auch 6 Vereine. Der übliche Termin des Jahrmarktes war ursprünglich der 2. Dienstag im Oktober. Ab 1961 hat man den Termin dann auf den 2. Sonntag und Montag im Oktober verlegt. Seit einigen Jahren findet der Jahrmarkt nun Mitte September statt, wegen des Zusammentreffens mit der Herbstmesse in Offenburg. Auch räumlich hat man den Markt von der Hauptstraße weg in den Bereich der Schule und Festhalle verlegt.

Zu meiner Jugendzeit (um 1930) fand der Jahrmarkt, wie schon erwähnt, jeweils am 2. Dienstag im Oktober statt. Bei unseren Eltern und Großeltern hieß es immer: Bis zum Willstätter Jahrmarkt müssen die Kartoffeln im Keller sein (zwischen dem 8. und 14. Oktober). Als Kinder mußten wir uns das Geld für den Jahrmarkt bei der Kartoffelernte verdienen. Für jeden aufgegebenen Korb Kartoffeln bekamen wir 5 oder höchstens 10 Pfennig. Wenn man es auf 2 Mark brachte, war man ein reicher Mann. Da konnte man sich dann Bärenbreck und Magenbrot kaufen und ein paarmal Schesel (Karussell) fahren.

#### *Anmerkungen*

- 1 Johannes Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls, Morstadt Kehl, 1909, S. 223. Wilhelm Gräblein, Vom Rhein zum Schwarzwald. Konkordia Bühl, 1960, S. 216.
- 2 Generallandesarchiv Karlsruhe 229 No. 114 502
- 3 GLAK 229 No. 114 503
- 4 GLAK 229 No. 114 504
- 5 GLAK 229 No. 114 505
- 6 Gemeindearchiv Willstätt

# Markgräfin Maria Viktoria von Baden – ein Lebensbild

*Kurt Hochstuhl*

Geringfügig überarbeitete Fassung des Festvortrags anlässlich der am 21. Oktober 1994 erfolgten feierlichen Umbenennung der Grund- und Hauptschule Ottersweier in Maria-Viktoria-Schule.

Es gibt Frauen, die erst nach dem Ableben des Ehepartners zu ihrer eigentlichen Bestimmung und damit zu historischer Bedeutung gelangen. Ein berühmtes Beispiel aus der Geschichte des badischen Herrscherhauses ist das der Markgräfin Sibylla Augusta von Sachsen-Lauenburg, der Ehefrau des als Türkenlouis in das badische Kollektivbewußtsein eingegangenen Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden. Zwar hatte ihre Heirat im Jahre 1690 der Markgrafschaft Baden-Baden umfangreichen Güterbesitz in Böhmen mit dem Zentrum Schlackenwerth eingebracht. Doch darin liegt weder ihre historische Bedeutung noch ihr Nachruhm begründet. Auch daß sie in 17 Ehejahren fünf Söhnen und vier Töchtern das Leben geschenkt hat, von denen allerdings nur zwei Söhne die Mutter überleben sollten, macht sie noch nicht zu einer außergewöhnlichen Persönlichkeit. Mit dem Ableben Ludwig Wilhelms im Jahre 1707 allerdings tritt die Markgräfin gleichsam aus seinem fast schon übermächtigen Schatten hervor. Als Mitglied einer vormundschaftlichen Regierung, der neben ihr noch Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz und Herzog Leopold von Lothringen angehören, beeinflußt sie während zweier Jahrzehnte an maßgebender Stelle die politischen Geschicke der Markgrafschaft Baden-Baden. Daneben betreibt sie den Ausbau der erst 1705 bezogenen badischen Residenz Rastatt, läßt nach den Plänen ihres Baumeisters Michael Ludwig Rohrer die prunkvolle Schloßkirche (1719–1723), die Pagodenburg (1722) sowie das uns allen bekannte Sommerschlößchen Favorit erstellen, fördert den Wiederaufbau des Ettlinger Schlosses und gründet im Jahre 1715 die Lateinschule in Rastatt, aus der das noch bestehende Ludwig-Wilhelm-Gymnasium hervorgehen sollte<sup>1</sup>.

Das Leben und Wirken jenseits des Daseins als Frau des regierenden Markgrafen sind im Gedächtnis der Menschen haften geblieben, ließen Sibylla Augusta Konturen annehmen, die sie aus der Menge ihrer Standesgenossinnen heraushoben und begründeten so ihren Nachruhm, der bis heute wirkt.

Von Nachruhm ist bei Markgräfin Maria Viktoria wenig zu spüren, obwohl sie eine ähnliche Entwicklung wie ihre Schwiegermutter Sibylla Augusta

vorzuweisen hat, ja wie sie erst im hohen Alter zu ihrer wahren Bestimmung fand.

Dabei hatte alles nach einem ganz normalen Ablauf ihres Lebens ausgesehen<sup>2</sup>. Am 26. Oktober 1714 als erste Tochter des Herzogs Leopold von Arenberg und der Franziska von Pignatelli, Gräfin von Egmont, in Brüssel geboren, gehörte sie von Abstammung zum europäischen Hochadel und war folgerichtig dafür ausersehen, in einer geeigneten Verbindung für die Reproduktion dieses Hochadels zu sorgen und damit seinen Fortbestand sichern zu helfen. Dies ist keineswegs despektierlich gemeint, sondern entsprach der Konvention der Zeit über die vermeintlich natürliche Bestimmung und die Aufgaben der weiblichen Angehörigen dieser Gesellschaftsschicht. Verpflichtung und Belastung zugleich, wie wir später noch sehen werden.

Eine umfassende und sorgfältige Erziehung war deswegen keineswegs überflüssig, sondern gehörte zur Grundausstattung bei den weiblichen Angehörigen des Hochadels. Schließlich waren sie ausersehen, nicht nur schmückendes Beiwerk darzustellen, sondern im geistigen Zentrum der höfischen Gesellschaften zu agieren. Grundlage und Ausgangspunkt für die Erziehung Maria Viktorias bildete die katholische Religion, durchaus in der frömmelnden, rheinischen Version; darüber hinaus allerdings erfuhr die junge Prinzessin in Brüssel, auf den Schlössern ihres Vaters und an den Höfen in Wien und Paris jene Ausbildung in den künstlerischen und musischen Dingen, die für unverzichtbar gehalten wurde, lernte sie führende Vertreter von Kunst und Bildung kennen und schätzen. Sinn und Zweck dieser Ausbildung war nicht die individuelle Wissensaneignung als solche, sondern sie hatte durchaus zur Absicht, den Prinzessinnen allgemein und damit auch Maria Viktoria bessere Chancen auf dem europäischen Heiratsmarkt zu eröffnen. Gegenseitiges Verständnis, Zuneigung oder gar Liebe, alles Begriffe, die für uns gewöhnliche Zeitgenossen unabdingbar zum Ereignis Heirat dazugehören, besaßen auf der Ebene des europäischen Hochadels eher untergeordnete Bedeutung. Hier waren andere Kriterien maßgebend, vor allem die Ebenbürtigkeit der Familien im Rang und Stand, die Höhe der Mitgift, die damit zu erzielenden Zunahmen des Machtbereichs und der eigenen ökonomischen Potenz. Allerdings überstieg das Angebot bei weitem die Nachfrage, mußte auch eine geborene von Arenberg sicherlich jede Gelegenheit ergreifen, sich auf diesem Markt zu präsentieren. Als die knapp 20jährige im Sommer des Jahres 1735 den bekannten Badeort Karlsbad besuchte, waren die unmittelbar folgenden Schritte bereits vorgezeichnet. Dort traf sie mit August Georg, Sohn Sibylla Augustas und Bruder des regierenden Markgrafen Ludwig Georg von Baden-Baden, zusammen, der sich ebenfalls auf dem Heiratsmarkt tummelte und nach einer geeigneten Verbindung Umschau hielt. Die noch im August ein-





*Markgräfin Maria Viktoria.*

*Foto: GLA*

setzenden Verhandlungen über den Ehevertrag, die mit der Trauung vom 7. Dezember des Jahres auf Schloß Neuhaus, zwischen Wien und Schlackenwerth gelegen, ihren krönenden Abschluß fanden, lassen uns etwas von der Eile erahnen, die hinter der ganzen Geschichte gestanden haben muß<sup>3</sup>.

Es erinnert nur vordergründig an den Stil der „Gloria-Romane“, wenn ich sage, daß die Ehe unter keinem „guten Stern“ gestanden hat. Und damit meine ich nicht das Verhältnis der beiden Ehepartner untereinander, über das wir aufgrund mangelnder Quellen keine gesicherten Angaben machen können, sondern ich spreche vom Erwartungsdruck, dem die beiden jungen Eheleute vom Beginn ihrer Liaison an ausgesetzt waren. Denn unmißverständlich und für jedermann offenbar bestand die Haupt-, ja vielleicht sogar die einzige Aufgabe dieser Ehe darin, der katholischen Linie der Markgrafen von Baden-Baden einen männlichen Erben zu schenken und damit den Fortbestand des Geschlechtes zu sichern, das seit mehr als zweihundert Jahren die sog. „Obere Markgrafschaft“ besessen hatte. Der einzige Sohn des regierenden Markgrafen Ludwig Georg aus seiner Ehe mit Maria Anna von Schwarzenberg war 1733 gestorben, und die Chancen, daß aus dieser Verbindung noch einmal ein männlicher Erbe hervorgehen würde, standen schlecht. Im Interesse des Landes, vor allem jedoch der Dynastie, mußte gehandelt werden.

August Georg, geboren am 14. Januar 1706, war ursprünglich für den geistlichen Stand vorgesehen gewesen, in dem er schon als junger Mensch die ersten erfolgreichen Schritte absolviert hatte. So war er 1720, im zarten Alter von 14 Jahren, Pfarrektor in Ottersweier geworden. 1726, nach der obligatorischen Bildungsreise nach Italien, wurde er Domherr zu Köln und bereits zwei Jahre später Domdekan von Augsburg. Eine durchaus respektable Karriere, die glänzende Perspektiven im geistlichen Bereich eröffnete. Angesichts der Kinderlosigkeit seines Bruders hatte August Georg aus Dynastieraison bei Papst Klemens XII. in Rom die Entpflichtung von seinen geistlichen Funktionen erwirkt und auch durch päpstliches Breve im September 1734 erhalten.

Bereits im August 1736 schien die Rechnung aufzugehen, ein männlicher Nachkomme mit Namen Ludwig Joseph Maria erblickte das Licht der Welt. Doch schon im März 1737 der Schock: Tod des Erbprinzen und damit, was damals keiner ahnen konnte, des letzten Sprosses des markgräflich-bernadinischen Hauses.

Dieses schmerzhafteste, in der damaligen Zeit allerdings durchaus nicht ungewöhnliche Ereignis – die hohe Kindersterblichkeit machte auch vor den adligen Familien nicht halt –, scheint unauslöschliche Spuren in die Psyche der Markgräfin eingegraben zu haben. Aus der zwar nie lebenslustigen, jedoch durchaus weltoffenen jungen Frau wird binnen weniger Jahre eine introvertierte, dem geistlichen Leben zugewandte und die katholische Religion total verinnerlichende Person, die nur noch dann in die Öffentlichkeit trat, wenn es galt, mit den Mitgliedern des an ihrem Wohnsitz in Baden-

Baden ansässigen Jesuitenordens die kirchlichen Feste zu feiern oder mit ihrem Gemahl nach Einsiedeln zu wallfahren.

Aus dem Bewußtsein ihres Versagens, und als solches muß sie ihre darauffolgende Kinderlosigkeit empfunden haben, und gleichsam um dieses Versagen zu kompensieren, wandte sich ihre Fürsorge den Kindern zu, so als wollte sie an ihnen gutmachen, was sie ihnen durch das ihrer Überzeugung nach eigene persönliche Versagen an politischer Zukunft innerhalb des Landes verbaut hatte. Denn daß das Aussterben der markgräflich-katholischen Linie weitreichende Konsequenzen für die Markgrafschaft nach sich ziehen würde, bis hin zu einer möglichen Vereinigung mit den protestantischen Vettern in Durlach, war schon bald abzusehen. In der Hebung der allgemeinen Volksbildung, verbunden mit einer Stärkung des katholischen Glaubens, sah die Markgräfin durchaus ein probates Mittel, das ihre Untertanen zukünftig vor den „Irrlehren“ der Protestanten zu schützen geeignet war. Durch Stiftungen und finanzielle Zuwendungen aus ihrem Privatvermögen suchte sie dieses hehre Ziel zu erreichen, vorerst allerdings im bescheidenen lokalen Rahmen in Baden-Baden, wo sie schon bald hohes Ansehen genießen sollte<sup>4</sup>.

Als Markgraf Ludwig Georg 1761 starb, folgte ihm für zehn Jahre sein Bruder August Georg als letzter Markgraf von Baden-Baden nach. Seine vordringlichste Aufgabe sah er darin, in der ihm verbleibenden Zeit die Modalitäten des Übergangs der katholischen Markgrafschaften in die Markgrafschaft Baden-Durlach festzulegen und die angestammten Rechte seiner Untertanen vertraglich festgelegt in die neue Zeit hinüberzuretten. Und unter Sicherung der angestammten Rechte verstanden sowohl August Georg wie Maria Viktoria in erster Linie die Sicherung der katholischen Religion unter dem zukünftigen protestantischen Landesherrn. Die 1763 vertraglich festgelegten Sicherheits- und Bestandsgarantien für die Katholiken, v.a. die Garantie der freien Religionsausübung, waren eine notwendige Etappe auf dem Weg zum Erbvergleich des Jahres 1765, in dem die zukünftige Vereinigung der beiden Markgrafschaften auf staatsrechtlicher Ebene vertraglich abgesichert wurde<sup>5</sup>. Die Rolle der Markgräfin in diesem Verhandlungsmarathon ist schwer zu bestimmen; sicherlich wird sie ihn mit großem Interesse verfolgt und versucht haben, die Position des zunehmend kränkelnden Markgrafen zu vertreten. Als letzte politische Leistung der Markgrafschaft Baden-Baden, die gleichzeitig als ideologisches Vermächtnis interpretiert werden kann, ist die „Allgemeine Land-Schulordnung für die Catholischen Schulen der Hochfürstlichen Markgräflichen Badischen Landen“ aus dem Jahre 1770 zu nennen. Sie führte die Ganzjahresschule bindend ein und schrieb darüber hinaus die Schulpflicht für Jungen und Mädchen, und das war das revolutionär Neue, vom 7. bis zum

13. Lebensjahr vor. Zweifelsohne hat Maria Viktoria die Verabschiedung dieser Landschulordnung gefördert, ergänzte sie auf politisch-öffentlicher Ebene in geradezu idealer Weise ihre privaten Bemühungen um eine Hebung des Bildungsstandes des einfachen Volkes. Vor allem die Sorge um die Erziehung der weiblichen Jugend lag ihr besonders am Herzen, wie wir noch später sehen werden. Doch bleiben wir bei den hochpolitischen Ereignissen der Jahre nach 1771.

Am 22. Oktober 1771 trat mit dem lang erwarteten Ableben des Markgrafen August Georg der Erbfall ein, die beiden Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach wurden unter Markgraf Karl Friedrich zur Markgrafschaft Baden vereinigt. Die Residenz Rastatt wurde aufgegeben und fiel zunehmend der politischen Bedeutungslosigkeit anheim, Karlsruhe dagegen erstrahlte als nunmehriges Zentrum der vereinigten Markgrafschaften in neuem Licht. Maria Viktoria selbst zog sich nach dem Tode ihres Gatten auf das Neue Schloß in Baden-Baden zurück, wo sie ihren Witwenstand verbringen sollte.

Vereinigungsprozesse, vor allem von Teilen mit unterschiedlicher politischer und kultureller Entwicklung, unterliegen besonderen Gesetzmäßigkeiten und werden auch, je nach Standpunkt und Blickwinkel, unterschiedlich beurteilt. Gemeinhin ist der Vereinnahmende – in diesem Falle Baden-Durlach – bestrebt, sein eigenes, als akzeptiert und erfolgreich erachtetes Wertesystem dem Vereinnahmten – dem katholischen Baden-Baden – zumindest als Alternative anzubieten, wenn nicht gar aufzudrängen. Dies ist mit Absicht bewußt vorsichtig formuliert. Zum einen, um zu nahe Parallelen zu unserer jüngsten Vergangenheit zu vermeiden, zum andern, weil es historiographisch tatsächlich nicht mit letzter Gewißheit entscheidbar ist, ob dies auch bei der Vereinigung der beiden Markgrafschaften der Fall gewesen ist. Je nach Konfessionszugehörigkeit der mit dem Problemkreis beschäftigten Forscher fiel das Urteil unterschiedlich aus, wird von der einen Seite die Einhaltung von Teilen der vertraglichen Abmachungen durch die neuen Herren gelobt und als Zeichen ihrer religiösen Toleranz interpretiert, von der anderen Seite im gleichen Atemzuge die Nichtbefolgung bestimmter Vertragspunkte als Indiz für die Absicht der Durlacher genommen, daß diese das Vertragswerk als ganzes auszuhöhlen gedachten und nur auf die passende Gelegenheit zu warten schienen, um den lästigen Fetzen Papier zu zerreißen.

Erwarten Sie nun keine Wertung über die Begründetheit der beiden fast schon antagonistischen Positionen, also keine Entscheidung darüber, wer Recht hatte oder falsch lag. Wichtig in unserem Zusammenhang ist nur, daß sich die verwitwete Markgräfin Maria Viktoria, die tiefes Mißtrauen

gegenüber der Aufrichtigkeit der Durlacher Verwandtschaft in bezug auf die Erfüllung der im Erbvertrag festgeschriebenen Religionsabmachungen hegte, von Anbeginn auf der Seite derer stand, die die katholische Religion in ihren Grundfesten und ihrem Bestand gefährdet sahen. Von der Analyse der Situation zur konkreten politischen Aktion war es für Maria Viktoria nur ein kleiner Schritt. Damit füllte sie keineswegs die ihr und den Witwen der Markgrafen allgemein zugedachte Rolle aus, im Gegenteil: sie mischte sich ein, sprach mit, betätigte sich politisch in durchaus kritischem Sinne, kurz: aus der braven Ehefrau von einst wurde eine zornige, unruhige und unbequeme ältere Dame. Ob sie dabei lediglich das Testament ihres verstorbenen Gatten zu erfüllen trachtete, der ihr die Aufgaben zugewiesen hatte, *zur Auferbauung der christkatholischen Religion in Unsern Markgräflichen Landen und zur Verbesserung der Sitten*<sup>6</sup> beizutragen, oder erst nach seinem Tode, gleichsam von seinem übermächtigen Schatten befreit, jene Wirkkraft fand, die sie zu einem der exponiertesten Vertreter des katholischen Baden-Baden werden ließ, bleibt unerheblich.

Mit Argusaugen beobachtete sie auf jeden Fall den Einigungsprozeß, jederzeit bereit, für die Rechte des katholischen Bevölkerungsteils in der Markgrafschaft Baden einzutreten. Anerkennung fand in ihren Augen zwar durchaus das Bemühen der Karlsruher Regierung, den Seligsprechungsprozeß des Markgrafen Bernhard von Baden in Rom zu betreiben und damit der katholischen Bevölkerung im Lande gleichsam eine Morgengabe für das weitere gedeihliche Zusammenleben zu präsentieren. Doch neben symbolischen Gesten erwartete Maria Viktoria positive Resultate der praktischen Politik.

Als durch die Auflösung des Jesuitenordens, 1773, deren im Hinblick auf die geistige und religiöse Bildung des Volkes durchaus segensreiche Tätigkeit in Baden ihr Ende fand, entschloß sie sich, das von den Jesuiten zurückgelassene Vakuum aufzufüllen. 100 000 Gulden aus ihrem Privatvermögen stellte sie für die Errichtung und zur Unterhaltung eines Seminars in Baden-Baden aus, eines Seminars, dessen Aufgabe es sein sollte, für den Nachwuchs an geeigneten, und das hieß in diesem Falle katholischen Schullehrern und Geistlichen zu sorgen. Praktische Hilfe stand im Vordergrund ihres Tuns, wobei sie sich dazu besonders verpflichtet fühlte, weil sie über die nötigen Geldmittel zur Realisierung solcher Projekte verfügte. Insoweit bildeten bei ihr politisches Wollen und praktisches Tun durchaus eine Einheit, predigte sie keineswegs anderen Wasser und trank selbst Wein, ein Umstand, der möglicherweise zu ihrer wachsenden Popularität nicht unwesentlich beigetragen hat.

Mit dieser Stiftung, und das wird ihr durchaus bewußt gewesen sein, rüttel-

te sie allerdings gewaltig am Selbstverständnis des absolutistischen Staates wie seiner aufgeklärten Bürokratie. Verstaatlichung der Ausbildung, nicht deren Privatisierung stand auf der Tagesordnung. Folgerichtig, zumindest aus der Sicht der Karlsruher Ministerialbürokratie, wurde der Antrag auf Genehmigung der Seminarstiftung, die nach dem seligen Bernhard von Baden benannt werden sollte, eher dilatorisch behandelt, sehr zum Mißfallen nicht nur der Markgräfin, sondern vor allem der Stadt Baden-Baden, der dadurch eine lukrative Institution verlorenging. Trotz aller Vorstöße erfolgte lange Zeit keine Entscheidung, Interventionen der Markgräfin blieben ebenso fruchtlos wie Eingaben der Stadt Baden-Baden. Die letztendliche Ablehnung der Stiftung war für Maria Viktoria nicht nur eine bittere Enttäuschung, sondern ein Indiz mehr, daß es ihrem Vetter Carl Friedrich letztendlich darum ging, die Basis der katholischen Religion in seinem Lande zu untergraben, er also durchaus nicht gewillt war, die entsprechenden Abmachungen im Erbvertrag von 1765 einzuhalten.

Angeregt und unterstützt von der Markgräfin beantragte die Stadt Baden-Baden in Karlsruhe die Einsetzung einer *perpetuierlichen Konsistorialkommission*, deren Aufgabe es sein sollte, die Einhaltung der Rechte der katholischen Kirche zu überwachen und offensichtliche Verletzungen dieser Rechte öffentlich zu kritisieren sowie deren Abstellung zu betreiben. Natürlich wußte Karlsruhe sehr wohl, wer hinter diesem Vorstoß der Stadt stand, der innerhalb kürzester Zeit zu einer wahren Massenbewegung anschwellen sollte. Vor allem die mittelbadischen Städte und Gemeinden im Kernland der ehemaligen Markgrafschaft Baden-Baden schlossen sich dem Antrag Baden-Badens an und erklärten sich auch bereit, ihre Forderungen bis vor den Reichshofrat nach Wien, dem höchsten juristischen Gremium in diesem Falle, zu tragen. Hier sollte die Entscheidung gefällt werden, ob Markgraf Carl Friedrich verpflichtet war, einen unabhängigen Anwalt und Interessenwahrer der katholischen Religion einzusetzen und damit Einbußen an seiner absoluten Regierungsform hinzunehmen. Diesem Anwalt oder im damaligen Sprachgebrauch dem Syndikus waren von seiten der klagführenden Parteien durchaus exekutive Befugnisse zgedacht, womit er sich in seinen Funktionen deutlich von den heute existierenden staatlichen Beauftragten wie den Wehrbeauftragten oder die Ausländerbeauftragte der Bundesregierung erhebt<sup>7</sup>.

Prozesse zu führen kostete Geld, zumal bei der staatsrechtlich höchst komplizierten Materie der Vereinigung zweier Systeme mit unterschiedlichen Gesellschaftsformen, ein Vorgang, der in dieser Form zum ersten Mal in Deutschland auftrat. Doch Geld war von der Markgrafenwitwe zugesagt worden, was die Entscheidung zahlreicher Gemeinden und der Städte Rastatt, Ettlingen, Kuppenheim, Steinbach, den Prozeßweg zu beschreiten,

sicherlich positiv beeinflußt hat. Für Maria Viktoria wiederum genoß die Solidarität mit der Religion und den sie praktizierenden Untertanen erste Priorität, weit vor einem wie auch immer gearteten dynastischen Zusammenhalt. Damit begab sie sich wissentlich auf Konfrontationskurs zu ihrem Vetter in der Residenz.

Ihre Distanz zur neuen Markgrafschaft Baden kam auch darin zum Ausdruck, daß Maria Viktoria 1774, just zu dem Zeitpunkt, als der Syndikatsprozeß seinen Anfang nahm, ihren Wohnsitz teilweise nach Ottersweier verlegte und sich damit außerhalb der badischen Staatsgrenzen niederließ. Denn seit 1771 war Ottersweier nach 70jähriger Lehenszugehörigkeit zur Markgrafschaft Baden wieder an das katholische Haus Habsburg zurückgefallen, lag also außerhalb der Zuständigkeit des Oberhauptes der markgräflichen Familie. Sicherlich hatte sie ihren zukünftigen Wohnsitz mit Bedacht gewählt. Zum einen bot die 1773 ebenfalls aufgehobene Niederlassung der Jesuiten im Dorf ansprechende Unterkünfte, zum anderen genoß Ottersweier bereits seit Jahrzehnten den Ruf eines geistigen Zentrums der katholischen Kirche am Rhein<sup>8</sup>. Dekanat und Landkapitel, die große und mächtige Pfarrkirche sowie die unweit vom Dorf gelegene Wallfahrtskirche Maria Linden, bildeten für zehn Jahre den Hintergrund und den geistigen Rahmen, in dem sich das Leben der Markgrafenwitwe bewegen sollte. 1782 gar ließ sie sich ihr Testament von der Ottersweierer Ortsobrigkeit beglaubigen, sicherlich ein besonderer Beweis des Vertrauens zwischen der Markgräfin und der Gemeinde<sup>9</sup>. Zweifelsohne wurde die Entscheidung Maria Viktorias, sich hier niederzulassen, in Karlsruhe durchaus als Demonstration ihres unbeugsamen Willens verstanden.

Doch ebenso unbeugsam und unnachsichtig reagierte die markgräfliche Verwaltung auf die Syndikatsbewegung. Die klageführende Partei wurde systematisch diskreditiert, unnachgiebig Jagd auf ihre Anhänger und ihre Flugschriften gemacht, Sanktionsmaßnahmen gegen Städte und Gemeinden bis hin zur Absetzung von Schultheißen, Bürgermeistern und Gemeinderäten ergriffen. Überhaupt standen die Aussichten auf Gewinn des Prozesses schlecht, abgesehen davon, daß schon die Frage der Zulässigkeit einer solchen Klage und der Zuständigkeit des Reichshofrats überaus umstritten waren. Zudem konnte von einem unabhängigen Gericht keineswegs die Rede sein. Die Richter waren weisungsgebunden und Kaiser Joseph II. hatte wahrlich andere Interessen, als durch diesen Prozeß einen einflußreichen Fürsten des Reiches in seiner absolutistischen Macht einzuschränken. So erhob sich im Jahre 1789 auch keine Stimme des Protestes, als die 15 Jahre zuvor eingereichte Klage abgewiesen wurde.

Obwohl politisch weitgehend isoliert, mit schwindendem Einfluß selbst bei

St

Der Landes-Unterschnelligke. Oberrichter, Markgräfin, Zwölfter  
 und Leutnant der R. O. Oberrichter Joseph Ottersweirer  
 weisen beidermaßen ein, daß der Herrw. Willibrod  
 Ehrenn. Marggräfin von Baden Baden Maria  
 Victoria geborenen Herzogin von Eltsch + u. g.  
 Hochfürstl. Durchleucht. und zu früh in das vorgen.  
 erw. Rektorat-Haus in unsern Tagen,  
 und bey unparter Vernehmung in allen Dingen,  
 want mündlich und schriftlich zu ihrem Vergeben  
 haben gestanden in indigenem Convolet sehr leicht  
 Willensmeinung auf fallen sey, und Hörschiedselbe,  
 und nicht haben wollen, solches all. zu zeigen  
 zu unter schreiben und so, wie ne. um schriftstündigsten  
 seyn mag, vollends zu erfüllen.

Mit was wir hierbey den mindesten Aufwand nicht  
 geschehen als haben wir uns in Verbin. d. d. g. g. g.  
 für und nicht für die unter schreiben und unparter  
 unparter Freyheit. Man hierbey g. d. d. g. g. g. g.  
 Ottersweirer den 17. Jan. 1782.

Joseph Streng R. O. Oberrichter

Geants Meyerle in hoch. Markgräfin

Josann. Franz Zentgraf

Seig. Franz Oprecht

Johann. Math. Meyer

Julio Maria Meyer

Leopold. Leffler

Titelseite des Testaments der Markgräfin Maria Viktoria mit Besieglung durch die Ottersweierer Ortsobrigkeit, 17. Jan. 1782. Foto: GLA: 46/4486



Amun in frühzeitigem Zuteil zu werden, nicht  
auszusetzen, oder sonst in Abgang setzen, so  
hervorzuholen, daß das Pflanzungs Capital  
den Kunst bisserum zu Ansbürg, als Ordina-  
rio unter dem Anbündelstand ungenügend  
wird, um solches auf einen dem ungenügenden  
Pflanzungs Kapital und nicht vermehrt und, je  
ich mit diesen Aufsicht auf die Ausführung der  
Pflanzungen Ansbürg in dem besten beizusetzen  
werden so zu kommen, wie es mit dem Geist  
den Ansbürg Ansbürg genügt, und wir die Ansbürg  
genug können unter Ansbürg Ansbürg und  
Ansbürg Ansbürg wird angesetzt werden.

Ich bitte Ihre Kaiserliche  
Ihre apostolische Majestät ungenügend, und  
Ihre höchst dieselben genügen, und obigen und die  
Ansbürg Ansbürg Ansbürg Ansbürg zu  
bestätigen, zu bestätigen, und dem Ansbürg  
Ihre Ansbürg zu bestätigen. (Im Ansbürg)  
Ansbürg den 12. Januar 1782

Maria Viktoria Prinzessin von  
Markgräfin von Baden  
Baden Baden

den katholischen Religionsverwandten am kaiserlichen Hof in Wien, lediglich umgeben von einer kleinen Schar ihr treu ergebener Diener und Hofbeamter, resignierte Maria Viktoria nicht. Allerdings verlagerten sich ihre Aktivitäten zunehmend in den karitativen Bereich, kehrte sie der politischen Bühne mit all ihren Intrigen und Machenschaften den Rücken und wandte sich mehr und mehr der praktischen Fürsorge vor Ort zu. Aus dem bereits erwähnten Dualismus von sozialer Politik und sozialer Praxis blieb ihre Wirksamkeit und ihr Einsatz für die Armen im Volke als beständigste Komponente ihres Tuns übrig.

Schon 1777 hatte sie sich mit dem Gedanken getragen, zur Förderung des Bildungsstandes der weiblichen Jugend in der Ortenau eine öffentliche Anstalt einzurichten, in der die Mädchen Gelegenheit finden sollten, die für ihre Bestimmung als zukünftige *Hauß-Mütter* und Erzieherinnen unabdingbaren Kenntnisse zu erlernen. Ursprünglich war dafür Offenburg vorgesehen gewesen. Bereits Ende der 70er Jahre allerdings schälte sich immer mehr Ottersweier als zukünftiger Sitz der in Form einer Stiftung organisierten Klosterschule heraus. Das von Maria Viktoria erworbene Residenzhaus der Jesuiten wurde für knapp 10 000 Gulden umgebaut. Unermüdlich drängte die bald 70jährige Markgräfin auf Realisierung des Projekts, das in Rastatt seit 1767 einen durchaus erfolgreichen Vorgänger aufweisen konnte<sup>10</sup>.

Als Kaiser Joseph II. am 22. Mai 1783 den Stiftungsbrief vom 25. März des Jahres über die Gründung der Klosterschule zu Ottersweier mit *gnädigstem Wohlgefallen* genehmigte, war dieses Werk auf feste finanzielle Grundlagen gestellt. 60 000 Brabanter Gulden, was etwas mehr als 50 000 Rheinischen Gulden entsprach, bildeten den Stiftungsfonds, eine unvorstellbar große Summe, wenn man bedenkt, daß der durchschnittliche Tagesverdienst eines Tageslöhners bei 20–30 Kreuzer lag. Auf unsere heutigen Verhältnisse umgerechnet, entspricht diese Summe dem Tagesverdienst von 100 000 Arbeitern, geht also in den Bereich einer zweistelligen Millionenspende.

Am 21. Oktober 1783 wurde die Schule in Ottersweier feierlich eröffnet. Damit verfügte nicht nur die gesamte Ortenau über eine vorbildhafte Einrichtung zur Förderung der Erziehung, nein auch die Gemeinde Ottersweier konnte davon nicht nur in ökonomischer Hinsicht profitieren. Ordensfrauen der Kongregation de Notre Dame (Augustinerchorfrauen) stellten den Lehrkörper. Von den fünf aus Breisach angeworbenen Ordensfrauen, andere Überlieferungen sprechen von drei Ordensschwestern aus Alt-Breisach und zwei aus der Klosterschule in Rastatt<sup>11</sup>, waren zwei vorgesehen für die Erteilung des Unterrichts in einer weiblichen Elementarschule,

die der Klosterschule angegliedert war. Der Besuch dieser Elementarschule war kostenlos und stand allen Ottersweierer Mädchen offen. Damit verfügte die Gemeinde über eine spezielle Mädchenschule, was zu jener Zeit ausgesprochen selten war. Ihre Wirkung auf das gesamte Dorf kann man sich nicht groß genug vorstellen. Vor allem die Tatsache des kostenlosen Schulbesuchs wird die Akzeptanz der Mädchenschule in Ottersweier sicherlich gefördert haben. In Zeiten extremer Bargeldknappheit wird es manchem Ottersweierer schwer gefallen sein, die für den Besuch der Volksschule im Dorf im Vierteljahr fälligen 20 Kreuzer Schulgeld zu berappen. Mit der Einführung der unentgeltlichen weiblichen Elementarschule fiel eine Belastung weg, über deren Sinn in den Ottersweierer Wirtsstuben zweifelsohne oftmals lamentiert worden ist. Mädchen und Bildung war auch in jenen Zeiten ein Begriffspaar, das wenig gemein hatte. Indem sie dies änderte, hat Maria Viktoria durchaus emanzipatorisch gewirkt, hat sie Standards geschaffen, die lange nachwirken sollten. Sicherlich, was den Inhalt der Ausbildung anbelangte, bewegte sich die Klosterschule durchaus im konventionellen und traditionellen Rahmen, waren ihre Lehrinhalte keineswegs fortschrittlich, sondern entsprachen im Sprachgebrauch der Zeit voll und ganz der Wesensbestimmung der Frau als Hausfrau und Mutter. Die Einübung häuslicher Fertigkeiten, die Erziehung der Mädchen im streng katholischen Sinne, aber auch die Vermittlung elementarer Grundkenntnisse im Lesen und Schreiben, bestimmten den Tagesablauf der Schülerinnen. Doch allein dies hob die Schülerinnen der Klosterschule über die anonyme Masse ihrer Altersgenossinnen deutlich hinaus. Denn der große Rest waren und blieben bis weit ins 19. Jahrhundert hinein Analphabeten. Bildung wiederum, auch in ihrer rudimentärsten Form, ist wesensnotwendige Voraussetzung für jeden persönlichen und damit im übertragenen Sinne auch gesellschaftlichen Fortschritt. Auch wenn keine direkte Linie von den Schulstiftungen der Markgräfin zur modernen Elementarschule unserer Zeit führt, muß Maria Viktoria als eine der geistigen Wegbereiter des modernen Bildungswesens in Baden angesehen werden.

„Nichts ist so volkstümlich wie das Gutsein“, diese Erkenntnis des französischen Königs Heinrich IV. traf auch und uneingeschränkt auf Maria Viktoria zu. Darin, im Einsatz für die Schwachen der Gesellschaft, ist sie auch heute noch Vorbild, oder sollte es zumindest sein. Als sie am 13. April 1793 in der Stadt Straßburg, in der sie seit 1784 lebte, verschied, war ihre Person und ihr Schicksal sicherlich den wenigsten bekannt; ihr fürsorgliches Wirken, ihre generösen Zuwendungen, ihr karitatives Leben, mit anderen Worten ihr „Gutsein“, prägten allerdings ihren Ruf und ließen den Trauerzug von Straßburg nach Baden-Baden, ihrer letzten Ruhestätte, zu einer machtvollen Demonstration der Verbundenheit des badischen Landvolkes mit seiner Markgräfin werden<sup>12</sup>.

Noch einmal, nichts ist so volkstümlich wie das Gutsein; Maria Viktoria ist sicherlich zu den volkstümlichsten Herrschergestalten in der langen Geschichte der Markgrafschaft Baden-Baden zu zählen.

### *Anmerkungen*

- 1 Vgl. zu Markgräfin Sibylla Augusta die Beiträge im Heimatbuch des Landkreises Rastatt 2/1975: Johann Hönl, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und Markgräfin Sibylla Augusta, S. 65–73; Helmut Steigelmann, Eine fürstliche Frau. Dokumente aus dem Leben der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden, S. 74–85; Anna Maria Renner, Kleinkunst in der Favorite der Markgräfin Sibylla Augusta, Beispiel barocker Schmuckfreude, S. 86–94.
- 2 Der Biographie von Richard Dold, Maria Viktoria, die letzte Markgräfin von Baden-Baden, Karlsruhe 1922, 2. Auflage Karlsruhe 1937, sind die in diesem Vortrag erwähnten Lebensdaten entnommen. Darüber hinaus allerdings bietet diese bislang einzige selbständige Studie, die sich dem vielschichtigen Charakter dieser badischen Markgräfin nähert, lediglich eine Apologie ihres Verhaltens aus katholischer Sicht, ohne den Versuch, dieses Verhalten zu analysieren und Ursachenforschung zu betreiben. Insofern ist sie genauso einseitig und nur bedingt zu empfehlen wie die Studie von Wolfgang Windelband, Staat und katholische Kirche in der Markgrafschaft Baden zur Zeit Karl Friedrichs, Tübingen 1912, der die Markgräfin aus protestantischer Sicht beschreibt und zu einem gänzlich gegensätzlichen Urteil wie Dold gelangt. Vgl. auch: Friedrich von Weech, Die Markgräfinnen Maria Victoria und Karoline Luise von Baden, in: ders., Aus alter und neuer Zeit. Aufsätze und Vorträge, Leipzig 1878, S. 94–116.
- 3 Generallandesarchiv Karlsruhe (= GLA) 46/4466 + 4467 – Heiratsvertrag.
- 4 Zu den Stiftungen der Maria Viktoria vgl.: GLA 74/9158 – Stiftungen Generalia 1774–1803.
- 5 Wolfgang Windelband, Die Religionsbestimmungen im Erbvertrag von 1765 zwischen Baden-Durlach und Baden-Baden, in: ZGO, N.F. 29 (1912), S. 70–98.
- 6 Testament des Markgrafen August Georg, in: GLA 46/4453. Zu August Georg vgl.: Friedrich von Weech, August Georg, Markgraf von Baden-Baden, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 1, Leipzig 1875, S. 659–660.
- 7 Vgl. Franz Sales Hochstuhl, Staat, Kirche und Schule in den baden-badischen Landen unter Markgraf Karl Friedrich (1771–1803), Freiburg 1927.
- 8 Karl Knüttel, Ottersweier – Ein Gang durch die Jahrhunderte, Ottersweier 1976, S. 51–56, S. 136–139.
- 9 Testament der Markgräfin Maria Viktoria, in: GLA 46/4486.
- 10 GLA 229/82103–82107. Akten zur Stiftung in Ottersweier; zur Vorgängerschule in Rastatt, die bis in dieses Jahrhundert Bestand hatte, vgl.: Dold (Anm. 2), S. 66–75.
- 11 Mündliche Mitteilung von Oberin Martina Merkel vom 21. Oktober 1994, basierend auf den Angaben zur Ordensgeschichte der Augustinerchorfrauen aus Offenburg, die die 1823 von Ottersweier nach Offenburg verlegte Klosterschule noch heute als Mädchengymnasium betreiben.
- 12 Dold (Anm. 2), S. 85–87; GLA 46/4476 – Tod Maria Viktorias und Überführung der Leiche nach Baden-Baden.

# Prinz Louis de Rohan als Botschafter in Wien und seine Reise nach Eszterháza 1772

*Dieter Weis*

Der am 16. 2. 1803 in Ettenheim verstorbene Kardinal Louis de Rohan-Guémené wurde vor allem durch die berüchtigte „Halsbandaffaire“ bekannt. Über dieses Ereignis schrieben schon viele und beurteilten die Vorgänge und das Verhalten der Beteiligten sehr unterschiedlich. Die Wahrheit wird sich heute kaum noch genau feststellen lassen! Beispielsweise wäre hier anzugeben, daß der König von Preußen (Friedrich der Große) zu Beginn des Halsbandprozesses gesagt hat, der Kardinal werde seine ganzen Geisteskräfte zusammennehmen müssen, um seine Richter davon zu überzeugen, daß er in der Tat ein solcher Tölpel gewesen sei, wie er sich den Anschein gegeben.<sup>1</sup>

Auch über den Aufenthalt des Kardinals im rechtsrheinischen Teil des Bistums Straßburg, besonders in seiner Herrschaft Ettenheim, wohin Rohan sich nach Ausbruch der französischen Revolution in Sicherheit brachte, wurde schon ausführlich berichtet.<sup>2</sup>

Weniger bekannt ist dagegen Rohans Tätigkeit als französischer Botschafter in Wien (1771–1774) und vor allem sein Besuch in Eszterháza, wo das größte und schönste Barockschloß in Ungarn steht, das man im 18. Jahrhundert als „ungarisches Versailles“ bezeichnete.

## *Louis de Rohan als Botschafter in Wien*

Der französische Außenminister Duc de Choiseul ließ noch am Ende seiner Amtszeit den Baron de Breteuil zum Botschafter in Wien ernennen. Dessen Galakutschen und Dienerschaft waren schon nach Wien abgefahren und das Botschafterhotel war dort bereits instandgesetzt, um de Breteuil zu empfangen, als der neue Außenminister Duc d'Aiguillon sein Amt antrat und alles versuchte, die Ernennung de Breteuils wieder rückgängig zu machen. De Breteuil, dem gestürzten Minister ganz ergeben, war für d'Aiguillon untragbar. D'Aiguillon setzte schließlich die Ernennung des Prinzen Louis de Rohan durch, der Bischof und Koadjutor des Fürstbischofs von Straßburg, Louis Constantin de Rohan, war.<sup>3</sup>

An der außerordentlichen Gesandtschaft des Prinzen Louis nahmen u. a. der Abbé Jean-François Georgel als Botschaftssekretär und der Baron An-



LOUIS RENÉ ÉDOUARD

Prince de Rohan Guéméné

Cardinal de la S<sup>te</sup> Eglise Romaine.

*Eveque Prince de Strasbourg, Landgrave d'Alsace Prince de l'Empire.*

*Grand Aumouier de France, Commandeur de l'Ordre du S<sup>t</sup> Esprit en 1777*

*Proviseur de Sorbonne en Avril 1782.*

*Louis René Edouard, Prince de Rohan Guéméné (geb. 25. 9. 1734 in Paris, gest. 16. 2. 1803 in Ettenheim)*

ton Joseph Zorn von Bulach als höherer Offizier teil, die beide umfangreiche Aufzeichnungen hinterließen, welche für diesen Beitrag benützt wurden.

Abbé Georgel schreibt in seinen Memoiren<sup>4</sup> über Louis de Rohan (er nennt ihn „prince ambassadeur“): dessen hohe Geburt, Anmut der Gestalt, sein edles Verhalten, sein fruchtbarer Geist und die Gabe der Beredsamkeit, die er in hohem Maße besaß, erschienen dem Minister als entscheidende Vorzüge, die den Baron de Breteuil in Wien nicht vermissen ließen.

Prinz Louis de Rohan erhielt den Titel „ambassadeur extraordinaire“, und Abbé Georgel wurde zum „secrétaire d’ambassade“ (Botschaftssekretär) und später als Vertreter Rohans zum „chargé d’affaires“ (Geschäftsträger) ernannt.

Die Ernennung des Prinzen Louis de Rohan sei für den Baron de Breteuil zum Ursprung eines anhaltenden und unversöhnlichen Hasses auf Rohan geworden, schreibt Abbé Georgel in seinen Erinnerungen.

Rohan traf im Januar 1772 in Wien ein und überreichte am 19. 1. 1772 der Kaiserin Maria Theresia sein Beglaubigungsschreiben. Er wurde von ihr und ihrem Sohn, Kaiser Josef II., auf die zuvorkommendste Weise empfangen. Die Kaiserin stellte ihm ein prachtvolles, schön möbliertes Landhaus in der Nähe von Preßburg, unmittelbar an den Ufern der Donau zur Verfügung. Die Freundschaft der Kaiserin zu Rohan erkaltete jedoch bald, und zwar vor allem aus zwei Gründen.

Abbé Georgel berichtet:

Die ausländischen Botschafter genossen in Wien für ihre Person und ihr Gefolge das Vorrecht der Steuerfreiheit für die von ihnen eingeführten Luxusartikel. Als die vielen Kutschen und die mit zahllosen Kisten beladenen Wagen des Prinzen de Rohan in Wien ankamen, verbreitete sich das Gerücht, daß Rohans Leute auf diesem Wege verbotene Waren eingeschmuggelt hätten und dieselben heimlich verkauften. Die Kaiserin, auf dieses Gerücht aufmerksam gemacht, benachrichtigte Rohan, der eine strenge Untersuchung anordnete, die aber zu keinem Resultat führte. Trotzdem nahm die Kaiserin dies zum Anlaß, die steuerfreie Einfuhr des Eigentums des Personals der verschiedenen Gesandtschaften in die kaiserlichen Staaten für die Zukunft aufzuheben, was die übrigen Botschafter indirekt dem Prinzen de Rohan anlasteten.

Der andere Umstand, der Rohans Beziehungen zur Kaiserin stark belastete,

waren seine wöchentlichen Abendunterhaltungen und Soupers in seinen Häusern in Wien und Preßburg, zu denen 100 bis 150 Personen von Stand geladen waren. Nach dem Souper fanden Spiele, Konzerte und Bälle statt, die sich bis nach Mitternacht ausdehnten, und es herrschte in den Rohan'schen Salons ein freier und ungezwungener Ton. Diese für Wien ungewöhnlichen Neuerungen mißfielen der Kaiserin sehr. Sie fand diese Veranstaltungen für einen kirchlichen Würdenträger unpassend und ließ ihn dies wissen, was Rohan aber nicht sonderlich beachtete. Die Kaiserin nannte ihn in ihren Briefen ein „Mauvais Sujet“ (Taugenichts) und wünschte seine Abberufung.

Ein wichtiges politisches Ereignis während Rohans Botschaftertätigkeit war die 1. Polnische Teilung, gegen die Rohan im Namen des Versailler Hofes die dringendsten Vorstellungen erhob.

Als besonders verhängnisvoll im Hinblick auf Rohans Beziehungen zur späteren französischen Königin Marie Antoinette erwies sich ein Brief Rohans an seinen Minister d'Aiguillon, in dem sich Rohan sehr negativ über die Kaiserin im Zusammenhang mit der Polnischen Teilung äußerte („lettre fatale“).

Duc d'Aiguillon überließ diesen vertraulichen Brief der Gräfin Dubarry, die ihn bei einem kleinen Souper den Gästen vorlas, wodurch dessen Inhalt allgemein bekannt wurde. So entstand bei der Dauphine Marie Antoinette der Eindruck, Rohan würde mit ihrer Gegnerin, der Mätresse des Königs Louis XV. („S. M. très chrétienne“) über wichtige Staatsangelegenheiten korrespondieren, was ihr besonders verwerflich erschien. Abbé Georgel schreibt, daß ohne diese unbegreifliche und sehr tadelnswerte Leichtfertigkeit des duc d'Aiguillon der berühmte Halsbandprozeß niemals stattgefunden hätte.

Die Menge der Scherereien in Wien betrübten den Prinzen de Rohan. Seine schlechte Gesundheit erforderte Bäder und Zerstreuung. Er erhielt deshalb die Erlaubnis, nach Böhmen, Polen und Ungarn zu reisen. Abbé Georgel wurde für mehrere Monate „par interim“ mit der Erledigung der Geschäfte beauftragt, so daß er nicht mitreisen konnte.

So finden sich in seinen Memoiren leider keine näheren Mitteilungen über die Reise seines Freundes, des „prince ambassadeur“ de Rohan, nach Ungarn, und man muß auf andere Quellen zurückgreifen.

Auf viele interessante Schilderungen des Abbé Georgel aus seiner diplomatischen Tätigkeit in Wien kann hier nicht näher eingegangen werden. Er



traf sich z. B. oft nachts mit einem maskierten Unbekannten („l’homme masqué“), der ihm wichtige Dokumente und Informationen gegen gute Bezahlung verkaufte. Georgel rühmte nach der Rückkehr Rohans nach Wien dessen glanzvolles Auftreten („sa brillante représentation“), noch mehr seine Herzensgüte und die Vorzüge seines Geistes.

Nachdem König Louis XV. am 10. 5. 1774 verstorben war, glaubten Rohans Eltern, daß die Gegenwart ihres Sohnes am Hofe in Versailles notwendiger sei als jemals zuvor, um die Voreingenommenheit der neuen Königin Marie Antoinette zu zerstreuen. Sie hatten beim König für ihn um Urlaub gebeten, der auch gewährt wurde.

Prinz Louis de Rohan verabschiedete sich am 30. 6. 1774 vom Kaiser und der Kaiserin, die ihn in Gnaden entließen. Rohan verließ sein Haus in Wien in der (vergeblichen) Hoffnung, wieder dorthin zurückzukehren. Sein Freund Abbé Georgel wurde zum französischen Geschäftsträger „par interim“ bis zur Ankunft des neuen Botschafters bestellt. Danach wurde auch er abberufen. Nachfolger Rohans in Wien wurde sein erklärter Feind und Widersacher, Baron de Breteuil!

### *Die Esterházy, eine ungarische Magnatenfamilie*

Bevor hier über Rohans Besuch in Eszterháza berichtet wird, erscheint es angebracht, zunächst etwas über seine Gastgeber, die Familie Esterházy, mitzuteilen.<sup>5</sup> Sie ist eine der bedeutendsten hochadligen Familien der ungarischen Geschichte.

Es gelang den Esterházy als Parteigänger des Hauses Habsburg im Verlaufe mehrerer Generationen ein ungeheures Vermögen zu erwerben. Anfang des 18. Jahrhunderts besaß Paul Esterházy schon Ländereien, die eine Million Morgen überstiegen. Aber er vollendete nicht nur in materieller Beziehung den Aufbau der Familienmacht, sondern auch in Hinsicht auf den gesellschaftlichen Rang. Gleich seinem Vater erlangte auch er die Würde des Palatins. Im Jahre 1687 wurde ihm der Titel eines Reichsfürsten verliehen, dessen Erbrecht 1712 auf die erstgeborenen Söhne ausgedehnt wurde. Palatin Paul residierte im Eisenstädter Schloß, das er in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts neu erbauen ließ. Er selbst war Künstler, Dichter und bedeutender Komponist. Sein Enkel Paul Anton stellte 1761 Joseph Haydn als stellvertretenden Kapellmeister ein und fand so einen Platz in der Musikgeschichte.

Im 18. Jahrhundert war die Familie Esterházy in zwei Hauptlinien geteilt,



Nikolaus I. Fürst Esterházy (1714–1790), genannt „der Prachtliebende“; Stich aus dem Jahre 1770

die fürstliche und die gräfliche.<sup>6</sup> Die gräfliche verzweigte sich wiederum in mehrere Seitenlinien, die alle nach einem bestimmten Sitz benannt wurden. Oberhaupt der Fürstenlinie während Rohans Tätigkeit als französischer Botschafter in Wien war Prinz Nikolaus I. (1714–1790), genannt „der Prachtliebende“, der sich mit dem Schloß Eszterháza am Neusiedler See in Ungarn sein größtes Denkmal setzte. Die heutige Bezeichnung des Ortes lautet Fertöd (seit 1945!). Wegen der oft ungenauen Angaben in der Literatur ist es schwierig, die Vertreter der gräflichen Linien genau zu unterscheiden. Das Schloß Lanschütz (Czesklész), das Rohan ebenfalls besuchte, befand sich im Besitz des jüngeren Zweiges der Forchtensteiner Linie.

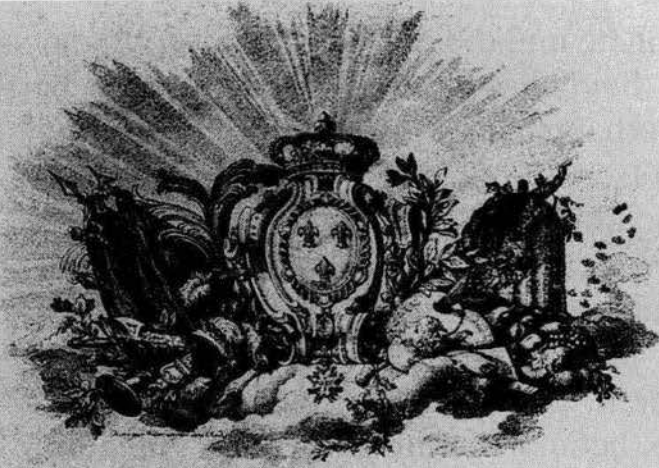
### *Rohans Besuch in Lanschütz*

Rohans Reisebegleiter Zorn von Bulach berichtet in seinen Aufzeichnungen von einem Besuch in Lanschütz. An das alte, elsässische Geschlecht Zorn von Bulach erinnert in Ettenheim das steinerne Wappen des Freiherrn Johann Ludwig Zorn von Bulach mit der Jahreszahl 1626, das heute über dem Eingang des Ichtrazheim'schen Hauses angebracht ist (im Besitz der Familie Dr. R. Jäger).<sup>7</sup> Die Zorn von Bulachs waren noch bis 1983 in Osthausen (Osthouse) im Elsaß wohnhaft.

Baron Anton Joseph Zorn von Bulach schreibt:<sup>8</sup> „Ich bin in Lanschütz gewesen, ein Landsitz, der dem Grafen von Esterházy, Kanzler von Ungarn, gehört, und der sich 4 Meilen hinter Preßburg befindet. Er ist sehr angenehm, einmal durch seine Lage, dann auch durch die schönen Wäldchen, die an einem sehr großen und ausgezeichnet gepflegten Garten enden. Er (Esterházy) hat durch seine Wäldchen Wege geführt und beschneidet die Zweige der Bäume, die in die Straßen hineinragen. Er bearbeitet sie, um einen Blick nach allen Seiten zu haben. Er besitzt noch einen anderen Wald, eine Meile von dort entfernt, den er Insel der Calypso nennt, und der ebenfalls sehr gemischt ist. Die Donau fließt an beiden Seiten vorbei. Eine halbe Meile von Lanschütz entfernt gibt es ein reizendes Boskett,<sup>9</sup> in dem er eine Schaukel, einen Turnierplatz und eine Spielvorrichtung für die Schützen (?)<sup>10</sup> hat einrichten lassen. Verschiedene Gartenhäuschen, alle Alleen und Abzweigungen sind mit Sand versehen. Als ich dort mit dem Prince de Rohan war, waren die comtesses de Bucquoi, d'Esterházy-Stahremberg, d'Esterházy-Ördedi, de Fequeté und de Losorios anwesend, alle sehr hübsch und sehr lustig (!). Der Kanzler gab ein Fest im Boskett.<sup>11</sup>

Da Zorn von Bulach den Gastgeber als Kanzler von Ungarn bezeichnet, kann es sich nur um Franz Graf Esterházy von Galántha (genannt „Quinquin“), ungarisch-siebenbürgischer Hofkanzler, handeln, der von 1715–1785 lebte.

N<sup>o</sup>.



**NOUS LOUIS · RENE' · EDOUARD PRINCE DE ROHAN  
COADJUTEUR DE STRASBOURG &c. AMBASSADEUR  
EXTRAORDINAIRE DE FRANCE AUPRÈS DE LEURS MAJESTES  
IMPERIALES, & ROYALES.**

*Prions tous ceux qui sont à prier de vouloir bien laisser sûrement & librement passer  
M<sup>rs</sup> Le Baron de Boudach, Colonel au Service de S<sup>rs</sup> M<sup>rs</sup>  
Le Marquis de Parcieux Capitaine de Cavalerie*

allant sans donner ni permettre qu'il soit donné  
aucun empêchement, mais au contraire de accorder toute sorte d'aide & d'assistance,  
comme nous ferions en pareil cas pour tous ceux qui nous Seroient recommandés,

En foi de quoi Nous avons delivré le présent passeport, valable pour mois, signé  
de notre main, scellé du Sceau de nos armes, & contresigné par le Secrétaire de nos com-  
mandemens.

Donné à Vienne en notre Palais le 1 Mars mil sept cent soixante deux

*Le Prince Louis de Rohan*



GRATIS.

Par Son Altesse Sérénissime.

*Geleitbrief des  
Prinzen Louis  
de Rohan für  
den Baron de  
Bulach und  
den Marquis  
de Parcieux  
vom 1. 3. 1772*

Er gehörte der Freimaurerloge „Zur gekrönten Hoffnung“ an. Zum Gedächtnis dieses Grafen und eines anderen verstorbenen Bruders, des Herzogs Georg August von Mecklenburg-Strelitz, schrieb Mozart seine bedeutende „Maurerische Trauermusik“ KV 477 (479a). Im November 1785 wurde sie anlässlich einer Totenfeier in der Loge „Zur gekrönten Hoffnung“ erstmals aufgeführt.<sup>12</sup>

## *Schloß Eszterháza*

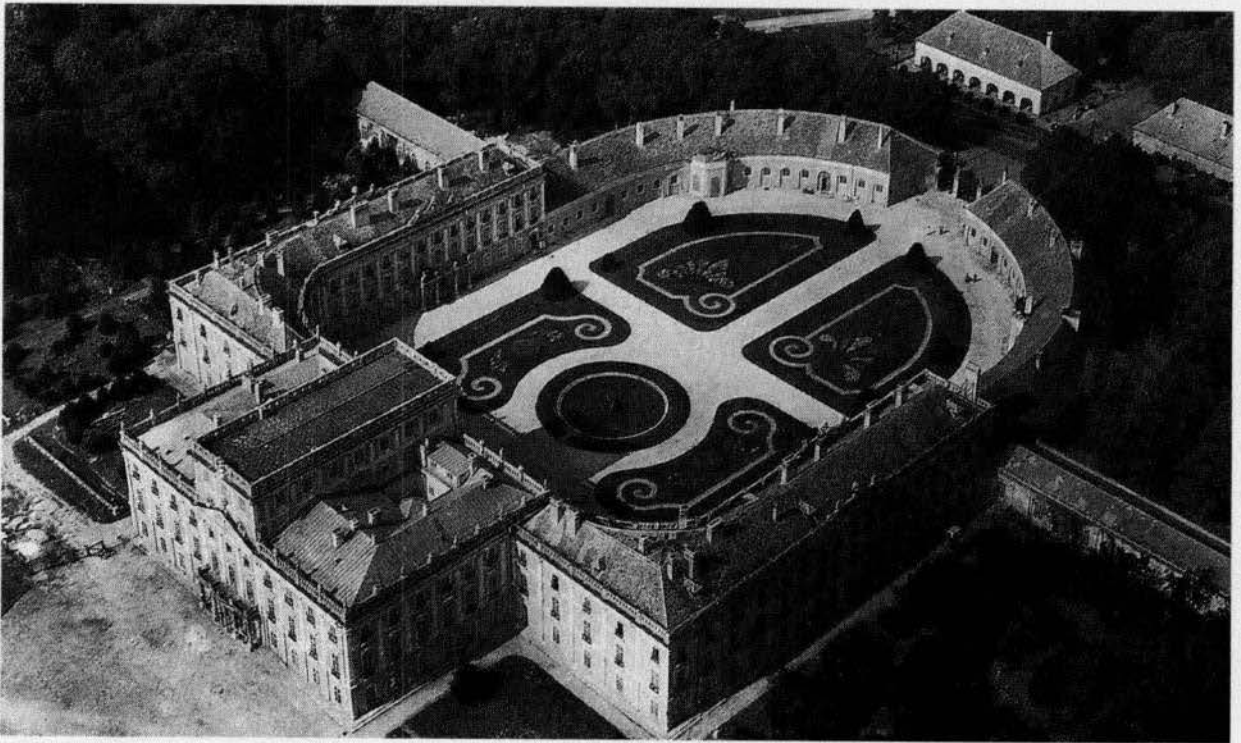
Prinz Nikolaus Esterházy, Besitzer des größten ungarischen Feudalvermögens, folgte seinem am 18. 3. 1762 verstorbenen Bruder Paul Anton als Familienoberhaupt und regierender Fürst nach. Er entschloß sich, das von seinen Vorfahren erbaute alte Jagdschloß Sütör in ein monumentales französisches Schloß umbauen zu lassen und es Eszterháza zu nennen. Anregungen für Bau und Ausstattung des Schlosses sowie für die Anlage des großen Gartens hatte er vor allem in Paris und Versailles gesammelt: er errichtete in Eszterháza einen Hof in französischem Stil.<sup>13</sup>

Auf ungarischen Boden gelangte das aristokratische Lebensideal des Jahrhunderts: die Zauberwelt der Gartenfeste, Jagden, Feuerwerke und Opernvorstellungen in vollendeter Weise. Nikolaus der Prachtliebende – dessen Wahlspruch lautete: „... was der Kaiser kann, das kann ich auch“ – häufte in Eszterháza auf, was Kultur und verfeinerte französische Lebenskunst des 18. Jahrhunderts nur bieten konnten.<sup>14</sup>

Mit dem Bau des Schlosses Eszterháza wurde spätestens 1764 begonnen und das Hauptgebäude vermutlich schon 1766 fertiggestellt. Die Einrichtung des Schlosses, der Bau der übrigen Gebäude und die Ausgestaltung der riesigen Parks nahmen jedoch noch sehr viel Zeit in Anspruch. Das (erste) Opernhaus wurde 1768 eröffnet. Das Marionettentheater und das chinesische Lusthaus (die „Bagatelle“) werden erstmals 1773 erwähnt. Beim Besuch des Prinzen Louis de Rohan im Jahre 1772 war noch nicht alles fertiggestellt. Die Baumaßnahmen endeten wohl mit dem Bau der großen Kaskade, einer Zierde des Parks gegenüber dem Hauptgebäude, die erst im Jahre 1784 fertig wurde.

Von Schloß und Park (etwa 300 ha) gibt es sehr ausführliche Beschreibung, die hier nicht in vollem Umfang wiedergegeben werden können, so reizvoll und interessant dies auch wäre.

Die künstlerischen Schönheiten und der blendende Reichtum des mit einem Kostenaufwand von 13 Millionen Gulden erbauten Schlosses Eszterháza erlangten bald hohen Ruf. Französische, englische und deutsche Reisebeschreibungen verglichen das Schloß mit Versailles.<sup>15</sup>



*Schloß Eszterháza (Fertöd)*

*Prinz Louis de Rohan besucht Eszterháza (1772)*

*„Also kommt Prinz Rohan in das Schloßgebäude,  
In ein großes Zimmer führt ihn sein Geleite.  
Eine Schauspielbühne war hierorts errichtet,  
Wo auf zartes Fühlen ward das Herz gerichtet.  
Heinrich den Vierten zeigte man, beim Jagen,  
Den Franzosenkönig, Rohan zum Behagen.“*

Auszug aus dem großen Gedicht „Esterházy-Belustigungen“, das der junge Dichter Georg Bessenyei anlässlich des Empfanges des Prinzen des Rohan verfaßte.<sup>16</sup>

Der Besuch Rohans in Eszterháza vom 12. bis 16. Juli 1772 zählt zu den berühmtesten Festlichkeiten, die in Eszterháza stattfanden.

Prinz Nikolaus Esterházy wollte damit dem französischen außerordentlichen Botschafter, Prinz Louis de Rohan, eine besondere Ehre erweisen.

Esterházy erachtete den vornehmen Besuch vermutlich aus zwei Gründen für sehr wichtig<sup>17</sup>. Rohan gab in Wien und Baden große Feste und Bälle, veranstaltete Feuerwerke und zog während seiner dreijährigen Tätigkeit als Botschafter in Wien die Aufmerksamkeit des ganzen Wiener Hochadels auf sich. Nikolaus Esterházy konnte also seinen eigenen, im französischen

Stil gehaltenen Hofstaat einem wahren Vertreter dieser Lebensform vorführen. Der zweite Grund ist letzten Endes politischer Natur. Die bei der Führung der Reichsgeschäfte der Monarchie in den Hintergrund gedrängten ungarischen Aristokraten setzten ihren Ehrgeiz darein, wenigstens in der Kunst des höfischen Lebens dem österreichischen Hochadel ebenbürtig zu sein. Nikolaus der Prachtliebende wollte sich vor dem vornehmen Gast auch als ungarischer Magnat besonders auszeichnen. Dies wird auch von Bessenyei an einer Stelle seines Gedichtes angedeutet:

*„Also rächte sich die ungarische Ehre:  
Ihren Prunk bestaunte wohl die Wiener Sphäre.“*

Bessenyei übernahm die Aufgabe des Chronisten aller Wahrscheinlichkeit nach auf Wunsch des Prinzen Esterházy, da dieser gewiß auch für die Druckkosten des Gedichtes aufkam<sup>18</sup>.

Über die zu Ehren des Prinzen de Rohan veranstaltete Festlichkeitsserie gibt es außer dem Gedicht von Bessenyei noch zwei Beschreibungen: den Bericht des Wiener Diariums und die Aufzeichnungen des Barons Anton Josef Zorn von Bulach, eines Begleiters von Rohan<sup>19</sup>. Mit diesen drei Quellen lassen sich die Festveranstaltungen rekonstruieren<sup>20</sup>.

Prinz Louis de Rohan begab sich am 12. Juli nachmittags in großer Begleitung nach Eszterháza.

Nach Ankunft der Gäste fand die von Bessenyei erwähnte Vorstellung „Heinrich IV.“ statt. Es handelte sich nicht um Shakespeares Schauspiel, sondern um das Stück „La partie de chasse du roi Henri IV“ von dem französischen Autor Collé, der damals sehr beliebt war (Titel der deutschsprachigen Fassung: „Die Jagdlust Heinrichs des Vierten“).

Das Gedicht von Bessenyei belegt, daß das zu Ehren der französischen Gäste aufgeführte Theaterstück von dem französischen König handelte. Dies war in der älteren Literatur nicht beachtet worden. Die Vorstellung fand nicht im Theater, sondern in der Sala Terrena oder in dem im ersten Obergeschoß des Schlosses liegenden Prunksaal statt<sup>21</sup>.

Dem Schauspiel folgte das heroisch-pantomimische Ballett „Das Urteil des Paris“ des berühmten Ballettmeisters Jean Georges Noverre, der einer der größten Künstler in der Geschichte des Balletts war. Nikolaus Esterházy ließ ihn für diese Gelegenheit nach Eszterháza kommen, damit er mit seinen Tänzerinnen und Tänzern sein bereits im Vorjahr in Eszterháza getanztes Ballett nochmals vorführe<sup>22</sup>.

Auf das Gastspiel Noverres und seiner Tanztruppe weisen die folgenden Verse von Bessenyei hin:

*„Viele Schöne kamen vom Dianenvolke,  
Venus auch in ihrer goldnen Götterwolke;  
Alle her von Wien, zu einem Wiesenspiele,  
Daß ein zartes Herze brenne und verglühe.“*

Den Tanz der Venus im Ballett Noverres tanzte Margarethe Delphin, die damals die begabteste Solotänzerin des Wiener Hoftheaters war.

Nach dem Ballett begab sich die Gästeschar zu Tisch und konnte später im Park ein Feuerwerk bewundern. Tags darauf, am 13. Juli, fanden eine Jagd, ein Konzert und die Vorstellung einer Tragödie statt. Den Titel der Tragödie kennen wir nicht. Welcher Wert jedoch solchen „ernsteren“ Darbietungen inmitten der fröhlichen, gedrängten Programme der fürstlichen Lustbarkeiten beigemessen wurde, charakterisiert Bessenyei in treffender Weise:

*„Lauschend bis zum Ende, alle hochebrausten,  
Und zu frohen Dingen auseinanderausten.  
Sollte doch die Trauer klug den Weg bereiten,  
Besser zu genießen Fröhlichkeit und Freuden.“*

Dem Souper folgte eine Unterhaltung im Park. Ein Teil des Parks war von Flammen erhellt, und ringsum standen Buden mit besonderen Nippsachen und anderen Ziergegenständen. Ein von Fackeln beleuchtetes Bauwerk glich einem Kirchturm. Inmitten des Platzes war ein „kleiner Spiel-Zuschauerraum errichtet“, in den sich die Gäste begaben, um ein kleines Konzert anzuhören, in dem „viele Sängerinnen“ lediglich von Liebe sangen:

*„Aus den Augen klagte süßes Weh: verschlungen  
Klangen Lust und Wehmut von den Sängertönen.“*

Der Tag endete mit einem Maskenball auf der schönen Lichtung.

Tags darauf, am Nachmittag, „besahen sich die Gäste deutsche Komödianten“, abends wurde wieder ein Feuerwerk abgebrannt, dem wieder ein Maskenball folgte. Die von Bessenyei erwähnten „deutschen Komödianten“ waren wohl die Schauspieler des Wahr'schen Ensembles. Die von Prinz Esterházy vertraglich verpflichtete Schauspielergesellschaft von Carl Wahr garantierte ein vorzügliches Programm und gute Vorstellungen.



Am 15. Juli stand eine Tragödie auf dem Programm; nach dem Souper ergötzen sich die Gäste auf einer Lichtung, die von einem besonderen Feuerwerk erhellt wurde, an einem Volksfest. Nach dem Glanz der fürstlichen Residenz mußten dem vornehmen Gast auch Glück und Freude des Volkes vor Augen geführt werden. Bessenyei spricht von etwa zweitausend Bauern, die, dem Fürsten zujubelnd, mit Heidenlärm schmausten, tranken und sich vergnügten. Es kann nicht mit Bestimmtheit behauptet werden, ob der von Zorn von Bulach beschriebene Volksaufzug an diesem Abend oder bei einer anderen Gelegenheit stattfand. Durch Bessenyei erfahren wir, daß auch der nächste Tag mit einem Maskenball seinen Abschluß fand.

Am letzten Tag, dem 16. Juli, jagten die Gäste vormittags im „Thiergarten“ (Wildpark) auf Hirsche, nachmittags auf dem Neusiedler See auf Wildenten. Abends wurden zwei Vorstellungen gegeben: Zuerst gaben Schauspieler – vermutlich die Truppe Wahr – und nach ihnen ein Kinderensemble je eine „Komödie“ zum besten. Mit den Kindern dürfte die berühmte Gesellschaft Berner gemeint sein, die damals oft in Preßburg auftrat<sup>23</sup>.

Baron Anton Joseph Zorn von Bulach, Rohans Begleiter, schildert Eszterháza wie folgt (Auszug)<sup>24</sup>:

„Am 12. Juli (1772) bin ich mit dem Prinzen (de Rohan) nach Eszterháza<sup>25</sup> in Ungarn gefahren, 22 Meilen von Wien entfernt, einem Gebiet, das dem Prince d’Esterházy gehört. Dieser ließ von Zeit zu Zeit die Pferde wechseln, suchte den Prinz (de Rohan) in Wien auf und brachte ihn ebenso zurück. Bei jedem Umspannort befand sich einer der Husaren, der vorauslief. Bei unserer Ankunft (in Eszterháza) standen die Grenadiere vor dem Schloß Spalier. Sie sind von erhabener Schönheit. Er hat 150 in seinem Dienst, die von einem Hauptmann, einem Leutnant und einem Unterleutnant befohlen werden. Jeder verdient 7 Kreuzer und 2 Pfund Brot täglich.

Während unseres Aufenthalts, der bis zum 17. (Juli) dauerte, gab der Prinz (Esterházy) Feste und Erheiterungen jeder Art, Maskenbälle, Feuerwerke, herrliche Festbeleuchtung, Märkte, er ließ mehr als 300 Bauernpaare aufziehen, die paarweise gingen mit ihren Fahnen und ihren Musikbegleitern. Jedes Dorf kam einzeln. Es ist in Ungarn Brauch, daß wenn man die Fahne hervorholt, die sich in jedem Dorf befindet, ihr alle nachlaufen. Wir hatten auch eine Jagd auf den Damhirsch und eine auf den Hirsch.“

Prinz Louis de Rohan sagte über Eszterháza „er habe hier Versailles wiedergefunden“<sup>26</sup>.

In demselben Jahre 1772 komponierte Joseph Haydn in Eszterháza seine berühmte Sinfonie Nr. 45 in fis-moll, die sogenannte Abschiedssinfonie und die „Missa Sancti Niccolai“<sup>27</sup>.

So stellt sich die Frage, ob nicht auch anlässlich Rohans Besuch in Eszterháza von Haydn eine Oper aufgeführt wurde. In den bereits zitierten zeitgenössischen Quellen wird zwar über Konzert, Schauspiel und Ballett sowie über ein Volksfest berichtet, über eine etwaige Opernvorstellung aber kein Wort! Dennoch ließ sich aus einer Rechnung feststellen, daß am 18. 8. 1772 Kostüme für drei Opersängerinnen bezahlt wurden. Aus den Einzelheiten läßt sich schließen, daß anlässlich des Besuches von Rohan im Juli 1772 tatsächlich eine Oper in Eszterháza aufgeführt wurde. Aufgrund der Angaben in der Rechnung wäre am ehesten an die Wiederaufführung des *Dramma giocoso* „Lo Speziale“ (Der Apotheker), einer komischen Oper mit dem Text von Carlo Goldoni, zu denken<sup>28</sup>.

Daß die Aufführung der Haydn-Oper anlässlich des Besuches von Rohan in den zeitgenössischen Quellen nicht erwähnt wurde, könnte folgenden Grund haben: Die Festlichkeitsserie in Eszterháza, mehrtägige Belustigungen, können als einziges Schauspiel aufgefaßt werden mit dem Ziele, den Zuschauer oder Teilnehmer durch Häufung der verschiedensten Vorführungen in Taumel und Verzückung zu versetzen. Manche künstlerische Darbietung – selbst heute noch als hervorragend beurteilt – auch wenn sie aufrichtige, ja sogar fachmännische Anerkennung erntete, war dennoch nur eine Programmnummer unter anderen<sup>29</sup>.

### *Anmerkungen*

- 1 Lernet-Holenia, Alexander, Das Halsband der Königin, Wien-Hamburg 1962, S. 24
- 2 Sieger, Jörg, Kardinal im Schatten der Revolution, Kehl 1986 (mit umfangreichen Literaturangaben).
- 3 wie Anm. 2, S. 25–28 (Abschnitt Prince Louis de Rohan als Botschafter in Wien)
- 4 Mémoires pour servir à l’Histoire des Evénements de la fin du dix-huitième siècle depuis 1760 jusqu’en 1806 à 1810 par un Contemporain impartial, feu M. L’Abbé Georgel, Jésuite, ancien Secrétaire d’ambassade et Chargé d’affaires de France à Vienne, grand-vicaire de l’Evêché de Strasbourg et vicaire-général de la grande-aumônerie de France sous le prince Louis de Rohan, Cardinal Evêque de Strasbourg etc. Publiées par M. Georgel, Ancien Avocat au Parlement de Nancy, à la Cour de Trèves et à la Cour de Cassation, Neveu et Héritier de l’auteur, 2. Edition, Paris 1820, 6 vol.
- 5 Hóranyi, Mátyás, Das Esterházyische Feenreich, ein Beitrag zur ungarländischen Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts, Budapest 1959. (Diese Veröffentlichung in deutscher Sprache ist, soweit bekannt, die ausführlichste Darstellung über Eszterháza, seine Theater und des Prinzen de Rohan Besuch. Sie wird in diesem Beitrag hauptsächlich benützt bzw. zitiert).
- 6 Landon, H. C. Robbins, Mozart, die Wiener Jahre 1781–1791, München 1990, S. 114–118 und S. 255 (Stammtafel der Esterházy).
- 7 Ferdinand, Joh. B., Miniaturen aus Ettenheim, Ettenheim 1949, S. 41.

- 8 L'Ambassade du prince Louis de Rohan à la cour de Vienne 1771–1774. Notes écrites par un gentilhomme, officier supérieur, attaché au prince de Rohan, ambassadeur du roi et publiées par son arrière-petit-fils: le baron Zorn de Bulach, Strasbourg 1901, S. 63. (Osthausen, September 1900, Hugo Zorn von Bulach, Hrsg.)
- 9 Boskett = Park- oder Lustwäldchen, ein Gestaltungselement der Gartenkunst im 18. Jahrhundert.
- 10 Der Originaltext lautet: „un jeu pour tirer l'oiseau“. Es ist nicht klar, was hier gemeint ist.
- 11 wie Anm. 8 (in die deutsche Sprache übersetzt).
- 12 wie Anm. 6, S. 117–118, 138–139.
- 13 wie Anm. 5, S. 10.
- 14 wie Anm. 13.
- 15 Beim Vergleich von Eszterháza mit Versailles ist weniger an die Schloßgebäude zu denken, die in Stil und Größe sehr unterschiedlich sind, als an die Ähnlichkeit der Ausstattung der Parkanlagen und der prächtigen Hofhaltung (Festmähler, Konzerte, Opern- und Schauspielvorstellungen, Jagden, Feuerwerke usw.).
- 16 Der Übersetzer weist auf die Schwierigkeiten hin, die mit einer deutschen Nachdichtung ungarischer Texte des 17. und 18. Jahrhunderts verbunden sind; (wie Anm. 5, S. 240).
- 17 wie Anm. 5, S. 74–76. (Schilderung der Festveranstaltungen zu Ehren Rohans, Seite 70–82).
- 18 wie Anm. 5, S. 76
- 19 wie Anm. 8, S. 69–71
- 20 wie Anm. 5, S. 74
- 21 wie Anm. 5, S. 72–74
- 22 wie Anm. 5, S. 76. Das Schauspiel „Jagdlust Heinrichs IV“ von Collé und eine Ballett-Pantomime „Das Urteil des Paris“ wurden auch am 4. 5. 1770 beim Aufenthalt Marie Antoinettes in Freiburg anlässlich ihrer Brautfahrt von Wien nach Paris aufgeführt! (Sarrazin, Joseph, Die Dauphine Marie-Antoinette in Freiburg v. 4. bis 6. Mai 1770, in: Schau-ins-Land, 26. Jahrg. (1899), S. 41 u. 56 – Anm. 13 –).
- 23 wie Anm. 5, S. 82.
- 24 wie Anm. 19.
- 25 Originaltext: „à Esterhazy“, gemeint ist Eszterháza.
- 26 Rohans Ausspruch: „... in Eszterháza habe ich Versailles gefunden ...“ wird in der Literatur oft zitiert. In den Aufzeichnungen Zorn von Bulachs (wie Anm. 8) ist davon aber nichts zu lesen. Die genaue Quelle für Rohans Äußerung ist mir nicht bekannt.
- 27 Angaben des Musikwissenschaftlers H. C. Robbins Landon (1977).
- 28 Bartha, Dénes und Somfai, László, Haydn als Opernkapellmeister, Budapest-Mainz (umfangreiches Werk über Haydns Kapellmeistertätigkeit an der Oper in Eszterháza von 1776 bis 1790). S. 25–26 und S. 388–389.
- 29 wie Anm. 5, S. 62

# Der letzte Abt von Schwarzach und sein Ende

*Johannes Werner*

*Auf, auf, du fromme Klerisei  
mit allen Ordensgnossen,  
ihr alle seid vorm Tod nicht frei,  
man macht kein neuen Possen!  
Abraham a Sancta Clara, Merk's Wien*

Der 25. April 1803 war in der, bis dahin, 1100jährigen Geschichte der Abtei Schwarzach ein schwarzer Tag: nämlich ihr letzter. Nun wurde im Zuge der Säkularisation auch dieses Kloster aufgehoben, wurden auch seine Mönche versetzt oder anderweitig verwendet oder entlassen oder pensioniert<sup>1</sup>.

Pensioniert wurde auch sein Abt; er hieß Hieronymus Krieg, war 1741 in Ottenau geboren worden und 1790 in sein Amt gelangt, wohl ohne zu ahnen, daß er es als letzter bekleiden sollte. Als sein schriftlicher Widerspruch<sup>2</sup> gegen die Aufhebung nichts nützte, sorgte er vor allem dafür, daß von ihr kein Schatten auf ihn fiel. „Da dem Hochfürstlichen Ministerium ohnehin gnädig bekant ist, daß ich bei Übernahme der Abtei nicht nur nicht den geringsten Vorrath, sondern einen übermäßigen Schuldenlast angetroffen, welcher ohnerachtet des Verlustes aller revenüen im Elsaß, des langwübrigen Kriegs, der starcken Pension an den resignierten Herrn Prälaten, der aufgeführten Gebäulichkeiten größtentheils von mir getilget worden ist; da sich über dieses ein ansehnlicher Vorrath wirklich vorfindet, und weit mehr noch aussteht; so darf ich zuversichtlich hoffen, daß die bisher geführte Ökonomie den gnädigsten Beifall erhalten werde<sup>3</sup>.“ So mußte auch der mit der Aufhebung beauftragte Kommissar, der zunächst die in den Kapitalien herrschende „größte Unordnung“ beanstandet hatte, dem Abt bald zugestehen, „daß er eine gute Haußhaltung geführt habe“<sup>4</sup>.

Dann wurde es sehr still um ihn. Erst 1806 wußte sein Ordensbruder Ignaz Speckle, dem als letztem Abt von St. Peter im Schwarzwald dasselbe Schicksal noch bevorstand, in seinem unschätzbaren Tagebuch wieder etwas von ihm zu sagen. „Am 19. März lasen wir zu Appenweier die hl. Messe und fuhren bis Rastatt, wo wir wieder über Nacht blieben. Da wir zeitlich angekommen, besuchten wir den Herrn Prälaten von Schwarzach, welcher in Rastatt nach Aufhebung des Stiftes von der Pension lebt, wo er ein Haus gemietet hat. Dieser gab uns verschiedene Andeutungen, was in Karlsruhe zu beobachten wäre, zeigte gegen uns freundschaftliche Gesinnungen und ist wirklich ein Mann, der Geschäfte kennt und viel für sein Kloster getan hat, ohne jedoch den Zweck zu erreichen<sup>5</sup>.“ (Außer dem



Abt von St. Peter war auch der von St. Blasien mit von der Partie; aber in Karlsruhe richteten sie nicht viel aus, trotz der Hinweise, die sie in Rastatt erhielten.)

Der Abt, der keiner mehr war, lebte in einem ungestörten Ruhestand, und zwar gar nicht schlecht; und siebzehn Jahre lang. „Im Jahre tausend acht-hundert zwanzig, den acht und zwanzigsten Jänner, Nachts um eilf Uhr, ist dahier /:mit allen hl. Sterbsakramenten versehen:/ gestorben, und den ein und dreißigsten deßelben Monates, vormittags um zehn Uhr, (...) beerdigt worden der hochwürdige Herr Hieronymus Krieg, Abt der ehemaligen Benediktiner-Abtei Schwarzach am Rhein, in seinem neun und sechzigsten Lebensjahre. – Zeugen des Todes sind der Hr. Franz Joseph Streit, bischöflicher Dekan und Pfarrer zu Muckensturm, und der Hr. Joseph Herr, Stadtpfarr-Rector zu Kuppenheim<sup>6</sup>.“

Diese beiden Geistlichen hatte Hieronymus schon im Dezember 1818 zu seinen Testamentsvollstreckern bestellt<sup>7</sup>. Die Urkunde darüber trägt, wie das fast gleichzeitige Testament selbst, das äbtliche Siegel in schwarzem Wachs und eine Unterschrift, aus der hervorgeht, daß es mit dem Unterschreibenden nicht mehr zum besten stand (weshalb sie auf dieser Bestellungsurkunde noch eigens beglaubigt wurde, nämlich durch P. Othmar Zwiebelhofer, den ehemaligen Prior von Ettenheimmünster)<sup>8</sup>. Die beiden Geistlichen gingen auch ans Werk; aber bevor im Sinne des Erblassers über das Erbe verfügt werden konnte, mußte dieses erst einmal geordnet und ordentlich aufgelistet werden – was auch sogleich geschah.

Was hatte Hieronymus Krieg, der letzte Abt von Schwarzach, nach seiner Pensionierung noch besessen? Vor allem war da sehr viel bares Geld, Gold und Silber, das er offenbar in Säcken aufbewahrte: nicht weniger als 11 106 Gulden<sup>9</sup>. Da war auch ein Münzkabinett, das 40 erlesene Stücke (darunter römische, russische, englische) umfaßte und mit 297 Gulden ins Gewicht fiel. An anderen Kleinodien gab es etwa einen goldenen, mit Diamanten besetzten Pontifikalring, Kreuze aus Gold und Kristall, Tabatièren aus Gold und Elfenbein, goldene und andere Kunstuhren, ein Meerrohr mit goldenem Knauf, silberne Schuhschnallen und zahlreiches Tafelsilber. An den Wänden hingen wiederum wertvolle Kreuze, Spiegel und insgesamt etwa 80 Bilder, meist mit biblischen Motiven, aber auch mit Porträts, Stillleben, Landschaften und mit Szenen in Rembrandts Manier<sup>10</sup>. Die Bücher schlugen summarisch mit 62 Gulden zu Buche. In den Schränken fand sich vielerlei Ober- und Unterkleidung, darunter mehrere Habite, Handschuhe, Hüte, „roth seidene Pontifical Strümpfe“ und eine äbtliche Mozetta. Auch eine Pistole und ein paar andere Schußwaffen tauchten auf. Bett- und Leinwandzeug, besonders Tischwäsche, war in Hülle und Fülle vorhanden. Auch

Handwritten text in German, likely a certificate or testimonial. The text is written in a cursive script and is partially obscured by a large black circular mark and a signature. The date "1819" is visible at the bottom left of the main text block.

Zeugnis für Gabriel Mayer, unterschrieben von seinem Dienstherrn Hieronymus Krieg (1819)  
Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe 220/1328

die etwa 95 Möbelstücke – beispielsweise Kanapee, Kommode, Buffet und 30 nußbaumene Rohrstühle – konnten sich sehen lassen. An Porzellan und Glas war ebenfalls kein Mangel; es gab sogar 10 Champagner- und 15 Burgundergläser. Die Küche war wohl versehen mit Geschirr aus Eisen, Messing und Zinn. Im Stall standen zwei Pferde zu der ebenfalls vorhandenen Kutsche, weshalb auch Stroh, Heu und Hafer eingelagert waren; außerdem gab es einen guten Vorrat an Holz. Und im Keller lagen drei volle Fässer mit Wein, zumal Elsässer und Sasbachwaldener, aus den Jahren 1815 und 1818; sie faßten zusammen 40 Ohm, also rund 6000 Liter, und wurden auf einen Wert von 293 Gulden geschätzt. Das Bar- und Sachvermögen von Hieronymus Krieg belief sich somit auf insgesamt 14717 Gulden und 42 Kreuzer<sup>11</sup>.

Hieronimus war wahrhaftig, auch noch nach seiner Pensionierung, ein reicher Mann – aber er hätte es eigentlich nicht sein dürfen. Er war ja Benediktiner, also Mitglied eines Ordens, dessen Regel jegliches private Eigentum verschmähte und verbannte und vom Haben oder Haben-Wollen als einem „überaus schlimmen Laster“<sup>12</sup> sprach; doch davon war schon lange keine Rede mehr<sup>13</sup>. „Bei allem äußeren Glanz, der über den Klöstern St. Benedikts während der Barockzeit gestrahlt hatte, gab es (...), besonders gegen Ausgang dieser Epoche, vielerlei Erschlaffung, und der äußeren Säkularisation war schon in manchen Abteien eine innere vorausgegangen“<sup>14</sup>.“ So auch in Schwarzach; das Kloster war seit vielen Jahren vor allem durch Ärgernisse aufgefallen, und Hieronymus hatte dabei nicht immer eine gute Figur gemacht.

Überhaupt war bereits die Bereitwilligkeit, mit der die Klöster sich säkularisieren und ihre Insassen sich pensionieren ließen, ein deutliches Zeichen des vorausgegangenen Verfalls. Zwar zogen viele Mönche von St. Blasien das Exil in Österreich vor, und Ignaz Speckle, der Abt von St. Peter, hielt weiterhin am Chorgebet fest, auch wenn er sich schließlich „ganz allein in der Stille auf dem oberen Chor“<sup>15</sup> befand. Eine solche Treue zur Sache lag dem Abt von Schwarzach aber eher fern. Immerhin bedachte er die, deren Abt er gewesen war, in seinem Testament: die ehemaligen Patres Ambrosius, Augustinus, Basilius, Gallus, Gregorius und Plazidus mit je 50 Gulden, die Brüder Martin und Meinrad mit je 25 Gulden. Ebenfalls je 50 Gulden erhielten die Frauenklöster in Rastatt und in Baden-Baden.

Mit demselben Aufwand, mit dem Hieronymus noch seine letzten Lebensjahre ausgestattet hatte, wurde er endlich auch zu Grabe getragen. Kreuz und Fahnen trug man ihm voran, Inful und Stab (die eigens aus Lichtental geholt wurden). Neun Ministranten und 22 Musikanten gehörten zu seinem letzten Aufgebot und so viele Geistliche, daß sie in der Sakristei von zwei



Das Original hat die

200 000 000

In dem letztwilligen Testament meines Vaters  
 des hochw. Herrn Superintendenten Hieronymus Krieg  
 zu Stuttgart ist befohlen worden, daß ich  
 als einziger Sohn und Alleinerbe der  
 verstorbenen Mutter Anna Maria Krieg geb.  
 Meyer zu Stuttgart zu seinem Testa-  
 ments Executor und Ammann der Curatoren  
 und nach seiner Instruktion alle seine  
 gegen Herrn Augustin Meyer und Frau  
 Catharina Meyer bestehende Vermögens-  
 theile zu verwalten, wie ich auch  
 nach dem Tode der Eltern den Grund-  
 stücken eines Theils derselben nach  
 seiner Instruktion zu verwalten  
 beauftragt worden, und alles so zu verfahren  
 sein wie die beyden Executors in dem  
 Testamente und den beyden Instruktionen  
 und den beyden Testamenten verordnet,  
 welche letzteren letztere Instruktionen  
 und die beyden Testamente ich an  
 mich übergeben habe, und dieselben  
 auch in dem Testamente und den  
 Instruktionen verordnet worden, und  
 demnach ich demnach in dem Testamente  
 verordnet worden.

Ich Hieronymus Krieg setze in dem  
 letztwilligen Testament meines Vaters  
 des hochw. Herrn Superintendenten Hieronymus Krieg  
 zu Stuttgart in dem Testamente befohlen  
 worden, daß ich als einziger Sohn und  
 Alleinerbe der verstorbenen Mutter  
 Anna Maria Krieg geb. Meyer zu  
 Stuttgart zu seinem Testaments  
 Executor und Ammann der Curatoren  
 und nach seiner Instruktion alle seine  
 gegen Herrn Augustin Meyer und  
 Frau Catharina Meyer bestehende  
 Vermögenstheile zu verwalten, wie  
 ich auch nach dem Tode der Eltern  
 den Grundstücken eines Theils  
 derselben nach seiner Instruktion  
 zu verwalten beauftragt worden,  
 und alles so zu verfahren sein wie  
 die beyden Executors in dem  
 Testamente und den beyden  
 Instruktionen und den beyden  
 Testamenten verordnet, welche  
 letzteren letztere Instruktionen  
 und die beyden Testamente ich  
 an mich übergeben habe, und  
 dieselben auch in dem Testamente  
 und den Instruktionen verordnet  
 worden, und demnach ich demnach  
 in dem Testamente verordnet  
 worden. Datum Stuttgart den 15ten  
 Dec 1818

Das ist Hieronymus Krieg  
 Sohn des hochw. Herrn  
 Superintendenten Hieronymus  
 Krieg zu Stuttgart  
 P. Hieronymus Krieg

*[Handwritten signature: Hieronymus Krieg]*

Testament von Hieronymus Krieg mit dessen eigenhändiger Unterschrift (1818)  
 Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe 220/1328

eigens eingestellten Helfern bedient werden mußten. Und da so viele Trauergäste beköstigt und beherbergt werden wollten, konnte der Sonnenwirt von Rastatt anschließend eine Rechnung über 621 Gulden präsentieren; daneben fiel der Bärenwirt mit seinen 16 Gulden gar nicht auf. Wie denn dieser Todesfall, mehr als jeder andere, einen wahren Rattenschwanz von Rechnungen nach sich zog: Ärzte und Apotheker, Handwerker und Kaufleute, Diener, Schreiber und Boten, schließlich noch die Testamentsvollstrecker selber sorgten dafür, daß auch sie nicht zu kurz kamen. Sie alle, die sonst vielleicht ganz unbekannt und ungenannt geblieben wären, versammelten sich um das Grab des letzten Abts von Schwarzach wie zu einem Gruppenbild; und dieses Bild ist, historisch betrachtet, nicht weniger wichtig als das des Verstorbenen selbst<sup>16</sup>.

Bleibt noch nachzutragen, daß die Trauergäste beim Sonnenwirt insgesamt 505 Flaschen Wein austranken; sehr traurig waren sie also wohl nicht, dann jedenfalls nicht mehr. Aber es war ein Abschiedstrunk auf einen recht weltlichen Geistlichen, einen rechten Barockprälaten – und damit ein Abschiedstrunk auf eine ganze Zeit.

#### *Anmerkungen*

- 1 Vgl. Suso Gartner, Kloster Schwarzach (Rheinmünster). In: Wolfgang Müller (Hrsg.), Die Klöster der Ortenau. O.O., o.J. (= Die Ortenau 58 [1978]), S. 263–341; Hermann Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811; Überlingen 1980, S. 199–202.
- 2 Das Schreiben in GLA Karlsruhe 48/5849 (,Die Besitzergreifung des Klosters Schwarzach betr.').
- 3 Ebd.
- 4 Ebd. (17. bzw. 22. 12. 1802); vgl. auch GLA 48/5962. – Die, wie so oft, zu ungenaue Darstellung bei Schmid (a.a.O. S. 200) wäre diesbezüglich zu ergänzen.
- 5 Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald. Bearbeitet von Ursmar Engelmann OSB. Bd. 2 (1802–1819) (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe A/Bd.13). Stuttgart 1966, S. 149.
- 6 GLA 390/4130 (,Todten-Buch' von Rastatt; Eintragung durch Holdermann, Dekan und Stadtpfarrer, am 31. 1. 1820). – Das Alter ist allerdings falsch angegeben. So heißt es z. B. in den Briefen, die der benachbarten Geistlichkeit den Todesfall meldeten (GLA 220/1328), daß Hieronymus im 79. Lebensjahr verstorben sei, und andere Zeugnisse, wie etwa der ,Catalogus RR Patrum ac Fratrum in Schwarzach ad Rhenum 1802' (GLA 237/4419) stimmen damit völlig überein.
- 7 Dies und alles Weitere, sofern nicht anders angegeben, nach der ,Beschreibung auch respve. Testaments-Erb-Einsetzung desjenigen Vermögens, welches der dahier verstorben gewesene Praelat des ehemaligen Klosters Schwarzach Herr Hieronimus Krieg im Leben beseßen, und hinterlaßen hat. Errichtet im Monate Januar/Februar 1820' (GLA 220/1328).

- 8 Dafür gibt es noch ein drittes Beispiel, nämlich das Zeugnis, das Hieronymus seinem Diener Gabriel Mayer ausgestellt hat. Die Unterschriften scheinen auf teilweise Lähmung oder Erblindung zu deuten; immerhin heißt es in der Bestellsurkunde, daß sie dem Unterschreibenden „ganzen Inhalts nach von Wort zu Wort“ vorgelesen wurde. (Alle drei Urkunden wurden von fremder, jeweils anderer Hand ausgefertigt.)
- 9 Als Pension hatte er erst 3000 und dann, nach dem Tod seines resignierten Vorgängers, sogar 4000 Gulden im Jahr bezogen (GLA 237/4419). – Zum Vergleich: für 1 Gulden erhielt man um 1800 etwa 3 Pfund Honig, 4 Pfund Schmalz, 5 Pfund Rindfleisch, 15 Pfund Brot oder 10 Liter Milch.
- 10 Die Bilder stellten u. a. dar: Mariä Verkündigung, Mariä Empfängnis, Jesus - Maria - Joseph, Beschneidung Jesu, Johanni Enthauptung, Jesus am Ölberg, Geißelung, Ecce Homo, Mater Dolorosa; auch Paulus Eremita und ein hl. Augustin waren dabei.
- 11 Das Nachlaßverzeichnis umfaßt etwa 80 Seiten. Dagegen reichten zwei Seiten völlig aus, um die ‚Effecten‘ des letzten Provinzials und Rektors der Rastatter Piaristen aufzulisten, der 1815 ebenfalls in Rastatt starb und hauptsächlich Schulden hinterließ (GLA 220/1319); vgl. Johannes Werner, Der Letzte. Vitalis Balthas, Piarist, gestorben 1815. In: Die Ortenau 74 (1994), S. 455–461. – Außer Krieg, Balthas und Zwiebelhofer verzehrte noch ein weiterer früherer Ordensoberer seine Pension in Rastatt: nämlich Johann Wilhelm Theobald, der ein „Provinzial des ehemaligen Lazaristen Ordens“ war und am 30. 4. 1816 starb (‚Todten-Buch‘ Rastatt GLA 390/4130; Nachlaßakte GLA 220/1340); er muß, nach Ausweis seines Testaments, aus dem Heidelberger Seminar gekommen sein, das die Lazaristen von den Jesuiten übernommen hatten. Nach Rastatt zog auch die letzte Äbtissin von Frauenalb, Maria Viktoria Freifrau von Wrede (GLA 237/4595–97).
- 12 Zit. n.: Hans Urs von Balthasar, Die großen Ordensregeln (= Lectio Spiritualis Bd. 12). 5. Aufl. Einsiedeln 1984, S. 223f.; vgl. dazu Cuthbert Butler, Benediktinisches Mönchtum. Studien über benediktinisches Leben und die Regel St. Benedikts. St. Ottilien 1929, S. 136–151.
- 13 Hieronymus muß die genannten Gegenstände meistens erst nach seinem Abgang erworben haben; sie finden sich weder in dem von dem Kommissar v. Harrant im Dezember 1802 erstellten Inventar (GLA 37/223) noch in der ‚Designation derjenigen Meubles und Effecten, welche Unterschriebener auf ausdrückliche Genehmigung der Hochfürstlich-baadischen Commission aus seinen Zimmern mit sich zu nehmen berechtigt worden ist‘ (GLA 237/4419). – Auch der letzte Abt von St. Trudpert, der 1810 starb, hatte „ein schönes Meublement und viele Seltenheiten von Malern, Kupferstiche, Mineralien, auch seltene Bücher, auch Pretiosen“ (Speckle, a.a.O. S. 349).
- 14 Leonhard von Matt/Stephan Hilpisch, Benediktus. Leben und Werk. Würzburg 1960, S. 223.
- 15 Speckle, a.a.O. S. 207; vgl. Johannes Werner, Mönchtum im Übergang. Die badischen Klöster zur Zeit der Französischen Revolution. In: Badische Heimat 3/1989, S. 365–377; Hans-Otto Mühleisen, Der politisch-literarische Kampf um die südwestdeutschen Klöster in der Zeit der Französischen Revolution. In: H.-O.M. (Hrsg.), Die Französische Revolution und der deutsche Südwesten. München/Zürich 1989, S. 203–263.
- 16 Hieronymus Krieg wurde auf dem Friedhof bei der Bernharduskirche bestattet, in der – hinten rechts – noch heute das damals für ihn errichtete Denkmal steht; es zeigt in seinem oberen Teil das erhabene Wappen des Abts, in seinem unteren dagegen die vertiefte Inschrift:

D.O.M.S. | REVERENDISSIMUS. DOMINUS. | D: HIERONIMUS. KRIEG. | ABBAS. RHENO = SCHWARZACENSIS. O:S:B: ULTIMUS | NATUS. OTTENA VII. IN. COMITATU. EBERSTEIN. DIE XXIV. JUNII. | MDCCXXXI. | SACERDOS. XXII. DECEMBRIS. MDCCLXIV: | CANONICE. ELECTUS VII. APRILIS. MDCCLXXX: | UNIVERSALI. MONASTERIORUM. SUPPRESIONE. III. MAIL. | MDCCCIII. | ABBATIA. PRIVATUS. OBIIT RASTADII DIE XXVIII. IANUARIIL. MDCCCXX. | ATQUE. CACRO. HOC. LOCO. EXTRA. ECCLES. | SEDULTUS. | P.I.S.P.A. (Dabei muß natürlich CACRO:SACRO und SEDULTUS:SEPULTUS heißen; SUPPRESSIONE schreibt sich so: mit SS; und die Schlußformel lautet eher: R.I.S.P.A. oder REQUIET IN SEMPITERNA PACE AMEN.) – Da der Abt also, wie hier geschrieben steht, außerhalb der Kirche bestattet wurde, war in deren Außenwand, an entsprechender Stelle, eine steinerne Platte mit folgender Inschrift eingelassen: OS-SA | REVERENDISSIMI DNI: | D: HIERONIMI KRIEG. | ABBATIS MDCCCXX. Diese Platte ist jedoch nicht mehr vorhanden (vgl. J. Klaus, Die St.-Bernardus-Kirche zu Rastatt und ihre Grabdenkmale. In: Studien und Mitteilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienserorden 12 [1891], S. 121–122). – Zurück zum Wappen. Das erste und vierte Feld zeigen, wohl als Anspielung auf den Familiennamen des Abts, einen Krieger, und zwar wohl einen türkischen mit Krummschwert, Kummerbund und Pluderhose. (Im Land des Türkenlouis lag so etwas nicht so fern.) Das zweite und dritte Feld zeigen, als Zeichen der im Abt vereinigten geistlichen und weltlichen Gewalt, schräggekreuzt den Schlüssel und das Schwert; dieses Bild führte die Abtei schon lange im Schilde. Im Oberwappen verbindet sich die Mitra mit dem schräg hinter dem Schild durchlaufenden Krummstab; die äbtliche Würde wird so zur bischöflichen überhöht. Unter dem Schild liegen, verknüpft durch eine Schleife, zwei Zweige, vielleicht von Lorbeer und Weide oder von anderen Pflanzen mit gleichermaßen symbolischem Sinn. – Das Denkmal ist insgesamt grau gefaßt und sparsam vergoldet. Unverkennbar ist, vor allem im oberen Teil, seine Ähnlichkeit mit dem Denkmal, das der große Johann Heinrich Dannecker für einen Kaufmannssohn aus Madras schuf, der ebenfalls in Rastatt starb (vgl. Johannes Werner, Christopher Bilderbeck D'Monte aus Madras, gestorben in Rastatt. Stiftung und Denkmal. In: Die Ortenau 66 [1986], S. 337–347).

Zu den Streitigkeiten zwischen dem Kloster Schwarzach und den Markgrafen von Baden, an denen auch Hieronymus beteiligt war, s. Ludwig Uibel, Die Endphase der Auseinandersetzung der Abtei Schwarzach mit der Markgrafschaft um die Landeshoheit nach den Prozeßschriften des 18. Jahrhunderts. In: Die Ortenau 71 (1991), S. 206–243.

# Lichtenauer Auswanderer in der Mitte des 19. Jahrhunderts (1830–1873)

*Ludwig Uibel*

Das Phänomen der Auswanderung hat seine letzte Ursache in der Naturgebundenheit des Menschen. Als Naturwesen vermehrt er sich mehr, als zur bloßen Erhaltung der Bevölkerungszahl erforderlich ist. Die Einwohnerschaft einer Siedlung wird also bei ihrem Wachstum früher oder später mit dem Nahrungsangebot, das ihr Lebensraum (z.B. die Gemarckung) bietet, nicht mehr auskommen. Abhilfe schafft nur die Auswanderung. Große Katastrophen, wie die Pest und lange Kriege, hatten denselben Effekt. So beseitigte das große Sterben im Dreißigjährigen Krieg für fast 100 Jahre den Bevölkerungsdruck in Südwestdeutschland.

## *Die Haltung der staatlichen Behörden zur Auswanderung Ablehnung durch die Herrschaft Hanau-Lichtenberg im 18. Jahrhundert*

In der Lichtenauer Pfarrchronik (1749)<sup>1</sup> erfahren wir, daß im Jahre 1738 Hans Jacob von der Weid nach Pennsylvanien ausgewandert sei: „Bald nach dem neuen Jahr kam wieder hierher Hans Jacob von der Weid, ein Zimmermann, welcher 11 Jahre zuvor mit noch einigen in Pennsylvaniam gezogen war. Weilen er nun in ansehnlicher Kleidung erschien und die Güte jenes Landes gewaltig herausstrich, auch dabei beschrieb die Freiheiten, welche die Leute im selbigen Land genossen, hier aber dazumal die Leute nicht nur ungemein mit Fahrdiensten geplagt worden, daß mancher 4–5 Tage in der Woche fronen mußte, sondern unser durchläuchtigster Fürst noch einige 100 Söhne aus den 2 Ämtern zu Kriegsdiensten und endlich von hier nach Pirmasens gezogen, dazu auch zur Unterhaltung derselben über alle anderen Beschwerden auch ein starkes Monatsgeld gefordert, so entstand ein großer Lärmen, daß viel mit ihm dahin ziehen wollen, das aber die Herrschaft nicht zulassen (wollte) und ihnen alles mit Arrest belegte, dessen aber ungeachtet, weil sie hier nicht viel zu verlassen hatten, zogen bei Nacht davon: (Es folgt die Aufzählung von fünf Familien: Wohlfart, Rauh, Reichert, Kautz, Bertsch). Auch hat man bei 30 000 Seelen gerechnet, welche aus dem Elsaß, der Schweiz, dem Breisgau und Schwaben mitgezogen . . .“.

Im Notjahr 1770 benutzten fünf Lichtenauer Familien mit zusammen 30 Personen die Gelegenheit, die ein kaiserlicher Kommissar in Offenburg bot, und wanderten nach Ungarn aus. 16 Personen übersiedelten nach Pir-

masens. Teuerung, Geldmangel, Schulden und der Druck einiger Beamter, „überhaupt der elende Zustand unserer Untertanen“ waren nach Meinung des Chronisten die Ursachen der Flucht aus der Heimat<sup>2</sup>. Letzten Endes waren das aber alles Folgen der zu geringen Ernährungsbasis, die das Land seinen Bewohnern noch bot.

An dieser Stelle erhebt sich die Frage nach der Einstellung des Staates gegenüber der Auswanderung. Nach den merkantilistischen Grundsätzen des 18. Jahrhunderts leistet jeder Untertan einen Beitrag zum Wirtschaftsprodukt. Ein Auswanderer aber entzieht sich dieser Pflicht und bricht dadurch die Untertanentreue. Aus dieser Haltung heraus erließ die hanau-lichtenbergische Regierung 1746 eine Order gegen die Auswanderung, in der sie die Vernunft ganz auf ihrer Seite sah, die Auswanderungswilligen „geblendet und verführt“ nannte und ihnen mit der Einziehung ihres Vermögens drohte. 1763 wurde dieser Erlass aufs neue eingeschärft<sup>3</sup>. Nur diejenigen, die nichts zu verlieren hatten, verließen bei Nacht die Heimat.

#### *Das halbherzig tolerierende Genehmigungsverfahren des Großherzogtums Baden im frühen 19. Jahrhundert*

Der neue badische Staat, dem Lichtenau seit 1803 angehörte, konnte nach den Grundsätzen seines Zivilrechts – es orientierte sich am Code Napoléon – die schroffe Haltung des alten Auswanderungsverbots nicht mehr aufrecht erhalten. Die Auswanderung war erlaubt, desgleichen die Mitnahme des Vermögens, nach Abzug der Schulden. Doch betrachtete die großherzogliche Regierung wie ihre Vorgängerin die Auswanderung als einen unerwünschten Akt. Das kann anhand von drei Fakten aufgewiesen werden:

1. Im Hungerjahr 1817 ließ die badische Regierung viele Auswanderungswillige (in Lichtenau sechs Familien und zwei Einzelpersonen) in die Katastrophe stürzen, indem sie ein schlecht vorbereitetes Auswanderungsvorhaben nicht verhinderte<sup>4</sup>.
2. Bis zum Jahr 1840 sind nur von zwei Personen die Auswanderungsakten zu finden. Die Quellenlage ist beschränkt, weil die einschlägigen Papiere jahrzehntelang nicht für „würdig“ befunden wurden, im Bezirksarchiv aufbewahrt zu werden und deshalb verloren sind<sup>5</sup>.
3. Die Bezirksamter wurden angewiesen, den Auswanderungswilligen eine „abratende Vorstellung“ zu machen, die protokolliert wurde<sup>6</sup>.

Welche Schriftstücke enthalten nun diese Auswanderungspapiere? Ihre Zusammensetzung ergab sich aus dem damaligen Stand der gesetzlichen

Vorschriften. Diese wurden von 1803 an veröffentlicht. Eine gut verständliche Zusammenfassung derselben ist enthalten in dem 1827 erschienenen „Rechtskatechismus für das badische Volk“<sup>7</sup>. Die für die Auswanderung wichtigen Bestimmungen darin lauten:

§ 108 I. Das Recht der freiwilligen Auswanderung und die Mitnahme alles Erworbenen, nachdem zuvor alle Verbindlichkeiten erfüllt sind.

§ 109 a). Zuerst müssen sie um die Erlaubnis der Regierung nachsuchen. Wer ohne diese das Land verläßt, verliert sein Untertanenrecht und muß von seinem Vermögen einen Abzug von 5% (später 3%) erleiden. Die Erlaubnis kann das Bezirksamt erteilen.

b). Das Bezirksamt muß eine „abratende Vorstellung“ machen (entfällt in der Praxis ab 1850).

c). Nun kann die Erlaubnis erteilt werden, und der Auswanderer kann seine Liegenschaften verkaufen.

d). Vor der Aushändigung des Abzugscheins muß eine öffentliche Vorladung der etwaigen Gläubiger erfolgen (Liquidationstagfahrt beim Bezirksamt). Erst wenn alle Schulden und Forderungen getilgt sind, wird der Abzugsschein ausgehändigt.

e). Für die deutschen Bundesstaaten und die USA (Abkommen von 1817) ist die Gebühr des „Abzugs“ aufgehoben.

§ 256. Regelung des Problems der Rekrutenaushebung (Conscription).

### *Der Verlauf des Auswanderungsverfahrens*

Das erste Amt, das der Auswanderungswillige besuchen mußte, war das heimatliche Rathaus. Dort hatte er vor dem versammelten Gemeinderat seine Absicht zu bekunden. Im Auftrag des Gemeinderats verfaßte daraufhin der Ratschreiber (in Lichtenau von 1840–47 Philipp Jacob Lauppe, ab 1850 Friedrich Kah) das an das Bezirksamt gerichtete Auswanderungsgesuch. In allen vorliegenden Fällen hatte der Gemeinderat die Gesuche gebilligt.

Das Bezirksamt seinerseits veranlaßte dann die Ausschreibung und Inserierung der Liquidationstagfahrt (in der Regel im „Ortenauer Boten“). Wenn anschließend alle Forderungen bereinigt waren, erteilte das Bezirksamt die Auswanderungserlaubnis. Bei jungen Männern unter 20 Jahren mußte vorher auch noch die Dispens von dem üblichen Conscriptionsverfahren erteilt werden. Diese wurde in der Regel ausgesprochen mit der Maßgabe, daß der junge Mann, wenn er vor dem 30. Lebensjahr nach Baden zurückkehre, seinen Militärdienst nachholen müsse.

Den Akten sind, soweit aktuell, auch Aufstellungen über den Verkauf der Liegenschaften und Verzeichnisse über etwaige Fahrnisversteigerungen angeschlossen. Diese Listen geben uns verwöhnten Zeitgenossen der Jahrtausendwende eine Ahnung davon, wie hoch unsere Vorfahren im vorindustriellen Zeitalter selbst die kleinen Dinge einschätzten. Da sind z.B.: 1 Nachthemd, 1 Magnet, 2 Gänse, 100 Strohseile der schriftlichen Erwähnung wert befunden worden. Eine Besonderheit galt den Pächtern von Herrschaftsäckern. Das Domänenamt Bühl verlangte von den Auswanderern, daß sie einen Ersatzmann namhaft machten, der bereit wäre, die Äcker zu den alten Bedingungen zu übernehmen, was in der Regel auch geschah.

Die einschlägigen Akten des Bezirksamtes Rheinbischofsheim (ab 1856 Kork) folgen einander nicht chronologisch (1830–73), sondern nach dem Zufallsprinzip, ein Zeichen dafür, daß sie erst später archiviert worden sind<sup>8</sup>. Eine Liste aller Auswanderer findet sich im Anhang.

## Die verschiedenen Gruppen der Auswanderer und deren Motive

### *Heirat als Auswanderung*

Vor den Behörden galten auch 10 junge Frauen als Auswanderer, obwohl sie das Gebiet des Deutschen Bundes nicht verließen bzw. nur über den Rhein zogen. Diese Frauen hatten die Absicht, außerhalb Badens eine Ehe zu schließen und mußten deshalb aus dem badischen Staatsbürgerverband entlassen werden. Von den besagten Frauen heirateten sechs ins Elsaß, eine nach Nordfrankreich, zwei nach Württemberg und eine nach Hessen.

### *Wirtschaftliche Begründungen der Auswanderung*

Die meisten, besonders die jungen Leute, geben stereotyp an: „Ich habe hier keine ausreichende Existenz.“ So z.B. Ludwig Schoch (1854/985)<sup>9</sup>: „Da ich durch all meinen Fleiß und Sparsamkeit mir hier keine sichere Existenz zu gründen in der Lage bin.“ Christian Schilling (1863/984) klagt über die „übersetzte Weberprofession“. Von Interesse dürfte auch die Begründung eines wohlhabenden Handwerkers sein: Christian Wahl (1844/1004), Vater von sechs Kindern, meinte: „Weil ich meiner Kinder Glück dort eher befördern kann als hier“. Er besaß etwa 1,7 Hektar Liegenschaften und konnte damit neben seinem Handwerk (Glasermeister) als



Selbstversorger die Familie gut ernähren. Ein Kind bekäme aber als Erbe gerade einen Acker. Das würde als Ernährungsbasis nicht ausreichen. Deshalb meinte er: „Wogegen man dort für wenig Geld gutes Land kaufen und sich reichlich ernähren kann“. Der Ratschreiber ergänzte das Gesuch Wahls mit dem bemerkenswerten Zusatz: „Dort in dem gesegneten Amerika“. Für einen Vollandwirt wie Johannes Vogt (sechs Kinder), (1845/1015) stellte sich dasselbe Problem, nur noch dringender. Mit 3,2 Hektar plus Allmend konnte er die Familie ausreichend ernähren. Eines seiner sechs Kinder aber könnte mit einem Erbe von 0,5 Hektar nicht mehr auskommen. Ein typischer Fall unter den Auswanderern war Friedrich Liebig (1854/966). Als Nagelschmied verlor er durch die industrielle Mechanisierung der Nagelproduktion den Absatz seiner Ware, die für die Krämer zu teuer war.

### *Politische Gründe*

Eine beträchtliche Gruppe von Auswanderern stellten die enttäuschten Revolutionäre von 1849<sup>10</sup>. Von drei von ihnen existieren Auswanderungsakten: 1. Andreas Bertsch (1851/926), Rotgerber und „Revolutionsbürgermeister“ von Lichtenau. 2. Jacob Hermann (1850/948). „Instruktor“ bei der Bürgerwehr. Die Akte des Letzteren wurde angelegt, obwohl Hermann schon längst in Amerika war und Schulden hinterlassen hatte. Er wurde „wegen bösllichem Austritt aus dem Untertanenverband“ zu 3% Abzug aus künftigem Vermögen verurteilt. 3. Auch Jacob Eisenstein war „Instruktor“. Er hatte neun Kinder und fuhr mit ihnen auf Gemeindegeldern in die neue Welt.

### *Die Anziehungskraft der USA*

Entsprach nun das Land der Sehnsucht über dem Atlantik den gehegten Erwartungen? Obwohl der Lichtenauer Gemeinderat ohne Ausnahme die Auswanderungswilligen in ihrem Vorhaben bestärkte, war das Bezirksamt gesetzlich verpflichtet, von der Auswanderung abzuraten. Es tat das aber nur bei denen, die ein ansehnliches Vermögen hatten, denn der Staat bedauerte den Kapitalabfluß. Zitieren wir zur Veranschaulichung eines solchen Verwaltungsaktes einen Passus aus dem Gesuch des Metzgers Jacob Ludwig (1842/968), der bereits sechs Jahre in den USA (Macon, Georgia) gearbeitet hatte.

„Man machte hierauf dem Joh. Jacob Ludwig eine dringende Vorstellung des Mißlichen, welches eine solche Auswanderung auf das Ungefähr und nach einem so entfernten, fremden Himmelsstrich, nach sich bringt. Allein er beharrte auf seinem

Vorhaben und wiederholte sein Auswanderungsgesuch. Ludwig meinte dagegen: „Ich bin in Nordamerika sehr bekannt und weiß, was ich dort zu hoffen und hier zu verlieren habe und gebe auf diesem Wege meinem neuen Vaterlande den Vorzug.“

Ähnlich äußerte sich der Landwirt Friedrich Timeus (1842/995). Er war schon drei Jahre in Amerika und erwiderte dem abrätenden Beamten: „(Da ich) mich an die Sitten der Nordamerikaner schon gewöhnt, die englische Sprache spreche und voll Vertrauen bin, mein Schicksal in Amerika zu verbessern“. Ein Besucher aus Amerika berichtete über Carl Fr. Zimpfer (1873/1005): „Ich war einige Stunden bei C.F. Zimpfer in seiner Wirtschaft in New York (9. Avenue 485) und habe einige Glas Wein bei ihm getrunken, wobei er sagte, daß dieses Geschäft ihm gehöre, was Jacob Vix und Ludwig Weeger bestätigen können.“

### *Die Auswanderung als soziales Ventil*

In seiner positiven Haltung gegenüber den Auswanderern machte der Gemeinderat in fünf Fällen auch Gebrauch von der Gemeindekasse. So gewährte er dem F. Vix (1854/996) zu den Reisekosten einen Zuschuß von 20 Gulden, den Schwestern Rohr (1853/1012) einen solchen von 30 Gulden. Die ganze Überfahrt bezahlte die Gemeinde der Witwe A. Kirschemann (1847/958) und der Barbara Eisenstein (1859/934). Die Überfahrtkosten einer Familie lagen zwischen 115 und 150 Gulden, je nach der Zahl der Kinder. Die Leistungen aus der Gemeindekasse waren keine reine Liebestätigkeit, denn nach der Gesetzeslage war für eine in Not geratene Person die Heimatgemeinde zur Unterstützung verpflichtet. Da war in vielen Fällen die Auswanderung noch die billigste Nothilfe. So erhielt die B. Eisenstein allein für ihr Kind 40 Gulden im Jahr aus der Gemeindekasse. Im Auswanderungsgesuch der Witwe A. Kirschemann bemerkt der Ratschreiber: „Die Gemeinde kann nur gewinnen, wenn sie auswandert.“

Als die Auswanderung 1852–1854 ihren Höhepunkt erreichte, benutzte die Gemeinde Lichtenau die günstige Stimmung und „bewog“ vier Familien mit zusammen acht Erwachsenen und 34 Kindern auszuwandern (1854/1011), „welche durch Gemeindemittel nach Amerika expediert werden sollen“. Für den Staat war mittlerweile nicht mehr jeder Untertan ein Plus im Wirtschaftsgetriebe. So unterstützte er diese „Abschiebung“, indem er zwei Söhnen der Familie Marz das Mitfahren ermöglichte: Der eine wurde von der Conscription befreit, der andere vorzeitig aus dem Gefängnis entlassen. Ob die „Gratis-Reisenden“ der Gemeinde dankbar waren, ist nicht bekannt. Für das, was ihnen in den Schoß fiel, kratzten viele andere ihre letzten Gulden zusammen. Nur entsprang ihre Auswanderung nicht

einem freien Entschluß. Aber wo der Mangel regiert, wird die Freiheit klein geschrieben.

Wie zäh der Gemeinderechner seine Gulden zusammenhielt, wird aus zwei Maßnahmen deutlich: Die 30 Gulden für die Geschwister Rohr wurden durch den Verkauf von Faschinen der Kasse wieder zugeführt. Um die 150 Gulden Reisekosten der Witwe Kirschemann wieder hereinzubekommen, verpachtete die Gemeinde das freigewordene Bürgerholz und das Bürgerlos (37 Ar!) für 16 Jahre. Wegen der Reisekosten von 200 Gulden für die Algerienfahrerinnen Hermann und Rohr (1844/979) wurde eigens eine Bürgerversammlung einberufen. Alle anwesenden 130 Bürger genehmigten die genannte Ausgabe.

Andere Kommunen gingen denselben Weg. In der Gemeinde Bühlertal verließen am 9. Januar 1855 351 Personen ihren Heimatort, um auf Gemeindekosten nach Amerika auszuwandern. Die Gemeinde hatte zur Finanzierung der Überfahrt (nach New Orleans) ein Darlehen von 26 000 Gulden aufgenommen<sup>11</sup>.

### *Der Beginn in der Neuen Welt*

Diese Beschreibung der Auswanderung nach Nordamerika wäre unvollständig, wenn man nicht einer lobenswerten Erscheinung gedächte, welche vielen die schmerzliche Trennung von der Heimat und das Fußfassen im neuen Land sehr erleichterte. Es war der lebhafteste und hilfsbereite Kontakt der früh Ausgewanderten mit den später Nachkommenden. Man kann innerhalb einer Familie oder Verwandtschaft direkt von „Quartiermachern“ sprechen. Ledige, unternehmungsfreudige, junge Männer zogen aus, gründeten in kurzer Zeit eine Existenz und schrieben dann ihren jüngeren Geschwistern, sie möchten zu ihnen kommen, wobei sie auch in vielen Fällen das Reisegeld zur Verfügung stellten. Von den 95 ausgewanderten Familien bzw. Einzelpersonen – entsprechend 95 Gesuchen – hatten nicht weniger als 35 bereits Angehörige in den USA, die sie dort erwarteten. Bei vier Familien forderten die ausgewanderten Kinder ihre alten Eltern auf, aus Gründen der Altersfürsorge zu ihnen zu kommen, ja in zwei Fällen hatten die Kinder ihren Eltern sogar eine Farm gekauft (M. Feßler, 1855/938 und L. Duttweiler 1855/931, in Cincinnati). Damit war die Heimat nach Amerika verpflanzt. In Ohio lebende Geschwister Frey ließen ihren geisteschwachen Bruder Johannes Frey aus Fürsorgegründen mit Begleitung zu sich kommen (1846/939).

Infolge der oben schon beschriebenen Vorarbeit der „Quartiermacher“ war

durch deren amerikanischen Wohnort das genaue Reiseziel für ungefähr ein Drittel schon bestimmt. Von fünf Auswanderern wissen wir, daß sie sich in New York niederließen (4 Brüder Neßler, C. K. Zimpfer). Die rasch anwachsende Stadt am Ende der Seereise bot sich natürlich an. Das hatte seinen Grund in den siedlungsgeografischen Gegebenheiten. Oben wurde bereits auf die Auswanderung von Lichtenauer Bürgern in den Jahren 1738 und 1749 hingewiesen. Diese führte damals nach Pennsylvanien als dem neben New Jersey westlich von New York beginnenden Hinterland. 100 Jahre später war dieses Land besiedelt, so daß die Welle der Neusiedler sich nun in den westlich benachbarten Staat Ohio ergoß. Dieses Land hatte noch den Vorteil, daß es auch mit dem Flußdampfer von New Orleans aus erreicht werden konnte. Die übrigen bekannten Zielorte lagen mit je einem Interessenten in folgenden Staaten: Pennsylvanien, Tennessee, Georgia, Washington D. C., Illinois, Texas. Mit Ausnahme der beiden letzteren lagen alle diese Staaten im Osten der USA.

Die Reiseroute der Auswanderer ging über Straßburg nach Le Havre und von dort mit dem Segelschiff nach New York (was für die meisten Lichtenauer zutreffen dürfte), wie auch nach New Orleans, wohin z.B. die Bühler-täler segelten (Reisezeiten 56 bzw. 76 Tage)<sup>12</sup>. Der Agent, der die Überfahrten besorgte, war ein Mann mit Namen Hund aus Achern. Im Jahre 1871 bot eine Agentur in Kehl (Refuß) auch Fahrten ab Hamburg bzw. Bremen an (Annonce im „Kehler Grenzboten“).

### *Auswanderung nach Algerien – eine wenig attraktive Alternative*

Nach diesen Betrachtungen über die Nordamerikafahrer wollen wir uns jetzt den 10 Algerienauswanderern zuwenden (Salome Hermann, 3 Kinder, Salome Rohr, 4 Kinder, 1844/979 und Jacob Zimmer, Bierbrauer, 1853/1009). Wie kamen diese überhaupt auf die vom allgemeinen Drang abweichende Idee, sich Afrika zuzuwenden? Vermutlich waren es zwei Gründe: Die zuständige französische Behörde in Colmar war leicht zu erreichen, und der französische Staat bezahlte die Seereise ab Toulon. Nachträglich betrachtet war es gut, daß es bei dieser kleinen Zahl von Interessenten blieb. Denn das, was wir über die Algerienfahrer wissen, hat so viele negative Aspekte, daß man, von heute aus betrachtet, jeden bedauern muß, der diesen Weg ging. Nicht ohne Grund hat Hermann Baier, der in einem umfassenden Aufsatz das Schicksal der badischen Auswanderer nach Algerien beschrieb, seiner Abhandlung die Überschrift „Badische Gräber in Algerien“ gegeben<sup>13</sup>. Die wenigsten der Siedlungswilligen bekamen eine Siedlerstelle zugewiesen. In der Regel mußten sie sich in den Städten als Lohnarbeiter verdingen. Die ungewohnte Hitze im Sommer

und die Feindseligkeit der Einheimischen zermürbten die Einwanderer aus Baden.

### *Die Lichtenauer Auswanderer in Zahlen*

Aus den benutzten (Bezirksamts-)Akten ergeben sich für Lichtenau von 1830–1873 folgende Zahlen:

Auswandernde Familien: 36  
 Auswandernde Einzelpersonen: 63

Die 36 Familien gliedern sich auf in: 33 Ehemänner (incl. Witwer),  
 32 Ehefrauen (incl. Witwen) und  
 ledige Mütter) 153 Kinder  
 macht eine Gesamtzahl von 218 Köpfen.

Zuzüglich der 63 Einzelpersonen ergibt sich somit eine Gesamtzahl von 281 Auswanderern.

In Jahrgänge aufgegliedert ergibt sich folgende Tabelle:

1840	1841	1842	1843	1844	1845	1846	1847	1848	1849
1	1	5	–	41	27	15	3	keine Akten	
1850	1851	1852	1853	1854	1855	1856	1857	1858	1859
1	8	23	24	73	7	1	16	–	1
2 338	7 913	14 366	12 932	21 561	3 334	Großherzgt. Baden			
1860	1861	1862	1863	1864	1865	1866	1867	1868 bis 1872	1873
1	2	–	10	4	2	1	1	–	1

Wie die Tabelle zeigt, haben wir zwei Maxima der Auswanderung:

1. In den 40er Jahren 1844–1846. 2. In den 50er Jahren 1852–1854. In den beiden Zeitabschnitten waren die Ernteergebnisse sehr schlecht. Die Ernährungslage wurde dadurch noch verschärft, daß durch eine Kartoffelkrankheit (Krautfäule) die Ausbeute an Kartoffeln nicht mehr wie früher eine schlechte Getreideernte kompensieren konnte. Ein Vergleich der Auswandererzahlen von Lichtenau mit denen von ganz Baden zeigt ein synchrones An- und Abschwellen, ein Zeichen für die landesweit verbreitete Not<sup>14</sup>.

In den Jahren 1852–1854 war die Lage in Lichtenau so schlecht, daß vor dem Rathaus an die Hungrigen Suppe ausgeteilt wurde, eine Hilfsaktion, die von der Mehrzahl der Einwohner in Anspruch genommen wurde<sup>15</sup>.

Einige Zahlen der Tabellen bedürfen noch einer analytischen Erläuterung: So kommt das Maximum der Emigration von 1854 vor allem dadurch zustande, daß in der Zahl 73 auch die vier Familien mit 34 Kindern enthalten sind, die auf Kosten der Gemeinde auswanderten. Ebenso ist die Zahl für 1844 relativ hoch, weil darin vier Familien mit zusammen 24 Kindern enthalten sind<sup>16</sup>.

### *Die Einwohnerzahlen von Lichtenau*

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, wie sich die Auswanderung auf die Einwohnerzahl von Lichtenau ausgewirkt hat. Wir wollen diese Übersicht anhand einer Tabelle<sup>17</sup> gewinnen:

1813	1848	1849	1852	1855	1861	1864	1871	1875	1880	1890
960	1294	1243	1177	1066	1165	1229	1249	1299	1304	1146

Im Jahre 1813 zählte man in Lichtenau 960 Einwohner. 1848 war diese Zahl um über 300 Seelen angestiegen, trotz registrierter Auswanderung von 94 Personen. Das bedeutete einen Anstieg von 35% in 35 Jahren oder im Jahr einen mittleren Zuwachs von 0,9%. Rechnerisch hätte das in 80 Jahren eine Verdoppelung der Bevölkerungszahl zur Folge gehabt (ohne Auswanderung bereits in 70 Jahren). Nur durch die Errichtung einer Seidenweberei durch die Gebrüder Bleuler<sup>18</sup> konnte damals in Lichtenau der soziale Notstand verhindert werden. Die wichtigsten Ursachen des angeführten Bevölkerungswachstums waren der medizinische Fortschritt und das verbesserte hygienische Bewußtsein der Leute (z.B. Seifengebrauch), wodurch die Säuglingssterblichkeit zurückging. Es gehört zu den Paradoxien jener Zeit, daß eine an sich erfreuliche Entwicklung die Not für viele unerträglich machte. Eine weitere Ursache speziell für Lichtenau war eine verstärkte Zuwanderung. Diese ist erkennbar an 21 Namen von Auswanderern, die vor 1800 noch nicht anzutreffen waren<sup>19</sup>. Das bedeutet, daß viele Neuzugezogene in Lichtenau nicht heimisch geworden sind und wieder weggezogen, diesmal aber über den Atlantik.

Während des Revolutionsjahrs 1849 (Stichtag 1. Dez.) sank die Einwohnerzahl um 51 Köpfe. Wir dürfen annehmen, daß es sich bei den 51 Personen um nicht registrierte Auswanderer handelt (Aktenlücke!), um junge Leute, die nichts zu verlieren hatten und enttäuscht vom Ausgang der Revolution das Land verließen. Ausgehend von der schon früher errechneten Zahl von 281 Emigranten dürfen wir also annehmen, daß demnach die Gesamtzahl der Auswanderer in dem behandelten Zeitabschnitt weit über 300 liegen dürfte.

Verursacht durch die forcierte Auswanderung bis Ende 1854, war die Einwohnerzahl Ende 1855 auf 1066 Personen abgesunken, um aber in den folgenden 20 Jahren infolge der starken Abnahme der Emigration im Jahre 1875 wieder die genaue Zahl von 1848 zu erreichen. Schon in der Mitte der 60er Jahre hörte die Auswanderung praktisch auf. Die immer stärkere Industrialisierung und die Reichsgründung mit der nachfolgenden „Gründerzeit“ gaben ausreichende Existenzmöglichkeiten, um die Leute im Land zu halten<sup>20</sup>.

### *Die Lichtenauer Auswanderung im Zahlenvergleich mit den Ergebnissen der Auswanderungsforschung der südwestdeutschen Landesgeschichte*

Es ist zu vermuten, daß die Auswanderung aus anderen Dörfern und Städten Badens bzw. Südwestdeutschlands (Baden, Württemberg, Pfalz, Rheinhessen) ähnlich verlief wie die aus Lichtenau. Die Ergebnisse der landesgeschichtlichen Forschung bestätigen das und geben den großräumigen Rahmen, in dem das lokale Geschehen ablief.

Wenden wir uns zuerst der Bevölkerungsentwicklung vor und nach der Jahrhundertwende zu. So betrug die Wachstumsrate in Südwestdeutschland um 1800 im Mittel 0,6%, im Zeitabschnitt 1800–1849 0,7% im Jahr, was insgesamt einen Zuwachs von 42% ausmachte. Hier lag Lichtenau mit 0,9% über dem Durchschnitt<sup>21</sup>. Die Bevölkerungszunahme ergibt sich – wenn wir von der Binnenwanderung absehen – aus der Geburtenzahl (Gebürtigkeit) und der Sterblichkeit, deren wirksamster Bestandteil die Säuglingssterblichkeit ist. Die Geburtenzahl war in Südwestdeutschland allgemein hoch. Doch wurde das Bevölkerungswachstum durch die hohe Säuglingssterblichkeit von 35–40% in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in den angegebenen Grenzen gehalten<sup>22</sup>. Das überdurchschnittliche Wachstum in Lichtenau kann zurückgeführt werden auf die geringere Säuglingssterblichkeit von 20% (Mittel von 1800–1830 mit fallender Tendenz: 23–17%), die fast nur halb so hoch war wie der südwestdeutsche Durchschnitt<sup>23</sup> und auf den verstärkten Zuzug ab 1827 durch die Gründung der Seidenweberei Bleuler<sup>23a</sup> zurückzuführen ist.

Die Bevölkerungszunahme nach der Jahrhundertwende war auch das Ergebnis der Freigabe der Eheschließungen durch das neue Zivilrecht in den Rheinbundstaaten. Ein badisches Gesetz vom 15. 2. 1851 führte die Heiratsbeschränkung wieder ein (25 Jahre Mindestalter, genügendes Einkommen, 100–200 Gulden Vermögen) in der Absicht, das Wachstum zu erniedrigen<sup>24</sup>.

Die wirtschaftlichen Grundlagen Badens bestanden aus der Landwirtschaft und dem Gewerbe, wobei der ersteren die größere Bedeutung zukam, da drei Viertel der Bevölkerung auf dem Lande wohnten<sup>25</sup>. Im Landbau hatte schon vor der Jahrhundertwende eine Strukturänderung eingesetzt, so daß seine Produktivität in der Zeit von 1800–1850 stärker wuchs als die Bevölkerung (freie Fruchtfolge löste die Dreifelderwirtschaft ab, Wegfall der Brache, Stallfütterung), so daß eine Verschlechterung der Nahrungsmittelversorgung vorerst nicht eintrat<sup>26</sup>.

Doch führte die vorherrschende Realteilung in eine wirtschaftliche Sackgasse. So lagen die Besitzgrößen von drei Viertel der Landwirte unter 3,2 ha (Zahlen von Württemberg<sup>27</sup>), so daß die Landwirtschaft fast nur noch zur Eigenversorgung fähig war. Die Besitzer dieser Zwergwirtschaften existierten am Rande des Existenzminimums und waren deshalb sehr krisenanfällig bei Mißernten<sup>28</sup>. Immerhin verfügten sie aber über den größten Teil des Haus- und Grundbesitzes, ein Umstand, der sozial ausgleichend wirkte, da die Misere in den überbevölkerten Dörfern alle in gleichem Maße drückte<sup>29</sup>.

Die gewerbliche Tätigkeit in Baden wies zwar pro Jahr eine Zuwachsrate von 3,4% (1815–1849) auf. Doch waren die Fabriken auf wenige Städte konzentriert (Pforzheim, Bruchsal, Ettlingen, Offenburg, Lahr)<sup>30</sup>. In dieser Situation war es für Lichtenau ein Glücksfall, daß dort seit 1827 eine Seidenweberei arbeitete. Ihrer Anziehungskraft ist es auch zuzuschreiben, daß damals in Lichtenau ein merklicher Zuzug stattfand (neue Namen!).

Da öffnete sich für die Bedrängten in der Auswanderung ein Ventil, das merklich Abhilfe schaffte. „Bis in die 1850er Jahre hinein war die deutsche Überseewanderung weitgehend ein südwestdeutsches Phänomen“, wie es bereits im 18. Jahrhundert das ergiebigste Quellgebiet für die Gesamtauswanderung war. Von 1840–1855 zählte Baden allein 86 090 Auswanderer<sup>31</sup>. Der schubweise Verlauf mit zwei Maxima (1844, 1854, siehe Tabelle über den zeitlichen Verlauf der Auswanderung aus Lichtenau und dem Großherzogtum Baden) wurde durch lokale Mißernten bewirkt. Wie der Abgeordnete Helbing in der 2. badischen Kammer am 10. 10. 1848 ausführte, wanderten hauptsächlich kräftige Naturen aus den noch einigermaßen bemittelten Schichten der kleinen Gewerbetreibenden und Landwirte aus und nicht diejenigen, die der Allgemeinheit zur Last fielen<sup>32</sup>. Doch auch die zuletzt genannte Bevölkerungsgruppe stellte ein ansehnliches Kontingent, denn die öffentliche Armenunterstützung, der Bettel, die Zwangsversteigerungen und die Eigentumsdelikte erfuhren eine merkliche Abnahme<sup>33</sup>. Zu der eben genannten Bevölkerungsgruppe gehörten auch



diejenigen, die auf Gemeindekosten in die USA expedit wurden (Bühlertal, Lichtenau!). Mit den Abschiebungen wollten die Gemeinden „die Armen und Aussichtslosen, die wirtschaftlich und sittlich Verkommenen oder wenigstens Bedrohten, die Proletarier, die Mißvergnügten und Gefährlichen“ los werden<sup>34</sup>. Wie in der Chronik von Bühlertal vermerkt wird, traf von diesen Ausgewanderten nur spärlich Nachricht ein und hörte bald ganz auf. Das dürfte ein Anzeichen dafür sein, daß die meisten von ihnen sich als zwangsweise Verbannte fühlten und keineswegs dankbar waren für die ihnen gebotene neue Chance<sup>35</sup>.

Für die Fleißigen und Unternehmungslustigen fand sich in den USA reichlich Arbeit. Allerdings mußte man dort arbeiten, denn es gab keine öffentliche Unterstützung. Für einen, der sich nichts zutraute, war das keine Perspektive<sup>36</sup>.

Nachdem im 18. Jahrhundert die Auswanderung teilweise gegen den Willen des Staates erfolgt war, stand ihr die badische Regierung bis 1840 gleichgültig gegenüber, dann erwachte deren Interesse mehr und mehr, bis sie im Juni 1847 sogar eine Denkschrift verfaßte, in der sie die staatliche Lenkung und Aufsicht der Auswanderung vorschlug<sup>37</sup>.

Die Auswanderung war ökonomisch wirksam, indem sie das Arbeitskräftepotential abbaute, die Lebenssituation der Arbeitskräfte verbesserte und dadurch indirekt die Investitionsbereitschaft der Unternehmer förderte.

Nach 1855 war die Emigration zu Ende<sup>38</sup>. Die sich laufend vermehrende Zahl der Gewerbebetriebe war jetzt in der Lage, der wachsenden Bevölkerung Existenzmöglichkeiten zu bieten und die Auswanderung überflüssig zu machen.

#### *Anmerkungen*

- 1 Lichtenauer Pfarrchronik, Jahrgg. 1749. Die Pfarrchronik wird im evangelischen Pfarramt Lichtenau aufbewahrt.
- 2 Pfarrchronik, Jahrgg. 1771.
- 3 Wie Anm. 1 und Johannes Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls, Verlag Morstadt, Kehl 1908, S. 295.
- 4 Pfarrchronik, Jahrgg. 1817.
- 5 Staatsarchiv Freiburg (STAF), Abt. 358, Zugg. 1912/223, 918–1016. Neue Signatur: Amtsbezirk Kehl, Repertorien 713/8 und Hermann Baier, Schwierigkeiten der Auswanderungsforschung. In „Mein Heimatland“, Jahrgg. 1937, S. 24 ff. Herausgegeben von Hermann Eris Busse.
- 6 Rechtskatechismus für das badische Volk, die Gesetzgebung Badens systematisch zusammengestellt. Band I. Verlag: Masse'sche Buchhandlung, Karlsruhe 1827.

- 7 Wie Anm. 6.
- 8 Wie Anm. 5. 918–1016.
- 9 Die im folgenden Text zitierten Auswanderer werden (in Klammern) gekennzeichnet durch 1. Das Auswanderungsjahr. 2. Durch die Archivnummer (zwischen 918 und 1016).
- 10 Ludwig Lauppe, Burg, Stadt und Gericht Lichtenau. Herausgegeben von Lisbeth Lauppe und Wilhelm Lauppe, Weinheim 1984, S. 451ff.
- 11 Hermann Baier, Auswanderung und wirtschaftlicher Zustand. In „Mein Heimatland“, Jahrgg. 1937, S. 35ff., und Alfons Duffner, Heimatbuch der Gemeinde Bühlertal, Bühlertal 1954, S. 72ff.
- 12 Alfons Duffner. Wie Anm. 11.
- 13 Hermann Baier, Badische Gräber in Algerien. In „Mein Heimatland“, Jahrgg. 1937, S. 74ff.
- 14 August Feßler, Das Tagebuch meines Urgroßvaters. In „Die Ortenau“ 1954, S. 64ff. und wie Anm. 17.
- 15 Ludwig Lauppe, a.a.O., S. 449 f.
- 16 Vor dem Abschluß der obigen Auswandererbilanz muß noch die Frage der Aussagekraft der angegebenen Zahlen erörtert werden. Es geht um das Problem der Quellenlage. Die Ergebnisse dieser Arbeit basieren auf den Bezirksamtsakten (Anm. 5). Eine Nachsuche im GLA ergab nur eine Kartei (Kartei Nr. 8). Diese Kartei stellt offensichtlich einen Auszug aus den Bezirksamtsakten dar und enthält von den auswandernden Familien bzw. Einzelpersonen deren Nachnamen, Vornamen, Heimatort, Reisejahr und von den Familien die Personenzahl. Die Abweichungen der Karteiangaben von den Akten sind gering. Die Kartei enthält nur drei ledige Personen, von denen die Akten fehlen: Ludwig Neßler (1853), Salome Timeus (1852) und Ludwig Kah (1843). Zu allen drei existieren in den Akten Hinweise auf ausgewanderte Verwandte, z.B. bei L. Kah: „Mein Onkel ist schon 11 Jahre in den USA“ (1854/1013). Bei drei weiteren Personen ergaben sich Verschiebungen im Ausreisejahr. Einen Beitrag des Lichtenauer Gemeindearchivs zum Thema gibt es leider nicht. Seine älteste Akte stammt vom Jahre 1870.
- 17 Die Einwohnerzahlen von Lichtenau sind entnommen:
  - a. Für 1813 dem Historisch-statistisch-topographischen Lexikon des Großherzogtums Baden von J. B. Kolb, Bd. I, S. 212.
  - b. Für die Jahre 1848, 1849, 1852 Ludwig Lauppe, a.a.O. S. 453.
  - c. Für die Jahre 1855 bis 1890 den Kopien, die das Statistische Landesamt, Stuttgart, dem Verfasser zur Verfügung stellte: 1. Beiträge zur Statistik der Verwaltung des Großherzogtums Baden. Herausgegeben von dem Ministerium des Innern (ab 1867 vom Handelsministerium), Karlsruhe, Müllersche Hofbuchhdlg. 2. Statistik von Baden-Württemberg: Bevölkerungszahl der Gemeinden 1871–1961. Herausgegeben vom Statistischen Landesamt, Stuttgart, 1965.
- 18 Ludwig Lauppe, a.a.O., S. 447ff.
- 19 Kirchenbücher der Pfarrgemeinde Lichtenau, Pfarrchronik 1765. Spendenlisten.
- 20 Ludwig Lauppe, a.a.O., S. 449: Nach dem wirtschaftlichen Aufstieg in den 60er Jahren erlitt der Lichtenauer Arbeitsmarkt ab 1880 einen empfindlichen Rückschlag. 1890 stellten die Seidenwebereien ihren Betrieb ein. Der mechanische Webstuhl war ihr Untergang. Infolge des Verlustes von 70 Arbeitsplätzen sank die Einwohnerzahl von 1880 auf 1890 um 158 Personen.
- 21 Wolfgang v. Hippel, Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1800–1918. In: Hansmartin Schwarzmaier u.a. (Hrsg.) Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte, dritter Band, S. 505.

- 22 W. v. Hippel, wie Anm. 21, a.a.O., S. 506.
- 23 Kirchenbücher der ev. Kirchengemeinde Lichtenau.
- 23a Lauppe, wie Anm. 18.
- 24 W. v. Hippel, wie Anm. 21, a.a.O., S. 513.
- 25 Marie Salaba, Soziale Lage und Revolution. In: Generallandesarchiv Karlsruhe (Hrsg.) Baden: Land–Staat–Volk 1806–1871, S. 113.
- 26 W. v. Hippel, wie Anm. 21, a.a.O., S. 516f.
- 27 W. v. Hippel, wie Anm. 21, a.a.O., S. 518.
- 28 M. Salaba, wie Anm. 25, a.a.O., S. 114.
- 29 M. Salaba, wie Anm. 25, a.a.O., S. 113. Hippel, wie Anm. 21, a.a.O., S. 504.
- 30 W. v. Hippel, wie Anm. 21, a.a.O., S. 503, S. 505.
- 31 M. Salaba, wie Anm. 25, a.a.O., S. 121f.
- 32 M. Salaba, wie Anm. 25, a.a.O., S. 124 und W. v. Hippel, wie Anm. 21, a.a.O., S. 510.
- 33 Vom Autor nachzutragen.
- 34 W. v. Hippel, wie Anm. 21, a.a.O., S. 511.
- 35 Alfons Duffner, wie Anm. 11, a.a.O., S. 74.
- 36 M. Salaba, wie Anm. 25, a.a.O., S. 123.
- 37 M. Salaba, wie Anm. 25, a.a.O., S. 121. W. v. Hippel, wie Anm. 21, a.a.O., S. 511.
- 38 W. v. Hippel, wie Anm. 21, a.a.O., S. 512.

## Anhang

*Liste der Auswanderer nach Auswanderungszielen und zeitlich geordnet.*  
In der folgenden Liste bedeuten: Zahl = Signatur, F = Frau, K = Kinder:

### *Auswanderer nach Nordamerika (USA)*

1830 918, Matthias Acuntius	1848, 1849 keine Akten!
1839 973, Matthias Pfaadt	1850 948, Jacob Hermann 926, Andreas Bertsch
1840 967, Eva-Magdalena Ludwig	1851 927, Katharina Bleuler, 2 K Frau des Caspar B. 937, Wendelin Frick, F 1003, Ludwig Widtmann 1002, Tobias Widtmann (Vater v. 1003)
1841 960, Michael Kirschemann	
1842 933, Ludwig Dietrich 968, Jacob Ludwig 995, Friedrich Timeus, F, 1 K	1852 922, Michael Billing, 2 K 923, Stefan Börschig 925, Luise Bertsch 957, Rosine Knösel 965, Georg Lutz 971, Karl Neßler 972, Magdalena Pfetzingler 976, Magdalena Rehfuß 977, Magdalena Rohr, 2 K 988, Sebastian Stengel 990, Jacob Schulz
1844 946, Michael Hermann, F, 6 K 997, Jacob Hochberger Witwe 997, Georg Vogt, F, 6 K 1004, Christian Wahl, F, 6 K 1016, Phil. Jacob Schiff 1016, Michael Schiff, F, 6 K 1016, Matthias Wahl, F, 3 K 1016, Jacob Pfaadt, F, 1 K	1853 921, Georg Bertsch 941, Eduard Götz 954, Gottfried Kah, 5 K 955, Adam Kautz, Witwe 970, Wilhelm Neßler 978, Christina Rohr, 1 K 986, Friedrich Stengel 987, Magdalena Schoch 989, Jacob Schmidt 1001, Karl Weis 1012, Michael Pfaadt 1014, Magdalena Kah
1845 1015, Johann Ludwig, F, 6 K 1015, Jacob Kah, 10 K 1015, Johannes Vogt, F, 6 K	
1846 932, Wilhelm Dietrich, F, 6 K 939, Johannes Frey 947, Friedrich Hübscher, F, 5 K	
1847 958, Andreas Kirschemann, Witwe, 2 K	

1014, Barbara Specht  
1014, Jacob Schilling

1854

930, Karl Duttweiler  
944, Friederike Härrer  
950, Emilie Jung  
953, Karl Kah, 5 K  
966, Friedrich Liebig, 4 K  
983, Johanna Schilling  
985, Ludwig Schoch  
996, Friedrich Vix  
998, Wilhelm Widtmann, 3 K  
999, Salome Wahl  
1000, Juliane Weis  
1011, Jacob März, F, 11 K  
1011, Christian Feßler, F, 7 K  
1011, Georg Manner, F, 7 K  
1011, Jacob Eisenstein, F, 9 K  
1013, Magdalena Wenger  
1013, Christian Kah  
1013, Ludwig Kah  
1013, Georg Mann  
1013, Sofie Wahl

1855

931, Ludwig Duttweiler  
938, Michael Feßler  
945, Karl Härrer

1856

982, Kind (10) d. Sof. Sal. Korn

1857

924, Friedrich Beutel, 2 K  
942, Franz Huber

### *Auswanderer nach Algerien*

1844

979, Salome Hermann, 3 K  
979, Salome Rohr, 4 K

1853

1009, Jacob Zimmer

943, Matthias Härrer

961, Friedrich Lauppe, F, 7 K

981, Christian Schwarz

994, Jacob Timeus Witwe

1859

934, Barbara Eisenstein

1860

941, Theodor Götz

949, Ida Jung

969, Friedrich Neßler

1863

975, Jacob Rohr, Witwer

980, Jacob Schwarz, F, 4 K

984, Christian Schilling, F, 1 K

928, Baruch Cahn

940, Jacob Greth II, Witwe

1007, Jacob Zimpfer

1008, Magdalena Zimpfer

974, Baruch Roos

1006, Friedrich Zimpfer

1866

951, Herz Kaufmann, Witwe, 5 K

1867

920, Karl Binder, F, 4 K

1869

993, Heinrich Timeus

1873

1005, Karl Friedrich Zimpfer

# Köhler und Flößer

## Ein physiognomischer Versuch

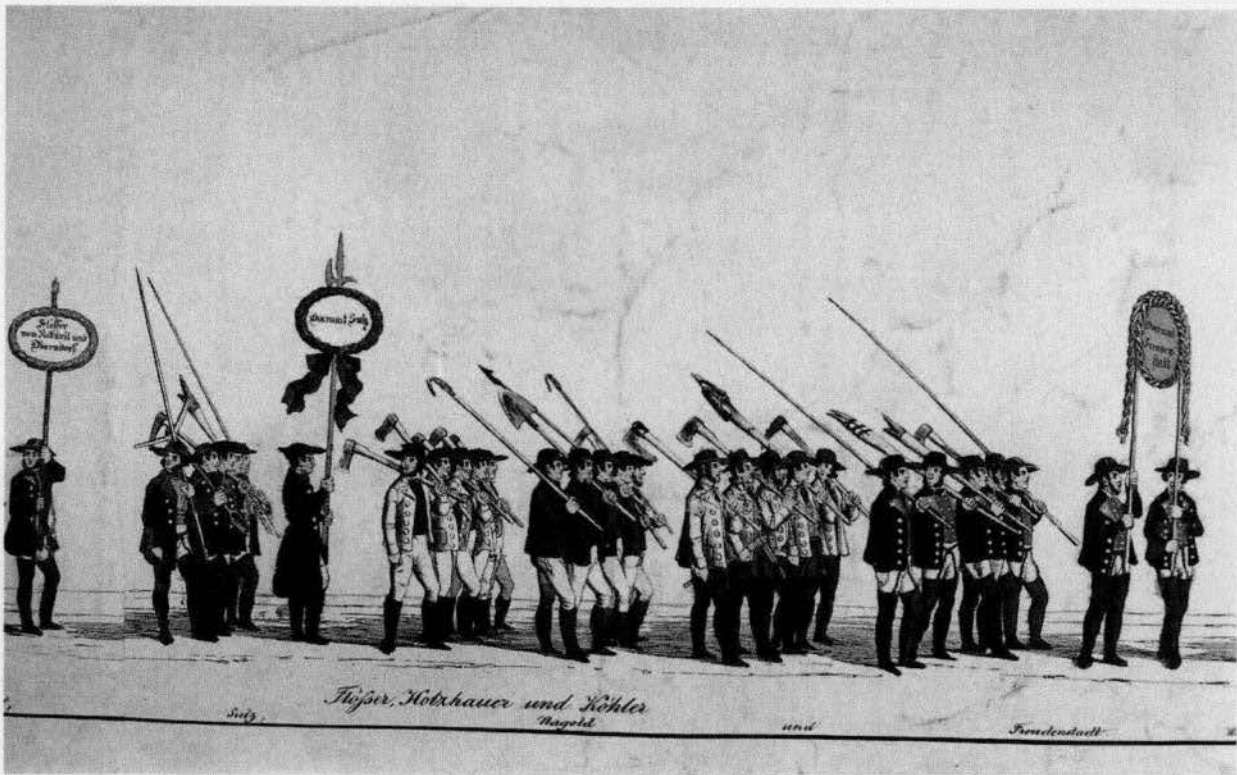
*Johannes Werner*

*Jedes Handwerk hat einst seine eigenen  
professionellen Physiognomien herausgebildet.  
Walter Benjamin*

Wilhelm Hauff hat in seinem Märchen „Das kalte Herz“ (das 1826 erschien und im württembergischen Schwarzwald spielt) den Kontrast schon ganz scharf herausgearbeitet. Da gibt es zum einen den Köhler, der, „schwarz und berußt und den Menschen ein Abscheu“, damit beschäftigt war, „die ganze Woche über am rauchenden Meiler zu sitzen“, wobei er „viel Zeit zum Nachdenken über sich und andere“ hatte; und dabei „stimmt die dunkeln Bäume umher und die tiefe Waldesstille sein Herz zu Tränen und unbewußter Sehnsucht“. Und da gibt es zum anderen die, die in diesen Tagen und Nächten zum „Gegenstand seines Neides“ wurden, nämlich die stolzen Flößer, diese „Holzherren“ und „Waldriesen“, die an ein „rauhes, wanderndes Leben gewöhnt“ waren. „Ihre Freude ist, auf ihrem Holz die Ströme hinabzufahren, ihr Leid, am Ufer wieder heraufzuwandeln.“<sup>1</sup>

Es ist ein Kontrast zwischen zwei alten Gewerben, die, jedes auf seine Art, vom Wald lebten und vom Holz, das in ihm wuchs. Und dieser Kontrast fängt, schon bei Hauff, damit an, daß es den Köhler in der Einzahl und die Flößer in der Mehrzahl gibt; in der Tat war das eine ein einsames und das andere ein gemeinsames, geselliges Gewerbe. Schon der Ort, an dem der Köhler seiner Arbeit nachging, lag in des Waldes tiefsten Gründen, fern von menschlichen Siedlungen, Straßen und Wegen: nämlich dort, wo das Holz nicht weggeschafft und mit größerem Gewinn verkauft, sondern allenfalls in Holzkohle verwandelt werden konnte, deren Wegschaffung immer noch genug Schwierigkeiten machte.<sup>2</sup> Dagegen holten die Flößer das Holz aus dem Wald und waren auf die Wasserwege angewiesen, und sie fuhren auf ihnen von den badischen und württembergischen Städtchen bis nach Holland hinab. Und indem sie so unterwegs waren, wurden sie weltläufig und weltgewandt, während die Zeitgenossen über ihren Wohnort kaum hinaus kamen – und während der Köhler ganz allein an seinem Meiler saß.

Köhler und Flößer sind freilich nur Beispiele; wofür? Dafür, daß die Berufe denen, die sie ausübten, einst einmal ein besonderes, bestimmtes, allgemein bekanntes Gepräge gaben, und dies bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein. So galt, jeweils aus gutem Grund, der Weber als Sinnierer und



*Festzug in Stuttgart zum 25jährigen Regierungsjubiläum von König Wilhelm I. am 28.9.1841: 1. u. 2. Reihe Flößer von Kinzig, Murg und Nagold, 3. Reihe Köhler aus Baiersbronn, 4. Reihe Holzhauer aus Nagold.*

*Vorlage und Aufnahme: Stadtarchiv Reutlingen, S. 105/1 Nr. 107.50*

Sektierer; der Schuster darüber hinaus als Politisierer und unbotmäßiger Untertan; der Schneider als Aufschneider und Angeber; der Müller als Dieb, dem auch sonst alles zuzutrauen war; der Lehrer als ruhsüchtiger, schwindsüchtiger Hungerleider; der Soldat als treuloser Herzensbrecher; die Waschfrau als Schwatzbuse und Lästernaul . . . und so weiter. Diese spezifischen Mentalitäten sind mit den Berufen selber verschwunden und wären wohl ganz vergessen, wenn sie nicht, oft sehr zufällig, literarisch festgehalten, festgeschrieben worden wären; doch auch wenn die typischen oder typisierten Vertreter jener Berufe überlebten, dann allenfalls am Rande oder in den Nischen der Literatur.<sup>3</sup>

Aber selbst dort kommt der Köhler nur sehr selten vor, was bei seinem leisen, weltabgewandten Wesen auch nicht weiter wundert.<sup>4</sup> Man mußte sich wohl schon verirren, wenn man einen treffen wollte, dem man dann aber auch lieber aus dem Wege ging; sah er doch (um den Titel eines Grimmischen Märchens zu zitieren) wie „Des Teufels rußiger Bruder“<sup>5</sup> aus. Es geschah schon selten genug, daß man, wie Jean Paul es beschrieb, aus der Ferne „das Schreien der Köhler“<sup>6</sup> hörte – auch weil, wie gesagt, deren Arbeit eher in der Stille vor sich ging.



*Einer der letzten Schwarzwaldköhler am Meiler*

Ganz anders dagegen die lauten, groben, stolzen Flößer. Heinrich Hansjakob hat diese „Urmenschen an Kraft und Bildung“<sup>7</sup> noch kennengelernt, wenn sie, etwa um 1845, auf der Kinzig durch sein heimatliches Haslach fuhren und ihn und seine Kameraden gelegentlich bis nach Gengenbach mitfahren ließen. „Und je mächtiger die Wasser zwischen den Tannen heraufzischen, je nasser sie uns machten, wenn es über einen Deich hinab-



ging, je mehr die Flößer ihre Riesenkraft im Stauen und Lenken des langen Holzzuges zeigten, um so größer unsere Freude und unser Staunen.“<sup>8</sup>

Für Hansjakob, und für die anderen Buben in Hasle, war es ein Leichtes, die Flößer voneinander zu unterscheiden. „Die durstigsten waren die von Wolfe, die derbsten die von Schilte. Diese waren aber auch Kraftgestalten, und ihren prächtigen, stark schwäbischen Dialekt hörte ich am liebsten, lieber als den alemannischen meiner Heimat.“<sup>9</sup> Da waren etwa der Glaser-Christof, der Glaser-Ulrich und des Salzbecken Abraham; der Huber am Roa, der Roa-Wöhrle, der alt' Grenadier, 's Groschupen Kanonier und der G'west; der Lehbeckle, der Salpeter-Christl, der Sammel-Isaak, der Dusch, der groß' Bombis und der klei' Bombis; der Salzbeck, der Stegbeck, der Bränneli-Hafner und 's Nagelschmieds Hans; um nur die Schiltacher zu nennen. „Der derbste war der rot' Jos, dessen Haare schon weither leuchteten, wenn er auf dem Floß daherfuhr und wir Buben auf der Kinzigbrück zu Hasle stunden. Ihm riefen wir im Schiltacher Dialekt zu: ‚Rauter, hausch' ou scho a Schoppe ghau heit?‘ Da schimpfte der Jos teufelmäßig, während er unter der Brücke durchfuhr. – Kamen Schiltacher Flößer ohne den Roten, so machten wir sie wild, indem einer von uns hinunterrief: ‚Flößer, wo haunt ihr den Raute glau!‘ Sie wurden jeweils teufelswild und wetteten: ‚Gau hoim dau Esel dau oder dau kriegst a Stanga auf dei Eselskopf nau g'schlage.‘ Oder: ‚Gau hoim und b'schau dei Muatter, des isch au a raute!‘“<sup>10</sup>

Es machte also offenbar Spaß, die Flößer bei der Durchfahrt durch die Brücken zu necken, schon weil man wußte, daß sie bei diesem gefährlichen Geschäft keine Gelegenheit fanden, sich so zur Wehr zu setzen, wie sie es sonst ohne weiteres getan hätten. Die Kehler Kinzigflößer mußten sich „Keiler Lappe, Keiler Lappe“ zurufen lassen, wofür sie sich allenfalls mit „Dieleköpf, Dieleköpf“ rächen konnten. (Spottverse gab es oben-drein.<sup>11</sup>) Und die Neckarflößer nahmen zwar auch, etwa bei Haßmersheim, manchmal die Buben ein Stück weit mit, aber es nützte ihnen nichts: „Hatten wir uns dann wieder ins Wasser abgesetzt, so foppten wir die Flößer aus sicherer Entfernung. Wir ahmten nämlich ihren schwäbischen Dialekt nach und riefen: ‚Jockele, schmeiß d' Sperre nei!‘ In Haßmersheim spricht man nämlich fränkisch, während die Flößer aus dem alemannisch-schwäbischen Gebiet kamen.“<sup>12</sup> So ähnlich hat es, aus der Zeit um 1860, auch Isolde Kurz aus Tübingen berichtet: „Sobald flußaufwärts die Spitze eines Floßes erschien, füllte sich die Neckarbrücke und der alte Hirschauer Steg mit Studenten, die der Anblick wie mit Besessenheit ergriff. Und so lange sich unten der vielgliedrige Wurm, von mächtigen Gestalten in hohen Flößerstiefeln gesteuert, vorüberschob, brüllte es oben von den Brücken und aus den Fenstern der Neckarhalde in langgezogenen Tönen:



*Flößer;  
Zeichnung von E. Stritt*

„Jockele, sp-e-e-e-err!“ und dann schneller: „Jockele sperr, ’s geit en Aileboga!“ (Ellbogen). Entferntere hingen, um nicht unbeteiligt zu bleiben, gewaltige Schaftstiefel zu den Neckarfenstern heraus, was die Flößer gleichfalls zu erbosen pflegte. Der Jockele war für seine saftige Grobheit in Schwarzwälder Mundart berühmt, zu meiner Zeit war er es aber schon müde geworden, auf den jahrhundertealten Ruf zu antworten. Schweigend, in philosophischer Ruhe steuerten die Riesen mit langen Stangen ihre Flöße zwischen den Pfeilern der Neckarbrücke durch, noch eine lange Strecke verfolgt von dem Gebrüll, in das auch die Gassenjugend einstimmt.<sup>13</sup> Die Rede ist von mächtigen Gestalten, von Riesen in hohen Stiefeln und mit langen Stangen, dazu von der saftigen Grobheit, durch die sie sich auszeichneten – auch auf der anderen Seite des Schwarzwaldes fügte sich so dasselbe Berufsbild zusammen.

Von der Grobheit der Flößer handelt auch noch eine Episode, die Heinrich Vierordt aus dem alten Rastatt, gleichfalls um 1860, überliefert hat. Dort gab es nämlich ein kleines Mädchen, das keine Schule besuchen durfte, weil seine „allzu besorgte englische Mutter fürchtete, ihr Töchterchen könne da häßliche Sitten und Worte lernen; bis die Mama entdeckte, daß Mary von den Flößern auf der Murg, die hinter dem Hausgarten vorbeifloß, abscheulichere Scheltworte gelernt hatte, als je auf Schulbänken lernbar gewesen wären“.<sup>14</sup> Wohl nicht von ungefähr schärfte schon die Wolfacher Schifferordnung von 1527 den Flößern ein, daß sie sich den Kaufleuten gegenüber anständig betragen, ihnen insbesondere nicht „mit Worten noch Werken gefährlich werden“<sup>15</sup> sollten. „Heute leben die braven Flößer, diese tapferen Wald- und Wasserleute nur noch im Sprichwort: ‚Grob wie ein Flößer.‘ Als ob Leute fein sein könnten, die keine Zahnstocher und keine Zündhölzer, sondern Tannenbäume transportierten und jahraus jahrein in Wasser und Wald in Todesgefahr stunden!“<sup>16</sup> (Uhrmacher, zum Beispiel, waren ganz anders.)

Dazu paßt dann auch, was wenigstens vom Rhein berichtet wird: „Zwangen heftige Winde oder sonstige widrige Verhältnisse zum Anlegen und unfreiwilligen Aufenthalt, so vertrieben sich die Flößer die Zeit mit Wildern, auch mit Karten- oder Würfelspiel, wobei nicht selten der ganze Verdienst drauf ging. Aber es war ein lustiges Leben!“<sup>17</sup> Da hatten sich den eigentlichen Flößern auch schon die sogenannten „Kosaken“ zugesellt, eine etwas zwielichtige Gesellschaft von Hilfskräften aller Art, die keine andere Arbeit finden konnten oder wollten, und die von der knallenden Peitsche des „Kosakenführers“ regiert wurden.<sup>18</sup> (Die kleineren Flöße wurden an bestimmten Orten in größere umgebunden; und so fuhren ab Steinmauern 35, ab Mannheim 250 und ab Koblenz über 500 Mann als Besatzung mit.) Das war schon ein anderes Leben als daheim im Schwarzwald.

Dazu paßt weiterhin, daß die Flößer einen guten Schluck keineswegs verschmähten. Schon die alte Schifferordnung machte den Versuch, hier einen Riegel vorzuschieben, indem sie die „schlafftrunkh als ein überfluß und unnötige füllerey“<sup>19</sup> verbot. Hansjakob kannte noch die „Logel“, ein längliches Fäßchen, das bei der Abfahrt des Floßes mit Wein gefüllt und unterwegs immer wieder nachgefüllt wurde; und der Rückweg, den die Flößer ja zu Fuß zurücklegten, führte dann an einigen Wirtschaften vorbei oder eher durch sie hindurch. „Die schönste Fahrt alljährlich war die letzte – um Martini. Nach dieser Fahrt bekam ein jeder der braven Männer, die seit Frühjahr so manche Todesfahrt gemacht, nach der Flößerzeche von der Wirtin zum Abschied einen Strauß auf den Hut, die Schiffherren ließen sie auf ihre Kosten heimführen und an allen Stationen das Kinzigthal hinauf erhielten sie von jedem Wirt, bei dem sie während der Fahrzeit eingekehrt, einen Freitrunck. – Das war eine Flößerleistung, von Willstätt bis Wolfe, 12 Wegstunden weit, sich durchzu-trinken. Die Flößerknechte selbst hatten das Sprichwort: ‚Nach der letzten Fahrt giebt’s a Strüble und a Rüsche.‘“<sup>20</sup> Zwar meinte ein anderer Autor, er könne die Flößer „mit gutem Gewissen gegen das vielverbreitete Vorurtheil in Schutz nehmen, als ob unter ihnen ein besonders starker Hang für geistige Getränke ausgebildet sei. Abschreckende Beispiele kommen hier wie in allen Berufsständen vor, aber man berücksichtige, daß das Gewerbe mehr als andere Durst erzeugt, und ein Flößer, vermöge seiner immerwährenden Beschäftigung in freier Luft, auch mehr als Andere vertragen kann!“<sup>21</sup> Aber die Leugnung dieser Neigung zum Trunk lief, wie sich zeigt, dann doch auf deren Rechtfertigung hinaus.<sup>22</sup>

Neben dem Trinken kam auch das Essen nicht zu kurz – auch wenn sich die einzige, dafür aber um so besser genutzte Gelegenheit erst am Ende der Reise bot. „Zu einem richtigen Flößeressen gehörten: Nudelsuppe, Rindfleisch mit Meerrettich; Schinken oder Schweinebraten mit Sauerkraut; Saueressen mit Kühle; eingemachtes Kalbfleisch mit Gugelhupf; Kalbsbraten mit Salat.“<sup>23</sup> Die Rheinflößer gingen, auf dem Rückweg, nach Rheinhausen in die ‚Sonne‘, nach Oberhausen in die ‚Rose‘ und so weiter; später nahmen sie lieber die Bahn bis Muggensturm, von wo sie aber ohne Aufenthalt nach Ötigheim in den ‚Deutschen Kaiser‘ zogen, wo es die größten Portionen vom Schweizerkäse gab. „Sie taten das mit der scherzhaften Begründung: der Stichpfahl muß einmal gesetzt werden!“<sup>24</sup> Die Murgflößer aus Ottenau logierten im ‚Anker‘, die aus Hörden in der ‚Sonne‘ in Steinmauern; ihren Rückweg unterbrachen sie zum ersten, aber kaum letzten Mal im ‚Hirschen‘ oder ‚Schwanen‘ in Niederbühl. Die Kinzigflößer kehrten regelmäßig etwa in Willstätt im ‚Adler‘, in Haslach im ‚Adler‘, in Schenkenzell in der ‚Sonne‘, in Schiltach wieder im ‚Adler‘, im ‚Engel‘ oder ‚Ochsen‘ ein; die Schiltacher selber fuhren bis zum Rhein



*Kehler Flößer mit Werkzeug und in Tracht*

hinunter, „und noch heute weiß man in Willstätt und Kehl vom Hunger und Durst und auch von der Derbheit der Kinzigflößer zu erzählen.“<sup>25</sup>

Diese Trink- und Eßlust fügt dem Bild des unverwüstlichen Flößers nur noch einen Zug hinzu. „Es ist ein kräftiger, behender Menschenschlag, dem man wohl ansieht, daß der Flößerberuf Gesundheit erfordert, aber auch Gesundheit erhält. (. . .) Die eigentlichen harten Tage des Flößers fallen in das Frühjahr und Spätjahr, wo er häufig eisigen Schauern schutzlos preisgegeben ist, und der nächtliche Aufenthalt in Bretterhütten, trotz reichlicher Heizung, nicht zu des Lebens Annehmlichkeiten gehört; da wird die Gesundheit der robustesten oft auf eine harte Probe gestellt, aber, Gott sei Dank, der Mensch gewöhnt sich an Vieles, und die Zugigkeit des Gewerbes verhindert nicht, daß der Gesundheitszustand der Flößer beinahe sprichwörtlich ist und, vergleichsweise gegen städtische Bevölkerung, eine verhältnißmäßig sehr große Zahl von ihnen ein recht hohes Alter erreicht.“<sup>26</sup> Aber dieses Bild täuscht wohl ein wenig. Die Flößer waren nur deswegen so durchweg stark, weil die Flößerei nur die Starken auslas und übrigließ; denn es gab immer die Gefahr, entweder zu verunglücken oder aber, infolge der Arbeit am und im kalten Wasser, zu erkranken.<sup>27</sup>

Dem Köhler – von dem hier, wie in der Wirklichkeit, immer weniger die Rede war – erging es insofern nicht besser, als aus der Arbeit im stickigen Rauch des schwelenden Meilers, dem Umgang mit Ruß und vor allem mit Teer manche Krankheiten entstanden, nicht zuletzt Krebs.<sup>28</sup> Flößer und Köhler trieben Raubbau nicht nur am Wald, sondern auch an sich selber; und das war dann die andere Seite der Medaille.

Was die Medaille zeigte, war, auch wenn es nicht mehr so gut sichtbar ist, ein Doppelbildnis; das Bild zweier Waldleute, die dennoch so verschieden waren wie die Elemente, denen sie verbunden waren, von denen sie lebten und an denen sie nicht selten starben: so verschieden wie Feuer und Wasser.

#### *Anmerkungen*

- 1 Wilhelm Hauff, Das Wirtshaus im Spessart. In: W.H., Werke Bd. 2. Hrsg. von Bernhard Zeller. Frankfurt a.M. 1969, S. 194–335; hier S. 220–222.
- 2 Vgl. Hans Brückner, Geschichte der Bewaldung und der Waldnutzung des Schwarzwaldes. In: Alexander Schweickert (Hrsg.), Südbaden (= Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs Bd. 19). Stuttgart 1992, S. 192–223; hier S. 206–211.
- 3 Vgl. Johannes Werner, „Du Müller, du Mahler, du Mörder, du Dieb!“ Berufsbilder in der deutschen Literatur. München 1990.
- 4 Ein seltenes und seltsames Beispiel ist die Sage, „das die Hertzogen von Zeringen vor zeitten Köler seind gewesen / unnd haben ir wonung gehabt in dem gebirg / unnd den

- welden hinder Zeringen dem schlos / da es dan itzund stehett / unnd haben alda kollen gebrent“ (Johannes Künzig [Hrsg.], Schwarzwald-Sagen. 3. Aufl. o.O. 1976, S. 265).
- 5 Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen 100. – Bei Grimmelshausen findet sich, dem Grimmschen Wörterbuch (Bd. 11, Sp. 1591) zufolge, der vielleicht sprichwörtliche Satz: „Gleich und gleich gesellt sich gern, sprach der Teufel zum Kohler.“
  - 6 Jean Paul, Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs. In: Jean Paul, Werke Bd. 1. Hrsg. von Norbert Miller. 4. Aufl. München 1986, S. 449–864; hier S. 708.
  - 7 Heinrich Hansjakob, Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen (= Ausgewählte Schriften Bd. 1). Stuttgart 1910, S. 164.
  - 8 Ebd.
  - 9 Heinrich Hansjakob, Waldleute. Erzählungen. 3. Aufl. Stuttgart o.J., S. 194.
  - 10 Ebd. S. 195f.; vgl. auch S. 289.
  - 11 Vgl. Georg Heitz, Die Flößergilde von Kehl. In: Die Ortenau 17 (1930), S. 124–140; hier S. 130.
  - 12 Zit. n.: Irmgard Hampp, „Jockele, schmeiß d’ Sperre nei!“ Vom Holzfloß zum Motorschiff auf dem Neckar. In: Baden-Württemberg 6/1970, S. 4–13; hier S. 5. – Wie die Haßmersheimer und Wolfacher Buben durften auch die Rastatter oft ein Stück mitfahren (vgl. Hermann Kraemer, Steinmauern. Geschichte eines Flößerdorfes. Rastatt 1926, S. 90f.).
  - 13 Isolde Kurz, Aus meinem Jugendland. Tübingen o.J., S. 76.
  - 14 Heinrich Vierordt, Das Buch meines Lebens. Erinnerungen. Stuttgart o.J., S. 20. – An das „Rufen der Flößer“ auf dem Rhein erinnerte sich auch Carl J. Burckhardt (Erinnerungen an den Rhein. In: C.J.B., Begegnungen. Zürich o.J., S. 7–25; hier S. 9). Ganz anders dagegen die „seltsamen Wechselgesänge der Flößer“, die noch Nicolas Nabokov in Rußland hörte (Zwei rechte Schuhe im Gepäck. Erinnerungen eines russischen Weltbürgers. München/Zürich 1975, S. 52).
  - 15 Zit. n.: Ludwig Barth, Die Geschichte der Flößerei im Flußgebiet der oberen Kinzig. Ein Beitrag zur Geschichte der Schwarzwälder Schifferschaften. Karlsruhe 1895, S. 120.
  - 16 Hansjakob, Waldleute S. 204. – Daß die Flößerei z.B. die Einwohner von Rippoldsau zu einem „Schlag von kühnen, unternehmungslustigen und gelassenen Männern geprägt“ habe, schreibt Charles Lallemand (Die badischen Landleute. Trachten und Bräuche im Schwarzwald. Hrsg. von Wolfgang Kuhlmann. Lahr 1987, S. 20; vgl. insges. S. 19–22); vgl. auch die Belege bei: Hans-Walter Keweloh (Hrsg.), Flößerei in Deutschland. Stuttgart 1985, S. 148–151.
  - 17 Kraemer, a.a.O. S. 98. – Diese Stelle dient bei Keweloh (a.a.O. S. 116f.) als Beispiel für die angebliche Idealisierung des Flößers durch den Bürger; doch daran ist schon deshalb viel Falsches, weil Kraemer die alten Flößer selber befragt und somit aus ihrer eigenen Erfahrung geschöpft hat; dasselbe gilt übrigens für fast alle Autoren, die hier herangezogen wurden und noch werden: insbesondere für Hansjakob, Heitz, Beil und Mohr. Hansjakob verdankt einen Großteil seines Wissens den ausführlichen Antworten, die ihm ein gewisser Valentin Armbruster aus Wolfach auf seine vielen brieflichen Anfragen gab. Diese Briefe an Armbruster sind im Hofstettener Hansjakob-Archiv noch vollständig erhalten; der Verf. bedankt sich bei dessen Leiter, Herrn Manfred Hildenbrand, sehr herzlich dafür, daß er sie einsehen durfte.
  - 18 Vgl. bes.: S. Mohr, Die Flößerei auf dem Rhein. Mannheim 1897, S. 44–46. – Fotografien von Rheinflößen sind übrigens selten, finden sich aber ausnahmsweise in: Alfons Paquet, Der Rhein. Vision und Wirklichkeit. 2. Aufl. Düsseldorf 1941, o.S.

- 19 Zit. n. Barth, a.a.O. S. 52.
- 20 Hansjakob, Waldleute S. 202. – Vgl. auch Heitz, a.a.O. S. 131.
- 21 Mohr, a.a.O. S. 44.
- 22 Die Mainflößer erhielten – laut Tarifvertrag von 1927 – auf dem Einbindeplatz vier und auf der Fahrt fünf Liter Bier pro Tag (Keweloh, a.a.O. S. 106).
- 23 Otto Beil, Zur Geschichte der Kinzigflößerei. In: Mein Heimatland 1,2/1926, S. 108–119; hier S. 114.
- 24 Kraemer, a.a.O. S. 99.
- 25 Beil, a.a.O. S. 113. – Der Berufsstolz der Flößer kam auch in ihrer Tracht zum Ausdruck, die nicht nur aus den riesigen Rohrstiefeln, sondern auch aus ledernen oder samtnen Hosen, gestickten und geflochtenen Hosenträgern, silbernen Knöpfen und anderem Zierat bestand (für Kehl vgl. Heitz, a.a.O. S. 125f.; für Steinmauern und das Kinzigtal vgl. Kraemer, a.a.O. S. 91; die Flößertracht von Rippoldsau bei Lallemand, a.a.O. T. [6]). – Die hier dargebotenen, regional gebundenen Befunde werden insgesamt bestätigt durch diejenigen, die der legendäre Egon Erwin Kisch im Jahre 1910 in einer ganz anderen Gegend gewann: Floßfahrt. In: E.E.K., Aus Prager Gassen und Nächten / Prager Kinder / Die Abenteuer in Prag (= Gesammelte Werke Bd. II/1). Hrsg. von Bodo Uhse und Gisela Kisch. 3. Aufl. Berlin/Weimar 1980, S. 20–29.
- 26 Mohr, a.a.O. S. 43f.
- 27 Vgl. auch Keweloh, a.a.O. S. 9.
- 28 Vgl. Martin Ortmeier, Kohlenbrennen. Grafenau 1987, S. 11.



„’S Choris – Kinder sin halt immer kurz g’halte wore un streng.“

## Erinnerte Kindheit im Mittleren Schwarzwald 1900–1930

Dokumentation einer Ausstellung im  
Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof in Gutach

*Inge Jockers*

In der Art und Weise, wie Kinder aufwachsen, erzogen und beachtet werden, läßt sich viel über die Denk- und Lebensweise der jeweiligen Erwachsenenwelt erschließen. Um einen Zugang zum bäuerlichen und kleinbäuerlichen Leben zu gewinnen, bietet sich so eine Betrachtung der ländlichen Kindheit an.

Aus diesem Grund fiel mein Entschluß, eine Ausstellung über die bäuerliche Kindheit im Schwarzwälder Freilichtmuseum zu zeigen. Es erwies sich bald als schwierig, Objekte, schriftliche Quellen oder bildliche Dokumente zu diesem Thema zu finden. Meistens stammen Informationen darüber von Personen, die ländliche Kindheit mit verklärtem Blick idealisieren oder aus städtisch-bürgerlicher Sicht kritisierten. So entschied ich mich, die Darstellung auf den Zeitraum 1900 bis 1930 zu konzentrieren und hierzu Zeitzeugen zu befragen.

Die Vorgehensweise und Erfahrungen, die ich hierbei machte, sowie ein Überblick über die erhaltenen Ergebnisse werden im folgenden Bericht vorgestellt. Er könnte als Anregung für ähnliche Projekte dienen.

### *Mündliche Befragungen*

Die mündliche Befragung von Zeitzeugen eignet sich zur Erforschung der Geschichte derjenigen, deren Alltagsleben weder von ihnen selbst noch von anderen in irgendeiner Weise dokumentiert wurde. „Solche Durchschnittsgeschichten, Alltagserfahrungen und -gewohnheiten sind nur in den Köpfen dieser Erzähler aufgehoben und nur mit deren Hilfe rekonstruierbar.“<sup>1</sup>

Im Untertitel hieß die Ausstellung „Erinnerte Kindheit“. Damit wird darauf verwiesen, daß die dargebotenen Inhalte Ergebnisse subjektiver Erinnerungen sind und somit geprägt von dem jeweiligen Erzähler oder der Erzählerin und deren Erinnerungen. „Es gibt keine objektive Erinnerung.

Man kann sich nur an etwas erinnern, wenn man dem Erinnerten eine Bedeutung zumißt.“<sup>2</sup>

Die Erinnerung älterer Menschen sei nicht zuverlässig und erbringe keine historisch verwertbaren Daten, wird oft zu bedenken gegeben. Man sollte jedoch das Langzeitgedächtnis älterer Menschen nicht unterschätzen. Gerade die Erinnerung an individuelle Erlebnisgeschichten ist durchaus vorhanden. „Dabei ist ein Ergebnis der Gedächtnisforschung in unserem Zusammenhang bedeutend: daß nämlich das Langzeitgedächtnis Erinnerungen bereit hält, die im Kurzzeitgedächtnis nicht gespeichert sind.“<sup>3</sup>

Bei Interviews zur Alltags- und Lebensgeschichte geht es nicht um die Ermittlung exakter geschichtlicher Daten, die in schriftlichen Quellen festgehalten sind und dort jederzeit ausfindig gemacht werden können. Es geht dabei um die subjektive Alltagserfahrung von Zeitzeugen, die nur in den Gedächtnissen dieser Menschen vorhanden sind.

So geht es bei der Auswertung der Interviews nicht um die Unterscheidung zwischen richtig und falsch. Es wird vermieden, „die Aussagen der Befragten in rigider Verkürzung nur unter dem Gesichtspunkt „richtig“ oder „falsch“ zu sehen; sie (die Projekte) analysieren sie vielmehr als das, was sie in einem wesentlichen Maße auch sind: als Wiedergabe subjektiv erlebter und verarbeiteter Ereignisse und Prozesse.“<sup>4</sup>

Es wird nicht das vorhandene Wissen der InterviewpartnerInnen abgefragt, sondern sie geben als individuelle Persönlichkeiten Auskünfte über ihre eigenen Erlebnisse und Erinnerungen. „Wer seine Lebensgeschichte erzählt, hat das Privileg des „Zeugen“, ist allein berechtigt zu Darstellung und Beurteilung des Stoffes, hat das letzte Wort – eben weil er die Dinge selbst erlebt hat.“<sup>5</sup>

Die dabei gewonnenen Erkenntnisse sind als Ergänzung, sozusagen als fleischliche Hülle des Skeletts der Daten- und Faktengeschichte zu interpretieren.

Geht es darum, möglichst viele Datenbelege auf eine bestimmte Frage zu erhalten, bietet sich das standardisierte, geschlossene Interview an. Standardisierte Fragebögen mit normierten Fragen und Fragenabfolgen dienen beispielsweise dazu, herauszufinden, wieviel Prozent der Befragten wissen, wann der zweite Weltkrieg ausbrach. Offene Interviews dagegen sind sinnvoll, wenn es darum geht, zu zeigen, wie der Tag des Kriegsausbruches von den einzelnen Individuen erlebt wurde, wie sie davon erfuhren. Dabei spielt das genaue Datum nicht die ausschlaggebende Rolle.

Der Interviewer muß sich bewußt sein, welche Methode er anwendet und welche Ergebnisse auf diese Weise ermittelt werden können.

Welche verheerenden Folgen ein unsensibel geführtes Interview haben kann, bei dem der Interviewer sich nicht über seine Vorgehensweise Rechenschaft ablegte, erfuhr ich von einer Interviewpartnerin. Wie sie mir im nachhinein sagte, hatte sie regelrecht Angst vor meiner Befragung. Sie wurde einmal von einem Lehrer über ihr Leben befragt, der offensichtlich die Antworten im voraus wußte. Er belehrte sie immer wieder, daß ihre Erinnerungen falsch seien und sie sich gefälligst anstrengen sollte. Nach unserem ersten Interview fühlte sie sich als Mensch und Zeitzeugin respektiert und war zu weiteren Gesprächen bereit.

„Oral-History-Forschung heißt schlicht: auf alte Menschen zugehen, Gespräche führen, „Probanden“ finden und auswählen, Erinnerungen anregen, sich auf eine „Stufe“ stellen mit den alten Menschen, ihre Sprache und Sprechweise zu akzeptieren, sich in ihre Lebenssituation und Lebensgeschichte hineinversetzen, Gefühle, Hemmungen, Ängste ernst nehmen und auch Enttäuschungen ertragen können.“<sup>6</sup>

Offene Befragungen produzieren Erzählungen, Geschichten, die manchmal weit über das hinaus gehen, was ursprünglich im Interesse des Interviewers lag. Immer wieder muß auf das eigentliche Thema gelenkt werden, ohne die Gesprächspartner unhöflich zu unterbrechen und ihre für sie bedeutsamen Erzählzusammenhänge gedankenlos zu entwerten. Ihr Schweigen ist ebenfalls zu achten. „Die Achtung vor dem Privatleben der Erzähler verhindert die Gefahr, sie zu bloßen Forschungsobjekten oder seelenlosen Informationsträgern zu degradieren. Die Entscheidung über Erzählen oder Schweigen liegt unausgesprochen und selbstverständlich bei den Gesprächspartnern selbst.“<sup>7</sup>

Die Achtung vor der Rede der InterviewpartnerInnen hat nicht nur diese forschungsethische Seite, sondern auch eine methodische. Es ist möglich, daß der Zusammenhang, in dem Dinge ihre Bedeutung gewinnen, gar nicht der ist, den der Interviewleitfaden vorwegnimmt.

### *Vorgehensweise*

Über die Vorgehensweise bei mündlichen Geschichtsbefragungen durch offene Interviews können keine eindeutigen Anleitungen gegeben werden. „Es gibt offenbar kein Rezept für die Technik der Oral-History-Befragungen.“<sup>8</sup>

Bei meinen Befragungen stellte sich sehr schnell heraus, daß sich Erinnerung nicht fragebogenweise abwickeln läßt. Es entstanden Erinnerungsgespräche über das Thema Kindheit, die über das hinaus gingen, was ich ursprünglich als themenrelevant angesehen hatte.

Als nicht anwendbar erwiesen sich von vornherein standardisierte Fragebögen, die Punkt für Punkt abgehakt werden und nur auf eine lineare Antwort hin ausgerichtet sind. Als praktikabel erwies sich ein Leitfadenkatalog, der nicht auf nur eine Antwort abzielte, sondern Episoden und Geschichten, Abweichungen und Ausschweifungen zuließ. „Ein ‚Leitfaden‘ hält die Themen und Unterthemen fest, während die Formulierung und Reihung der Fragen situationsflexibel vom Interviewer in jedem Interview neu zu leisten ist.“<sup>9</sup>

Aus Literatur<sup>10</sup> und eigenen Alltagserfahrungen stellte ich Themenschwerpunkte zusammen, die mir für eine Darstellung der Kindheit relevant erschienen. Während der Interviews erweiterte sich meinen Themenkatalog, neue Aspekte wurden aufgenommen, die ich anders oder gar nicht gesehen hatte. Die Reihenfolge meiner Themenliste war während des Gesprächsverlaufs irrelevant. Je nach Erlebensweise assoziierten die InterviewpartnerInnen bei meinen Fragen andere oder weiterreichende Themen, oder sie sprachen Themen an, die ich erst später auf der Liste hatte. Jedes Gespräch verlief anders. Und nach jedem Gespräch veränderte sich mit meinem Kenntnisstand wahrscheinlich auch meine Frageweise. Der Vorteil der Vergleichbarkeit wie beim standardisierten Interview kann so nicht eingelöst werden. Dennoch sind die Ergebnisse einmalige Zeitdokumente, die in dieser Form nirgendwo erscheinen und kaum auf andere Weise ermittelt werden können. Umgekehrt gilt, daß die scheinbare Vergleichbarkeit standardisierter Interviews oft nur oberflächlich ist.

Von InterviewpartnerInnen fordert diese Vorgehensweise eine hohe Konzentration. Sie müssen immer wieder ihren Gedächtnisfluß auf das Erfragte umlenken, immer wieder neue Erinnerungen hervorholen zu immer neuen Themenbereichen, die dem Fragenden zwar logisch zusammenhängend vorkommen mögen, es aber für die Interviewten nicht zwangsläufig auch sein müssen. In der Alltagskommunikation sind wir es nicht gewohnt, auf zielgerichtete Fragen knapp und ebenso zielgerichtet zu antworten. Die InterviewpartnerInnen haben meist keine Erfahrungen mit dem Sprachduktus der wissenschaftlich orientierten Frageweise. Es kommt zu Mißverständnissen. Diese Umstände sind zu berücksichtigen.

Meine InterviewpartnerInnen lernte ich durch Museumsmitarbeiter ken-

nen, durch Vermittlung aus meinem Bekanntenkreis und später auch durch Empfehlungen von InterviewpartnerInnen. Ich nahm in der Regel telefonisch Kontakt mit den Personen auf und erklärte meine Absicht, eine Ausstellung zum Thema Kindheit zusammenzustellen, wobei ich ihre Mithilfe als Zeitzeugen erbat. Die meisten sahen ihr eigenes Erleben als nicht relevant für Museum und Wissenschaft an und bezweifelten ihre Kompetenz. Alle Befragten waren aber zu einem Gesprächstermin in der eigenen Wohnung bereit. Sicherlich spielte hierbei der Bekanntheitsgrad des Schwarzwälder Freilichtmuseums auch eine Rolle.

Die wissenschaftliche Aufrichtigkeit macht es meiner Meinung nach erforderlich, die InterviewpartnerInnen über den Zweck und die Vorgehensweise der offenen Interviews zu informieren. Sie sollten sich über ihre Rolle bewußt werden können und die Absichten des Interviewers erkennen. „Nicht nur Zwecke und Ziele des Interviews, sondern auch seine Spielregeln sind dem Befragten zu Beginn zu erläutern.“<sup>11</sup>

Offene Interviews sind nur sinnvoll auszuwerten, wenn sie auf Tonband aufgezeichnet werden. Bei meinem Besuch erklärte ich diese Notwendigkeit. Zum einen könne ich besser zuhören und mich auf unser Gespräch konzentrieren, wenn ich nicht gleichzeitig mitschreiben müßte. Zum anderen käme es mir darauf an, ihre genaue Aussage in der Ausstellung wiederzugeben. Denn auch in der Sprache und der Sprechweise dokumentiert sich das Erleben. Bis auf eine Person waren alle Angesprochenen damit einverstanden.

Ich verpflichtete mich, daß die Interviews streng vertraulich behandelt würden und nicht beliebig zugänglich sein werden. Die Anonymität der Personen wurde gewährleistet.

Ich befragte vierzehn Personen jeweils zwei bis drei Stunden. Ich verstehe das Ergebnis der Interviews als die subjektive Erlebnisweise dieser Personen verbunden mit meinen Themenauswahlkriterien. Damit ist eine exemplarische Gültigkeit gewährleistet.

### *Auswertung der Interviews*

Die Transkription der Interviews übernahm ich selbst. Bei einer geringen Anzahl von Interviews halte ich es für vorteilhaft, wenn die Interviewerin die Gespräche auch persönlich abschreibt. Zum einen erinnert man sich dabei an die Gesprächssituation, Mimik und Gestik der Personen und kann diese Tatsachen bei der Auswertung mitberücksichtigen. Zum anderen kam

es mir auf eine genaue Schreibweise der jeweiligen Dialekte an, da ich die Aussagen als Zitate verwenden wollte.

Während des Transkribierens verfestigte sich das anfängliche Grobkonzept meiner Ausstellung zum Feinkonzept. Die Verschriftung erfordert eine hohe Konzentration und bedeutet ein abermaliges Erleben der Interviews. Unter der Anspannung des Interviewvorgangs gehen manche Details verloren, die erst beim Abschreiben bewußt werden. Wird das Interview von einer dritten Person abgeschrieben und nur noch als Schriftdokument ausgewertet, gehen bedeutende Fakten unter.

Nach dem Transkribieren ordnete ich Einzelaussagen der InterviewpartnerInnen meinen thematischen Schwerpunkten zu. Aus diesen Aussagen entstanden die Struktur und die in Hochsprache formulierten zusammenfassenden Textpassagen der Ausstellungsstafeln. Die im Dialekt aufgeführten Zitate erschienen auf den Tafeln der Ausstellung in einem anderen Schriftbild, um so die Protokollhaftigkeit zu unterstreichen. Die Gewichtung der Themen kristallisierte sich heraus. Zu manchen fand ich aussagekräftigere Zitate, und diese nahmen entsprechend breitere Bereiche ein. Da ich einen Leitfaden zugrundegelegt hatte, hatte ich von allen Personen zu allen Themenbereichen Aussagen erhalten.

In einem zweiten Durchgang durch die Texte wählte ich aus der jeweiligen themenbezogenen Zitatengruppe die meiner Meinung nach aussagekräftigsten und typischsten aus. Dabei war auch die Verständlichkeit der aus dem Gesprächszusammenhang genommenen Sprachstücke wichtig. Ich veränderte an den Aussagen nichts, so daß auch die Grammatik der Sprecher authentisch blieb. Eine Übertragung der Sprachstücke in die Hochsprache oder lediglich eine Zusammenfassung der Aussagen hätte den Inhalt der Aussagen verfälscht.

Problematisch hierbei ist, daß tatsächlich die davor und danach gesprochenen Textpassagen wegfallen, daß meine Fragestellung entfällt und der Leser auf die Gewissenhaftigkeit meiner Vorgehensweise vertrauen muß. Durch die Garantie der Anonymität fallen weitere eigentliche bedeutsame Informationen weg. Genauere Herkunfts- und Besitzangaben hätten aber für Einheimische die Identifizierung ermöglicht.

Dennoch halte ich die Ergebnisse für aussagekräftig. In Gesprächen mit Ausstellungsbesuchern und Lesern der Broschüre wurde immer betont, daß ähnliche Erfahrungen gemacht wurden und die Aussagen stimmen würden. Auch in Vergleichen mit zeitgenössischer Literatur<sup>12</sup> ergaben sich Parallelen.

## *Die InterviewpartnerInnen*

Die befragten Personen stammen aus Gutach, Kirnbach, Hausach-Hauserbach, Hausach-Einbach, Schapbach. Sie wurden zwischen 1902 und 1921 geboren. Es waren zwei ehemalige Tagelöhnerkinder dabei. Die übrigen Personen stammen von kleinen bis mittelgroßen Bauernhöfen und wuchsen mit vier bis elf weiteren Geschwistern auf.

Die Abkürzungen bedeuten:

F = Frau, M = Mann, BK = Bauernkind, TK = Tagelöhnerkind.

## *Bäuerliche und kleinbäuerliche Kindheit*

Die ländliche Kindheit war – wie das Leben der traditionellen Bauernfamilien in jener Zeit überhaupt – geprägt von Entbehrung, Arbeit, Strenge, Gehorsam und Pflichterfüllung. Hintangestellt wurden individuelle Bedürfnisse und Ansprüche sowie körperliche Rücksichtnahmen.

In dieser Welt war für ein kindgerechtes Heranwachsen in unserem heutigen Verständnis kein Platz und keine Zeit. Es gab keine gesonderte Kinderwelt mit Kindermöbeln, Kinderspielzeug, Kinderkleidung, Kinderbüchern. Für die Kinder gab es keinen gesonderten Raum, in dem sie spielen oder ihre Spielzeuge aufbewahren konnten. In der bäuerlichen und kleinbäuerlichen Kindheit nimmt der Bereich der Kinderarbeit einen großen Raum ein, wohingegen Kindermöbel, Kinderbücher und Spielzeuge nahezu fehlen.

„Die Einstellung einer Gesellschaft zu ihren Kindern läßt sich in besonderem Maße an den Gebrauchsgegenständen erkennen, die sie ihnen zugeht.“<sup>13</sup>

„Die Spielwelt des Landkindes ist etwas ganz anderes als die des Stadtkindes. In ihr gibt es sehr wenig künstliches Spielzeug, aber um so mehr natürliche Spieldinge.“<sup>14</sup>

Es war nur das vorhanden, was benötigt wurde. Die Kleidung und Schuhe wurden bis zum Verschleiß aufgetragen. Spielzeuge gab es kaum. Das wenige, was vorhanden war, wurde meist selbst gefertigt. Im Freien spielten die Kinder mit dem, was die Natur ihnen bot: Hölzer, Blumen, Nüsse, Tannenzapfen. Kindermöbel gab es kaum, außer der Wiege, die von einer Generation auf die andere vererbt wurde. Die Korbkinderwagen (Chaise)



*Bauernfamilie um 1930*

*Foto: Stadtarchiv Haslach*

wurden nach dem Gebrauch zum Lastentransport verwendet. Kleinere Arbeitsgeräte für Kinder sind selten. Sie plagten sich mit den großen Hacken, Rechen und Gabeln.

Fotografien aus dem Alltagsleben der Kinder sind selten. Auch Familienfeste wie Nikolaus, Weihnachten und Ostern wurden nicht fotografiert. Der Fotograf hätte bestellt und bezahlt werden müssen. Fotografiert wurden öffentliche und bedeutende Ereignisse: Kommunion und Konfirmation. Der Fotograf kam auch in die Schule, um Gruppenjahrgangsbilder aufzunehmen.

Beim Erzählen aus der Erinnerung wurde die Härte der Kindheit nachvollziehbar, die damals ausgestandene Angst wurde spürbar, die Unerbittlichkeit des arbeitsreichen, strengen Alltags entstand vor den Augen.

„*Es isch vorbei, un des isch guet so*“, lautete die Antwort einer Frau, die als Bauernkind aufwuchs. „*Ha do kenne sie heut nacht nimmi schlofe wege mir*“, sagte eine andere Frau, ebenfalls eine Bauerntochter, als sie mir von ihrer Kindheit erzählte.



Aber auch die Freude wurde spürbar, die die Kinder beim sonntäglichen Spiel und beim Schlittensfahren im Winter erlebten. Daß es eine ganz andere Zeit war, in der sie aufwuchsen, und daß ihnen die heutige Zeit fremd und unverständlich erscheint, darin waren sich fast alle einig.

### *Die Natur*

Der Umgang mit Natur und Tierwelt im bäuerlichen Alltag bedeutete harte Anstrengung, um das tägliche Essen zu sichern und das Erleben der Abhängigkeit von den Naturgewalten. Die Kinder lernten die Natur vorrangig unter dem Gesichtspunkt der Zweckgebundenheit für die spätere Arbeit kennen und schätzen. Dieses Wissen hatte für sie existentielle Bedeutung.

„Außerdem müssen wir bedenken, daß die Beziehungen des Landkindes zur Natur – und das ist sehr wichtig – tatsächlich lebenswichtig sind und auch als solche mehr oder weniger deutlich empfunden werden.“<sup>15</sup>

„Hajo, des het mer friehj glehrt, des het mer gnau gwißt: Des isch e Birk oder des isch e Erle, sell isch e Fiecht un des isch e Tann. Des het mer als Kind scho gwißt.“ (M, BK)

### *Das Kleinkind*

Der bäuerliche Alltag ließ keine Zeit, um sich um die Kleinkinder liebevoll zu kümmern. Die Erwachsenen mußten ihrer Arbeit nachgehen, um für den täglichen Lebensunterhalt zu sorgen. „Schon die äußere Pflege des Kleinkindes in der bäuerlichen Hausgemeinschaft läßt sehr oft zu wünschen übrig. Bei der großen Überhäufung der Mutter mit Arbeit ist es ihr bei dem besten Willen nicht immer möglich, sich genügend um das Kind zu kümmern.“<sup>16</sup> Die Kleinkinder wurden mit auf das Feld genommen, wo sie rumkrabbeln konnten oder sie lagen in ihrem Kinderwagen (Chäsen), meist sich selbst überlassen.

„Do het de Wind uf de Matt d'Kinderschäes mitgnumme. Un die hen gheit. Un no isch die Kinderschäes umkeit un isch in de Grabe nie. Un wenn sie do net, do wär des Kind verstickt.“ (F, BK)

Bis ins 20. Jahrhundert wurden die kleinen Kinder gefätscht. Sie wurden mit einer Stoffbinde, der Fätsche, vom Hals bis zu den Füßen eingebunden und waren somit bewegungsunfähig. Eine Frau beschreibt den Vorgang des Fätschens.

„Also des isch s'Kind. Un die Fätsch het mer zerscht so rum. D'Ärmle hen miese an de Körper nah. Un dann isch obe oegfonge wore. Ganz käp obe am Hals.“ (F, TK)

Soweit es möglich war, wurden ältere Geschwister oder Kinder aus armen Familien, die selbst noch Kinder waren, mit der Obhut der Kleinkinder be-  
traut. Jedes Kindermädchen wußte aus der Erinnerung eine Geschichte zu  
erzählen, wie es mit der Aufsicht über die Kleinkinder oft überfordert war.

„Schon dreijährige Kinder kann man sehen, die sich mit ihren Geschwi-  
sterchen abmühen.“



*Bauernkinder um 1920, 2 Jungen in Röckchen Foto: privat*

So wuchsen die Kleinen auf, ohne große Beachtung mit der allernotwendigsten Betreuung. „*Des het mer nit so gnau gnumme wie hit.*“ (F, BK)

Zeit zum Erzählen von Geschichten und Märchen hatten die Erwachsenen nicht. Wenn etwas erzählt wurde, so waren es Geschichten aus der Vergangenheit und Erläuterungen zu Verwandtschaftsverhältnissen, manchmal auch Gespenstergeschichten.

### *Arbeit und Erziehung*

Damit der Arbeitsalltag geregelt und ohne Störung verlief, mußte jedes Mitglied der traditionellen bäuerlichen Familie seine Pflicht selbständig erfüllen. In dieses Umfeld wuchsen die Kinder hinein.

„*Sie hen ein brucht zuem Schaffe. S'isch net ondersch gonge. Mer het jo alles mit de Hond gmocht.*“ (F, BK)

„Zum Land gehört die Arbeit, und das Landkind nimmt sie auch als etwas Selbstverständliches hin, ja, es drängt sich danach.“

Die Erziehung war hart und streng. Die Interviewten sprachen alle von einer rauhen Zeit des Heranwachsens. Gehorsam und Unterwerfung waren die obersten Tugenden, Pflichterfüllung eine Selbstverständlichkeit. So sparsam mit Lob umgegangen wurde, so großzügig wurden Tadel und Schläge verteilt. Die Kinder durften nicht merken, daß die Eltern sie gern haben, erklärte eine Frau.

„*Also friehjer het's als gheiße, die Kinder derfe net merke vun de Eldere, daß sie se gern hen.*“ (F, BK)

Nur mit Schlägen und Strenge glaubte man die Kinder zu ordentlichen Menschen zu erziehen.

„*Die hen halt gmeint, wenn sie se streng erziehe, git's rehti Lit.*“ (F, BK)

Später mußten sie Verantwortung für Haus und Hof oder zumindest für die eigene Familie übernehmen und hart arbeiten.

„*Selli wo net schaffe glehrt hen, het's halt gheiße, selli lehre's au nit.*“

Dies war die Devise der Erziehung.

Der Respekt vor den Eltern war groß. Widerreden wurden nicht geduldet.

„*Vun wege im e Eldereteil e Widerred, oha, sell het sich keins erlaubt.*“



*Bauernkinder um 1920.*

*Im Vordergrund 2 Jungen mit Rökkchen*

*Foto: privat*

Es war üblich, die Eltern mit „Ihr“ anzureden. Auch darin drückt sich die Unvertrautheit in der Familie aus.

*„Du hen mer net derfe sage, immer Ihr. Du, des hen die net duldet. De Vadder het emol zue mir gsait, er het mit mir net Sau ghietet.“ (M, BK)*

Gegenseitige nachbarliche Kontrolle tat ein übriges. Man wollte nicht in der Öffentlichkeit das Versagen der eigenen Erziehung eingestehen müssen und verstärkte vorbeugend die Strenge gegenüber den Kindern.

*„Ha, sie hen halt immer Ongst ghoe, mir sin net brav wie ondri Kinder.“ (F, TK)*



*Hüttekinder um 1930*

*Foto: Museum (Prechtal)*

Waren die Kinder zur körperlichen Arbeit fähig, wurden sie schrittweise in den Arbeitsalltag der Erwachsenen eingegliedert. Sie bekamen ihren Fähigkeiten gemäß Aufgaben zugeteilt, die sie täglich erfüllen mußten. Im Haus und Hof hieß das Stall putzen, Kühe füttern, Holz in die Küche tragen, einfach mithelfen, wo man gebraucht wurde.

*„Du hesch also glei, wenn du laufe hesch kenne, hesch du en Arbeit kriegt.“ (F, TK)*

*„Ich moin, mer isch so longsom niegschlitteret, net. Des het oim nix ausgmocht. Mer het halt denkt, hajo, des mueß si.“ (F, BK)*

Kinder aus kinderreichen und armen Familien wurden zum Arbeiten von zu Hause weggegeben und auf einen Hof ‚verstellt‘. Die Kinder mußten zum Teil sehr hart arbeiten.

*„Die Baure hen sich richtig versündigt an den Kleine ihre Kinder. Mer hot gnueg z’esse ghet, zwar karg. Aber doch hosch schaffe miesse wie so en Dackel.“ (F, TK)*

*„Mit nien Jahr bin ich jo fortkumme, zuem Bur. Un do het mer halt miesse Sau hiete, Holz trage, Welle trage, Erdepffel wesche, Kinsmagd si.“ (F, TK)*

Hüten war eine Hauptbeschäftigung der Kinder. Da die Viehherden auf ungezäunte Weideflächen kamen, mußten die Kinder dafür sorgen, daß sie nicht das Gras der Heuwiesen zertraten oder auf die bestellten Felder gingen. Hüten war anstrengend und langweilig zugleich.

*„Langweilig war’s. Un wenn’s heiß war, dann im Sommer, do sin die Viecher verdloffe vor de Bremme. Do hab I hinte noch brielt. Un im Spotjohr het’s mi gfre.“*

*„Ich hab sie net mege, d’Geiße. Ha die ware doch so schnaigig biem Hiete. Hajo, het mer immer miesse extra springe wege dene. Die hen doch koi Loche kennt, die sin immer geh schnaige gonge.“ (F, TK)*

Beim Pflügen mußten die Kinder die Zugtiere führen.

*„Biem Ackerpfliege hem mer miesse Roß fiehre. Des han I als am ungerschte gmocht. Ha, des isch langweilig. Vielmol, wenn mer se net recht gfiehrt het, isch mer abdunneret wore.“ (M, BK)*

In der Heu- und Getreideernte war die Arbeitskraft der Kinder unentbehrlich. Bei der Kartoffelernte im Herbst waren sie auch dabei.

*„Biem Heuet, uf de Matte, net, s’Gras umdrehe, reche, was halt so agfalle isch an Erbet.“ (M, BK)*

*„Jo, in de Erntezeit hem mer miesse s’Garbebond lege. Un in de obere Klasse hem mir au miesse Garbe trage. Aber net schleife, trage.“ (M, BK)*

### *Die Schule*

Daß die Kinder sozusagen nebenher auch noch die Schule besuchen mußten, scheint schier unglaublich. Um die Arbeitskraft der Kinder für den elterlichen oder bäuerlichen Betrieb zur Verfügung zu haben, war die Schulzeit so geregelt, daß die älteren Kinder im Sommer nachmittags Unterricht hatten, wenn es meist zu heiß zum Hüten war. Am Morgen hüteten sie, mittags gingen sie müde in die Schule, und abends hüteten sie nochmals die Tiere. Diese Einrichtung hieß Hirtenschule.

*„Vormiddag Vieh hiete, Nomedag in d’Schuel. Un wem mer heim kumme isch vun de Schuel, um vieri, finfi rum, no het mer widder miesse Vieh hiete.“ (M, BK)*

Hausaufgaben wurden abends am Stubentisch erledigt, umringt und abge-

lenkt von der ganzen Gemeinschaft, oder die Kinder lernten beim Hüten Gesangsbuchverse und Gedichte auswendig.

*„Do het mer am Disch miesse lehre un nebe dra sin die andere ghockt un hen Krach gmacht. No het mer dert na ghorchet un wo mer in d’Schuel kumme isch, het mer nix kenne.“* (M, BK)

*„Mer het manchmol miesse s’Gsangbuech oder e Buech halt, wo mer drin lehre het miesse, mitgnumme in Wald, zuem Hiete un het, neben em Hiete het mer miesse lehre.“* (F, BK)

Die Schulferien richteten sich nach den landwirtschaftlichen Arbeitshöhepunkten.

*„Wenn halt d’Erbet war, do hen sie au die Ferie gmocht.“* (F, BK)

Viele Kinder hatten einen langen Schulweg. Sie waren bis zu einer Stunde zu Fuß unterwegs. Im Winter stapften sie durch hohen Schnee.

*„Un wenn’s Schnee ghoe het. Do isch als de Rock oegfrore, vor luder Schnee.“* (F, BK)

In der Schule erlebten die Kinder oft dieselbe Härte wie zu Hause. Sie waren Pendler zwischen zwei Welten. Zu Hause zu körperlicher Arbeit getrieben in einer wortkargen Welt des Dialekts, die allem Neuen skeptisch gegenüberstand. In der Schule zum konzentrierten Stillsitzen gezwungen, zum Lesen, Schreiben, Rechnen, Auswendiglernen.

*„In diesen ganzen Interessenkreis der ländlichen Familie paßt nun die Schule mit ihren neuen, ganz andersartigen Gedanken gar nicht hinein, und somit findet diese Kultureinrichtung in weiten ländlichen Kreisen eine Ablehnung. Wohl muß das Kind lesen, schreiben und rechnen lernen, denn das wird für die Wirtschaft gebraucht, aber alles andere dient nur dazu, das Kind seiner Hauptbeschäftigung im Hause zu entziehen.“<sup>19</sup>*

Zu Hause wird das neuerworbene Wissen nur bedingt anerkannt.

*„Lese un schriebe, jo des muß mer kenne, het de Vader als gsait. Aber uswendig lehre, des isch unnötig. Des vergißt mer widder. Wege dem het mer Biecher.“*

Sie sollten hochdeutsch sprechen und sich zu abstrakten Sachverhalten äußern, was ihrem Alltag vollkommen fremd war.

*„Es soll in der für unsere Kultur üblichen abstrakten Art Sätze bilden und sprechen lernen, während es bisher in so einfacher gegenständlicher Art*

sprach und dachte.“<sup>20</sup>

Die Lehrer bestrafte körperlich hart nach Schulverordnungen. Die Vergehen werden den Kindern oft nicht einsichtig. Aufgrund langer Schulwege, oft über eine Stunde zu Fuß, war das Zuspätkommen fast unausweichlich. Dafür gab es Schläge. Zu müde von der Arbeit zu Hause, fehlte es an Aufmerksamkeit, was wiederum Schläge bedeutete. Die Hausaufgaben waren nicht gemacht, weil zu Hause die Zeit fehlte, wieder gab es Schläge. Die Kinder schauten zum Fenster hinaus, wenn ein Fuhrwerk vorbeifuhr, wie das zu Hause üblich ist. Man muß wissen, wer da fährt. Wieder gibt es Schläge.

*„Ho, Datze un uf de Hinteren un mit em Stock iebere Buckel, un wo's grad na gongen isch.“*

*„Manchmol wege nix. Wem mer mol gschwätzt het oder irgend ebbis gmacht het, oder d'Husufgab net kenne het, no het's halt immer Priegel gebe.“ (M, BK)*

Für die Kinder aus Tagelöhnerfamilien war die Schulzeit oft noch härter, und ihre Benotung fiel schlechter aus. Die Lehrer waren schlecht bezahlt und nahmen gern von Bauern Naturalien an.

*„Ha sell het's gai. Die wo gschmiert hen halt. Un no het's gheiße, die kriegen besseri Note.“ (F, BK)*

*„Die sin no angewiese gwese, daß ihne die Bauretöchter un Bauresöhne was brocht hen. Un mir Kleini konnte des halt net. No hen die immer besseri Note kriegt.“ (F, TK)*

Die Erwachsenen beklagen sich über die fehlende Arbeitskraft der Kinder. Da die Kinder später auf dem Hof bleiben sollten, war eine Bildung nicht erforderlich. Sie lernten durch Mitarbeiten und Zusehen, was sie hierfür brauchten. So standen die Kinder oft im Konflikt zwischen dem Gehorsam ihrer Eltern gegenüber und der Angst vor der Strafe in der Schule.

### *Das Spiel*

Bei dieser Beanspruchung der Kinder verwundert es nicht, wenn die Erwachsenen heute in der Erinnerung ganz erstaunt schauen, wenn sie nach Spielen aus ihrer Kindheit gefragt werden. Die Natur bot den Kindern alles, was das Herz begehrt, aber sie hatten keine Zeit zum Spielen.





*Ausstellungseinheit „Spiel“*

Fangen und Versteckenspielen ums Haus herum, „Räuberlis und Kriegerles“ im nahen Wald, am Sonntagnachmittag bekamen die Kinder die Zeit und Erlaubnis dazu. Aus der Nachbarschaft trafen sie sich zum gemeinsamen Spiel. Unbeaufsichtigt konnten sie ihren Spielen nachgehen. Sie genossen diese Freiheit. Aber unter der Woche hatten die Kinder ihre Arbeitspflichten zu erfüllen. Da es ihren Kameraden genauso erging, erschien ihnen die tägliche Arbeit als selbstverständlich.

*„Nai, am Werktag het mer net spiele derfe, het mer schaffe miesse.“*

Spielen und Nichtstun galten als verwerflich, als Zeitvergeudung und Faulheit.

*„So wird der Fleiß zur bäuerlichen Haupttugend, Faulheit zum größten Laster.“<sup>21</sup>*

Fast scheint es, als hätten die Erwachsenen noch in ihrer Erinnerung das Spielverbot so lebendig vor Augen, daß sie sich erst allmählich an Spiele erinnern können. Die Frage nach Spielzeugen wird heftig verneint. Das habe es nicht gegeben, diesen Überfluß wie heute. Man habe keinerlei Spielsachen besessen.

*„Spielsache hem mir koini ghoe. Mir hen halt glie droe miesse mit em Schaffe.“ (F, BK)*

Doch dann tauchen doch einige in der Erinnerung auf: Kreisel und Murmeln bekamen sie schon mal geschenkt.

„Do het mer mit Klucker bohlet.“ (M, BK) „Donzknopf hen mir gsait, Donzknopf spiele. Un e Haselstecke un eweng e Schnur droe.“ (F, BK)  
„Mir hen au Seilhopsis gmocht. Aber net mit em e Seil. Do het's am Bach her so Wiede ghet. Un die hen sich biege gloßt.“ (F, BK)

Gab es einmal einen gekauften Baukasten, so war das etwas ganz besonderes. Er wurde sorgfältig aufbewahrt, keine Klötzchen gingen verloren, nach 70 Jahren ist er noch komplett. Eine Schaukel hatten sie auch, und ein kleines Leiterwägelchen baute der Vater für sie selbst zusammen.

„E Baukaschte hem mer ghoe. So e Baukaschte mit Kletzli. Der isch jetzt bereits 70 Jahr alt un s'fehlt no kei Kletzli.“ (F, BK)

„So e Leiterwägeli hem mer emol ghoe, sell weiß I no. Des hem mer mol oins kriegt. Wo mer het kenne ziege un eins niesitze.“ (F, BK)

Aus einem Stück Weide wurde eine Pfeife geschnitzt, ein Stück Eschenholz mit zwei Ästchen links und rechts wurde zur Puppe. Mit Scherben wurde Kochen gespielt.

„Ha, mir hen halt au pupplet. Vun Escheholz het uns d'Mueder e Pupp gmacht.“ (F, TK)

Die Kinder lernten, ihre Spielsachen in der Natur und der Umgebung zu suchen. Dabei empfinden sie das, was Pädagogen damals schon als phantasiefördernd und kreativ beurteilten, als Entbehrung und als Zeichen der Armut.

„Mer het keini Spielzeug ghoe wie hiet. Die het mer alli selber miesse moche.“ (F, BK)

Sie spielten, wie alle Kinder, was sie bei den Erwachsenen sahen. Das Rütibrennen beispielsweise faszinierte und reizte zum Nachspielen.

„Hen als des gmocht, was d'Eldere gmocht hen: Ritti brennt un so Zeig halt. Des hen die abguckt, no hen sie's gmocht, net.“ (F, BK)

Das ganze Arbeitsleben der Erwachsenen spielte sich vor ihren Augen ab. Sie waren von klein auf dabei gewesen, so wird verständlich, wie sie vom Spiel in die Arbeit hineinwuchsen.

„Das Landkind ist umgeben von arbeitenden Menschen. Es sieht und erfährt, wie die Arbeit geschätzt wird und will auch arbeiten.“<sup>22</sup>

*„D’Eldere hen’s vorgmocht un mer het halt miesse mitmoche. S’isch einem Kind gonge wie im ondere.“ (F, BK)*

Sie drängten zu Beginn danach, an der ernsthaften Arbeit der Erwachsenen teilzunehmen. Erst wenn die Arbeit in ihrer Eintönigkeit und Dauer erlebt wurde, beginnt das, was die Erwachsenen als langweilig und hart erinnern.

An die Winterzeit, mit Schnee und Eis, erinnern sich alle gern. Die Kinder gingen Schlittenfahren und rutschten auf dem Eis. Viele besaßen schon Schlittschuhe. Schnee und Eis hatten einen hohen Spielwert für die Kinder.

*„Un wenn’s halt emol kalt gsi isch un richtig Schnee ghet het, sin mer halt als mol verdloffte un si geh Schlittfahre gonge.“*

Daß dabei ärmere Kinder manchmal benachteiligt waren, weil die Mutter aus Angst vor Verletzungen und den damit verbundenen Arztkosten das Schlittenfahren verbot, blieb bis heute in Erinnerung der Erwachsenen.

*„Mir hen doch net derfe Schlitte fahre. D’Mueder het Angst ghoe, mir breche ebbis un miesse de Dokter hole. Un mir hen doch kei Geld ghoe.“ (F, TK)*

Schlitten zimmerte der Vater selbst. Beim Rutschen oder Schlittschuhlaufen mit den holzbesohlenen, nägelbeschlagenen Schuhen mußten die Kinder aufpassen, daß kein Nagel herausfiel oder die Schuhe beschädigt wurden.

*„Aber glitteret in de Wassergräbe, des hem mer gmocht. Aber wehe, wenn am Obend e Nagel gfehlt het. Ha, do het sie jede Obend d’Schueh kontrolliert.“ (F, TK)*

Überhaupt lernten die Kinder mit allen Dingen sorgfältig umzugehen. Die Eltern achteten unter Strafandrohung darauf, daß nichts leichtfertig kaputt gemacht wurde. Da die meisten Gebrauchsgegenstände selbst gefertigt waren oder zumindest in Handarbeit hergestellt wurden, und die darauf verwendete Mühe erlebt wurde und sichtbar war, wird diese Haltung verständlich. Es gab keinerlei Überfluß, es war gerade das vorhanden, was zum Leben notwendig war. Darauf mußte geachtet werden.

### *Die Kleidung*

Das trifft auch auf die Kleidung zu. Die Kinder besaßen nur das Notwendigste: Kleider für den Alltag, für die Schule und für die Sonn- und Feiertage.

„Kleider hem mer Schuelkleider ghet un Sonntagskleider un Wertigkleider.“ (M, BK)

Die Sonntagskleider wurden nur zum Kirchgang getragen. Ab 9–10 Jahren trugen die Kinder Tracht. Die Schulkleidung mußte beim Nachhausekommen sofort ausgezogen werden, um sie zu schonen, und damit sie beim Arbeiten nicht schmutzig und abgenutzt wurde. Nur im öffentlichen Raum wurde auf ordentliche Kleidung geachtet.

„Ha no het mer sich miesse ondersch oeziege. Die eldere Kleider, daß mer am ondere Dag widder suferi ghoe het in d'Schuel.“ (F, BK)



Erstkommunion um 1930

Foto: Stadtarchiv Haslach

Zur Arbeit trugen die Kinder die alten Kleider auf. Die Schürze über dem Rock fehlte bei den Mädchen nie, weder feiertags noch werktags. Daß die kleinen Geschwister die Kleider der Großen auftrugen, war selbstverständlich.

*„Un wenn no kleinere Gschwister do ware, die hen immer miesse vun de gressere Kleider nochtrage. Do isch nix weggschmisse wore.“ (M, BK)*

Mit den Schuhen verhielt es sich genauso. Die Kinder besaßen meist nur ein, höchstens zwei Paar Schuhe. Waren die Ledersohlen heruntergelaufen, wurde das Oberleder säuberlich abgetrennt und eine Holzsohle vom Schuhmacher daran genagelt. Mit Nägeln versehen hielt diese Sohle lange. Trotzdem wurde gemahnt:

*„Lupfe eure Fieß, stolpere wider alli Nägel rus.“ (F, TK)*

Schuhe durften nur solange als unbedingt nötig getragen werden. Vom Frühjahr bis zum Herbst mußten die Kinder barfuß gehen. Daß es da noch manchmal kalt war, daran erinnern sich viele.

*„Ja, mir sin viel barfuß glaufe. Wenn's emol warm woren isch: Ja, jetz kenne ner d'Schueh dehoim loh.“ (F, BK)*

Auch die Qual beim Gehen auf den mit Steinen aufgeschütteten Wegen ist noch in Erinnerung. Oft bluteten die Füße und schmerzten. Doch wehleidig durften die Kinder nicht sein. Kleinere und größere Wunden wurden mit Hausmittel behandelt. Man salbte mit einer Mischung aus ausgelassener Butter (Anken) und Kräutern oder mit dem bewährten Heilmittel Schnaps. Der Arzt wurde nur in äußersten Notfällen zu Rate gezogen.

*„Oh Gott, do war kei Stroß geteeret. Mir hen die Zehe immer offe ghet, vum Stolpere.“ (F, TK)*

### *Krankheit*

Man war gewohnt, für sich selbst zu sorgen. Ärzte gab es noch nicht an allen Orten, und sie kosteten Geld. Medikamente aus der Apotheke oder vom Arzt selbst gemischt, waren ebenfalls mit einer Geldausgabe verbunden. So verließ man sich auf alte Hausmittel. Die Kinder litten vor allem sehr unter Zahnschmerzen. Gab es einen Zahnarzt am Ort, so kannte der als Abhilfe nur das Ziehen der Zähne.

Sogar der Friseur zog noch Zähne, wie sich eine Frau erinnerte. Der Rat

der Eltern konnte aber auch lauten, einen Faden um den Zahn zu binden, das andere Ende an den Türgriff und dann die Türe zuzuschlagen.

*„Krank were het mer net derfe. Mer isch natierli au mol krank wore. Mer het emol s’Zahnweh gha oder s’Halsweh. Aber des isch mit Hausmittel gheilt wore. Do isch mer net zuem Dokter.“ (M, BK)*

*„S’Zahnweh han I als viel ghoe in de Klein Schuel. Do het’s als gheiße, moch e Fade an de Zoehn un schlag Dier zue.“ (F, BK)*

In den Schlafkammern der Kinder standen oft mehrere Betten. Auch schiefen zwei Kinder in einem Bett. Im Winter war es in den ungeheizten Kammern eiskalt.

*„Do sin manchmol e Woch long sin d’Fensterschiebe net ufgefrore. Oh, do war’s als kalt. Aber mir sin halt under Decke nunder gschlupft. Hen enonder warm gai.“ (M, BK)*

### *Kinderfreude und Kinderleid*

Die Kinder lernten hart gegen sich selbst zu werden. Sie wurden nicht verhätschelt und nicht bedauert.

*„Mir sin ebe roh ufzoge wore, allgemein.“ (M, BK)*

Sie wuchsen in Angst vor Strafe und Strenge auf und erfuhren wenig Liebe und Nachsicht. Dabei war meistens der Vater der strengere Elternteil. Er gab Anordnungen und erwartete Gehorsam. Eine Annäherung an den Vater wurde durch Angst vor Autorität verhindert. Die Mutter war meist diejenige, die ausgleichend wirkte und an die die Kinder sich mit ihren Bitten und Wünschen wendeten.

*„An d’Mueder hat mer sich schon ran getraut. Aber an de Vader net, het mer sich net in e Gspräch vermischt. Einfach war des e hartes Zusammensein.“ (F, BK)*

So wuchsen eingeschüchterte Kinder heran, die wenig Selbstvertrauen entwickelt hatten. „Eine Folge der autoritativen Erziehung ist die Unselbständigkeit des Bauernkinds und sein Mangel an Selbstgefühl und Selbstvertrauen.“<sup>23</sup>

Zu große Strenge führt zur Notlüge und zu kleinen Befreiungsversuchen mit schlechtem Gewissen. So wußten die Kinder schon sich ihre kleinen Freiheiten zu nehmen. Sie gingen zum Nachbarn, um außer Sichtweite zu

sein, wenn sie eine ungeliebte Arbeit erwartete. Bei der Rückkehr erwartete sie die Bestrafung. Sie leugneten ihre Vergehen und verschwiegen Mißgeschicke, da sie nie mit Verständnis rechnen konnten.

*„Wen mer halt mol ebbis gmocht het, wo mer net het solle, no het mer halt gsait, I han's net gmacht.“*

Anlaß zur Freude hatten die Kinder selten. Am Nikolaustag und an Ostern gab es kleine Geschenke und gutes Essen. Darauf freuten sich die Kinder.

*„Do het mer sich gfreit uf de Nikolaus un uf de Oschterdag. Des sin so Däg gsi, wo mer sich gfreit het druf. Un sunscht het mer jo net direkt e Freid ghet.“ (F, BK)*

Geburtstage zu feiern war nicht gebräuchlich. Es gab keine Geschenke. Eine besondere Art des Geburtstagsgrußes war das ‚Würgen‘.

*„Am Geburtstag het mer nix kriegt. Des isch halt so e Dag gsi, wie jeder andere au.“ (M, BK)*

*„Do het mer sie gwirgt, gwirgt het mer sie, wenn se Geburtsda gho hen. Des isch s'oinzig, was es gai het. Daß mer's no gwißt het.“ (F, BK)*

Elard Hugo Meyer weist auf diesen Brauch hin. „Bezeichnend für den Süden und die Mitte des Landes ist das altertümliche ‚Würgen‘. Das Geburtstags- oder Namenstagskind wird von seinen Kamerden mit den Händen um den Hals gefaßt.“<sup>24</sup>

In der Erinnerung erscheint die Kindheit oftmals verklärt, und die erfahrene Härte wird im nachhinein gerechtfertigt.

*„Aber mer isch dankbar. Mer kann nie im Herrgott gnue donke, daß mer so streng ufgwachse isch. Da mer uf em grade Weg bliebe isch.“ (F, TK)*

Doch die Härte der Kindertage bleibt auch im Gedächtnis.

*„Recht un schlecht. S'isch guet gonge un s'isch au monchmol eim liederig gonge.“ (F, BK)*

*„Ha, s'war manchmol schon e bissele zu hart. War manchmol scho zue hart. Sell isch wohr, jetz kriege's d'Kinder doch leichter.“ (F, BK)*

(Die Texte der Ausstellung sind als Broschüre erhältlich.)

## Anmerkungen

- 1 Susanne Mutschler, Ländliche Kindheit in Lebenserinnerungen. Familien- und Kinderleben in einem württembergischen Arbeiterbauernhof an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Tübingen 1985, S. 27.
- 2 Daniel Bertaux und Isabelle Bertaux-Wiame, Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis. In: Lutz Niethammer (Hrsg.). Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt 1985, S. 151.
- 3 Lothar Steinbach, Lebenslauf, Sozialisation und „erinnerte Geschichte“. In: Lutz Niethammer 1985, a.a.O., S. 393.
- 4 Lutz Niethammer. Über Forschungstrends unter Verwendung diachroner Interviews in der Bundesrepublik. In: Ders. 1985, a.a.O., S. 474.
- 5 Werner Fuchs, Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Opladen 1984, S. 57.
- 6 Lothar Steinbach, a.a.O., S. 431/432.
- 7 Susanne Mutschler, a.a.O., S. 17.
- 8 Susanne Mutschler, a.a.O., S. 33.
- 9 Klaus F. Geiger, Probleme des biografischen Interviews. In: Rolf Wilh. Brednich, Hannjost Lixfeld, Dietz-Rüdiger Moser, Lutz Röhrich (Hrsg.). Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkswissenschaftlichen Forschung. Vorträge der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg i.Br. Vom 16. bis 18. März 1981. Freiburg i.Br. 1982.
- 10 Siehe Literaturverzeichnis Kindheit.
- 11 Klaus F. Geiger, a.a.O., S. 163.
- 12 Vgl. Paul Bode, Hans Fuchs, Psychologie des Landkinds auf geisteswissenschaftlicher Grundlage. Halle o.J. (1925). Johann Friedrich Dietz. Das Dorf als Erziehungsgemeinde, Weimar 1927.  
Vgl. auch Dieter Kauß, Das bäuerliche Leben im Kinzig- und Wolfstal bei Heinrich Hansjakob. In: Heinrich Hansjakob (1837–1916), Schriftsteller, Politiker, Seelsorger. Ausstellungskatalog. Rastatt 1993, S. 255–280.
- 13 Ingeborg Weber-Kellermann, Die Kindheit. Kleidung und Wohnen. Arbeit und Spiel. Eine Kulturgeschichte. Frankfurt 1979, S. 47.
- 14 Johann Friedrich Dietz, Das Dorf als Erziehungsgemeinde. Weimar 1927, S. 80.
- 15 Paul Bode, Hans Fuchs, Psychologie des Landkinds auf geisteswissenschaftlicher Grundlage. Halle o.J. (1925), S. 95.
- 16 Johann Friedrich Dietz, a.a.O., S. 21.
- 17 Ders. S. 21.
- 18 Paul Bode, Hans Fuchs, a.a.O., S. 68.
- 19 Dies. S. 75.
- 20 Dies. S. 166.
- 21 Johann Friedrich Dietz, a.a.O., S. 56.
- 22 Ders. S. 82.
- 23 Ders. S. 25.
- 24 Elard Hugo Meyer, Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert. Reprint der Ausgabe von 1900. Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg. Bd. 8. Stuttgart 1984, S. 106.
- 25 S'Choris – Kinder sin halt immer kurz g'halte wore un streng.“ Erinnerte Kindheit im Mittleren Schwarzwald 1900–1930. Sonderausstellung im Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ vom 27. März bis 19. Juni 1994.



## Literatur

### Kindheit

- Philippe Ariés, Geschichte der Kindheit. München/Wien 1977. 4. Aufl.
- Hans Boesch, Kinderleben in der deutschen Vergangenheit, Leipzig 1900. Reprint Düsseldorf/Köln 1979.
- Paul Bode, Hans Fuchs, Psychologie des Landkindes. Halle 1925.
- Johann Friedrich Dietz, Das Dorf als Erziehungsgemeinde. Weimar 1927.
- Erna M. Johansen, Betrogene Kinder. Eine Sozialgeschichte der Kindheit. Frankfurt a.M. 1978.
- Lloyd de Mause, Hört ihr nicht die Kinder weinen? Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit. Frankfurt a.M. 1977.
- Susanne Mutschler, Ländliche Kindheit in Lebenserinnerungen. Familien- und Kinderleben in einem württembergischen Arbeiterbauerdorf an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. (Diss.) Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V. Tübingen 1985.
- „S Choris – Kinder sin halt immer kurz g’halte wore un streng.“ Erinnerte Kindheit im Mittleren Schwarzwald 1900–1930. Broschüre zur Sonderausstellung im Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ vom 27. März bis 19. Juni 1994.
- Ingeborg Weber-Kellermann, Die Kindheit. Kleidung und Wohnen. Arbeit und Spiel. Eine Kulturgeschichte. Frankfurt 1979.
- Karl Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1909.
- Maria Wimmer, Die Kindheit auf dem Lande. Reinbek bei Hamburg 1978.

### Befragungen

- Peter Atteslander, Methoden der empirischen Sozialforschung. Berlin, New York 1985 (5. Aufl.).
- Daniel Bertaux und Isabelle Bertaux-Wiame, Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis. In: Lutz Niethammer 1985, a.a.O.
- Rolf Wilh. Brednich, Hannjost Lixfeld, Dietz-Rüdiger Moser, Lutz Röhrich (Hrsg.). Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Vorträge der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg i.Br. Vom 16. bis 18. März 1981. Freiburg i.Br. 1982.
- Klaus F. Geiger, Probleme des biographischen Interviews. In: Rolf Wilh. Brednich, Hannjost Lixfeld, Dietz-Rüdiger Moser, Lutz Röhrich (Hrsg.). 1981, a.a.O.
- Lutz Niethammer (Hrsg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt 1985.
- Lutz Niethammer, Über Forschungstrends unter Verwendung diachroner Interviews in der Bundesrepublik. In: Ders. 1985, a.a.O.
- Lothar Steinbach, Lebenslauf, Sozialisation und „erinnerte Geschichte“. In: Lutz Niethammer 1985, a.a.O.

# Offenburger Graduale des 14./15. Jahrhunderts in der Stiftsbibliothek des Benediktinerklosters Engelberg (Schweiz) entdeckt

*Martin Ruch*

Das Benediktinerstift Engelberg (gegr. 1120) im schweizerischen Kanton Unterwalden-Obwalden, etwa 50 km von Luzern und hoch in den Bergen gelegen, besitzt eine bedeutende Bibliothek. Darin untergebracht ist auch eine Sammlung von Handschriften seit dem Mittelalter.

Diese Sammlung beginnt mit einem Codex, der im Katalog sämtlicher Handschriften der Stiftsbibliothek folgendermaßen beschrieben wird<sup>1</sup>:

„Graduale cum notis musicis, continens Proprium de tempore, de Sanctis, Ordinarium missae et Sequentias“. Also: Der große Foliant beinhaltet zunächst ein Graduale mit Noten, eine seit dem 12. Jh. übliche Bezeichnung für das liturgische Buch mit den Gesängen der Messe (*Liber gradualis*). Proprium ist jener Teil darin, der die Formulare enthält, die an gewissen Tagen oder Festen gebetet oder gesungen werden. Es gibt die Gesänge für die Sonntage (*Proprium de tempore*) und die Gesänge für die besonderen Heiligenfeste (*Proprium de sanctis*).

381 großformatige, beidseits beschriebene Pergamentblätter (50 × 36 cm) sind zwischen zwei mit geprägtem Leder bezogenen Holzdeckeln zusammengebunden. Auf fast jeder Seite sind mehrere Buchstabeninitialien zu sehen, viele davon zusätzlich verziert mit grotesken Männergesichtern, bei denen besonders gewaltige Bärte oder skuril nach unten oder oben verbogene Nasen den Betrachter faszinieren und erheitern. Eine schon auf den ersten Blick originelle Malschule stellt sich hier vor.

Der Codex trägt in der Stiftsbibliothek die Nr. 1 aus einem pragmatischen Grund: er ist der größte der Engelberger Sammlung und wird deswegen schon immer besonders verwahrt, nämlich unten im Bücherschrank, wo für ihn am meisten Platz ist. Von dort aus beginnt die Zählung nach oben.

Die wichtigste und wertvollste Handschrift ist das Graduale für Engelberg übrigens nicht (da besetzen die einzigartigen Bücher der Engelberger Malschule aus dem Hochmittelalter den ersten Platz mit ihrer unverwechselbaren künstlerischen Handschrift), wohl aber nun für Offenburg, für dessen frühe Stadt- und Religionsgeschichte der Fund dieses Codex von Bedeutung sein dürfte. Denn:



*Pater Benedikt Gottwald*  
*Foto: StA OG Bestand 9 Gottwald*



*Ex libris Bibliothek Ober-  
bürgermeister Gottwald, ca. 1810*  
*Foto: StA OG Bestand 9 Gottwald*

Die oben zitierte lateinische Beschreibung des Codex stammt vom damaligen Stiftsbibliothekar Pater Benedikt Gottwald, der 1891 den umfassenden Katalog der Engelberger Handschriften zusammenstellte.

Dieser Pater Benedikt (1845–1908) war ein gebürtiger Offenburger. Er hieß bürgerlich Ludwig Ernst Gottwald, bevor er seinen Mönchsamen Benedikt erhielt. Er war ein Großneffe von Alban Stolz (über die Mutter Maria, geb. Stolz) und auch mit Viktor von Scheffel verwandt (über die Großmutter, eine geborene von Scheffel). Schon als junger Mann war Pater Benedikt nach Engelberg gekommen, damals zur Kur in das noch junge touristische Zentrum auf 1000 m Höhe. 1866 trat er als Konventuale in das Stift ein, 1869 wurde er Priester, Professor an der Stiftsschule. 1874 übernahm er für die nun folgenden 19 Jahre die Betreuung der bedeutenden Engelberger Stiftsbibliothek. „Nichts entging da seiner Sorge, das kleinste, winzigste Büchlein sowenig, wie das große monumentale Werk. (...) Seine Schoßkinder waren die Handschriften und Wiegendrucke, die Inkunabeln der Stiftsbibliothek“<sup>2</sup>. 1894–99 war er als Prior in der jungen amerikanischen Tochtergründung der Engelberger Benediktiner tätig, in „Mount Angel“, Oregon.

Durch Gottwald und mit ihm (so kann wohl mit Sicherheit angenommen werden) kam dieser Codex nach Engelberg. Ob er aus Familienbesitz der Gottwald stammte oder aus der Offenburger Humanistenbibliothek der Pfarrkirche, die Pater Benedikt 1880 für die Engelberger Stiftsbibliothek

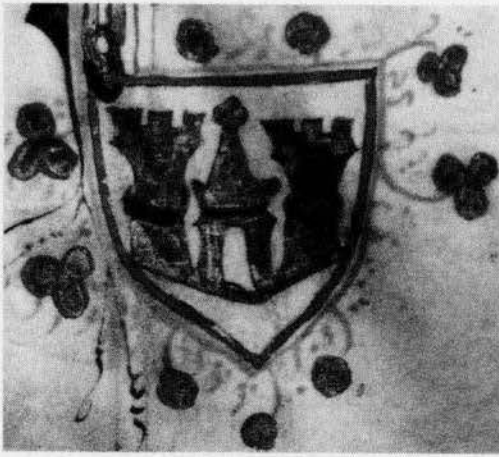
erwarb<sup>3</sup>, ist noch nicht geklärt. Nachweisen läßt sich die Handschrift aber in jenem Katalog der Humanistenbibliothek nicht, der eigens für den Verkauf nach Engelberg angelegt wurde. Auch wird sie nicht erwähnt im Pfarrarchiv Hl. Kreuz<sup>4</sup>, wo der Codex als wertvoller Kirchenbesitz doch irgendwann hätte auftauchen müssen.

Die kostbare Handschrift könnte durchaus aus dem Familienerbe stammen: schon ein Blick in die Nachlaßakten des einstigen Oberbürgermeisters Joseph Gottwald (Pater Benedikt war dessen Enkel) zeigt einen Reichtum an wertvollsten Kunstobjekten in Familienbesitz. Eine ganze Bibliothek (leider nur summarisch verzeichnet), einige „Rubensbilder“, viele Gold- und Silberwaren sind dort aufgeführt. Die Bibliothek ging wiederum geschlossen an den Sohn Alexander Gottwald über, Pater Benedikts Vater. Denn auch in den Nachlaßakten Alexanders (gest. 1852) ist diese „Bibliothek“ im „Bibliothekenzimmer“ des großen Hauses an der Hauptstraße (neben: „verschiedene alte Münzen, alte Gemälde, 5 Oelgemälde, 5 verschiedene Figuren, 1 Tafel mit Goldrahm, 2 Oelgemälde, 1 alabasterne Figur, etc.“) wieder geschlossen aufgeführt<sup>5</sup>.

Mehr an Grundsätzlichem als den oben zitierten Text hat Pater Benedikt aber bei der Beschreibung des Codex nicht angegeben. Und das ist merkwürdig. Denn zu deutlich sind doch zwei Stadtwappen links unten und rechts oben im ersten Blatt plaziert, ausgehend von einer großen, einleitenden Initialie mit Dämonenfratze, als daß man sie, und erst recht dieser bibliographisch hochgebildete Mann, hätte übersehen können: Es ist zweimal das Wappen der Stadt Offenburg, Pater Benedikts Heimatstadt, das wir in dieser Form zur Zeit der Niederschrift des Codex auf Siegeln oft nachweisen können, etwa schon im Stadtsiegel von 1284<sup>6</sup>.

Und: wie um keinen Zweifel auftauchen zu lassen, ist die Herkunft sogar zusätzlich angegeben: fett in gotischen Lettern, gelb ausgemalt, allerdings etwas in die Länge gezogen, somit nicht ganz leicht auf den ersten Blick zu lesen, steht auf dem ersten Blatt der Handschrift: Offenburg. Der derzeitige Stiftsarchivar, Pater Urban Hodel, der den Schriftzug „Offenburg“ als erster entzifferte, hat die Provenienz deshalb inzwischen im Katalog vermerkt.

Warum ist dieser bedeutende Hinweis nicht von Pater Benedikt in den Katalog aufgenommen worden? Vielleicht wohl, weil Pater Benedikt diesen Codex schon so lange kannte, daß ihm die Tatsache, daß die Handschrift aus Offenburg stammte, längst eine Selbstverständlichkeit geworden war, nicht einmal eine Erwähnung mehr wert war? Oder hatte er den Hinweis übersehen? Letzteres ist die wohl am wenigsten wahrscheinliche Erklärung. Bei einem profunden Handschriftenkenner wie ihm ist mit „Über-



*Codex 1, Handschriftensammlung, Stiftsbibliothek Engelberg Fotos: Verfasser*



*Stadtsiegel 1284 Foto: StA OG*

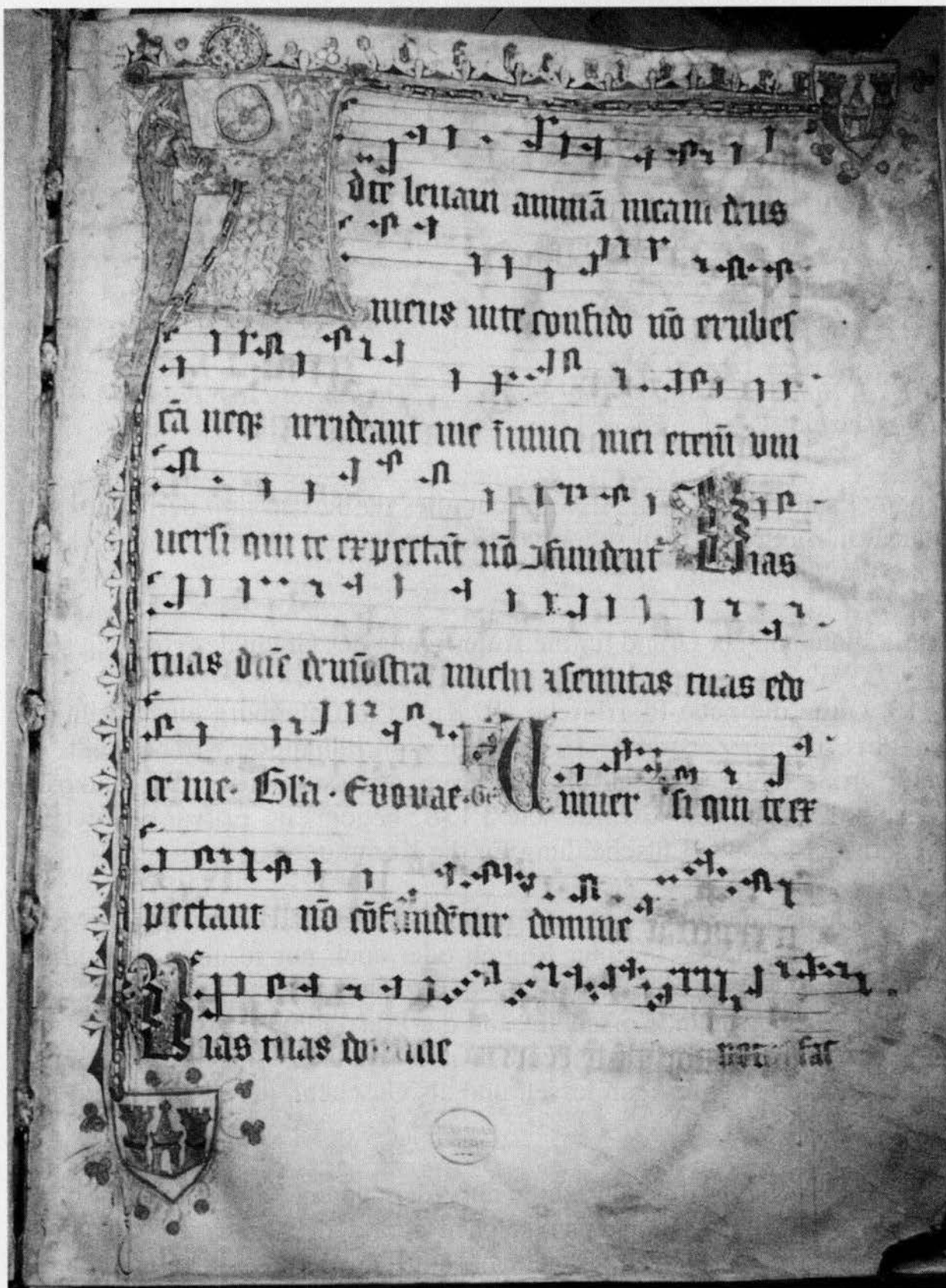
sehen“ kaum zu rechnen. Also spricht alles dafür, daß ihm der Codex vertraut war, vielleicht eben schon von Kindesbeinen, aus der Bibliothek von Vater und Großvater.

Was könnte nun der Grund für die Anfertigung des Graduales gewesen sein?

1415 wurde die neue Pfarrkirche Hl. Kreuz in Offenburg eingeweiht, die dann bis zu ihrer Zerstörung 1689 stand. Zum Bau dieser Kirche mußte die Stadt große Opfer bringen, über mehrere Ablässe wurden die Baukosten gedeckt. Der Bau selbst wurde schon 1387 begonnen<sup>7</sup>. Er war eine wichtige, schwerwiegende Entscheidung für die Kommune.

Ein Graduale beinhaltet, wie gesagt, die Gesänge, die während der Messe über das Jahr hinweg in einer Region oder auch nur in einer bestimmten Kirche gesungen werden. Wenn auf dem ersten Blatt zweimal das Stadtwappen jener Gemeinde erscheint, die die Pfarrkirche letztlich erstellt und finanziert hat, so kann das eigentlich nur bedeuten, daß diese Gemeinde das Graduale hat anfertigen lassen und als Geschenk der neugebauten Kirche übergeben hat.

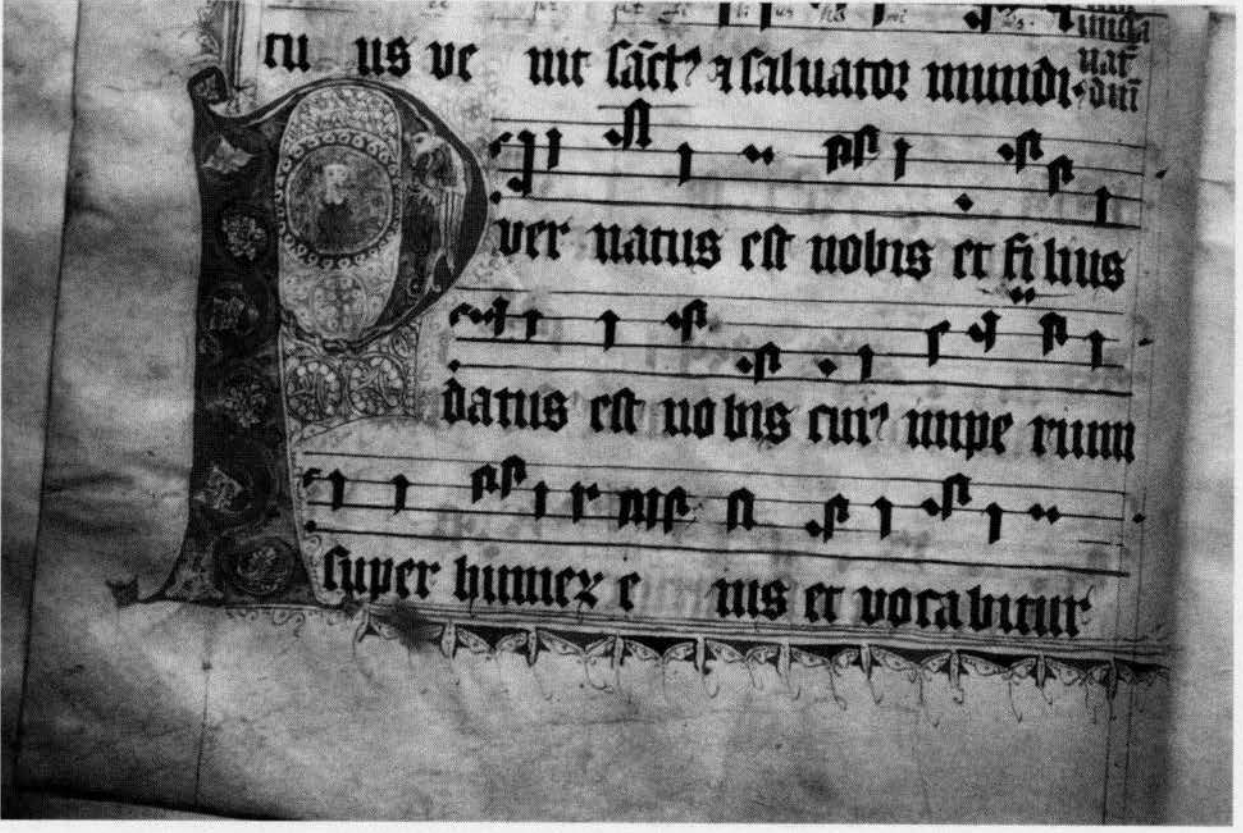
In Offenburg gab es in jenen Jahren außerdem genug Klöster, genug Schreiber, die für die Fertigung einer solchen Handschrift in Frage gekommen wären. Ob sie allerdings auch geübt genug gewesen waren? Kann aus der sehr speziellen Physiognomie der gezeichneten Gesichter auf die Existenz einer Offenburger Malschule geschlossen werden? Aufgrund der manchmal etwas naiv anmutenden Gestalten auf eine eher ländliche, einfache Maltradition? Finden sich vergleichbare Handschriftenmalereien im Umfeld Offenburgs, in Straßburger Bibliotheken, Klöstern oder Kirchen? Hier sind nun die Spezialisten für spätmittelalterliche Handschriften gefragt.

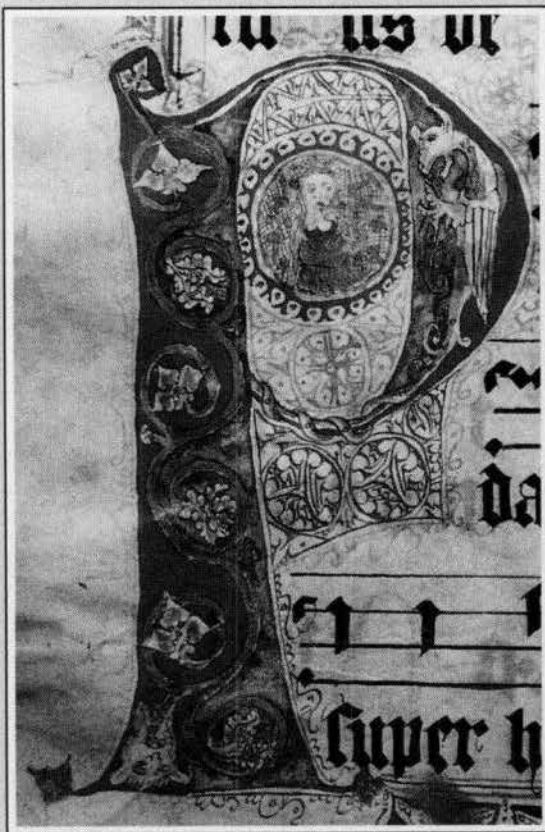


Titelblatt Codex 1: Prachtinitialie mit Dämonenfratze und Phantasiegestalten; aus dem Dämonenmaul windet sich eine Gliederkette nach links unten und an der oberen Randleiste entlang nach rechts: jeweils am Ende ist das Offenburger Stadtwappen montiert. Obere Randleiste in gotischen Lettern, blattvergoldet: Offenburg



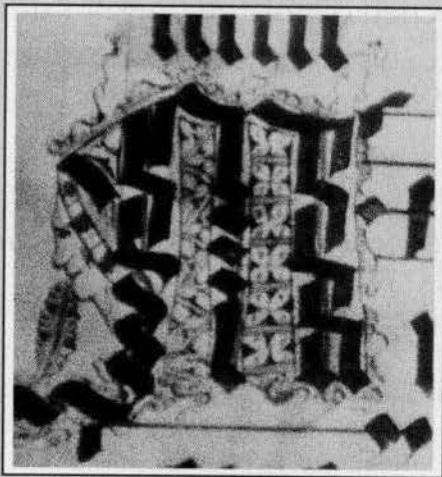
Codex 1, aufgeschlagen, links Beginn des Weihnachtsintrotitus: Puer natus est nobis





3 Prachtinitialien





*Verschiedene Satzinitialien mit phantastischen Darstellungen*

Der Codex wäre übrigens nicht das einzige kostbare Geschenk der Gemeinde oder ihrer Bürger an die Pfarrkirche Hl. Kreuz gewesen. Als die Kirche 1689 abbrannte und man den Schaden bezifferte und aufnotierte, stellte sich heraus, wie kunst- und wertvoll der Kirchenschatz ausgestattet gewesen war: „Item der Kirchenornat, so in kostbaren Meßgewändern, Zierraten und andern Kostbarkeiten bestanden, ist nit zu schätzen, massen solches unschätzbar.“<sup>8</sup> Die Bürger der Stadt, die Patrizier und Zünfte dürften hier wie anderswo sehr stiftungsfreudig gewesen sein. Noch heute zeugen einzelne Dinge im Besitz der Pfarrei von jenem Reichtum, etwa ein silbernes Vortragekreuz von 1515 der Schongauer-Familie, ein romanischer Bronzekrug, drei gotische Glasfenster, ein steinernes Kruzifix von 1521, liturgisches Gerät, etc.

Das dem wiedergefundenen Graduale angeschlossene „Proprium de Sanctis“, also die Gesänge zu den Festtagen bestimmter Heiliger, wird sicher noch von Bedeutung sein, denn über die dort genannten Namen kann erschlossen werden, ob es sich tatsächlich um ein Buch für die Offenburger Pfarrkirche gehandelt hat. Deren besonders verehrte Heilige, das typische „Heiligenprofil“ der Hl.-Kreuz-Kirche, müßten nämlich dort rekonstruierbar sein. An dieser Stelle kann eine solche detaillierte Untersuchung jedoch nicht geleistet werden. Mein Beitrag ist als Fundbericht zu verstehen, der den Fundort nennt und eine erste Hypothese aufstellt.

### *Nachtrag*

Der benediktinischen Großzügigkeit und Freundlichkeit von Stiftsarchivar Pater Urban Hodel und Stiftsbibliothekar Pater Sigisbert Beck habe ich alles zu verdanken: den Hinweis auf den Codex, den Fund, die ungestörte Lektüre der kostbaren Handschrift, die Möglichkeit zu fotografieren – und beste Unterkunft und Betreuung! Herzlichen Dank an dieser Stelle den Mönchen von Angelus Montanus, wie Kloster Engelberg seit seiner Gründung 1120 (in etwa also zeitgleich mit Offenburg!) heißt.

### Anmerkungen

- 1 Catalogus Codicum Manu Scriptorum qui asservantur in Bibl. Monasterii O.S.B. Engelbergensis. Edidit P. Benedictus Gottwald O.S.B. 1891
- 2 Pater Heß, Ignaz: Worte der Erinnerung bei der Leichenfeier, 25.2.1908. StA OG Bestand 9 Gottwald
- 3 vgl. Ruch, Martin: Die Humanistenbibliothek aus Offenburg. In: Die Ortenau 1991, S. 501–507
- 4 Depositum im StA OG
- 5 StA OG 4 / 3174
- 6 abgebildet bei: Hillenbrand, Eugen, Unser Fryheit und alt Harkommen. Offenburg 1990, S. 25
- 7 Kähni, Otto: Geschichte einer Reichsstadt. Offenburg 1951, S. 83
- 8 Kähni, s. o., S. 84

# Das Werk des Meisters des Lautenbacher Hochaltars, die Dürer-Werkstatt und die Kunst am Oberrhein

*Jeanne Peipers*

Zusammenfassung der Dissertation Frau Peipers: „Le peintre du maître-autel de Lautenbach, l'atelier de Durer et l'art du Rhin Supérieur“, Paris, Berlin, Frankfurt a. Main 1996.

Am Ende einer langen Forschung besteht das Rätsel immer noch fort: Der Meister des Lautenbacher Hochaltars, der in seiner Kunst eine Vorliebe für die Diskretion zeigt, entzieht sich unserem Versuch, ihn namentlich zu identifizieren, so wie die Prämonstratenser Chorherren von Allerheiligen, Auftraggeber des Malers, auch im Schatten ihres dunklen, felsigen von Wildwasser durchflossenen Tals verblieben.

Die bisherige Forschung hat manche neue und geniale Züge dieser vornehmen Künstlerpersönlichkeit<sup>1</sup> – die lange fälschlich mit dem jungen Baldung<sup>2</sup>, Grünewald<sup>3</sup> und Dürer<sup>4</sup>, nach der jeweiligen Mode, identifiziert wurde – ans Licht gebracht und zu Kenntnissen über die Kunst am Oberrhein und in Straßburg vor der Reformation beigetragen.

Durch unsere Arbeit ließ sich sein Werk bereichern, indem es gelang, unbeachtete, einst im Besitz bedeutender Kunstsammler des 16. und 17. Jahrhunderts befindliche Bilder aus ihrer Anonymität zu verhelfen und sie unserem Maler zuzuschreiben:

- *Die Madonna dem Kind eine Erdbeere reichend* (Taf. 3), ein dem Lautenbacher Hochaltar zeitgenössisches Werk (Slg. Basilius Amerbach, 1553–1591, Kunstmuseum Basel), das der Basler Humanist, Drucker und Verleger Johannes Amerbach (um 1454–1513) in Auftrag gegeben haben soll<sup>5</sup>.
- *Das Bildnis eines Mannes in seinem 72. Jahr* (*Johannes Amerbach?*), 1513 datiert, aus der Sammlung des berühmten Basler Professors der Jurisprudenz Remigius Faesch (1595–1665) stammend, heute im Kunstmuseum Basel<sup>6</sup>.
- Ein glücklicher Zufall wollte, daß Pfarrer L. Bäuerle von Nesselried eine *Heilige Sippe* (um 1523–1525) (Taf. 4) zum Marienjahr 1988 an die Öffentlichkeit brachte und daß sich dieses Bild dem Oeuvre unseres Malers einfügen läßt<sup>7</sup>. Es wurde möglich, die wahrscheinlichen Auftraggeber dieser Predella (oder Epitaph) als Anton oder Hans Friedrich Wiedergrün von Staufenberg, zwei aus der Linie der Zähringer und Grafen von Fürstenberg stammende Brüder, zu identifizieren.

Der späteren Forschung verbleibt, das verlorene Gegenstück des *Bostoner Flügels* (Hlg. Georg, Michael, Johann Baptist, um 1510–1512) wiederzufinden, das die Hll. Dorothea, Apolonia und Agathe darstellt und sich früher zusammen mit dem *Bostoner Flügel*, Ikone eines der Ritterromantik huldigendem Künstlerkreises um den Münchner Bildhauer Ludwig Schwanthaler (1802–1848) befand. Das verlorene Gegenstück des *Bostoner Flügels* ist also nicht, wie Ernst BUCHNER<sup>8</sup> meinte, der *Flügel von Freiburg–Unzhurst* (Taf. 7, 8), den er in einer Anmerkung ohne Kommentar, jedoch mit Recht dem Lautenbacher Maler zuschrieb. Diese Zuschreibung konnte ausführlich bestätigt und der Flügel auf sechs bis acht Jahre später datiert werden. In der Tat sind die dargestellten Heiligen auf den Flügeln des *Müllenheimer Flügelaltars* (1514) ähnlich gekleidet wie die heiligen Frauen des *Flügels von Freiburg–Unzhurst* (Taf. 7), die allerdings monumentaler wirken. Um 1518 gemalt wie der *Hl. Michael* (Taf. 8), also zur Zeit des Wiederaufbaus der Unzhurster Kirche, entstanden sie im Auftrag des örtlichen Adligen Egenolf Friedrich Röder von Diersburg und seiner Ehefrau Salome von Müllenhein-Hildebrand, vor Egenolfs Bekehrung zum militanten Protestantismus 1523. Neben diesen letzten, von E. BUCHNER nur genannten Werken wurde es möglich, die folgenden Zuschreibungen in unserer vertieften Studie zu bestätigen: den *Lautenbacher Hochaltar* (Taf. 1, 2, 12), den *Hochhausener Hochaltar* (Taf. 6), den *Müllenheimer Flügelaltar* (1514 datiert) (Abb. 4), den *Schmerzensaltar* (1523) (Taf. 9), beschrieben in der Pater HARDT'schen Chronik von 1759 aus dem Lautenbacher Pfarrarchiv.

Dagegen sollte der 1521 datierte rechte Seitenaltar der Lautenbacher Kirche aus dem Corpus des Lautenbacher Malers ausgeschlossen werden.

Zur Zeit wären dem Lautenbacher Maler etwa 30 Bilder zuzuschreiben. Sie verteilen sich auf vier Flügelaltäre, drei von ihnen aus Wallfahrtskirchen und der vierte, der *Müllenheimer Flügelaltar* (Abb. 4), als Fragment überliefert, sowie drei vereinzelt Tafeln verlorener Flügelaltäre – eine möglicherweise noch auffindbar.

In baldigen Veröffentlichungen der Verfasserin sollen gesondert folgende erstmalige Zuschreibungen an den Meister des Lautenbacher Hochaltars behandelt werden: die Entwürfe zu den Glasmalereien der Kapelle der Grasersgasse in Nürnberg (Taf. 13), die von Propst Sixtus Tucher einem „unbekannten Schüler Dürers in Auftrag gegeben und um 1504–1505 gestaltet worden sind“<sup>9</sup>, ein Datum, das als Zeitpunkt unmittelbar vor der Entstehung der Madonnen aus Basel (Abb. 3) und Lautenbach gelten soll, denn beide sind mit der Madonna der Glasmalereien identisch. Eine dem *Schmerzensaltar* (Taf. 9) verwandte Maltechnik läßt als Werk des Lauten-

bacher Meisters ferner das *Bildnis eines jungen Mannes (Anton Neupauer?)* aus der früheren Paul-Praun-Sammlung (1548–1616), heute Privatsammlung IKH Margaret, Prinzessin von Hessen und bei Rhein, vermuten. Wie auf dem Amerbachporträt steht der Dargestellte unmittelbar vor einer Landschaft. Die Dürer- und Cranach-Spezialisten<sup>10</sup> nehmen für dieses Gemälde jeweils einen der beiden Großen in Anspruch, ohne sich einigen zu können. *Christus in der Kelter*, aus der St. Gumbertuskirche Ansbach<sup>11</sup>, der bis heute immer anderen den Entwurf Dürers ausführenden Schülern zugeschrieben wurde, läßt – über die Gemeinsamkeit der symbolischen Perspektive hinaus – so wesentliche stilistische Ähnlichkeiten mit dem Werk des Lautenbacher Malers zur Zeit seines *Hochhausener Altars* (Taf. 6) (1512–1514), aber auch des *Schmerzensaltars*, also doch um 1523, und der *Nesselrieder Predella* erkennen, daß dieses Bild auch von unserem Maler sein könnte.

Die Einzelstudien der 30 Hauptwerke, vor allem im Falle der *Heimsuchung* von Lautenbach (Taf. 2), des *Schmerzensmanns* von Hochhausen, der *Kreuzigung des Müllenheimer Hochaltars* (Abb. 4), des *Bostoner Flügels* (Taf. 5), haben deren jeweilige ikonographische Originalität gezeigt, ebenso aber auch eine Vielzahl übereinstimmender stilistischer Merkmale ergeben.

Dabei konnte ein Großteil der Bilder in deren kirchlichem, manchmal noch ursprünglichem Umfeld (etwa in Lautenbach und Hochhausen) analysiert, in Zusammenhang mit den Wallfahrtsriten gebracht oder auch hier und da ein Werk mit einem verlorenen, jedoch aus der Überlieferung bekannten Flügelaltar ähnlicher Art verglichen werden. Um das Gesamtwerk in sein soziales Umfeld zu stellen, bedurfte es der Archivforschung über die Auftraggeber. Die langwierige Suche in Kirchen-, Adels-, Stadt- und Landesarchiven hat leider verhältnismäßig wenig zur Identifizierung des Künstlers erbracht, jedoch dazu genötigt, anders als bisher zu datieren: *Lautenbacher Hochaltar* (1506/07–1511), *Hochhausener Hochaltar* (1512–1514).

Auch neue Datierungen haben sich ergeben für die bislang unbeachtet gebliebenen Werke: *Maria dem Kind eine Erdbeere reichend* (um 1506) (Taf. 3), *Bostoner Flügel* (1511–1512) (Taf. 5), *Flügel von Freiburg* (früher in der Pfarrkirche von Unzhurst) (um 1518) (Taf. 7, 8), *Nesselrieder Predella* (1523–1525) (Taf. 4).

Unsere relativ frühen Datierungen erklären sich – ganz abgesehen von stilistischen Ähnlichkeiten mit den Glasmalereien der Tucherkapelle s.o. 1504/05 – besonders durch einen Archivfund und durch die Identifizierung des Petrus Burkardi, des Propstes des Prämonstratenserklosters Allerheiligen von 1492 bis 1514 auf der Tafel der *Geburt Mariens* (Taf. 2). Dieser

Fund erlaubt, in ihm jenen zu erkennen, der den *Lautenbacher Hochaltar* „fassen und vergolden“ ließ<sup>12</sup>. Damit könnte man einen um 1501 erfolgten Verkauf auf Rentenbasis verbinden<sup>13</sup>, der eine sehr hohe Summe Geldes (200 Gulden) erbrachte und den zukünftigen Honorierungen eines Malers – seien sie renten- oder ratenweise vorgenommen worden – gedient haben mochte. Das Wappen des Johannes Magistri, Propst von 1477–1492 und Auftraggeber des geschnitzten Mittelteiles des Flügelaltars, 1488 in dem Achsenfenster des Lautenbacher Chors abgebildet, befindet sich zu Füßen von Petrus Burkardi<sup>14</sup>. Es liegt ein ähnlicher Fall vor wie beim Schongauerischen *Orlieraltar* (1465–1470). Magistri mag testamentarisch einen finanziellen Beitrag zur Ausführung der Flügel hinterlassen haben, so daß sein Wappen auf ihn als Auftraggeber nicht nur des Schreines, sondern auch teilweise der Flügel hinweisen soll. Petrus Burkardi als Testamentvollstrecker, Nachfolger und Verantwortlicher für jenen großen Verkauf auf Rentenbasis hätte dann dem verstorbenen Stifter Magistri seine eigenen Gesichtszüge verleihen können. Beide Pröpste sind sich sehr unähnlich: der langnäsige hagere Magistri auf dem Chorachsenfenster von 1488 und der runde kurznasige Propst auf der *Geburt Mariens*. Das jugendliche Aussehen des Kaplans Heinricus Vehl auf dem rechten Flügel des *Lautenbacher Hochaltars* (Taf. 2) spricht auch für eine frühe Datierung von dessen Flügeln, da er kaum älter als 35 Jahre, maximal 40 Jahre, zu sein scheint. 1523 auf dem *Schmerzensaltar* (Taf. 9) wirkt er als erwählter Propst mindestens 15 Jahre älter. Die Individualisierung der Auftraggeber als Stifterfiguren war z.B. in Köln schon im 15. Jahrhundert üblich. Das darf man bei einem Künstler, der für Humanistenkreise – Magistri und Burkardi ließen ihre Namen latinisieren – arbeitete, auch annehmen. Der Lautenbacher Maler muß mit den Außenflügeln des Hochaltars um 1506/07 (Taf. 2) angefangen und mit den stilistisch fortschrittlicheren Innenflügeln (Taf. 1) seinen Auftrag beendet haben.

Diese einzelnen Analysen, nachdem sich falsche stilistische Zuschreibungen oder historische Einschätzungen als unhaltbar herausgestellt hatten, führten zu allgemeineren Problemen, die ein neues Licht auf die Kunst unseres Malers werfen, sie in ihre von künstlerischen, geistigen und sozialen politischen Umwälzungen gekennzeichnete Epoche verlegen.

Hinter dem Anschein fast banaler Einfachheit, den mancher als „mittelmäßig“ bezeichnen zu müssen glaubte, ist die Kunst des Lautenbacher Malers erstaunlich durchdacht und konstruiert. Die Beherrschung des formellen Repertoires Dürers mit seiner Vorliebe für die Natürlichkeit beeinträchtigt hier nicht den sakralen Charakter der Bilder, stellt sie vielmehr in den Dienst einer noch mittelalterlichen Gesinnung. Wie die großen Künstler der Spätgotik entwirft unser Maler seine Flügelaltäre als Gesamtkunst-

werke in Harmonie mit der umgebenden kirchlichen Architektur. „Sie ermöglichen die Kommunikation des Gläubigen mit dem Sinngehalt des Gesamtwerkes und des Kultbildes, als „Verlängerung des Dogmas . . . des Sakraments als Heilswerk“ (R. GUARDINI). Dieses Ziel wird noch durch die Einheitlichkeit jedes einzelnen Bildes verdeutlicht. Sie ergibt sich aus den Details, den Linien und den Farben, die im Einklang mit dem Inhalt und der Komposition des Dargestellten stehen. Damit soll das Einfühlungsvermögen des Betrachters gefordert werden. Die geometrische Struktur der Szene – überprüft anhand einer über das Werk ausgelegten Transparentfolie in Originalgröße – bildet die nördliche Perspektive (PANOFSKY) und die Dürerische Einheitlichkeit des Raumes, welche die formelle und die koloristische Organisation der Bilder inszeniert. Manchmal dienen beide der Demonstration der Glaubenswahrheiten. Daran erkennt man einen mittelalterlichen Zug der Kunst des Lautenbacher Malers, die noch streng der Kirche dient. Seine Anhänglichkeit an eine gewisse friedvolle Milde der sonst Dürerischen Formen könnte auch als ein retrospektiver Zug seines die Andacht erweckenden Stils angesehen werden. Eine ähnliche Tendenz zeigt sich in der Straßburger Bildhauerei Ende des 15. Jahrhunderts, die auf die Tradition des „weichen Stils“ des mittleren 15. Jahrhunderts zurückgreift<sup>15</sup>.

Es ist schwierig, in der Malerei zu erkennen, was einer formalen Vergangenheitsbezogenheit zuzuschreiben und was als typisch für den Straßburger Zeitstil zu betrachten wäre, der, ab 1500 durch den Donaustil beeinflusst, mit seinen weichen, sanften Formen bei vielen Künstlern noch lange nachwirkte<sup>16</sup>. Nennen wir als Beispiele Conrad Weiss, den Meister WS. mit dem Malteserkreuz, einige Baldung-Schüler: Nikolaus Krämer und Johannes Wechtlin. Man kann hinzufügen, daß die „suavitas“ bis zu Erasmus, einem ihrer Bewunderer, das Sanftmutsideal der Mystiker (besonders der Prämonstratenser) blieb, ja, daß sie auch zum Idealbild des „guten Prinzen“ gehörte, führte sie doch Wimpheling, Hauslehrer des Pfalzgrafen-Sohnes Philipp, diesem als eine der wichtigsten Tugenden für sein zukünftiges Amt vor<sup>17</sup>.

Unsere Forschung hat uns dazu gebracht, am Beispiel der Werke des Lautenbacher Malers, uns von manchen zu kategorischen Standpunkten zu distanzieren, zumal von der These der ihre ursprünglichen liturgischen Funktionen einbüßenden Wandel- bzw. Repräsentationsaltäre am Ende des 15. Jahrhunderts. So bestätigt sich die These B. DECKERS<sup>18</sup> anhand unserer Beispiele nicht. Demzufolge war der „Ausstellungswert“ (W. Benjamin) des geschnitzten mittleren Kultbildes (das außerdem oft retrospektive Züge des „reinen“, sakralen, authentischen Stils der „schönen Madonnen“ übernahm) vorrangig, konnte am besten konkurrieren einerseits mit der Authentizität der immer mehr verdrängten Reliquien, andererseits mit den immer populärer werdenden Andachtsbildern. So war der rein formelle, re-

präsentative Charakter der Wandelaltäre am Ausgang des Mittelalters vorherrschend, nach DECKER aber schon von Anfang an. Diese Charakteristik soll nach B. DECKER einen Beweis des Verfalls der liturgischen Funktion der Wandelaltäre und der in der Krise stehenden Institution Kirche liefern. Die Analyse der Werke unseres Künstlers unter dem Aspekt ihrer Funktionen erweist sich beinahe als ein Gegenbeispiel zu den Beobachtungen B. DECKERS, die nur einen, wenn auch überzeugenden Aspekt der Situation des Wandelaltars im Spätmittelalter ans Licht bringen. Die Werke unseres Malers erweisen sich als eines der Reaktionsphänomäne auf die Krise des Bildes und den Prestige- und den Glaubwürdigkeitsverlust der Wandel- bzw. Repräsentationsaltäre im beginnenden 16. Jahrhundert. Einerseits findet man monochrome, nüchterne Flügelaltäre<sup>19</sup>, andererseits aufsehenerregende retrospektiv eingestellte, beinahe exklusiv repräsentative Wandelaltäre (s. DECKER) – aber auch, wie in unserem Fall, Flügelaltäre, die formell die Modernität des von Dürer geprägten Stils der Zeit für liturgisch/kirchliche Zwecke einspannten. „Modernität“ war somit einer traditionellen Inszenierung des religiösen Bildes und seinen verschiedenen Funktionen angepaßt: seinen soziopsychologischen, kultisch-liturgischen, den ortsgebundenen<sup>20</sup> oder solchen, wie in unserem Fall, mit einem erkennbaren historisch-devotionellen Kontext. Im nachhinein kann die Analyse unserer Altäre, die fast alle Wallfahrts- und Reliquienaltäre waren, zu der Erkenntnis des noch wenig bekannten Ursprungs des Wandelaltars beitragen: auch hier Liturgie im Dienst der Reliquienverehrung<sup>21</sup>. Die Kirche am Ende des 15. Jahrhunderts hatte nicht nur auf die Überlieferung zurückgegriffen, sondern vielleicht auch diese wiederbeleben wollen durch die Rolle, die sie den Reliquien oder auch der liturgischen/sakramentalen Funktion der Altäre verstärkt zuwies, den ganzen Komplex in eine „moderne“ Form einfügend\*.

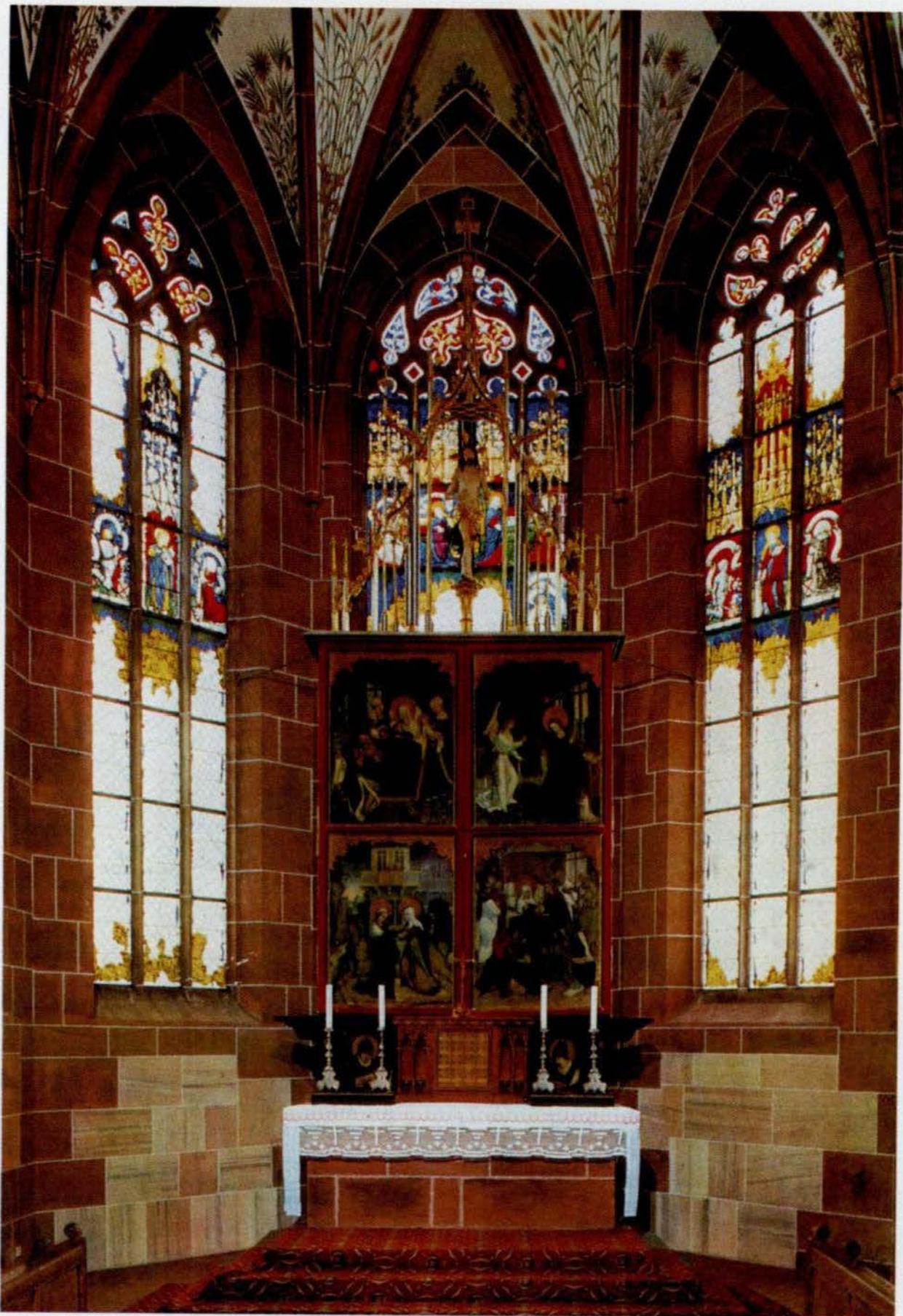
---

\* Die „Krise des Bildes“ ist schon anfangs des 15. Jahrhunderts spürbar und zeigt sich auch in der Kritik an den zu mondänen Bildern und den hochmütigen Auftraggebern auf den Bildern durch die katholischen Reformatoren während des ganzen Jahrhunderts. Die individuelle Andacht nahm mit der vermehrten Produktion von Andachtsbildern gefährlich zu, und die Wandelaltäre sprachen mit ihrer liturgischen Funktion immer weniger Gläubige an. Dies lief den Wünschen der Kirche zuwider, und deshalb findet man plötzlich im 16. Jahrhundert Altäre, die im Stile des frühen 14. Jahrhunderts gemalt sind, im lieblichen Stil der „Schönen Madonnen“, der am besten mit den Andachtsbildern konkurrieren konnte. Monochrome Altäre waren katholische Altäre mit unbemalten Außenflügeln, die also, wenn sie während der Fastenzeit geschlossen waren, keine Darstellung zeigten. All dies geschah schon vor der Reformation und beweist, daß man sich mit dem Problem des Bildes und seiner Benutzung auseinandersetzte. Die Protestanten akzeptierten die liturgisch/kultischen Funktionen der Bilder nicht mehr, da nach der Bibel auf dem Altartisch kein Bild sein darf.





Taf. 1: Hochaltar geöffnet, Wallfahrtskirche Mariä Krönung, Lautenbach (um 1506–1511)



Taf. 2: Hochaltar geschlossen, Wallfahrtskirche Mariä Krönung, Lautenbach (um 1506–1511)



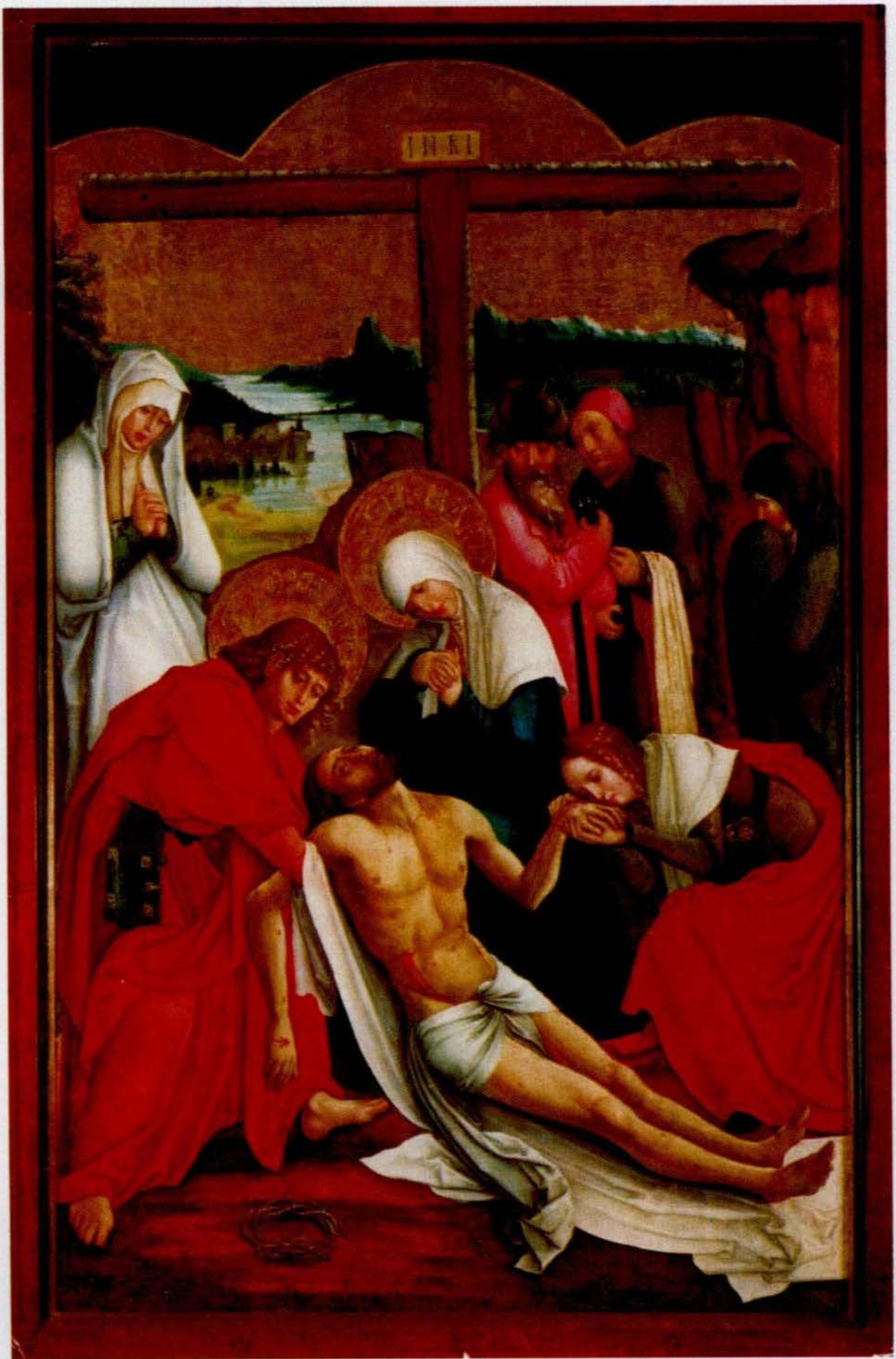
Taf. 3:  
Maria,  
dem Kind eine  
Erdbeere reichend,  
Öffentliche  
Kunstsammlungen,  
Kunstmuseum Basel  
(1505–1506)  
←

Taf. 4:  
Predella,  
Hl. Sippe,  
Appenweier-Nesselried  
(um 1523–25)  
↓





Taf. 5: Die Heiligen Georg, Michael, Johannes und Baptist, Museum of Fine Arts, Boston (um 1510–1512)



Taf. 6: Kreuzabnahme, evangelische Notburgakirche, Hochhausen



Taf. 7: Die Heiligen Ursula und Margaretha, Augustiner-Museum Freiburg, früher Pfarrkirche Unzhurst (um 1518)



Taf. 8: Heiliger Michael, Augustiner-Museum Freiburg, früher Pfarrkirche Unzhurst (um 1518)



Taf. 9: Schmerzensaltar, Wallfahrtskirche Mariä Krönung, Lautenbach (1523)





*Taf. 10: Mariä Geburt, Ausschnitt, Hochaltar, Wallfahrtskirche Mariä Krönung, Lautenbach*



*Taf. 11: Mariä Heimsuchung, Ausschnitt, Hochaltar, Wallfahrtskirche Mariä Krönung, Lautenbach*



Taf. 12: Beschneidung, Hochaltar, Wallfahrtskirche Mariä Krönung, Lautenbach



Taf. 13: Unbekannter Schüler Dürers, Verkündigung, ehemalige Tuchersche Hauskapelle in der Grasersgasse, Nürnberg (um 1504–1505)

An den Werken des Lautenbacher Malers kann man ablesen, wie die Kirche sich des Realismus der neuen Formensprache bediente, dabei die „Vision des Sakralen“, die die Bilder unseres Malers zu sein beanspruchten, in eine rationale, vom Alltäglichen geprägte Weltanschauung integrierte. Durch die Perspektive sollte außerdem der gebildete Zuschauer zum Subjekt des Sehens – auch im Sinne von Vision – werden. Die Rhetorik der Bilder bei unserem Maler spielt eine zentrale Rolle in der Vermittlung der Dialektik des Heiles, das sowohl ikonographisch als auch formell rational und einfühlsam demonstriert wird. Das sollte dem Betrachter helfen, sich der kultisch-liturgischen Funktion des Bildes zu unterstellen: das Bild als Begriffserweiterung des Altares und des Mysteriums.

Die Ergebnisse der Analyse der Werke unseres Malers stimmen mit denen anderer ikonologischer Forschungen überein, die sich mit Andachtsbildern, Flügelaltären des deutschen Spätmittelalters beschäftigen, wie Arbeiten von H. BELTING, E.B. GARRISON, R. BERLINER, R. HAUSSHERR, E.M. VETTER, H. MÖHRING, B. WELZEL<sup>22</sup> u.a. So wurde es auch möglich, die verschiedenen Werke des Lautenbacher Malers in die von PANOFSKY<sup>23</sup> zuerst erkannten Bildkategorien einzuordnen – historia, imago, Repräsentationsaltar, Andachtsbild, die manche der vorgenannten Kunsthistoriker neu definierten. Fast alle Bilder des Lautenbacher Malers gehören mehreren Bildkategorien zugleich an und übernehmen dementsprechend verschiedene Funktionen (und Formen): didaktische, kulturell sakramentale, devotionelle, liturgische. Die Altäre unseres Malers erhalten ihre Bedeutung – sei sie formell, ikonographisch, funktionell – aus dem Ritus, den biblischen Lektüren zu den verschiedenen Zyklen des liturgischen Jahres, dem Dogma der Kirche, der Spiritualität der Orden, den Laienandachtspraktiken jener Zeit, als die Gläubigen das, was sie glauben sollten, in Bilder umgesetzt sehen wollten: das Bild als eine didaktische, Einfühlung erweckende Demonstration des Heils.

Was sich derart als Instrument in den Händen der Institution, nicht minder aber als ein Medium der Kommunikation mit dem Göttlichen und mit dem Inhalt des Kultes anbot, macht verständlich, wie die Altäre

- der von *Hochhausen* (Taf. 6) oder
- der *Schmerzensaltar* (Taf. 9) – der Osterliturgie, den Wallfahrten zu den Reliquien der Hl. Notburga und der Jungfrau Maria dienen sollten, während sie zugleich die Auftraggeber zur Privatandacht anregten.
- Es erwies sich auch, daß der *Müllenheimmer Altar* (Abb. 4) der Straßburger Kartause gedacht war als materielle und visionelle Unterstützung zur Feier der Toten- und Krankenmesse und der Eucharistie, die ganz vom Herz-Jesu-Kult geprägt war.

- In Lautenbach bebilderte der Hochaltar (Taf. 1, 2) das Mysterium des Heiles durch die Menschwerdung bis zum jüngsten Gericht und erfüllte seine Funktion im Zusammenhang mit den liturgischen Zyklen des gleichzeitigen Prämonstratenser-Breviers, mit den großen Jahresfesten und Feiern der Prämonstratenser-Kommunität, mit der Bußliturgie und besonders mit der Wallfahrt, da der geschnitzte Johannes Baptist im Schrein eine Reliquienstatue war.
- Das Andachtsbild, die *Maria dem Kind eine Erdbeere reichend* (Taf. 3), stand in Beziehung zu den Gebeten des Laienstundenbuches.

Die Frage erhebt sich, ob der Wille, durch solche formellen ikonographischen Mittel die kultische Funktion des religiösen Bildes zu verstärken – dies noch vor der Reformation – als retrospektiver Zug der Kunst unseres Malers betrachtet werden sollte. Die Analyse anderer Altäre des späten Mittelalters (B. WELZEL, R. HAUSSHERR, E.M. VETTER, H. MÖHRING) lassen weniger an einen Willen zur formalistischen Retrospektive denken als an den Willen zur Perfektionierung der ursprünglichen Funktionen des religiösen Bildes, wie sie erreicht wird durch eine fortschrittliche Beherrschung künstlerischer Mittel. Die Analyse unserer Altäre hilft besser zu verstehen, was mit dem religiösen Bild beabsichtigt war, um den Ansprüchen des gebildeten Auftraggebermilieus der reformwilligen katholischen Kirche gerecht zu werden. Es waren Absichten, die der Protestantismus fundamental in Frage stellte. Die absolute Konkordanz von Form, Inhalt und Funktion der Werke läßt ihre ganz eigene schöpferische Leistung ermessen, stellt eine meisterliche Synthese aller Möglichkeiten des religiösen Bildes zu jener Zeit dar, welche zugleich auch jenem religiösen Bild Grenzen setzen. Hier unterwirft das Bild den Gläubigen, den Priester und schließlich das Höhere Wesen seiner Logik, ungeachtet davon, daß das Höhere Wesen durch das Bild nicht assimilierbar und offenbar werden kann. Unsere Untersuchung arbeitete nicht nur die Funktionen des katholischen Bildes heraus, sondern auch die protestantische Reaktion im Bilderstreit.

Die Rolle der Schrift einerseits, die Diskontinuität des Dargestellten andererseits im lutherischen *Bild*, die die Distanzierung des Betrachters erzielten, wiesen auf eine rein didaktische Bedeutung und Verwendung des Bildes hin, boten keinen Anlaß mehr zur Verwechslung der Ebene des Bildes und der des Kultes oder gar des kirchlichen Raumes, wie manchmal bei Bildern des Lautenbacher Malers<sup>24</sup>. Calvin<sup>25</sup>, der sich streng an Deut. 5,8 hielt, erkannte schließlich keinem religiösen Bild auch nur eine didaktische Funktion zu, wegen der Gefahr der Verwirrung der Geister: Unvergleichlichkeit von Geschöpf und Schöpfer, die Nichtachtung der sie trennenden Grenzen wegen der Täuschung der Sinne.

Das Vermögen, selbst eine tiefgründige religiöse Botschaft des Kunstwerks im Sinne einer Bildlektüre zu entziffern, die zur Zeit des Malers üblich war, mag die soziologische Untersuchung des Milieus der Auftraggeber bestätigen. Sie waren meist wohlhabende Adlige von Rang, stammten aus dem Elsaß (Christoph von Müllenheim zu Rosenberg) oder aus der Ortenau (Hans Friedrich Röder von Diersburg, die Wiedergrün von Staufenberg) oder auch aus dem Kraichgau (Barthel Horneck von Hornberg, mit den Zässingen aus dem Sundgau verwandt). Familiäre und politische Bindungen vereinigten sie. Sie waren Mitglieder der „Ortenauer Ritterschaft“<sup>26</sup>, die als Abwehr gegen Karl den Kühnen entstanden war, und der regeltreuen „Bruderschaft des St. Ursula Schiffleins“<sup>27</sup>, der einzigen berühmten Bruderschaft, die die Reformation überlebte, und Laien um den Markgrafen von Baden sowie Zisterzienser, Kartäuser der Ortenau, Straßburgs und Basels in ihren Reihen versammelte. Diese Laien und Kleriker waren sich nahe und gehörten zu den Kreisen, die an der Wiege des rheinischen Vorhumanismus Pate standen, seien es die Kartausen Basels und Straßburgs, die Höfe des Markgrafen von Baden oder des Pfalzgrafen; in diesen Kreisen des reformierten Katholizismus herrschten die Ideen der von Thomas a Kempis begründeten *devotio moderna*, des scholastischen Rationalismus und des nominalistischen Realismus. Die ästhetischen Ideale der Kartäuser, die Dionysius von Ryckell (1402–1471)<sup>28</sup> Ende des 15. Jahrhunderts in der Straßburger Kartause auslegte, konnten den gebildeten Auftraggebern unseres Künstlers, die die kartäusischen Ideale bewunderten, bekannt gewesen sein: eine von der *ratio* bestimmte Schönheit, Eleganz der Formen, Harmonie der Teile im Zusammenhang mit dem Ganzen, Schlichtheit – lauter Züge, die auch die Kunst des Lautenbacher Malers kennzeichnen.

Die Idee einer rationalen Schönheit, die auf der Symmetrie und Geometrie fußte, wurde zum Ausgangspunkt der ersten Überlegungen Dürers über die Grundlagen der Proportionen vom menschlichen Körper und Antlitz, so auch der Perspektive<sup>29</sup>, die er zuerst mündlich seinen Schülern lehrte. Neuen Vergleichsmomenten verdanken wir die weitgehend gesicherte Erkenntnis, daß der Lautenbacher Maler zu den Schülern Dürers gezählt haben muß, die um 1504/05 in dessen Werkstatt waren: Hans von Kulmbach, Hans Schäufelein, Hans Baldung, aber auch der „unbekannte Schüler Dürers“, der mit den Vorgenannten identifiziert worden war und von Hartmut Scholz in Verbindung mit den Meister des Henneberger Kopfes gebracht worden ist. (Er hat die Glasmalereien der Kapelle des Propstes Sixtus Tucher in der Nürnberger Grasersgasse entworfen.)

Eine solche These wurde bisher noch nicht vorgebracht. Sie bietet sich jedoch aus dem Grund an, daß wir viele Anlehnungen an die Kunst Dürers bei unserem Künstler vorfinden. Zuerst ist er in der Schongauer-Schule

ausgebildet worden, vielleicht bei dem mutmaßlichen Lehrer des jungen, auf Wanderschaft in Straßburg weilenden Dürer, d.h. beim Meister des Dominikusaltars (tätig in Straßburg um 1505–1525, der 1502 schon die *Apokalypse* Dürers nachbildete<sup>30</sup>). Wie die erste Generation der Dürer-Schüler, die unter dem Einfluß Schongauers stand, wie Dürer selbst auch, hat unser Maler Kenntnis von den niederländischen Vorlagen besessen (von Dierik Bouts und Petrus Christus, Schüler des Jan van Eyck und Rogier van der Weyden), ins Elsaß vermittelt von Martin Schongauer oder gar Kaspar Isenmann. Wie der junge Baldung ist er Erbe mancher menschlichen Typen, Kompositionselemente, Schongauerscher Schemata, die die intime Konzentration der Szenen im Vordergrund begünstigen, schließlich mancher Landschaftselemente und der „schönen Linie“ des „hübsch' Martin“.

Von den Elementen der schwäbischen Kunst geprägt und von Hans Schüchlin, Bernard Strigel und im geringen Maße Barthalomäus Zeitblom, die er auf der Wanderschaft in Pforzheim und in Ulm kennengelernt haben kann, übernimmt unser Maler wie Conrad Weiss<sup>31</sup>, ein anderer schwäbischer Künstler (sie waren in Straßburg zahlreich) eben nicht den Schwung und die Monumentalität Dürers. Er bleibt noch etwas archaisierend mit seiner Tendenz zur Verinnerlichung, zur Ruhe, mit seiner Vorliebe für den Goldgrund, der sich auch bei anderen Dürerschülern, Hans Schäufolein oder dem jungen Baldung, findet.

Wie diese beiden Künstler, mit denen er Kompositionsschemata teilt, findet er manche Inspiration in den Holzschnitten oder Kupferstichen Dürers; diese waren schon zu dessen Zeit der Wanderschaft verbreitet. Anregung empfing er noch in Gemälden oder Vorzeichnungen, die ihm nur in der Werkstatt des Meisters selbst zugänglich gewesen sein konnten.

Von Dürer übernimmt er menschliche Typen, Kompositionselemente, das Bemühen um globalen Bildeindruck und hebt die Aufeinanderfolge von Vorder- zu Hintergrund auf. Wie sein Lehrer entscheidet er sich für eine „symbolische Geometrie“ (Werner SCHMIDT)<sup>32</sup>, für eine oft „symbolische Perspektive“ (PANOFSKY), die entweder „exzentrisch verstellt“ oder „wohlüberlegt“ sein kann (PANOFSKY) oder in der Tradition des jungen Dürer auf dem *Dresdener Altar* (1496) steht<sup>33</sup>. Er bedient sich der Gesetze der vitruvischen Geometrie der Proportionen, Regeln, die auf den römischen Festungsbaumeister Vitruv zurückgehen, wie wir sie bei dem *Adam* von 1504 angewendet vorfinden. Wie sein Meister vernachlässigt er nicht das Studium der Dinge nach der Natur (Taf. 11), jene der Formen und Gesten, die immer sicherer werden. Er verwendet die Theorien Dürers<sup>34</sup> über Licht und Farbe. Er ist der Erbe Dürers glatter und glänzender Maltechnik. Sein Farbauftrag ist sparsam und raffiniert, dabei flüssiger als der Dürers.

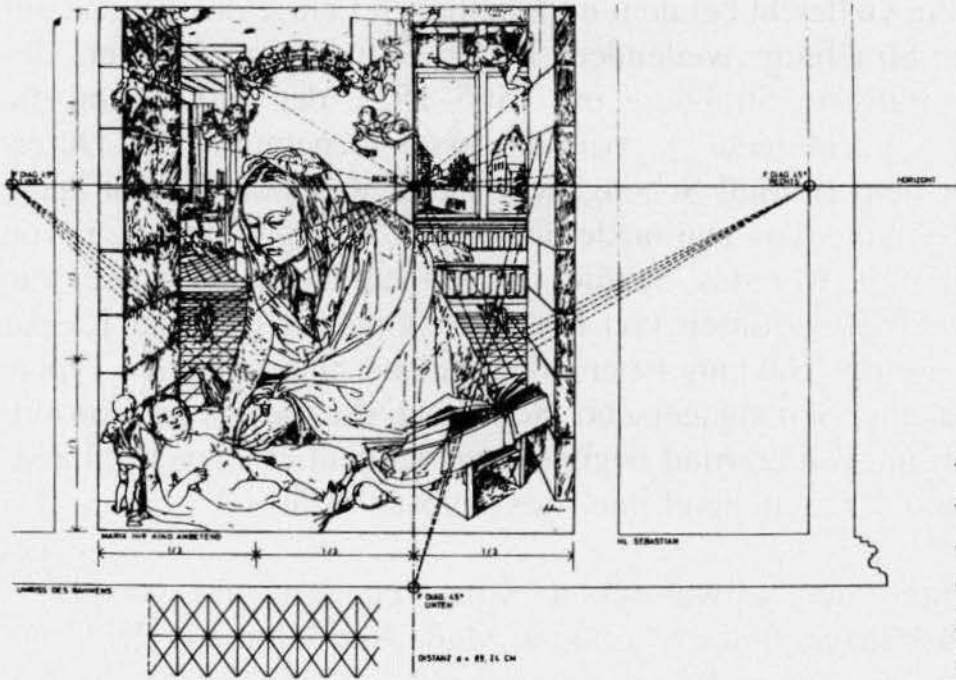


Abb. 1  
 Albrecht Dürer,  
 Maria, das Kind  
 anbetend,  
 Dresdner Altar  
 (1496)



Abb. 2  
 Perspektive der  
 Anbetung des Magier,  
 Wallfahrtskirche Mariä  
 Krönung, Lautenbach



Am Ende seines Oeuvres erkennt man, daß der Künstler die Werke Dürers nach dessen zweiter Italienreise um 1507 noch gekannt hat, als der Meister mit Lichteffekten zu arbeiten begonnen hatte. Diese Tendenz kennzeichnet jedoch die Epoche allgemein; man findet sie klar und deutlich bei Baldung und vor allem bei Grünewald. Man erkennt den Einfluß des letzteren in einer *Verkündigung* und an dem überschwenglichen Mystizismus oder an der psychologischen Eindringlichkeit mancher Gesichter.

Wie die Schüler Dürers – der junge Kulmbach, der junge Baldung in seiner klassizistischen Zeit (1504/05, 1508/09), oder der „unbekannte Schüler Dürers“<sup>35</sup> – übernimmt unser Maler einen Stil, der die feinfühlig und stetige Linie dominieren läßt (ab 1497 auch in der Kunst der Nürnberger Glasmaler unter dem Einfluß Dürers bemerkbar). In den Unterzeichnungen wirkt die Linienführung sehr sicher und zeigt mit Sparsamkeit die Schattenzonen. Die Linie gibt die Kontur mehr als die Struktur an und ermöglicht auf diese Weise eine „lineare Lektüre“ des Bildes – wie sie der *Wittenberger Altar* oder die Baldungschens *Löffelholz-Fenster* und der *Freiburger Hochaltar* gebieten<sup>36</sup>. Die Linie skizziert schlanke, in ihrer gelenkigen Anatomie elegante Figuren, die „sich sanft in den Raum bewegen“ (OETTINGER/KNAPPE); die Falten sind kontinuierlich, ruhig, regelmäßig schlank und stäbig und begleiten mit sanfter Einfachheit die menschliche Figur, wie man es auch auf den übriggebliebenen Glasmalereien der Tucher-Kapelle der Grasersgasse beobachten kann.

Die Kunst des Meisters des Lautenbacher Hochaltars ist die eines Gebildeten, welche der dem Vorhumanismus angehörenden Sozialschicht gemäß ist; in ihr erkennt man eine persönliche und begabte Synthese verschiedener künstlerischer Strömungen, die in Straßburg vorherrschten – derer Martin Schongauers und seiner Schule, der schwäbischen Kunst, Dürers oder seiner Werkstatt um 1404/05, derer Hans Baldungs und Grünewalds. In Straßburg standen gerade die beiden letzteren in hohem Ansehen. Die Kunst unseres Malers spiegelt es wieder.

Im Werk einer Reihe weniger bekannter Straßburger Künstler der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts können wir eine klassische, harmonische Sprache fließender Formen erkennen, vergleichbar dem Stil unseres Malers. Zur Straßburger Schule, für die eine solche Formgebung als typisch gilt, gehören z.B. der Meister des Annenaltars, die Schwaben Conrad Weiss und der Meister W.S. mit dem Malteserkreuz, der Monogrammist JS mit der Schaufel, die Schüler Baldungs: die Maler Nikolaus Krämer und Johannes Wechtlin, auch genannt „Johann Pilgrim“ oder – aufgrund seines Monogramms – „Meister der zwei gekreuzten Pilgerstaben“.

## Jesu Christi



Abb. 3: Johannes Wechtlin, Kreuzabnahme (1506)

er eben diesen Altar der Markgräfin Maria von Baden in Lichtenthal gesehen haben muß, als er den *Altar von 1489* der Lichtenthaler Fürstenkapelle<sup>38</sup> (heute Staatliche Kunsthalle Karlsruhe) auf den Außenflügeln des *Lautenbacher Hochaltars*, wenn auch nicht sklavisch, kopierte). Erst später jedoch übernahm unser Maler die koloristische Kühnheit dieses mit Lichteffekten manieristisch arbeitenden Künstlers, sein präziöses Spiel runder, konkaver und konvexer, wie in Metall gegossener Falten.

Wohl ist der nächste Geistesverwandte unseres Malers der in Straßburg ansässige Conrad Weiss, doch dessen mehr unter dem Einfluß schweizerischer Kunst stehende Farbskala und Linienggebung unterscheiden sich von denen unseres Künstlers.

Johannes Wechtlin<sup>40</sup> (1480/85–1526, † 1544 in Breisach) ist ein Maler, von dem allein Holzschnitte bekannt sind. Er war Schüler des Meisters der *Virgil-Illustrationen*, zu denen er 1502 beitrug. Bei dieser Gelegenheit

Ein Versuch, unseren Künstler mit einem seiner Straßburger Kollegen zu identifizieren, könnte sich rechtfertigen nach so vielen Fehlversuchen unserer Vorgänger und in Ermangelung eines Archivfundes.

Es war öfters die Rede vom Meister des Annenaltars (1503 datiert), der der Mentor des jungen Baldung in Straßburg gewesen sein könnte, bevor dieser nach Nürnberg fuhr, und der wohl auch ein und dieselbe Künstlerpersönlichkeit ist wie der Straßburger Glasmaler und Schöpfer des Glasfensters der *Hll. Georg und Margarethe von Wildburg* (1510) in Nürnberg<sup>37</sup>. Jener Meister des Annenaltars kann unserem Künstler nicht unbekannt gewesen sein, weil

lernte er die ersten Dürer-Holzschnitte und -Stiche kennen, um dann 1506 nach Wittenberg zu reisen, wo er den *Wittenberger Altar* (1496) gekannt haben muß, bevor er in der Dürer-Werkstatt verweilte. Seine Kunst zeigt manche interessante Übereinstimmungen mit der unseres Malers, so daß wir es als sinnvoll betrachteten, eine Auseinandersetzung über diese beiden Straßburger Künstler anzuregen. Man soll sich natürlich bewußt sein, daß hier zwei sehr verschiedene Handwerke verglichen werden, von denen eines sich groben Werkzeugs bedient.

Die *Passion Jesu Christi* des B. Chelidoniumus ist mit 43 Holzschnitten J. Wechtlins ausgeschmückt. Sie ist sein wichtigstes Werk, wurde bis 1520 bereits in sehr viele Bücher übernommen und ist 1506 datiert, zu einer Zeit, als die ersten Tafeln des *Lautenbacher Hochaltars* ausgeführt wurden. Seine Illustrationen des *Feldbuchs der Wundarzney* des H. von Gersdorff (1517, Schott) zeigen „revolutionäre“ anatomische Tafeln (Sigrid ESCHE)<sup>41</sup>, die eine Kenntnis der menschlichen Anatomie in Deutschland unabhängig von den Studien Leonardo da Vincis voraussetzen und mit den Interessen unserer Meister für die Proportionen zu vereinbaren wäre. In diesen zwei hauptsächlich Werken beobachtet man eine gewisse Zahl menschlicher Typen, die denen des Lautenbacher Malers ähnlich sind und wie diese vermeiden, die Augen auf den Beschauer zu richten. Bei den zwei Künstlern erkennt man dieselben schlanken männlichen Anatomien, dieselben Proportionen nackter Körper, dieselbe vom *Wittenberger Altar* geerbte Formensprache: die schlichte, frei kontinuierliche Linie, die Vorliebe für jene relativ seltenen Falten, die oft parallel ineinandergefügte regelmäßige Dreiecke zeichnen, feinfältig oder rohrartig sind. Manchmal werden die Gewänder auf den Oberarm zurückgeworfen oder zeichnen die Körperform nach, schmiegen sich den natürlichen, hin und wieder tänzerischen Bewegungen an. Die symmetrischen Kompositionen beider Künstler, parallel dem Rahmen verlaufend, fördern den Eindruck eines planen Bildfeldes. Die menschliche Gestalt dominiert – manchmal vervielfacht, in der Menge der Personen isokephalisch (Kopf über Kopf) geschichtet. Sie nimmt den Vordergrund ein, befindet sich vor einer hügeligen eher skizzierten Landschaft. Diese erweitert sich dann über Buschwerk hin zu Felsformationen und burgengekrönten Bergen. Die Perspektive bei Wechtlin ist zwar sehr genau, gleich der unseres Malers um 1506, und führt doch schräg aus dem Bild hinaus wie auf dem *Wittenberger Altar*, eine archaische Vereinfachung, der unser Maler nie verfallen ist. Manche Perspektiven sind bei Wechtlin schon symbolisch, und zweimal lenken sie den Blick auf Köpfe (Abb. 2), ein für den Lautenbacher Maler besonders charakteristisches Verfahren. Die beiden Künstler benutzen dieselben theatralischen Inszenierungsformen, z.B. im Gebet gefaltete Hände vor einem Gesichtsprofil. Nur Kopf und Hände werden dann im Rücken einer vorrangigen

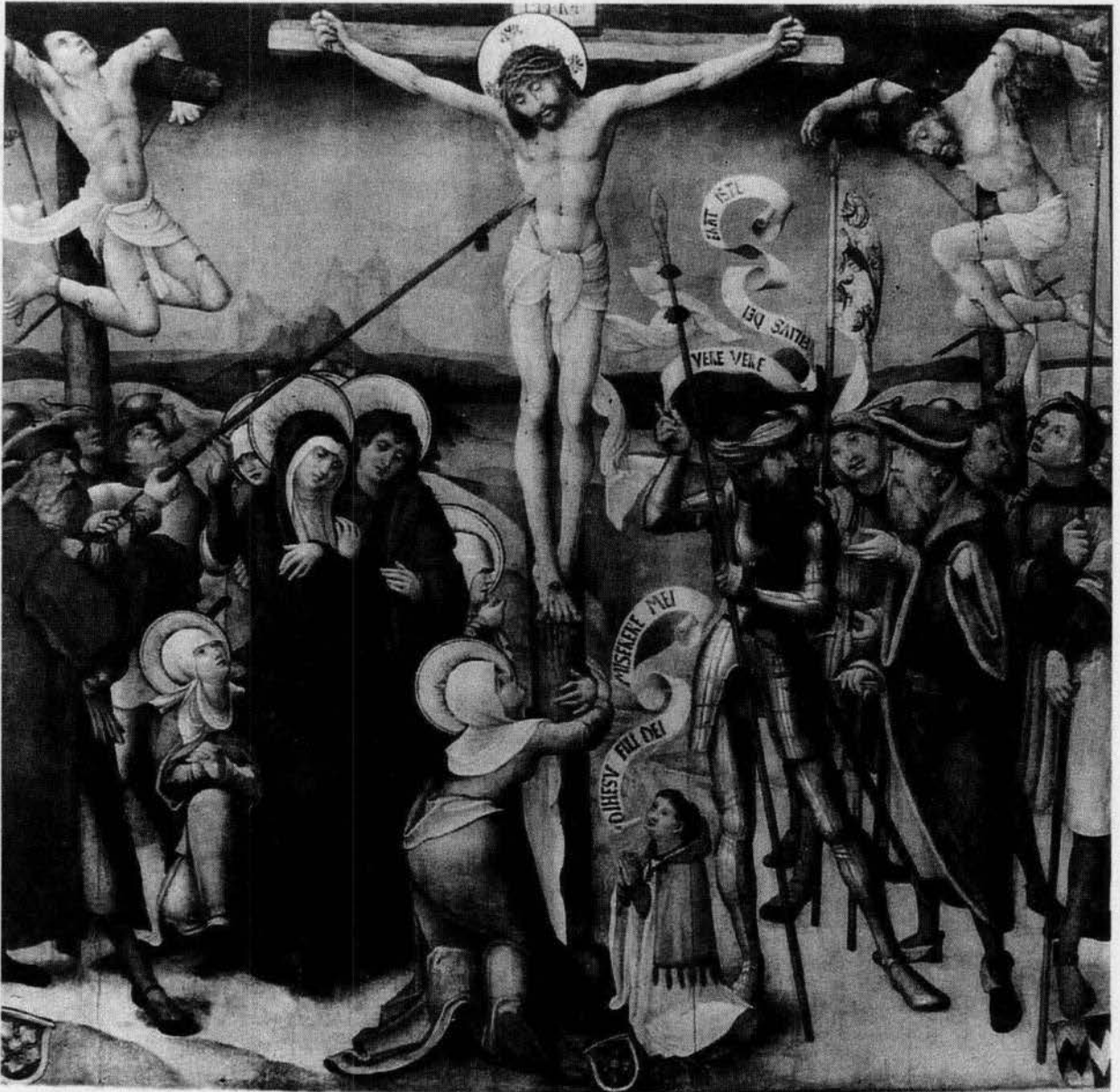


Abb. 4: Kreuzigung, Müllenheimer Altar, Musée de l'Geurre-Notre-Dame, Strasbourg (1514)

Person sichtbar, so hinter dem Johannes auf der *Kreuzabnahme* von 1506 J. Wechtlins oder auf der *Müllenheimer Kreuzigung* (Abb. 3, 4). Die Architektur bleibt bei unserem Maler wie bei Wechtlin eher summarisch angedeutet, doch die Innenräume auf der Wechtlin *Passio* von 1506 erinnern eher an die des *Wittenberger Altars* (1496) und des *Beschlossenen Gart* (1505) als an die auf dem *Lautenbacher Hochaltar*, wo alles zierlicher wirkt und sich den Formen der Arkaden des gotischen Chörleinschreins anpaßt (Taf. 1, 2), im Dienste des Gesamteindrucks. Die auf dem Lautenbacher Hochaltarflügel abgebildeten Innenräume haben ihr Vorbild bei Dürer (*Schatzbehalter*, *Narrenschiff*); die schwere summarische Architektur Wechtlins mit Kassettendecken entstammt dem *Wittenberger Altar* und

dem *Marienleben*, findet sich jedoch nie in den bekannten Werken unseres Meisters wieder.

Die Linienführung des Lautenbacher Meisters, erkenntlich durch sparsam verwendete Unterzeichnungen, beweist eine sichere Hand. Beide Künstler nutzen breite, jedoch sensible flotte Schraffuren, um die Bewegungen der Körper, die Faltengebung, den scharfen Kontrast zwischen den Schatten- und Lichtflächen zu verdeutlichen. So pflegte es auch der Meister der Glasmalereien der Tucher-Kapelle in der Grasersgasse. Erst Wechtlin hat in Deutschland den hell-dunkel-Holzschnitt eingeführt.

Solche Ähnlichkeiten sind gewiß auffallend, man bemerkt jedoch im *Lautenbacher Hochaltar* (Taf. 1, 2) Unterschiede zu der *Passio* Wechtlins. Leerräume beanspruchen einen größeren Platz, so daß man in den Kompositionen freier atmen kann. Man bemerkt eine geometrische Ordnung, die in dem Gleichgewicht der Kräfte strukturierter wirkt, eine intimere Vereinigung der Teile – Linien, Farben, Formen – die von vornherein in ihrer Beziehung zum Ganzen konzipiert sind. Das Streben, entweder eine Einheit oder Gegensätzlichkeit von Linien und Formen zu schaffen, erzeugt die psychologische Spannung. Dank der Übereinstimmung zwischen Form und Empfindung soll die Einfühlung des Zuschauers bewirkt werden. Diese eigenwillige künstlerische Sprache des Lautenbacher Malers, die sich durch eine delikate, rationale Sensibilität auszeichnet, fehlt in der 1506 datierten *Passio* Wechtlins. Er zeigt weit weniger Scharfsinn in seinen Kompositionen, die von keiner „linearen Lektüre“ strukturiert werden (PERSEKE). Es ist auch schwer vorstellbar, der Lautenbacher Maler hätte sich willkürlicher theatralischer Effekte – wohl von den Mysterienspielen beeinflusst – bedient und den Henkern disproportionierte, karikaturhafte, grobe Köpfe wie die Wechtlins verliehen. Nur zwei Passionsszenen kommen in dem bis jetzt bekannten Werk des Lautenbacher Malers vor. Auf der *Müllenheimmer Kreuzigung* (Abb. 4) hat der Künstler – anscheinend wenig begabt für gewaltsame Szenen, die seiner Natur widersprachen – eher einen Ruhepunkt hervorheben wollen, den Augenblick der „Versöhnung zwischen Heiden und Juden“ (G. SCHILLER). Auf dieser *Kreuzigung* verleiht er seinen Gesichtern Züge, die immer noch die menschliche Würde widerspiegeln, sogar bei dem bösen Schächer oder den sich entfernenden Juden. Die zweite Passionsszene ist die *Kreuztragung* auf der Mitra des Bischofs Ambrosius des *Lautenbacher Hochaltars*. Winzig, ist sie dennoch von gewaltiger Dramatik; man erkennt in Vorderansicht das Galgenvogelgesicht eines Soldaten, der eine reich verzierte Rüstung trägt, die der Wechtlins zwar näher als die sonst Dürerische unseres Malers, aber nicht mit ihr identisch ist. Es ist schwer, sich allein anhand solcher Bilder ein zutreffendes Urteil zu bilden, zumal das Geschehen sich in so kleinfor-

matigem Raum abspielt. Zwei Passionsszenen genügen kaum, um einen aufschlußreichen Vergleich mit der sehr breiten Palette, die das Werk Wechtlins bietet, zu ziehen. Der Lautenbacher Maler war fähig, sehr ausdrucksvolle Köpfe zu malen (vordere und hintere Predella des *Lautenbacher Hochaltars* – nicht abgebildet –), ihr Ausdruck ist jedoch keineswegs karikierend oder grotesk. Die Vergleichsstudie der Werke beider Künstler weist also eine Lücke auf in Anbetracht der sehr verschiedenen Themen, die hier und da behandelt sind; die Tendenz zum Grotesken, die man bei Wechtlin erkennt, macht es unmöglich, mit ihm den Lautenbacher Maler zu identifizieren, auch wenn er wie der letztere ein präziser Naturalist und hervorragender Porträtist ist. Die Ähnlichkeiten in den Linien und Formen, die aus dem hell-dunklen Kontrast hervorgehen, könnten der Straßburger Schule eher zugeschrieben werden, zu der diese beiden Künstler gehörten. – In der Tat, trotz einer sehr richtigen, wenn auch nicht durchweg symbolischen Perspektive, fehlt der Struktur der Kompositionen Wechtlins jene Subtilität und „Stimmung“, die man beim Lautenbacher Maler bewundert. Das völlige Fehlen malerischer Werke Wechtlins läßt keine vergleichende Untersuchung von Farben und malerischer Technik zu. Letztendlich erkennt man in den frühen Holzschnitten des *Heiligen Lebens* (Grüniger, 1502) oder der sieben *Virgil-Illustrationen* (Grüniger, 1502), die Wechtlin zugeschrieben sind, keineswegs die Hand unseres Künstlers. Die späten, von Wechtlin gezeichneten Werke (der sie signiert!) zeigen einen Schwung, eine Überfülle vegetabilischer, monumentaler Formen, die den zeitgenössischen Werken unseres Künstlers fremd geblieben sind. Wenn es also nicht möglich ist, die zwei Künstler zu identifizieren, kann man dagegen bejahen, daß beide bei Dürer in die Lehre gegangen sind, als Baldung 1504–06 die Werkstatt leitete, während Wechtlin bekanntlich 1506 auf Reisen in Wittenberg war und gleich danach oder davor bei Dürer gewesen sein soll. Diese selbe Werkstattausbildung könnte manche erstaunliche Ähnlichkeit erklären.

Die Übereinstimmungen mit Kompositionen, Formen und Typen, Brokaten und Rankenwerken auf den Glasmalereien der Tucher-Kapelle der Grasser-gasse sollten mehr Licht auf das Rätsel der Identität des Lautenbacher Malers werfen und werden in einer späteren Publikation ausführlicher behandelt werden.

1994/95 sind der *Lautenbacher Hochaltar* und der *Schmerzensaltar* (Dezember–April) restauriert worden. Die Infrarotreflektographien, die Christoph Müller (Augustinermuseum, Freiburg) sorgfältig ausführte, haben leider nicht die erwarteten Unterzeichnungen hervortreten lassen.

Die Identität des Meisters des *Lautenbacher Hochaltars* bleibt somit pro-

blematisch. Vielleicht erblicken wir sein *Selbstbildnis*, das eines sanften jungen Mannes (zu dem im Hintergrund eine Fluchtlinie führt), sowohl auf dem *Tod Mariens* als auch auf der Lautenbacher *Beschneidung* (links hinten) (Taf. 12). Auf der *Müllenheimmer Kreuzigung* (Abb. 4) findet man dasselbe Gesicht in der Person des Helfers des blinden Longinus und auf der *Heiligen Sippe* in dem eleganten, diskreten Ehemann Annas (in der Mitte) (Taf. 4). Auf diesen Bildern (*Tod Mariens*, *Beschneidung* (Taf. 12), *Heilige Sippe*) ist die Männerfigur der einzige unter den dargestellten Anwesenden, der aus dem Bild zum Zuschauer hinausschaut<sup>42</sup>, während alle übrigen auf das Geschehen konzentriert bleiben. Dies ist charakteristisch für Malerselbstbildnisse auf spätmittelalterlichen Gemälden. Unser Maler hat sich mit einer biblischen Persönlichkeit identifiziert, oder er steht inmitten Schaulustiger (*Beschneidung*). Dies bedeutet eine der Neuheiten bei den Selbstbildnissen von Malern am Ende des 15. Jahrhunderts<sup>43</sup>. Ihre Position im Bild wurde sehr sorgsam vom Künstler selbst bestimmt und legt Zeugnis ab von seiner eschatologischen Erwartung, seinem Willen, ein bestimmtes Mysterium zu verherrlichen, ohne daß jemand deshalb daran gedacht hätte, ihm Hochmut vorzuwerfen. Die Position des Selbstbildnisses erklärt auch den Sinn, den man der Wahl einer Bibelfigur zuschreiben soll, mit der sich der Maler identifizieren will. Hier ist es ein Apostel oder auch ein Verwandter der Maria als der unbefleckt Empfangenen, dort ein Helfer des Longinus – eines Blinden<sup>44</sup>, dem Jesus das Augenlicht mit dem Blut seiner Seitenwunde (Zugang zu einem Herzen) schenkt. Gerade diese Wahl ist unserem Maler gemäß, der sich intensiv mit der symbolischen Perspektive beschäftigt hat, die Kunst als „Vision des Sakralen“ verstand und für den, als Dürerschüler, das Sehen der würdigste Sinn der menschlichen Natur war<sup>45</sup>. Es war das Auge, das in der Kunst jener Zeit eine biblische Bedeutung besaß<sup>46</sup>. Außerdem besaß dieses Bild der *Kreuzigung*, und gerade der Lanzenstich des Longinus, eine Bedeutung für die Herz-Jesu-Verehrung und die Entstehung der Kirche (heiliges Dreieck).

Wenn die Kunst des Lautenbacher Malers nicht geheimnisvoll sein will, will sie mindestens von einem Geheimnis Zeugnis ablegen, das sich unter anderem im Paradox des Nah und Fern offenbart. Die Wirklichkeit als solche wird erfaßt, ein feiner poetischer Strich modelliert sie mittels einer herausragenden Technik. Seine Kunst suggeriert den Eindruck der Nähe dadurch, daß alles in einem intimen Zusammenhang steht, in der augenblicklichen Bewegung ergriffen, lebendig und natürlich erscheint. Sie führt zugleich den Blick in die Ferne (Taf. 6, 10), denn über den Anschein der Ungezwungenheit und der Anmut hinweg soll der Gläubige bis zu dem rational fundierten Grund dieser Harmonie gelangen. Er soll eine „Lektüre“ des Bildes oder Altares vornehmen und die geometrische Konstruktion entziffern, die oftmals den symbolischen und kultischen Schlüssel der

Szene bietet. Die ratio – die im 16. Jahrhundert als das Fundament der Natur betrachtet wird – strukturiert hier schon durch die Geometrie in fast allen Bildern alles Natürliche und läßt die Immanenz des Göttlichen verspüren. Die Komposition regt den Gläubigen zur unmittelbaren Teilnahme an dem Bildgeschehen an, doch seine Andacht wird die eines Einsamen bleiben, nicht anders als die des abgebildeten Auftraggebers oder porträtierten Zeitgenossen. Sie sind uns nahe durch ihre Persönlichkeit, die sozialen Rangzeichen ihrer Kleidung, sie bleiben abwesend durch ihren Fernblick, während die biblischen Figuren sich in einem besinnlichen Schweigen verschließen.

Die Landschaften sind inspiriert durch reale, den Auftraggebern oder gar Betrachtern gut bekannten Gegenden. Sie rufen, wie etwa auf der *Hochhausener Beweinung* (Taf. 6), die Erinnerung an das Bergpanorama auf dem „Schwabenweg“ der Pilger wach, die in Rapperswil die Fähre zum anderen Ufer des Zürichsees bestiegen, um nach Einsiedeln zu gelangen, dem bevorzugten Wallfahrtsort Kaiser Karl des IV., Herzog Sigismunds von Habsburg, und, zur Zeit unseres Malers, des Markgrafen Christoph von Baden. Ein Wallfahrtsort war auch auf den verlorenen Szenen der *Legende der Hl. Notburga*, Tochter des Dagobert (*Hochhausener Hochaltar*), dargestellt, die noch der Verfasser einer Reisebeschreibung vom Beginn des 19. Jahrhunderts kannte. Eine Reminiszenz des Pilgerziels Allerheiligen im unwirtlichen Liehbachtal könnte auch auf der Lautenbacher *Heimsuchung* zu erblicken sein (Taf 2). Diese Stätte beschwört die irdische Pilgerschaft, den „Exodus“, die Fremdheit alles Weltlichen, die den Menschen immer unbegreiflich bleibt und sich offenbart im verschwiegenen Bund von Sümpfen und Bäumen, Brücken und Bergen (Taf. 6, 8, 9). Wasser und Himmel vereinigen sich am Horizont beim Sonnenauf- oder -untergang (Taf. 10, 6), einzige Verheißung inmitten der gleichgültigen, manchmal feindlichen Natur. Van Eyck hatte schon mit dem Realismus des übernatürlichen Lichtes gespielt, aber seine Landschaften waren nicht real<sup>47</sup>. Das Spiel beim Lautenbacher Maler ist doppelsinnig, einmal begibt es sich im übernatürlichen Licht, dann wieder geographisch bestimmbar. Die Naturbeschreibung begrenzt sich auf eine poetische Andeutung, die nur den Eingeweihten erkennbar wird.

Vielleicht ist die Lösung der Frage nach der Identität des Meisters der *Lautenbacher Hochaltarflügel* weniger wichtig als Werk und Originalität seiner Kunst.



## Anmerkungen

- 1 Josef SAUER, „Reformation und Kunst im Bereich des heutigen Badens“, in: *Freiburger Diözesanarchiv*, 1919, S. 323–508, 428–429. – Ders. „Die Kunst in der Ortenau“ in *Die Ortenau* 1929, S. 369, 380, 391, 395. – Ernst BUCHNER/K. FEUCHTMAYER, *Oberdeutsche Kunst der Spätgotik und Reformationszeit*, Augsburg 1924, S. 287–302. – Theodor DEMMLER, „Der Meister der Dangolsheimer Madonna“ in: *Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen*, XLVI, 1925, S. 164. – Kurt WILLIG, *Die Lautenbacher Hochaltarflügel*, Diss. Freiburg/Br. 1931. – Hans ROTT, „Die Kirche zu Tiefenbronn und ihre Kunstwerke“, in: *Badische Heimat* 12, 1925, S. 121. – Ders. *Quellen und Forschungen zu Kunstgeschichte . . . 3*, Oberrhein, 1938, S. 85. – Hans HAUG, „Der Meister der Lautenbacher Altarflügel“, in: *Festschrift für Werner Fleischhauer*, 1964, S. 49–63.
- 2 G. SENSBURG, *Beschreibung der merkwürdigen Kirche zu Lautenbach*, 1830. – F.J. MONE, *Die bildenden Künste an den Gestaden des Bodensees*, 1884, S. 41. – Hans CURJEL, *Die Jugendentwicklung des Hans Baldung Grien*, Diss. 1919, S. 19–34. – H. CURJEL, *Hans Baldung Grien*, 1923. – Ders. „Baldung-Studien“, in *Jahrbuch für Kunstwissenschaft*, 1923, S. 182–196. – C. HABICHT, „Der Lautenbacher Altar. Hans Baldung Grien und der große Unbekannte“, in: *Belvedere* 1, 1926, S. 50–56.
- 3 Curt HABICHT, „Der Lautenbacher Altar. Hans Baldung Grien und der große Unbekannte“, in: *Belvedere*, 2, 1926, S. 117–118. – Wolfgang MEDDING, „Der junge Grünewald. Jugendwerke des Meisters Mathis Gothardt Neithardt“, in: *Das Münster*, 1956, S. 215–240. – Hans HEID, „Die Lautenbacher Wallfahrtskirche. Der Geist der Gotik in Baukunst, Plastik und Malerei am Oberrhein“, in: *Studien zur deutschen Kunstgeschichte*, S. 327, 1960. – H. HEID, „Der junge Grünewald und die Altarbilder in Lautenbach“, in: *Ekkhardt, Jahrbuch f. das bad. Land*, 1958, S. 15–30. – H. HEID, „Dürer und Grünewald in Lautenbach“, in: *Das Münster*, 1970, S. 191–195.
- 4 Elisabeth PFEIFFER, „Vier Tafeln des Lautenbacher Altars von A. Dürer“, in: *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Nürnberg*, 56, 1969, S. 251–314. – Hans G. EVERS, „Yper das Gepirg. Ludwig Grote zum 80. Geburtstag“, in: *Das Münster*, 1970, S. 257–281.
- 5 Jeanne PEIPERS, „La Vierge et l'Enfant à la fraise. Tradition et modernité“, in: *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte*, 48, 1991, S. 174–186.
- 6 Baldigst zu erscheinen in der zuletzt genannten Zeitschrift (s.o. Anm. 5).
- 7 J. PEIPERS, „Die Nesselrieder Heilige Sippe. Ein Werk des Meisters des Lautenbacher Hochaltars“, in: *Die Ortenau*, 1991, S. 414–435.
- 8 Ernst BUCHNER, *Beiträge zur Geschichte der deutschen Kunst*, 1924, S. 287–290.
- 9 Hartmut SCHOLZ, *Entwurf und Ausführung. Werkstattpraxis in der Nürnberger Glasmalerei der Dürer Zeit*, Berlin, 1991, S. 74–78, 308, 310.
- 10 Fedja ANZELEWSKY, *Albrecht Dürer. Das malerische Werk*, Berlin 1971, S. 31. – Dieter KOEPLIN, Tilman FALK, *Lukas Cranach, Gemälde, Zeichnungen, Druckgraphik*, I, Basel–Stuttgart 1974, S. 165–166.
- 11 Kat. Ausst. *Meister um Albrecht Dürer* (4. Juli–17. Sept.), Nürnberg 1961, S. 143.
- 12 Freiburger Diözesanarchiv, Gelübdebuch: *Nomina Omnium*, Man. (Ha. 561), S. 5.
- 13 Archives Départementales du Bas-Rhin, Supplément par années de l'Inventaire sommaire de la série J, dressé par F.J. HIMLY, s.d. Dokument Série 120 J, Jahr 1954, N 217 (contrat du 10 Décembre 1501).
- 14 Prof. Dr. Rüdiger BECKSMANN ist der Meinung, daß das Magistri-Wappen nur auf diesen Stifter Bezug nehmen kann, da es zu Füßen seines Besitzers stetig ist.

- 15 Roland RECHT, *Nicolas de Leyde et la sculpture à Strasbourg (1460–1525)*, Strasbourg 1987, S. 319.
- 16 Charles STERLING, „Grünwald vers 1500-1505“, in: *Cahiers Alsaciens d'Archéologie, d'Art et d'Histoire*, 1975, S. 140.
- 17 Jakob WIMPHLING, *Agatharchia. Id est bonus principatus*, Strasbourg 1498. – Bruno SINGER, *Die Fürstenspiegel in Deutschland im Zeitalter des Humanismus und der Reformation*, München 1981, S. 173–249.
- 18 Bernhard DECKER, *Das Ende des mittelalterlichen Kultbildes und die Plastik Hans Leinbergers (Bamberger Studien zur Kunstgeschichte und Denkmalpflege, 3)*, Bamberg 1985.
- 19 Jörg ROSENFELD, *Die nicht polychromierte Retabelkultur als bildreformerisches Phänomen*, Hamburg 1990.
- 20 H. BELTING, *Das Bild und sein Publikum im Mittelalter. Form und Funktion früher, Bildtafel der Passion*, S. 69–104, Berlin 1981.
- 21 Dagegen die Meinung DECKERS, 1985, Anm. 18, S. 62–91. Sonst: *Lexikon für Theologie und Kirche*, 1960, V, sp. 538 – 1963, VIII, sp. 1216–1221. – H. WENZEL, *Der Hochaltar in Cismar und die lübeckischen Chorgestühle des XVI. Jahrhunderts*, Lübeck 1937. – Harald KELLER, „Der Flügelaltar des Reliquienschreins“, in: *Studien zur Geschichte der europäischen Plastik (Festschrift Theodor MÜLLER)*, München 1965, S. 125–144. – D.L. EHRESMANN, „Some observations on the role of liturgy in early winged altar-pieces“, in: *The Art Bulletin*, 1982, S. 359–369. – J. BRAUN, S.J., *Der christliche Altar in seiner geschichtlichen Entwicklung*, 1, 2, 1924, S. 355. – Hans BELTING, *Bild und Kult. Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst*, München 1990, S. 501–504.
- 22 H. BELTING, s. anm. 20–21. – E.B. GARRISON, „A new devotional paneltype in XIV century Italy“, in: *Marsyas* 3, 1946, S. 15–69. – Rudolf BERLINER, „Bemerkungen zu einigen Darstellungen des Erlösers als Schmerzmännchen“, in: *Das Münster*, 9, 1956, S. 97–117. – R. HAUSSEHERR, *Der Bamberger Altar (Veit Stoß. Die Verträge des Nürnberger Symposions)*, München 1985, S. 207–228. – E.M. VETTER, *Bildprogramm und Ikonographie des Retabels. Der Hochaltar der Schwabacher Kirche*, ohne Jahr, (1983) S. 25–69. – H. MÖHRING, „Betrachtungen zu Tabula Magna und der Letzterkreuzigung am Tegernsee“, in: *Flügelaltäre des späten Mittelalters*, Berlin 1992, S. 127–144. – B. WELZEL, *Abendmahlsaltäre vor der Reformation*, Berlin 1991.
- 23 E. PANOFSKY, „Imago pietatis. Ein Beitrag zur Typengeschichte des Schmerzmännchens und der Maria Mediatrix“, in: *Festschrift für Max Friedländer*, 1957, S. 261–308.
- 24 F. BÜTTNER, „Argumentatio in Bildern der Reformationszeit“, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte*, 1, 1994, S. 23–42. H. BOOCKMANN, „Belehrung durch Bilder? Ein unbekannter Typus spätmittelalterlicher Tafelbilder“, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte*, 1, 1995, S. 1–23.
- 25 u.a. Gerhard EBELING, „Cognitio Dei et hominis“, in: *Lutherstudien*, 1, 1971, S. 221–272. – Kat. *Luther und die Folgen für die Kunst*, München 1983, S. 32, 37, 39. – Margaret STIRM, „Die Bilderfrage in der Reformation“, in: *Quellen und Forschungen zu Reformationsgeschichte*, 45, Gütersloh 1977. – M. BAXANDALL, *Die Kunst der Bildschnitzer, Tilman Riemenschneider, Veit Stoß und ihre Zeitgenossen*, München 1985, S. 81–87.
- 26 Eugen HILLENBRAND, „Die Ortenauer Ritterschaft auf dem Weg zur Reichsritterschaft“, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins*, 1989, 137, S. 256.

- 27 u.a. B. BAUER, *Das Frauenkloster Lichtenthal in Baden*, 1986, S. 284. M. BARTH, „Die Kartause zu Straßburg“, in: *Archives de l'Eglise d'Alsace*, 10, 1959, S. 154. – Ders. *Handbuch der elsässischen Kirchen im Mittelalter*, 1960, S. 1422. – F. RAPP, *Réformes et réformation à Strasbourg. Eglise et Société dans le diocèse de Strasbourg*, 1974, S. 148–149.
- 28 Kent EMERY, „Fondements théoriques de la réception de la Beauté sensible dans les écrits de Denys le Chartreux (1402–1471).“ *Les Chartreux et l'Art*, XIV–XVIIIe siècles. Paris 1989, S. 307–329.
- 29 u.a. E. PANOFSKY, *Dürers Kunsttheorie vornehmlich in ihrem Verhältnis zur Kunsttheorie der Italiener*, Berlin 1915. – Ludwig JUSTI, *Konstruierte Figuren und Köpfe unter den Werken Albrecht Dürers*, Leipzig 1902. – F. ANZELEWSKY, *Dürer-Studien, Untersuchungen zu den ikonographischen und geistesgeschichtlichen Grundlagen seiner Werke zwischen den beiden Italienreisen*, Berlin 1983.
- 30 W.H. KÖHLER, „Die Tafeln des Dominikus-Altars im Hessischen Landesmuseum zu Darmstadt“, in: *Kunst in Hessen und am Mittelrhein*, 1969/70, 9, 10, S. 35–44. F. ANZELEWSKY, *A. Dürer. Das Malerische Werk*, Berlin 1971, S. 18, Anm. 240., S. 21. Hans ROTT, *Quellen und Forschungen zur Kunstgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts (Oberrhein)* 3, 1938, S. 83–84.
- 31 H. ROTT, s. Anm. 30, S. 101–106.
- 32 Kat. *La gloire de Dürer. Actes et Colloques*, 13, Paris 1974, S. 109–145. E. PANOF-SKY, *La vie et l'Art d'Albrecht Dürer*, Paris 1987, S. 159–164.
- 33 E. PANOFSKY, *La perspective comme forme symbolique et autres essais*, Paris 1975, S. 72–73. – J. HARNEST, *Das Problem der konstruierten Perspektive in der altdeutschen Malerei*, München 1971. – F. ANZELEWSKY, *Albrecht Dürer. Das malerische Werk*, 1971, S. 28–29.
- 34 W.J. HOFMANN, *Über Dürers Farbe*, Nürnberg 1971.
- 35 K. OETTINGER & K.A. KNAPPE, *Hans Baldung Grien und Albrecht Dürer in Nürnberg*, Nürnberg 1963. – H. SCHOLZ, s. Anm. 9, 1991.
- 36 H. PERSEKE, *Hans Baldungs Schaffen in Freiburg*, Freiburg 1944, S. 33, 41.
- 37 H. SCHOLZ, s. Anm. 9, 1991, S. 213–218, 322.
- 38 Jan LAUTS, *Schwäbischer Meister um 1489, Geburt und Tod Mariens, Zwei Altarflügel aus Kloster Lichtenthal*, Karlsruhe 1966. – A. CHÂTELET, „Martin Schongauer et les primitifs flamands“, in: *Cahiers Alsaciens d'Archéologie, d'Art et d'Histoire*, 22, 1979, S. 117–143.
- 39 s. Anm. 31.
- 40 u.a. Ulrich THIEME – Felix DECKER, *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart*, Leipzig 1942, p. 233–234. Hans RÖTTINGER, „Hans Wechtlin Nachleben und Jakob Wechtlin“, in: *Oberrheinische Kunst*, Jg. 10, 1942, S. 172–175. – *Der Straßburger Maler und Formschneider Johann Wechtlin, genannt Pilgrim. Holzschnitte in clair-obscur in Holz geschnitten*. Leipzig 1863 (Verlag Rudolf WEIGEL). – Cécile DUPEUX, *L'imaginaire strasbourgeois, la gravure dans l'édition strasbourgeoise*. (Ausstellungskat.) Strasbourg 11.2. bis 2.4.1989.
- 41 Sigrid ESCHE, *Leonardo da Vinci. Das anatomische Werk*. Basel 1954, S. 63, Anm. 76.
- 42 Gunter SCHWEICKHART, „Das Selbstbildnis im XV. Jahrhundert“, in: *Italienische Frührenaissance und nordeuropäisches Spätmittelalter*, 1993, S. 11–30, hier S. 15.
- 43 idem, S. 11–12.
- 44 idem, S. 12, 17–18.
- 45 H. RUPPRICH, *Dürers schriftlicher Nachlaß*, 2, 1966, S. 109.

- 46 Gudrun SCHLEUSENER-EICHHOLZ, „Das Auge im Mittelalter“, in: *Münstersche Mittelalter Schriften*, Hrsg. H. BELTING, 35, I–II, München 1985, S. 27–33. Dieter WUTTKE, „Dürer und Celtis: von der Bedeutung des Jahres 1500 für den deutschen Humanismus: Jahrhundertfeier als symbolische Form“, in: *Journal of medieval and Renaissance Studies*, 10, 1980, S. 73–125.
- 47 Albert CHÂTELET, „Bibliographie“, in: *Bulletin Monumental*, IV, 150, Paris 1992, S. 434.

### *Bildnachweis*

Photo Kurt Kramer, Verlag Schnell und Steiner, in: R. Huber/H. Heid, Pfarr- und Wallfahrtskirche „Mariä Krönung in Lautenbach/Renchtal“. München/Zürich, 1983: Taf 1, 2, 9.

Josef Wörner: Taf. 10, 11, 12.

Museum of Fine Arts, Boston, Gift of Edward Walde Forbes Courtesey, Inv.Nr. 07485: Taf. 5.

Öffentliche Kunstsammlung Basel, Kunstmuseum, Martin Bühler: Taf. 3.

Augustiner Museum Freiburg: Taf. 7, 8.

Bibliothèque Nationale Universitaire, Strasbourg: Abb. 3.

Musées de la ville de Strasbourg: Abb. 4.

Joseph Harnest, 1971 s. Anm. Abb. 1.

# Über den Werkmeister Christoph Wambser aus Wolfach

*Louis Schlaefli*

In Molsheim (Elsaß) ist der Name Wambser ein Begriff: es handelt sich um den Architekten der ehemaligen Jesuitenkirche, jetzt Pfarrkirche, deren Schönheit und auch Einzigartigkeit viele Besucher anlockt. Man wußte bereits, daß dieser Wambser auch in Köln und Aschaffenburg für die Jesuiten tätig war; schon lange wurde sein Können gewürdigt<sup>1</sup>. Bis jetzt wußte man aber nicht viel über sein Leben; obschon wir, bei weitem, nicht im Stande sind, eine zufriedenstellende Biographie dieses Meisters darzubieten, so sind wir doch froh, einiges über seine Herkunft und seine Tätigkeit im Elsaß berichten zu können.

## *Wambasers Herkunft*

Braun<sup>2</sup> vermutete, daß Wambser aus Miltenberg-am-Rhein stammen könnte; er gründete diese seine Vermutung auf die Tatsache, daß es dort viele Steingruben und auch Steinhauer gegeben hat und dort auch lange ein *Wamserturm* existierte. Leider war Wambser kein Steinhauer, sondern Zimmermann von Beruf. Sollte man der *Encyclopédie d'Alsace* Glauben schenken, so wäre er aus Aschaffenburg gebürtig. Keines trifft zu.

Wir wurden veranlaßt, seinen Geburtsort in Wolfach zu suchen. Als er im Jahre 1625 krank war, zog er sich dorthin zurück, um sich zu erholen<sup>3</sup>. Zum anderen haben wir festgestellt, daß Anton Kulufft, *Zimmermann* in Molsheim, als er am 7. Februar ein Kind taufen ließ, erstaunlicherweise *Helena Wambster(in) von Wolfach* als Ehefrau hatte. Im selben Jahr verstirbt in Molsheim *Veronica Wambser(in)*, Ehefrau des Hans Schultheiss, auch *Zimmermann*, wie Wambster selbst. Nun galt es unsere Vermutungen in Wolfach nachzuprüfen.

Die älteste Erwähnung über die Familie Wambser betrifft *Anna Wammester*, Tochter des *Hannes Wammester*, bei der *Halbmeil*, welche sich am 10. Oktober 1597 vermählt. Sechs Jahre später, am 17. November 1603, heiratet *Christian Wammester* (dieser wird irrigerweise in der Heiratseintragung als *virgo* (!) angegeben), *Hanss Wammesters selig beÿ der Halbmeil ehelicher Sohn*, in Wolfach, *Ursula Hermann*, *Michel Hermanns in Gypnich eheliche dochter*, dieser Christian scheint uns der Bruder des Christoph

Wambsters zu sein<sup>5</sup>; so wäre Wambser aus der *Halbmeil* gebürtig. Dieser Ort befindet sich zwischen Wolfach und Schiltach an der Kinzig.

Wambser könnte um 1575 geboren sein; da aber die Taufregister erst mit dem Jahre 1595 beginnen, kann die Sache nicht nachgeprüft werden. Es ist auch anzunehmen, daß Wambser noch vor diesem Jahre sich in erster Ehe mit Judith Mordtloder vermählt hat. Wie wir sehen werden, gebar sie einen ersten Sohn, Etienne, im Jahre 1600 in Dangolsheim, in der Nähe von Molsheim. Am 13. Januar 1604 hingegen wurde ihre Tochter Barbara in Wolfach getauft. Wann (wahrscheinlich um 1610) und wo diese erste Ehefrau gestorben ist, konnten wir nicht ausfindig machen.

Am 2. Mai 1611 heiratet der *viduus (Wittwer) Christoff Wammester, burger zuo Moltzheim* in zweiter Ehe in Wolfach *Anna Lemp(in), Jacob Lempens zuo Wolffach eheliche dochter*. Diese stammte aus einer echten Wolfacher Familie: *Die Lemp gehörten zur ältesten Ehrbarkeit der Stadt Wolfach, wo sie sich schon gegen 1350 nachweisen lassen*<sup>6</sup>. Von dieser zweiten Ehefrau Wambsters wissen wir nichts weiteres. Wir werden aber feststellen können, daß Wambser in der Folge mit ihrer Wolfacher Familie in geschäftlichen Beziehungen bleiben wird.

Die Familie Wambser blühte weiter in der Wolfacher Gegend bis ins 19. Jahrhundert; am 12. März 1803 verstarb in Kinzigthal Klara Wamester, Ehefrau des Jakob Mosmann.

### *Wambser in Dangolsheim*

Wir werden wahrscheinlich nie erfahren, wieso Wambser sich als Zimmergeselle in Dangolsheim niederließ. Ging er dorthin zu einem bekannten Meister, um sich weiterzubilden? Die dortige Kirchenregister beginnen im Jahre 1599; schon am 6. März dieses Jahres erscheint als Pate *Christoffel Wambster, ein zimmergesell*<sup>7</sup>. Am 20. August 1600 läßt er einen kleinen Etienne taufen; nur der Vorname – Judith – der Mutter wird angegeben; dieser Vorname ist in Dangolsheim und in der Umgegend gar nicht üblich, so daß wir annehmen, daß diese erste Frau auch aus Wolfach stammen könnte. Die Paten des Kindes sind nicht im Ort ansässig; der erste kommt aus Straßburg, und der zweite, der Rechten Lizentiat, ist an der *Landvogtey* in Haguenau beschäftigt. Wieso diese Beziehungen? Hielt sich Wambser in diesen Orten auf, bevor er nach Dangolsheim kam? Am 4. September 1601 wird ein zweiter Sohn, Johannes, auch in Dangolsheim getauft<sup>8</sup>.

Am 19. Juni 1602 erscheint *Wambser* nochmals als Pate in den Taufregistern von Dangolsheim<sup>9</sup>. Leider fehlen aus dieser Zeit die Heirats- und Sterberegister, die uns vielleicht weitergeholfen hätten. Ist Judith Mordtlocher in Dangolsheim gestorben? Wir wissen zwar, daß *Wambser* im Jahre 1604 noch dort lebte; in diesem Jahre bezahlt das Amt Dachstein *Mr Christoff Wambser, ... Zimmermann von Danckholsheim* für seine Arbeit am Haus des Nachrichters (vermutlich in Avolsheim): *neben dem gelt verding von des Nachrichters hauss und stal zu machen gelieffert in weitzen...*<sup>10</sup>.

Wenn er sich auch in Dangolsheim niedergelassen hat, so vergißt doch *Wambser* seinen Heimatort nicht: wie schon gesehen, wird seine Tochter in Wolfach am 13. Januar dieses Jahres 1604 getauft. Ab diesem Jahre erscheint *Wambser* nicht mehr in Dangolsheim; wir vermuten, daß er sich in das nahe Molsheim begeben hat.

### *Wambser in Molsheim*

Im Jahre 1605 oder 1606 (Die Molsheimer Stadtrechnungen erstrecken sich von September bis September!) hat *Wambser* Holz aus dem Kinzigtal flößen lassen; das sollte für den *Neüwen Bauw bey den Hürttenheüßern* verwendet werden; am 30. September wird er durch die Stadt Molsheim nachbezahlt: *Mr Stoffell Wambstern noch über 58 Pfund, so er von vorigen Stättmeistern Lautt ihrer beschehenen rechnung uff Lüfferung des holtz zue dissem bauw, so er uss dem khünzighall geflösst nachbezahlt 2 Pfund 13 Sch. 4 Pfennig*. Er bekümmert sich auch um den Transport: *18 wägen Bauwholtz zue strassburg abgeholt*. Natürlich wird er als Zimmermann an diesem Bau arbeiten, wie auch an den Stadtmauern (die wahrscheinlich gedeckt waren).

Im Jahre 1606/07 arbeitet er an verschiedenen Bauten: am *Newen hinder Bäuwein, in der badstube* und auch wieder an der Stadtmauer: *ermeltem Christoffel bezallt für 28 stück holtz, so zue denen gengen zue der statt mauren verpraucht worden*. Am Fest des hl. Mathias 1607 unterschreibt er ein Verding zu Erbauung des *Neüwen Werckhauss* der Stadt, wobei er 65 Pfund verdienen soll. Am 22. Juli desselben Jahres wird er für den Bodenbelag *unden im Zeüghauss* bezahlt; diese Arbeit hatte er mit einem Gesellen verrichtet. Er verbrachte auch zwei Tage in der *Obermühle*<sup>11</sup>.

Vielleicht nahm *Wambser* auch an den gigantischen Arbeiten der zu dieser Zeit errichteten Molsheimer Kartause teil. Wir haben zwar keine Belege, um dies zu bestätigen. Jedoch konnten wir feststellen, daß am 20. September 1618, als der Prior Repff sich mit dem Rosheimer Bauunternehmer Ul-

rich Trestch finanziell verständigen wollte, neben anderen Zeugen (Kirchherren, Juristen...) auch zugegen war *der ehrenueste Meister Christophorus Wammister, hochf. Durchl. Ertzherzogen Leopoldi, Bischoffen zu Strassburg und Passau werckhmeister*<sup>12</sup>. Natürlich könnte Wambser dabei gewesen sein in seiner Eigenschaft als Werkmeister und nicht als ehemaliger Mitarbeiter des Unternehmers. Wir wissen aber, daß *Trestch* die Arbeiten, für die er nicht zuständig war, gewöhnlich weitergab und nur sein Maurer- und Steinhauerhandwerk ausübte. Dies wird der Fall sein bei der Erbauung des Seminars.

Noch im Jahre 1608/09 arbeitet Wambser für die Stadt: *Item Christoph Wambster dem Zimmermann von Vischcästen zuemachen geben vermög verdings... 7Pfund 3 Sch.* Am 28. September 1608 entlehnt Wambser 25 Pfund bei der Stadt gegen eine jährliche Rente von 1 Pfund 5 Sch.<sup>13</sup>. Von da ab haben wir nichts mehr über ihn gefunden bis zum Jahr 1612.

In eben diesem Jahr zahlt ihm die Stadt 5 Pfund für Arbeiten an der Stadtmauer und 7 Pfund für andere Arbeiten. Im Jahre 1613 arbeitet er an der *Obermühle und an beeden port heuslen am schmidthor unnd Bergthor*<sup>14</sup>.

Im Jahre 1614 finden wir in den Rechnungsbüchern des Amtes Dachstein *Mr Christoffel Wambser, Zimmermann von Molsheim*, als die Rede ist von Arbeiten im Molsheimer *Consistoire*. Ob er diese Arbeiten selbst ausgeführt hat, wird nicht bezeugt<sup>15</sup>. Aber noch im selben Jahre arbeitet er für denselben Auftraggeber am Munchhof bei Still: *Mr Stoffel Wambser, dem Zimmermann und Burger zu Molssheim, in sein verding am Munchhof über 25 fiertel weytzen, Rogken und Gerst, nach ane wein 8 omen*<sup>16</sup>. Man wird bemerkt haben, daß nun Wambser als Bürger von Molsheim angegeben wird; doch muß er die Stadt für eine geraume Zeit verlassen haben.

### *Wambser in Rouffach*

In einem Brief an einen Stettmeister von Obernai aus dem Jahre 1615 nennt sich *Christoffel wamester...burger unnd werkmaister auff Eisenburg*; wir vermuten, daß es sich hier um das Schloß Isenburg bei Rouffach handelt; diese Stadt im Oberen Mundat gehörte wie Molsheim zur Herrschaft des Bischofs von Straßburg. In diesem Brief bestellt Wambser beim *grubenmaister* von Obernai verschiedene gehauene Steine: *3 faine sauffere Direnn mit irem erforderten gesimbss vonn ainem weisenn stainmachen unnd sauffer hauenn; weiter soll er 7 faine sauffere fenstere..., 2 gadenn...*<sup>17</sup> Waren diese Steine für eben diese Burg bestimmt? Man kann es annehmen: Leopold von Österreich soll dort Reparaturen vorgenommen



haben<sup>18</sup>. Noch im selben Jahre werden wir Wambser als *Werkmeister* desselben Bischofs wiederfinden, eine Benennung, welche seine Tätigkeit in Rouffach erklären würde.

### *Wambser wieder in Molsheim*

Es steht nun klar, daß Wambser den Bau der Molsheimer Jesuitenkirche, deren Grundstein im Jahre 1615 gelegt wurde, leitete. Sie wurde am 26. August 1618 feierlich eingeweiht, konnte aber schon ab Allerheiligen 1617 benutzt werden.

Braun<sup>19</sup> konnte beweisen, daß Wambser ihr Architekt war; es wäre nötig, die Sache hier wieder darzulegen; wir berufen uns aber auf die schon gedruckte Literatur<sup>20</sup>.

Am 28. Juli 1618 wurde Anna Wambser(in) – gewiß eine Verwandte des Christoph Wambser – in Molsheim Patin eines Sohnes des Johann Lang, *Bildmacher und Burger von Bamberg*; wir vermuten, daß dieser zur Ausschmückung der Kirche hergerufen worden war und in enger Beziehung zu Wambser stand. Anna Wambser wurde noch zweimal Patin in Molsheim im Jahre 1622.

Anno 1616 wurden Erweiterungsarbeiten in der Kirche von Obernai unter der Leitung von *Mr Christoffel, (dem) werckmeister zu Molsheim* vorgenommen; eine neue Wendeltreppe wurde angebaut<sup>22</sup>.

Wambser wurde am 30. Juni 1617 Pate eines Kindes des Kieffers Cornelius Mochel und auch wieder am 18. August: das Patenkind wurde Christoph (wie der Pate) genannt und war ein Sohn des Jacob Marschaller, *Schmid im Collegio*<sup>23</sup>.

Noch im selben Jahre liefert Wambser zu verschiedenen Zwecken Holz, das er vermutlich aus Wolfach flößen ließ: *ein ... holtz zum schneckhen an der Rhatstube*<sup>24</sup>, *37 eichene pfähle fürs Schmidthor*<sup>25</sup>, *10 geschnittene höltzer ...*, *5 Fünffschuohige balckhen für den Lindischen Thurn*<sup>26</sup>, *24 Höltzer, darunter 3 Kirschsparren zum gang an der Ringmauren hinderm Schloß, die Wambser selbst verarbeiten wird*<sup>27</sup>. Diese Holzlieferungen dauern weiter im Jahr 1618: *130 dreiling* im Werte von 61 Pfund<sup>28</sup>. Wambser war gewiß an den großen Arbeiten, welche im selben Jahr im *Freihof* und am *Neuen Keller* verrichtet wurden, beteiligt<sup>29</sup>.

Das ehemalige *Seminarium Carolinum* (von Karl von Lothringen gegrün-

det) diene weiter unter dem Namen *Seminarium Leopoldianum*; dort wurden Anno 1618 Reparaturen vorgenommen; Wambser lieferte für 780 Pfund Holz, welches er sich bei seinen Schwägern, Conrad und Ehrhardt Lemp in Wolfach verschaffte (Siehe Anhang).

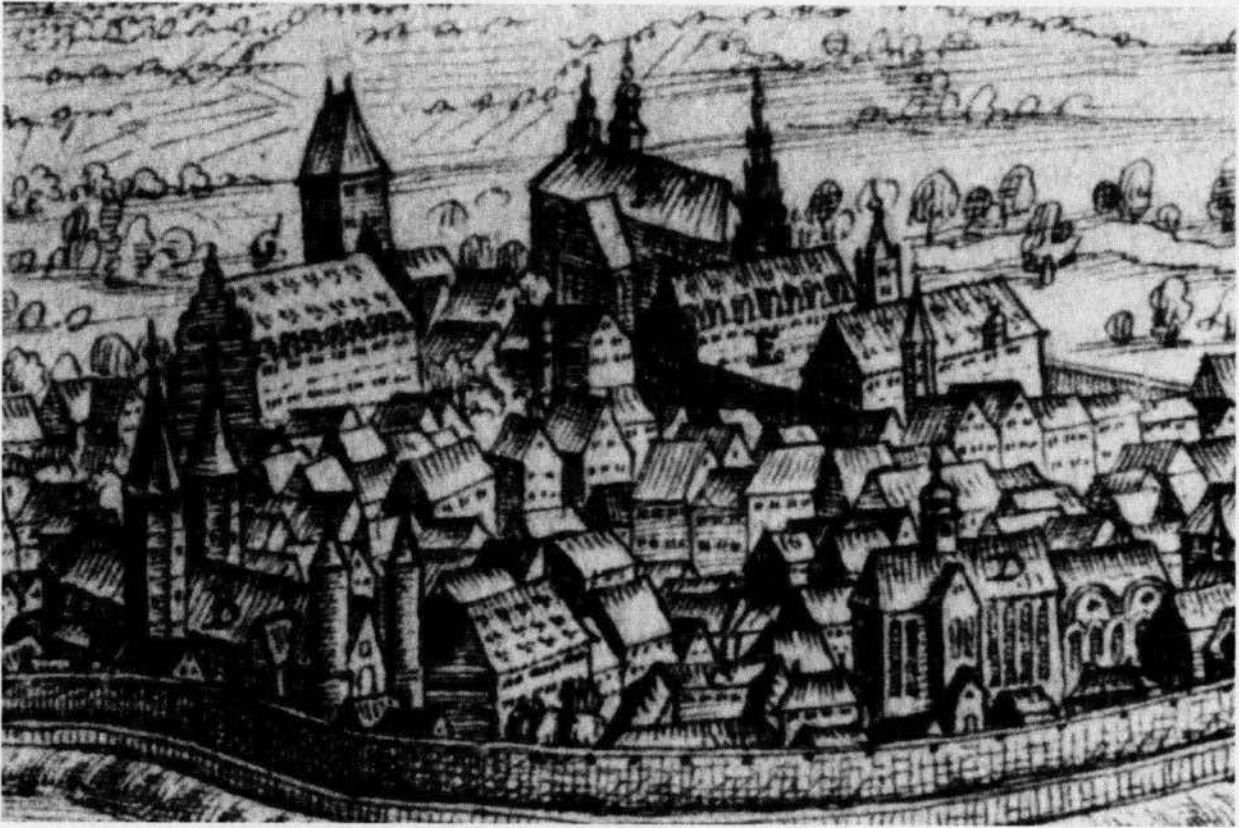
Es sei hier vermerkt, daß Wambser seit 1617 seine Zeit für die Arbeiten in Molsheim und auch in Köln, wo er den Bau der Jesuitenkirche leitete, teilen mußte.

Das alte Pfarrhaus von Molsheim wurde durch den Bischof den Kartäusern, welche den Platz benötigten, um ihrem Haus die gewünschte Ausdehnung zu verleihen, geschenkt. Nun hieß es, ein neues Pfarrhaus zu finden. Aus Gründen, die für uns nicht nachweisbar sind, ist im Jahre 1619 Wambasers Haus (*la maison de l'architecte de l'évêque, Christophe Wambser*) zu verkaufen. Der Bischof kauft es zu diesem Zweck an<sup>30</sup>; da es als praktischer als das ehemalige Pfarrhaus auf dem *Fronhof* angegeben wird, muß man annehmen, daß es unfern der ehemaligen Pfarrkirche lag. Noch im Jahre 1625 schuldete das Bistum 600 Pfund dem Christoph Wambser auf diesen Ankauf<sup>31</sup>. Fortan wird sich Wambser mit einer Mietwohnung, für die er der Stadt einen jährlichen Zins von 7 Pf. zahlen wird, begnügen<sup>32</sup>. Aus all dem kann man vielleicht entnehmen, daß Wambser sich in einer kritischen finanziellen Lage in dieser Zeit befunden hat. Es kann aber auch sein, daß Wambasers Familie nicht mehr ihren festen Wohnsitz in Molsheim hatte: Wambser hatte auch anderswo zu tun und konnte sich mit einer kleineren Leihwohnung begnügen.

Doch scheint er zwischen 1620 und 1624 öfters im Elsaß zu sein und seine Arbeiten in Köln nur nebenbei zu erledigen. So zum Beispiel beteiligt er sich am 26. Februar 1620 an der Estimation der ehemaligen *Münze* von Zabern<sup>33</sup>. Noch im selben Jahre werden Arbeiten im Meyerhof von Hohenburg in Rosheim durch den bekannten Ulrich *Tretsch* vorgenommen; Wambser war anwesend, als diese Arbeiten ihm verdingt wurden; so kann man annehmen, daß er auch die Pläne geliefert hat<sup>34</sup>.

Im Jahre 1621 ist Wambser immer noch *Baumeister* des Bistums: als solcher liefert er dem Amt Dachstein, was er an *Brückenzoll*, *weggelt* und auch an *zehenden pfennig* eingenommen hat; hingegen erhält er 125 Pfund *Dienstgeld*<sup>35</sup>.

Ab 1621 ist Wambser mit dem Neubau des gigantischen *Seminarium Leopoldianum* beschäftigt. Am 2. September nimmt er an der Abschätzung des Hauses der Witwe des Dieboldt Klein teil, dessen Platz für den Neubau benötigt wird<sup>36</sup>. Alles wird bis ins kleinste vorgesehen; so ist die Rede von



*Abb. 1: Das Seminar (G) und die Jesuitenkirche (P) auf einer Ansicht des Architekten Johann Jakob Arhardt von 1644*



*Abb. 2: Die ehemalige Jesuitenkirche und heutige Pfarrkirche von Molsheim*

einem *Modell* ... so *Mr Christoph Wambser* ... *Werckmeister in Holz aufgericht*<sup>37</sup>. Im November zahlt man ihm 150 Pf. *auf sein Verding*; noch im selben Monat zahlt der *Bauschreiber* Will dem Weihbischof Adam Peetz 50 Pfund zurück, *so Ihr Hochw. Mr Christoph Wambstern Schwäher Vatter, auf Rechnung etlich empfangener Dilen liffern lassen*<sup>38</sup>. Am 22. desselben Monats befindet sich Wambser in Wolfach: der Einnehmer des Seminars schickt seinen Boten zu ihm nach Wolfach zwecks Einkaufs von Diehlen<sup>39</sup>. Wieder finden wir Ulrich *Tretsch* als Unternehmer: am 18. September zahlt der Baueinnehmer 2 Pfund 8 Sch. dem Jacob Schmidt, *Schlüsselwürth, als Mr Ulrichs* (i.e. *Tretsch*) *Gesellen, wegen etlich reden, so gegen sie Mr Christoph* (i.e. Wambser) *laufen lassen, umbeinisch gewesen und aussgestanden* ... *so sie in zwey tagen bey ihm verzehrt, aus befelch der Bawherren*<sup>40</sup>. Am 15. Januar 1622 erhält Wambser wieder 15 Pfund *auf sein verding*<sup>41</sup>; nebenbei liefert man ihm auch mehrmals Getreide. Am 21. August desselben Jahres zahlt der Baueinnehmer 5 Pfund an seine Gesellen, *weil Mr Christoph gar lang abgewesen*<sup>42</sup>. Nochmals im Jahre 1623 bestellt Wambser Holz in Wolfach: *Item hat Mr Christoph Wambster kaufft Anno 1623 bey Hn Michel Hermerlin von Wolffach 780 bordt, jedes hundert um 125 (Gulden) ... facit leichtgelt 975 (Gulden)*. Der Transport dieses Holzes ab Straßburg wird 50 Pfund kosten. Im Jahre darauf kauft Wambser 1.500 Diehlen zum Preis von 151 Pfund, *bey Caspar Schilling von Schilckhen* (wahrscheinlich Schiltigheim, bei Straßburg)<sup>43</sup>. Ihm selbst werden über 170 Pfund für Zimmermanns Arbeiten bezahlt<sup>44</sup>.

Dieser mächtige Bau des Seminariums wird wegen der Kriegsereignisse nie zu Ende geführt werden. Da man aus Mangel an Holz während der schlimmen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges das Gebälk herausgerissen hatte, fiel im Jahre 1643 ein Teil zusammen. Was übrig blieb, wurde im Jahr 1722 abgebrochen, um dem Neubau der *Monnaie* (Münze) Platz zu machen. Zum Glück hat Johann Jakob Arhardt im Jahre 1644 die Ansicht dieses Seminars, das die Stadt überragte, festgehalten.

Inzwischen hat Wambser auch für die Stadt Molsheim gearbeitet; in den Rechnungen von 1621/22 befindet sich folgende Eintragung: *Item Christoff Wambster dem baumeister uff Rechnung geben dess holtzes unnd arbeit an der Ringmauren ... 10 Pf.*<sup>45</sup>.

Erstaunlicherweise beteiligt sich Wambser vom 25. bis zum 28. Februar 1622 an einer diplomatischen Mission: *Als der Stattschreiber, sampt Christoff Wambstern und Caspar, dem Würth von Sultz, auss Befelch E.E. Rahts, wegen der Cratzischen reuter Übergang nacher freyburg zu Ihrer Hochf. Gn. vereist, ist in vier tagen ... mit Pferdt und Mann, unkosten und lohn uffgangen ... 17 Pf. 3 Sch. 2 Pf.*<sup>46</sup>. Dasselbe tut er wieder am

22. März: *Mehr... Christoff Wamsern wegen disser (italienische Reiter) dahin (nach Sélestat) abgefertigt unnd ihme sampt denn zugebenen für lohn, zehrung und pferdlohn geben... 5 Pf.*<sup>47</sup>. Sonst finden wir keine Meldung mehr über Arbeiten, die er im selben Jahre noch verfertigt hätte; wahrscheinlich verbrachte er die meiste Zeit in Köln.

Am 30. Juni 1623 nimmt er Schätzungen zu Gunsten des hiesigen Bistums vor, zuerst im Pfarrhaus zu Saint-Pierre, das abgebrannt war, dann im Hohenburgischen Hof in Obernai, dessen Dachstuhl zusammen zu fallen droht. Er ist der Ansicht, daß man eine neue Zehntscheuer bauen sollte<sup>48</sup>.

Am 7. August 1623 zahlt ihm die Stadt 216 Pfund für Holzlieferungen, außer 10 Pf., die ihm zuvor gegeben wurden<sup>49</sup>. Für das Jahr 1623/24 zahlt er der Stadt immer noch 7 Pf. Miete für seine Wohnung<sup>50</sup>.

Wahrscheinlich hat er auch im Jahre 1624 auf dem Odilienbeg gearbeitet: *Mit dem Zimmermann von Molsheim verdingt, dass er das Holz zu der rundten Capell soll zimmern*<sup>51</sup>. Das Amt Dachstein zahlt ihm auch wieder 125 Pf. *dienstgelt* für das Jahr 1624<sup>52</sup>. Doch scheint es, daß man ihm diese Belohnung streichen möchte, da er zu oft seine Zeit in Köln verbringt. Vermutlich hatte Wambser den Kurfürsten von Köln veranlaßt, einen Brief an den Straßburger Bischof zu schreiben, um ihn für diese Abwesenheit zu entschuldigen<sup>53</sup>.

Im Jahre 1625 scheint Wambser in Geldnöten zu sein. Zuerst verlangt er von der bischöflichen Regierung in Zabern die Zahlung der 600 Pf. *zur bezahlung seines für ein Pfarrhof zue Molssheim erkaufften Hauss*; am 4. Mai erhält der Amtsschaffner von Dachstein eine Anweisung, die Sache zu erledigen<sup>54</sup>. Am 27. September jedoch gibt die bischöfliche Regierung dem Amtschaffner die Anweisung, Wambasers Dienstgeld zu sperren, *wegen beharrlicher Abwesenheit dessen im Stifft*. Ganz gewiß hat Wambser den Kurfürsten von dieser Maßnahme benachrichtigt, denn schon am 24. Oktober schreibt dieser dem Bischof von Straßburg zu Gunsten Wambasers, der ihm freiwillig zu Verfügung gestellt worden war; er erklärt sich mit dessen Arbeit *woll zufriede n*. Diese wurde aber durch seinen Gesundheitszustand beeinträchtigt: *seine nach und nach aussgestandene starke Schwachheiten... Wan nun abermahlen ein fieber angegriffen und er durch verenderung dess Luffts zu seiner reconualescens umb so viel leichter zuerlangen in gueter hoffnung stehet*. Endlich zeigt sich der Kurfürst sehr wohlwollend für Wambser: *so Ihr demselben solches seines ausspleibens nit allein entschuldiget, sondern auch Unseretwegen in gueter recommendation halten wollen*.

Am 22. November wird Wambser gebeten, sich in Zabern bei der bischöflichen Regierung *wegen vorgefallenen sachen* zu melden. Wambser entschuldigt sich am 3. Dezember, dieser Einladung nicht Folge geleistet zu haben; der Brief wurde ihm nämlich nach Molsheim geschickt, wo er nicht weilte, aber *zue Wolfach im khüntziger thal. Bin auch die Zeitt seid ich auss niderlandt kumen noch nie zue molssheim gewessen wegen meiner langwerenden schweren Krankheit des güfftigen fiebers, so ich über die 16 wochen gehabt hab.* Seine Gesundheit sei noch nicht hergestellt; er spricht auch von seiner vormaligen Kranckheit: *nach vergangenen herbst ein Jar gewesen bin ich 20 wochen an einem Stick gar in einer grossen kranckheit gelegen; hab zwischen disen zwey Kranckheiten ein so grosse unmuoss mit der Churfürstlichen Durchlaucht zue Köllen gehabt, dass ich meinem Leib nie hab khinden abwarten, dass ich zur rechter gesundheit hab kinden gelangen, dar durch hat sich mein ietzige kranckheit wider erhebt.* Er muß sich noch pflegen und wagt es nicht, im Winter zu reisen; man möge seine Vorladung nach Zabern verlegen. Dies geschah wahrscheinlich und Wambser hat sich gewiß gut verteidigt, denn am 14. März 1624 faßt die bischöfliche Regierung den Beschluß, ihm *seine von Hoher Stifft Strassburg habende bestellung* zu bezahlen<sup>55</sup>.

Im Jahr 1626 ist Wambser wieder arbeitsfähig und arbeitet auch für das Bistum; er scheint an dem Wiederaufbau der *Sundthausischen Scheuer* (Zehntscheune?) mitgewirkt zu haben<sup>56</sup>. Wahrscheinlich hat er auch an wichtigeren Bauten gearbeitet, denn er spricht von großen Schulden, die von Materialtransporten herrühren; am 26. März verlangt er seinen ihm zustehenden Hafer für die Jahre 1623, 1624 und 1625; da dieses Getreide schwer zu finden ist, würde er es annehmen, in anderen Früchten bezahlt zu werden<sup>57</sup>.

Noch im selben Jahre wird er nach Dachstein berufen, um eine Expertise der Stadtmauern auszustellen; gewiß waren sie baufällig, denn im Jahre 1627 kommt er auf deren schlechten Zustand zurück. Im Jahre 1628 erstellt er eine Spezifikation der dort nötigen Arbeiten; der *Abriss des bawfälligen Mauerwercks allhie im Schloss* soll vom *Schantzenmeister „Lahier“* gefertigt worden sein, ist aber *La Huette* unterschrieben<sup>59</sup>. Wambser wird auch, im selben Jahr, für seine Arbeit im *Ballenhauss zue Molsheim* in Höhe von 151 Pf. bezahlt<sup>60</sup>. Auch arbeitet er noch im Haus des Weihbischofs<sup>61</sup>.

Im Jahre 1629 besichtigt er die *bawfällige Behausung darinnen Johann Hartmann, der Buchtrucker... wohnt*; die Bälken sind verfault und der Kamin teils schon eingefallen; er verfertigt einen Kostenvorschlag der nötigen Reparaturen<sup>62</sup>.

Diese Aufstellung der von Wambser gemachten Arbeit ist gewiß unvollständig. Als Werkmeister des Bistums, des Kapitels, des Amts Dachstein (nicht aber der Stadt Molsheim) hatte er gewiß viel zu tun in all den Gebäuden, die diesen Institutionen gehörten, wenn es auch meist mehr um Reparaturen als um Neubauten ging.

Zum letzten Mal treffen wir Wambser in Molsheim im verhängnisvollen Jahre 1632, aber wahrscheinlich vor dem Einbruch der Schweden; er kommt von Zabern mit einem Leutnant, um die *Schantz vor dem Schmidthor* zu besichtigen; am 14. Oktober zahlt die Stadt 1 Pf. 13 Sch. dem *Peter Liechttenawer, Bährenwürt, so mit erstgemeltem Leutenant und Christoph Wambsern, samt einer Convoÿ uffgangen*<sup>63</sup>.

### *Wambser's Werk in Köln*

Man kann schon annehmen, daß die Molsheimer Jesuiten nach der Fertigstellung ihrer prächtigen Kirche Worte des Lobes für deren Architekten hatten und daß ihre Kölner Kollegen so auf die Idee kommen konnten, Wambser auch nach Köln zu berufen. Vielleicht war es aber der Erzherzog Leopold selbst, der ihn dort dem Kurfürsten empfahl, wie wir weiter sehen werden.

### *Die Jesuitenkirche*

Wir haben nichts Neues über diesen Bau zu berichten und begnügen uns, die Angaben über Wambser's Tätigkeit hier wiederzugeben:

- 1617: *Conceptus et taxa M. Christophori Architecti Molsheimensis de lignis novo templo necessariis; praefuerat hic fabricae novi templi et collegii et missus Coloniam a Ser mo Archiduce Leopoldo ao 1617*<sup>64</sup>.
- Januar 1618: Der Plan der Kirche wird nach Rom geschickt<sup>65</sup>.
15. 05.1618: Grundsteinlegung durch den Nuntius Albergati<sup>66</sup>.
16. 05.1618: *M. Christophoro Wamser architecto pro templi delineatione et itinere et reduce 48 Rtlr 24 Alb.*<sup>67</sup>.
- Nach dem 16. 05. 1618: Wambser kehrt nach Molsheim zurück.
21. 09. 1618: Wambser ist mit dem Schiff nach Köln zurückgekommen: *M. Christophoro Wamser architecto 4 imp. pro naulo*<sup>68</sup>.
- Dezember 1618: *M. Christophoro 26 imp.*<sup>69</sup>.

10. 07. 1619: Wambasers Jahresbesoldung: 250 Rtlr; 8 Malter Gerste, 4 Malter Weizen, 4 Eimer Bier. Wohnung und Essen findet er umsonst bei den Jesuiten<sup>70</sup>.
23. 08. 1619: *M. Christophori uxori 4 imp.*<sup>71</sup>. Diese Gratifikation bezeugt, daß Wambasers Frau sich nach Köln begab.
28. 12. 1619: Nach Regelung seiner Besoldung kehrt Wambser mit seiner Frau nach Hause zurück<sup>72</sup>.
- Anfangs 1620: Wegen Wambasers Abwesenheit steht die Baustelle still.
02. 06. 1620: Wambser befindet sich wieder in Köln<sup>73</sup>.
28. 12. 1623: Abrechnung mit Wambser: *M. Christophoro soluta omnia 90 Rtlr et quia frumentum sibi debitum remisit, donavit ei R.P. Rector in moneta aurea 27 fl. Summa 147 Rtlr et 48 Albus*<sup>74</sup>.

Es handelt sich gewiß um die Endabrechnung mit Wambser. Der Rohbau der Kirche wurde 1624 fertiggestellt; jedoch wurde sie erst ab dem 24. Februar 1629 benutzt<sup>75</sup>.

Das Gotteshaus wurde im letzten Weltkrieg schwer beschädigt; heute ist sie in der Struktur vollständig restauriert.

### *Andere Arbeiten in Köln*

Soll man Thieme-Becker<sup>76</sup> Glauben schenken, so hätte Wambser ab 1618 auch die Bauten der Hl. Pantaleonkirche, *deren Mittelschiff 1622 das reiche gotisierende Netzgewölbe erhielt*, geleitet; das Gleiche treffe auch für die *Daukirche* in Köln zu: *Vielleicht von W. auch der Entwurf zu der Daukirche in Köln (Grundstein 19. 03. 1620, vollendet 1629), da er dazu einen Palier Jodokus aus Oberdeutschland empfahl; dieser Bau ist allerdings im Gegensatz zu der Jesuitenkirche eine reine Renaissanceanlage ohne gothische Erinnerungen*<sup>77</sup>.

Wambser wurde auch durch den Kurfürsten für zivile Bauten in Anspruch genommen, vielleicht zum Ausbau seiner Residenz. In seinem Brief vom 4. Februar 1624, bedankt sich der Kurfürst Ferdinand beim Erzherzog Leopold, ihm Wambser geliehen zu haben, und spricht von einem *angefangenen Pauw*; Wambser sei länger als vorgesehen in Köln verblieben *wegen verfertigung des Zimmerwercks*; Wambser werde in Köln erwartet, um noch Materialien herzuschaffen und eben dieses Zimmerwerk zu vollenden. In einem folgenden Brief vom 27. Juni, der im Namen des Kurfürsten



an Herrmann Adolf von Salm, Dekan der Stifte von Straßburg und Köln, gerichtet wurde, bittet *Meister stoffel, ... werckmeister*, um die Erlaubnis, Steine in der Steingrube von Mutzig (bei Molsheim) zu brechen und sie nach der Wantzenau zu befördern<sup>79</sup>; vermutlich sollten sie von dort per Schiff nach Köln verfrachtet werden.

In einem dritten Brief vom 24. Oktober 1625 bedauert der Kurfürst, daß Wambasers Krankheit *den vortgang Unsers angefangenen Residents Lacus* beeinträchtigt habe: so sollte Wambser einen künstlichen Weiher im Residenzgarten ausgraben. Wambser gab sich ganz seiner Arbeit hin; in einem Brief vom 3. Dezember 1625 erwähnt er seine *grosse unmuoss mit der Churfürstlichen Durchlaucht zue Köllen gebäu*<sup>80</sup>.

Auch die Stadt Köln hätte ihm Arbeit aufgetragen: *Wamser war wohl der Baumeister von Molsheim, den der Kölner Rat 1623 zum Festungsbau heranzog*<sup>81</sup>.

### *Aschaffenburg*

Ohne Näheres darüber erfahren zu können, wissen wir, daß Wambser zwischen 1626 und 1630 mit dem Bau des Aschaffener Jesuitenkollegs beauftragt wurde<sup>82</sup>.

### *Aachen*

Wambser scheint auch an der Pfarrkirche St.-Michael in Aachen gearbeitet zu haben<sup>83</sup>.

Wie überlebte Wambser den Dreißigjährigen Krieg? Bis heute fanden wir keine Anhaltspunkte über sein Leben nach 1632; nicht einmal sein Todesdatum kennen wir (vor 1649, nach Thieme-Becker). Sollte er in Molsheim gestorben sein, so werden wir es wahrscheinlich nie erfahren können, da die Kirchenregister in diesen Kriegszeiten nicht mehr gehalten wurden. Vielleicht sollte man in Wolfach nachsuchen.

Wie dem auch sei, Wambser wird durch einige noch erhaltene Werke weiterleben: unter ihnen zählt die Molsheimer Jesuitenkirche gewiß zu den prachtvollsten.

## Anmerkungen

- 1 Joseph BRAUN, *Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten*, Freiburg-im-Breisgau, Herder, 1908, I, 74; Hugo RAHTTGENS, *Die Kunstdenkmäler der Stadt Köln*, Düsseldorf, 1911, II<sup>1</sup>125 sqq.; Werner SCHÄFKE, *Köln, Zwei Jahrtausende Kunst, Geschichte und Kultur*, Köln, Du Mont Buchverlag, s.d., pp. 137–141; Willehad Paul ECKER, *Kölner Stadtführer*, Köln, Wienand Verlag, s.d., pp. 94–100; Wilhelm SCHLOMBS, Ein Werkbericht über die Wiederherstellung der ehemaligen Jesuitenkirche in Köln, *ASHAM*, 1968, 19–25.
- 2 Braun, op. cit., I, 74.
- 3 ABR 2 B 415/1. (ABR = Archives Départementales du Bas-Rhin).
- 4 Einen besonderen Dank verdienen:  
Herr Professor Herrmann Brommer in Merdingen;  
Herr Dr. Franz Hundsnurher, Erzbischöfliches Archiv, Freiburg;  
Herr Georg Goerlipp, Fürstlich Fürstenbergischer Archivar, Donaueschingen;  
Herr Bächle, Stadtverwaltung Wolfach;  
Frau Gisela Schneider, Pfarrsekretärin, Pfarrgemeinde St.-Laurentius, Wolfach.
- 5 Dies ist auch die Meinung des Herrn Dr. Hundsnurher: *Dieser Christian müßte ein jüngerer Bruder des Christoph gewesen sein, die Familie also in Wolfach ansässig* (Brief vom 20. 01. 1992). *Es könnte sein, daß Christoph Wammester ebenso ein Sohn von Hannes Wammester, bei der Halbmeil, ist. Allerdings ist dies nicht zu beweisen, weil aus dieser fraglichen Zeit keine Kirchenbücher in Wolfach vorliegen* (Brief von Gisela Schneider vom 05. 03. 1992).
- 6 Ronald ASCH, Verwaltung und Beamtentum, *Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg*, Reihe B, Band 106, 231.
- 7 ABR 3 E 84/1, 13.
- 8 Ibid., 22.
- 9 Ibid., 22.
- 10 ABR 12 J 1543, f. 64.
- 11 AMM CC 61.
- 12 ABR H 1253/2.
- 13 AMM CC 63.
- 14 AMM CC 64.
- 15 ABR 12 J 1549/1, f. 41.
- 16 Ibid., f. 67.
- 17 AC Obernai GG 12; unseren besten Dank an M<sup>elle</sup> Christine Muller, welche uns dieses Dokument zugeschickt hat!
- 18 Voir: OSTERMEYER-CHATELAIN, *Notice historique sur le château d'Isenbourg près Rouffach*, Colmar, 1894, 28. M. Pierre-Paul Faust, Archivist, hat uns in dieser Sache weitergeholfen; wir danken ihm für seine Hilfe.
- 19 Joseph BRAUN, Neue Funde zur Baugeschichte der Kölner Jesuitenkirche, *Stimmen aus Maria-Lach*, 76 (1909), 282 sqq.
- 20 Joseph BRAUN, *Die Kirchenbauten...*, I, 74 sqq.; M. BARTH, *Die Pfarrkirche der Stadt Molsheim*, Strasbourg, 1963; E. Eschbach, *Eglise des Jésuites Molsheim (Bas-Rhin)*, 1990.
- 21 Joseph Meinrad GYSS, *Histoire de la ville d'Obernai, Strasbourg, 1866*, 73, note; F.X. OHRESSER, L'ancienne église d'Obernai, *AEA*, 24 (1957), 67.
- 22 Christine Muller, Des couvreurs en ardoises d'Obernai (XVI<sup>e</sup>–XIX<sup>e</sup>s.), *ADBO*, 1992, 151.

- 23 ABR 3 E 300/1.
- 24 AMM CC 119, f. 22.
- 25 *Ibid.*, f. 28.
- 26 *Ibid.*, f. 31.
- 27 *Ibid.*, 36 vo.
- 28 AMM CC 120.
- 29 AMS, *Archives du Grand Chapitre, Liasse Molsheim.*
- 30 ABR G 2682, f. 150.
- 31 ABR 2 B 415/1.
- 32 AMM CC 69.
- 33 Léon BACHMEYER, *Die bischöfliche Münzstätte Zabern*, Jahrb. der els.-lothr. Wissensch. Gesellsch., X, 1937, 49.
- 34 Christine MULLER, Ulrich Tretsch, de Rosheim, maître-maçon à la Chartreuse de Molsheim, *ASHAM*, 1990, 18.
- 35 ABR G 2231, f. 33.
- 36 ABR 2 B 402/27.
- 37 ABR 2 B 409/2.
- 38 ABR G 2541/2.
- 39 *Ibid.*
- 40 ABR G 2541/3.
- 41 ABR G 2541/2.
- 42 *Ibid.*
- 43 ABR G 2541/3, f. 25.
- 44 ABR G 2541/2.
- 45 AMM CC 69, f. 43.
- 46 *Ibid.*, f. 71.
- 47 *Ibid.*, f. 73.
- 48 ABR 2 B 415/1.
- 49 AMM CC 70, f. 68.
- 50 AMM CC 71, f. 14.
- 51 Robert Will, *L'architecture et la topographie du monastère de Sainte-Odile au Moyen-Age*, *ADBO*, 1980, 25, note 95.
- 52 ABR 12 J 1544, f. 36.
- 53 ABR 2 B 415/1.
- 54 *Ibid.*
- 55 ABR 2 B 415/1. Durch diesen Brief kamen wir auf die Idee, Wambasers Herkunft in Wolfach zu suchen.
- 56 *Ibid.*
- 57 *Ibid.*
- 58 ABR 1 G 67/55.
- 59 ABR 1 G 68/7.
- 60 ABR 12 J 1545, f. 52.
- 61 ABR 1 G 68/9.
- 62 ABR 1 G 68/31 a.
- 63 AMM CC 78.
- 64 H. Rathgens, *op. cit.*, 132.
- 65 J. Braun, *Die Kirchenbauten ...*, I, 72.
- 66 *Ibid.*, 73.
- 67 *Ibid.*

- 68 Ibid., 74.  
 69 Ibid.  
 70 Ibid., 75.  
 71 Ibid., 74.  
 72 Ibid., 75.  
 73 Ibid.  
 74 Ibid., 76.  
 75 Thieme-Becker, *Allgemeines Lexikon der bildenden Künste*, vol. 35, 140.  
 76 Ibid.  
 77 Ibid., 140.  
 78 ABR 2 B 415/1.  
 79 Ibid.  
 80 Ibid.  
 81 H. Rahtgens, op, cit., 132.  
 82 J. Braun, *Die Kirchenbauten ...*, I. 74; H. Rahtgens, op, cit., 132; Thieme-Becker, op; cit., 139. Natürlich sollte man in Aschaffenburg weiterforschen!  
 83 Thieme-Becker, op. cit., vol. 35, 140.

## Anhang I

Verzeichnuss wass ich Meister Christoffel Wambster wegen des Neüwen Leopoldischen bauw auss befelch Ihr hochf. dchlt vor Undt nach eingeliEFFert hab

2. Jan. 1618. Meister Christoffel geben Von dz holtz zue dem bauw zuerschaffen auff Rechnung laut seiner bekhandnuss Num. 1 100#  
 lt. folgendts auff liechtmessen Meister Christoffel schwer, Laut Zeduls H. Patris Rector Num 2 do 100#  
 lt. Dominica sexages. Meister Christoffel im Seminario erlegt, welches geldt Er Under denn Maurern stein zubrechen undt zuhawen aussgetheilt, ut Num. 7mo 25#  
 lt. 9 mart. Meister Christoffels schwager Undt seiner frauwen erlegt Vor dass flossholtz lautt Zeduls Num. 12 50#  
 lt. 5. aprilis Meister Christoffel im Collegio Vor gemeltes holtz zum bauw erlegt, laut Zeduls Num. 14 75#  
 lt. 16. Maij Meister Christoffels schwer Conrad Lampen (= Lemp), in beÿsein Mr Christoffels haussfrauwen, als man dass flossholtz hinein gefürth, laut Zeduls Num. 14 50#  
 lt. 29. Maij Meister Christoffel in anwessen Herrn Fiscalis geben Laut Zeduls Num. 19 100#  
 lt. 20. Junij 1618 Meister Christoffels schwer Erhardt Lampen, in beÿsein Mr Christoffels haussfrauwen, H. Patris Lindij, laut Zeduls Num. 21 100#  
 lt. hatt dass Collegium Meister Christoffel zuor geben 50 R. Vor mehrgemeltes flossholtz, welches Ich widerumb H. P. Theodoro Lindio Collegij Procuratori erlegt habe, lautt Zeduls Num. 22 25#  
 lt. 3. 7bris: Jacob Lampen in wolfach meister Christoffels schwager geben lautt Zeduls Num. 30 54#  
 lt. 19. 8bris: geben Conradt Lemp Meister Christoffels schwager, lautt seiner handschrift Num. 32 50#

It. auff S. Petri & Pauli tag Meister Christoffels gesellen, in seinem abwesen, auss  
geheiss R.D. Sarcandri, Undt H. Fiscalis, dieweil Er zum theil dass holtz hatt  
helffen im schlossgarten abladen, geben 1#

It. 4. 7bris hatt Jacob Lamp meines halben Von H. Joachimo Gless empfangen,  
laut Zeduls Num 33 50#

Summa summarum

So wegen dess holtz M. Christoffel auf rechnung geben von dem Leopoldiani-  
schen bauw, ist 780#

Ich Christoffel Wambster firstlich Durch leücht Erz herrzog leopolden zu oster-  
reich baumaister bekene dass ich die sibenn hundert und achzig Pffund von dem  
ehrwirdig gaistlich Herrn ludwig Suntzen (vollständig?) empffang hab auff mein  
verdingten lon dess leopoldianness darvon hab ich fünffzig gulden denn stein hau-  
wern auff arbeit gebenn (welchess?) mir durch die veordnete bawherren wider  
erstatt sol werdenn so zu meinem verding nit gehört.

Nacher dann 100# so Meister Christoffel denn 29 Maij 1618 Vonn mir im Collegio  
empfangen, hat Herr Fiscal, dieweil ich weiters nicht im Vorrath gehabt 77# dar-  
zuegethan, habe ihme ein Quittung geben, im fall weiters zue diessem Endt geldt  
eingehändig würdt, ihme dieselbe Zue Restituirn; hatt aber gedachter H. Fiscalis  
ich (?) mir erklet gemelte Summam in seine Rechnung einzubringen. Im fall mir  
meine quittung gefolgt würdt, sollen die 77# Vonn obgemelten 780# abgezogen  
Undt Vonn Hern Fiscaln verrechnet werden. Blicke also mir zuuerrechnen 703#  
(ABR G 2542)

# = Pfund

## Anhang II

### *Weitere Beziehungen zwischen Molsheim und dem Kinzigtal*

Wir haben oben schon gesehen, daß etliche Zimmerleute von Molsheim sich mit  
Frauen aus der Familie Wambser vermählt hatten; Christoph Wambser scheint  
diese Beziehungen hergestellt zu haben. Ebenso hat er den Holzverkauf aus dem  
Kinzigtal gefördert; war dies eine Familienangelegenheit oder war dieser Handel  
für Molsheim preiswert? Dies fragen wir uns um so mehr, als man Holz aus dem  
Breuschtal bis nach Molsheim flößen konnte.

Später finden wir noch andere Wolfacher, die sich in Molsheim eingesiedelt hatten.

Ein anderer Zimmermann weilte auch in Molsheim bis Januar 1623; dann ließ er  
sich einen Abschied ausstellen: *Abscheid Pro Jeörg Käfer, den Zimmermann von  
Scherendorff und Maria Schörtin von Wolffach, so uff 6 1/2 Jahr hier Bürger ge-  
wesen, zwey kinder haben und sich ordlich gehalten, ist drei Jahr der Statt Werck-  
meister gewesen* (ABR E 5723, 108 vo). Die Eheleute hatten ein Haus in der Berg-  
gasse gekauft, das sie im Jahre 1620 an Jacob Halter für 3.300 Gulden weiterver-  
kauften; der Verkauf wurde jedoch erst am 27. Dezember 1622 beim Notar gere-  
gelt (Ibid., 102).

Am 27. Februar 1629 vermählt sich der Hafner Michel Fritsch, aus Wolfach, mit Magdalena Fierer(in) (= Führer), wahrscheinlich eine Tochter des Melchior Fierer, der schon im 16. Jahr. als Hafner in Molsheim bezeugt ist. Ihr Sohn Georg wird am 21. März 1630 getauft. Im selben Jahr wird Fritsch für seine Arbeit im Siechenhaus bezahlt: *von dem offen in der badstüb zuemachen* (ABR G 1817/9). Weitere Nachrichten fehlen.

Ein Drama ereignet sich im Jesuitencollegium am 30. April 1703; ein junger Kieffer aus Wolfach, dessen Name nicht angegeben wird, nimmt sich das Leben: *Adolescens Joannes Georgius, viator collegii, ex wolfach, se ipsum iaculo transfixit in collegio in der kieffer Stuben* (ABR 3 E 300/15).

Am 1. Februar 1707 vermählt sich hier der Schneider Joannes Buetschard, *ex oberwolfach*, mit Anna Magdalena Kräuter(in), aus Molsheim (ABR 3 E 300/11). Franz Anton Nef, *ex Wolfach*, vermählt sich am 11. September 1731, mit Maria-Magdalena Sig, eine reiche Metzgerstochter.

Auch mit anderen Ortschaften des Kinzigtales bestanden Beziehungen. So, zum Beispiel, bezahlte die Stadt Molsheim, am 7. September 1608, 7 Pfund 8 Schilling *einem von haslach auss dem kinziger thal für 74 Treyling, für jeden 8 Sch.* (AMM CC 63).

Im Juli 1656 zahlt sie auch 18 Pfund 19 Sch. dem *Georg Hochmuth, holzhändler zue Schiltach, für Bawholtz, Bort und Latten in Vorhab*, dazu noch 7 Pfund 15 Sch. 10 Pfennig für den Transport, auf zehn Wägen, *von der Rheinbrücke* (AMM CC 91).

Michel Sutor, *von Husach*, läßt am 19. Juni 1626 durch den Molsheimer Gerichtschreiber ein Heiratsversprechen ausstellen; seiner Zukünftigen, Anna Vicarius von Molsheim, verspricht er darin *Hundert Gulden widumbs weiss*; Hans Rawel versichert ihm den *Vorkauf seines Hauses hinder der Metzsig ... umb ein billichen anschlag nach seinem Absterben* (ABR E 5723, 260–261). Da die Kirchenregister in diesem Jahre nicht gehalten wurden, kann der Heiratsakt nicht gefunden werden. Sutor ist jedoch in Molsheim als *Weissbeck* bezeugt, gehörte auch später (1647) zum *Gericht*, er wurde auch *Schützenmeister* (1656) und *Zehendtmeyer* (1654–1661). Er ist zwischen 1661 und 1663 gestorben.

Viel später, am 19. November 1743, vermählt sich der Witwer Lorentz Widenlöcher, Beck, mit Maria Anna Widman, Tochter von Melchior, *viator* (Fassbinder) in Wolfach, und der verstorbenen Barbara Reichler. Der Hosenstricker Jean-Adam Legin vermählt sich, am 29. September 1749, in Straßburg mit Catharina Keller, *ex Haslach trans Rhenum*.

# Vier barocke Silberaltarleuchter des Mainau-Komturs Melchior Heinrich von Grandmont im Kloster U. L. Frau zu Offenburg

*Hermann Brommer*

Im Kirchenschatz des Klosters Unserer Lieben Frau der Augustinerchorfrauen zu Offenburg werden vier silberne Barockleuchter verwahrt und an Festtagen ab und zu als Altardekoration verwendet<sup>1</sup>. Herkunft, Stifter und Silberschmied dieser vier Leuchterkostbarkeiten waren bisher unbekannt.

Auf dreiseitigem Fuß mit krallenverzierten Kugeln steigt über einem Vasennodus der schlanke Leuchterschaft mit Knäufen und Verzierungen aus Akanthusdekor, Blüten- und Früchtemotiven bis zur Tropfschale 61,5 cm empor. Der Fuß ist 23 cm breit. Die Tropfschale mißt 14,5 cm im Durchmesser; darin steckt der 6,7 cm hohe Kerzendorn.

Auffallend sind gegossene Wappendarstellungen auf den drei Schauseiten der Leuchterfüße. Im Schild, der auf einem Deutschordenskreuz aufliegt, prangen drei gekrönte Büsten. In diesem Wappen gibt sich der Komtur der Deutschordenskommende Mainau, Melchior Heinrich Freiherr von Grandmont, zu erkennen<sup>2</sup>.

Zwei Stempel künden dazu vom künstlerischen Ursprung der barocken Silberleuchter. In herzförmiger Fassung ist die Signatur A S als Meistermarke eingeschlagen. Dahinter verbirgt sich der Konstanzer Gold- und Silberschmied Andreas Seitz, von dem bisher nur Werke aus den Jahren 1708 bis 1737 bekannt waren. Ein kleines Beschauzeichen zur Prüfung des Silbergehalts zeigt das Konstanzer Stadtwappen, wie es am Ende des 17. Jahrhunderts – anfangs des 18. Jahrhunderts als Prüfstempel verwendet wurde. Es bestätigt die Herkunft der Silberleuchter aus der ehemaligen Bischofsstadt am Bodensee<sup>3</sup>.

## *Wer war der Stifter der Altarleuchter?*

Der Stifter der vier barocken Silberleuchter gibt sich mit seinem Wappen selber zu erkennen. Melchior Heinrich Freiherr von Grandmont (Grammont) ging aus burgundischem Adel hervor. Die heraldische Literatur beschreibt sein Wappen als drei gekrönte, silberne Büsten mit goldenem



*Silberleuchter (um 1700) im  
Augustinerchorfrauenkloster  
U. L. Frau Offenburg  
Foto: Kurt Gramer,  
Bietigheim-Bissingen*







*Porträt des Komturs Melchior Heinrich v. Grandmont (1689) im Schloß der Insel Mainau  
Foto: Kurt Gramer, Bietigheim-Bissingen*

Halskragen in blauem Feld<sup>4</sup>. Dr. Helmut Hartmann, dem ehemaligen Generalsekretär der Deutschherrenkanzlei Frankfurt a. M., verdanke ich eine Zusammenstellung der Lebensdaten des Deutschordensritters und Komturs M. H. v. Grandmont: „Geboren 1641 als Sohn des Hans Nicolaus Freiherrn v. Grandmont und der Johanna Francisca von und zu Schönau. Er wurde am 18. Januar 1666 zu Altshausen in die Deutschordensballei Elsaß-Burgund investiert, war nacheinander in Andlau, Straßburg und Kaysersberg Administrator der Kommenden, dann Komtur in Mühlhausen und Basel, schließlich von 1688 bis 1709 Komtur auf der Mainau. Ab 1692 ist v. Grandmont als Ratsgebietiger der Ballei nachzuweisen. 1707 wurde ihm das Amt des Statthalters der Ballei anstelle des im November jenes Jahrs verstorbenen Landkomturs Franz Benedikt v. Baden übertragen. Zum bestätigten Landkomtur brachte er es nicht mehr. M. H. v. Grandmont starb schon am 3. Januar 1709 im Alter von 67 Jahren in Altshausen<sup>5</sup>.“ In einer ordensinternen Beurteilung<sup>6</sup> wird der Deutschordensritter v. Grandmont als „melancholisch, wohl studiert und wohl belesen, sparsam, redet gut französisch“ charakterisiert.

Den Stammbaum, mit dem die Ritterbürtigkeit beim Eintritt in den Deutschen Orden nachgewiesen werden mußte<sup>7</sup>, nahm Schloßarchivar Paul-René Zander, Freiburg-Ebnet, zum Anlaß, um der Herkunft des Mainaukomturs v. Grandmont nachzuforschen. Dabei stellte Zander fest, daß die Grandmont durch Heirat in den vorderösterreichischen Sundgau gekommen seien. Es gebe „alte Belehnungen der Grandmont mit Schlössern im heutigen Territoire de Belfort. Dies könnte womöglich die eigentliche Heimat des Geschlechts sein. Sie waren auf jeden Fall stets Vasallen der Habsburger.“ Zumal die Grabdenkmäler der Eltern des Deutschordenskomturs, neben anderen Epitaphen der Familie, in der Pfarrkirche von Laufenburg (Schweiz) zu finden sind, könne mit hoher Wahrscheinlichkeit dort der Geburtsort unseres v. Grandmont gesucht werden. Dies würden auch Taufeinträge jüngerer Grandmont-Schwestern nahelegen. Der Vater war kaiserlicher Oberst, vorderösterreichischer Obervogt zu Laufenburg, Kommandant von Rheinfeldern und Herr auf Hohenrandegg.

In Wiener Archivalien<sup>8</sup> ist hingegen die Laufbahn M. H. v. Grandmonts als Deutschordensritter zu belegen. „Nach 20 Monat Prob“ gelang es ihm, 1662 als Kandidat des Deutschen Ordens und für die Ballei Elsaß-Burgund<sup>9</sup> angenommen zu werden. Dabei hatte sich Johann Hartmann v. Roggenbach, der Deutschordenskomtur von Beuggen am Hochrhein, kräftig „für seinen geliebten Vetter, den ältesten von Grandmont“ eingesetzt. Die damalige Ordensregel schrieb vor, sich drei Jahre im Kampf gegen die mächtig vom Balkan her vordringenden islamischen Heere zu bewähren. Dieser soldatische Einsatz im kaiserlichen Heer bescherte v. Grandmont

die „ungarische Krankheit“. Nach Auskunft von Professor Dr. Helmut Wyklicky<sup>10</sup> handelte es sich dabei um eine fiebrige Seuche. Deshalb bestimmte der Orden 1665, daß v. Grandmont nach der Einkleidung nicht mehr „in Ungarn employirt“ (eingesetzt) werde. 1688 übernahm er als Komtur die Leitung der Kommende Mainau, in einer Zeit, die „nur eine böse und trostlose“ genannt werden konnte. Vor allem wehrte sich v. Grandmont damals dagegen, daß die Ballei dem Ordenshaus Mainau „unleidliche Kriegslasten aufbürdete“. Burg, Verteidigungsanlagen und Bewaffung der Mainau entsprachen nicht mehr dem modernsten Stand am Ende des 17. Jahrhunderts. Diplomatische Rücksichtnahme auf die im Elsaß in ihrem Bestand politisch bedrohten Deutschordenskommenden der Ballei ließ es außerdem ratsam erscheinen, die Mainau nicht zu einer stärkeren Festung gegen Frankreich auszubauen. In solch mißlicher politischer und wirtschaftlicher Lage erreichte v. Grandmont aber doch einige nicht näher bezeichnete „Meliorationen“<sup>11</sup>.

Als M. H. v. Grandmont am 3. Januar 1709 überraschend starb, hatte er sich noch rechtzeitig das Recht gesichert, an die Angehörigen seiner Familie 6000 Gulden vererben zu dürfen. Auch seine Schwester, die Äbtissin Maria Franziska v. Grandmont in Günterstal bei Freiburg, bekam einen Teilbetrag zugewiesen<sup>12</sup>.

Im übrigen zählte das Erbschaftsinventarium<sup>13</sup> unter anderem 13 Pferde und eine erstaunlich umfangreiche Liste an Silbergeräten auf. Daß M. H. v. Grandmont tatsächlich von der Mainau aus mit den Silberschmieden in Konstanz Beziehungen unterhalten hatte, läßt sich an einer „großen und kleinen Zuckerbüchse“ ablesen, für die vermerkt wird, daß sie „mit Konstanzer Prob“ gestempelt seien. Allein 220 Posten lang ist das „Verzeichnis für den Verkauf des Statthalter Grandmontschen Verlasses an Silber, an Kleinodien und Pretiosen“. Für unseren Zusammenhang könnte ein beige-füßtes „Inventarium über die Sakristei und Kirchenornat zu Mainau von Silbergeschirr“ interessant sein, in dem „zwei silber vergulte Kronen mit Grandmont-Wappen“ und „acht silberne Altarleuchter“ aus seinem Besitz bzw. seiner Stiftung erwähnt werden.

M. H. v. Grandmont war offensichtlich bemüht, trotz der miserablen Zeitumstände seine Kirchen mit würdigen Sakralgeräten neu auszustatten. Darauf deutet auch eine Strahlenmonstranz hin, die sich heute im Besitz der Pfarrkirche St. Michael in Blumenfeld (Hegau) befindet. Auf dem Fuß der Monstranz ist das gegossene, mit Deutschordenskreuz hinterlegte Wappen des Stifters M. H. v. Grandmont zu sehen<sup>14</sup>. In Blumenfeld steht das stattliche Renaissance-Amtsschloß der Deutschordenskommende Mainau über dem Städtchen.

Zu den „Meliorationen“ (Verbesserungen), die Komtur v. Grandmont nachgerühmt werden, gehörte auch die Einrichtung eines bemerkenswerten Weinkellers auf der Mainau. Daran erinnert unter anderem der Boden eines Weinfasses, der seit 1904 zum Bestand des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich gehört<sup>15</sup>. Eingeschnitzt prangt dort auf der Schauseite des Faßbodens neben der Jahreszahl 1700 das Komturwappen v. Grandmont mit den beigetzten Buchstaben M.H.F.v.G.-T.O.R.C.z.M. (Melchior Heinrich Freiherr von Grandmont, Teutsch Ordens Ritter, Comtur zu Mainau). Damit wird die auch bei den Offenburger Altarleuchtern vorhandene Wappenform eindeutig auf den Komtur M. H. v. Grandmont und dessen Regierungszeit auf der Mainau festgelegt.

### *Wie kamen die Silberleuchter aber nach Offenburg?*

1792 forderten „Seiner Röm. K.K. Apostol: Majestät Landvogt und Oberamtsräte der Landvogtei Ortenau“ von Offenburg aus die Superiorin des „Viktorienstifts“ in Ottersweier auf, die dort vorhandenen „Kirchenschätze und Pretiosen“ mit Gewicht des Silbers und deren Werte zu melden. Oberin M. I. Axter schickte am 1. April 1792 ihre Liste ein. Eine Monstranz, zwei Maßkelche, ein Speisekelch und eine Meßkännchengarnitur, alle in Augsburg hergestellt, seien der ganze Silberbestand der Ottersweierer Augustinerchorfrauen. In einer „Note“ bemerkte sie dazu: „Da uns oben erwähnte Stücke von unserer Durchlachtigsten Stifterin angeschafft worden sind, so kann ich deren Wert nicht bestimmen<sup>16</sup>.“ Die vier barocken Altarleuchter mit dem Grandmont-Wappen gehörten also nicht zum Altbestand des Klosterschatzes.

Markgräfin Maria Viktoria Pauline (1714–1793), die Witwe des letzten Markgrafen August Georg von Baden-Baden, gilt wegen ihrer Stiftungen als große Wohltäterin des badischen Landes. Daß sie allerdings ein Augustinerchorfrauenkloster der Congregation de Notre Dame mit weiblichem Lehr- und Erziehungsinstitut außerhalb ihrer Markgrafschaft in der damals vorderösterreichischen Reichslandvogtei Ortenau gründete, hing mit ihrem Mißtrauen gegenüber dem baden-durlachischen Hof in Karlsruhe zusammen. Durch Erbvertrag waren zwar die Rechte der katholischen Kirche in den baden-badischen Landen nach dem Tod des Markgrafen August Georg (1771) gesichert worden, doch Maria Viktoria traute den Zusagen nicht. Als Kaiserin Maria Theresia ihr die ehemalige „Jesuitenresidenz“, das heutige Rathaus, in Ottersweier zur Verfügung stellte, ließ sie fünf Augustinerchorfrauen aus Breisach kommen und am 21. Oktober 1783 die Niederlassung in Ottersweier feierlich eröffnen. Maria Ignatia, die Schwester des

kaiserlichen Landvogts Paul von Axter, wurde dort die erste Superiorin des Maria-Viktoria-Stifts<sup>17</sup>.

Raumnot, Ablehnung eines Erweiterungsbaus und der Wunsch der großherzoglich-badischen Regierung, das Maria-Viktoria-Stift in das ehemalige Franziskanerkloster nach Offenburg zu verlegen, brachten lange Jahre der Unsicherheit am Beginn des 19. Jahrhunderts mit sich. Großherzog Ludwig von Baden förderte und genehmigte 1823 den Umzug der Chorfrauen und ihres Instituts. In Offenburg setzten sie, von der Stadtbevölkerung freudig begrüßt, ihre segensreiche Tätigkeit fort<sup>18</sup>.

Die Beziehungen zum großherzoglichen Hof könnten auch die Möglichkeit gegeben haben, daß die vier barocken Silberleuchter 1823 oder kurz danach dem umgesiedelten Chorfrauenkonvent für die Kirche in Offenburg überlassen wurden. Denn genau 1823 versteigerte die Großherzogliche Domänenverwaltung wertvolles Ausstattungsgut der Schloßkapelle Mainau. Dabei ging zum Beispiel die qualitätvolle Barockorgel verloren, die in jenem Jahr um 180 Gulden in die Pfarrkirche Honstetten übernommen wurde<sup>19</sup>. Im übrigen waren die vier barocken Silberleuchter nicht die einzigen Stücke des Kirchenschatzes der Mainau, die während des 19. Jahrhunderts in andere Hände gerieten. Die großherzoglich-badische Domänenverwaltung hatte nach der Säkularisation des Deutschen Ordens 1806 die Insel samt Schloß und Kirche<sup>20</sup> übernommen. Jene Bürokraten waren um kleinlicher Vorteile willen nicht darauf bedacht, das kostbare Erbe zu bewahren. So wechselte auch eine Silberstatuette des hl. Sebastian erst im 19. Jahrhundert in die Pfarrkirche von Kuppenheim bei Rastatt über. Eine Inschrift und das Komturwappen des Georg von Gemmingen lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß diese silberne Sebastiansfigur 1586 für die St. Sebastiansbruderschaft der Mainau hergestellt und gestiftet worden ist<sup>21</sup>. Die kostbare Kleinfigur wurde noch im 18. Jahrhundert in den Inventaren der Inselkommende aufgezählt. Ein ähnlicher Fall wie beim Kuppenheimer Sebastian könnte auch bei den vier beschriebenen Silberleuchtern der Offenburger Klosterkirche vorliegen. Nach Bemühungen des Oberbürgermeisters Lihl erklärte sich 1825 die Offenburger Bürgerschaft damit einverstanden, daß den Augustinerchorfrauen die Kirche und Orgel des ehemaligen Franziskanerklosters übergeben werde<sup>22</sup>. Könnte in solchem Zusammenhang Kunstgut zum liturgischen Gebrauch für die Klosterkirche U. L. Frau neu beschafft oder gestiftet worden sein?

#### *Anmerkungen*

- 1 Frau Superiorin Sr. Martina Merkle zeigte mir die Leuchter und war mir auch bei der Spurensuche großzügig behilflich.

- 2 K. H. Frh. Roth v. Schreckenstein, Die Insel Mainau – Geschichte einer Deutschordens-Commende vom 13. bis zum 18. Jahrhundert – Karlsruhe 1873, S. 191–196.
- 3 Ausstellungskatalog „Gold und Silber aus Konstanz – Meisterwerke der Goldschmiedekunst des 13. bis 18. Jahrhunderts.“ Rosgartenmuseum Konstanz 1985, S. 187 und 194.
- 4 Stammbuch des blühenden und abgestorbenen Adels in Deutschland. Regensburg 1863, Band 2, S. 56.
- 5 In der 1630 neu angelegten Gruftkapelle der ehemaligen Landkomturre zu Altshausen (Schloßkirche) findet sich ein Grabdenkmal des als 14. Landkomtur beigesetzten Melchior Heinrichs Freiherrn von Grandmont. Dort ist unter seinem Wappen die Inschrift zu lesen: „Den 3. Jenner 1709 starb der hochw. hochwohlgeborene H. H. Melchior Heinrich von Grammont, R. Kaiserl. Majestät Wirklicher Geheim-Rath und Statthalter der Ballei Els. und Burg., Kommenthur zu Altshausen, T.O.R.“ Vgl. B. Rueß, Die Gruft und Gruftkapelle der ehemaligen Landkomturre zu Altshausen – in: Beiträge zur Kulturgeschichte von Altshausen und Umgebung, 4. Jg. – Heft Nr. 9 v. 4. Sept. 1981, S. 50 – Nr. 14. K. H. Freiherr Roth von Schreckenstein, Direktor des Großherzogl. General-Landes-Archivs Karlsruhe, bestätigte 1873 in seiner Chronik „Die Insel Mainau – Geschichte einer Deutschordenskommende“, daß M. H. v. Grandmont „zu Altshausen gestorben“ sei (Anm. 3: Provinzialkapitelsakten der D.O.Ballei Elsaß-Burgund zu Ludwigsburg (Staatsarchiv), Fasc. 26).
- 6 Zentralarchiv des Deutschen Ordens in Wien (DOZA), Or. 628.
- 7 L. Nedopil, Deutsche Adelsproben aus dem Deutschen Ordens-Central-Archive, Wien 1868, 1. Band, S. 302, Nr. 2054, 2055.
- 8 DOZA, Ritterakten 141 – Nr. 567; Varia 2501; Varia 3387.
- 9 Grenzübergreifende Deutschordensprovinz im Elsaß, in der Schweiz und in Südwestdeutschland.
- 10 Institut für Geschichte der Medizin der Universität Wien, „Deutsches Krankheitsnamen-Buch“ von Dr. M. Höfler, München 1899.
- 11 Wie Anm. 2.
- 12 DOZA Ritterakten 141 – Nr. 567.
- 13 DOZA Varia 3387.
- 14 Ausstellungskatalog „Kreuz und Schwert – Der Deutsche Orden in Südwestdeutschland, in der Schweiz und im Elsaß“ – Mainau 1991, S. 214 – II. B. a. 11.
- 15 Inv. Nr. LM 7458. Vgl. wie Anm. 14, S. 198 – II. A. b. 26 (Werner Jaggi).
- 16 Archiv des Klosters U. L. Frau der Augustinerchorfrauen in Offenburg, Akten Maria-Viktoria-Stift, Grundstock-Vermögen – Gerätschaften 1792–1811.
- 17 O. Kähni, 150 Jahre Kloster „Unserer Lieben Frau“ in Offenburg – in: Festschrift Kloster Unserer Lieben Frau Offenburg 1823–1973, S. 10.
- 18 Wie Anm. 17, S. 11/12.
- 19 Archiv des „Südkurier“ Konstanz, Bekanntmachung in der Konstanzer politischen Zeitung, Jg. 1823 – Nro 113 vom 19. Sept. 1823, S. 593 (Beilage zu Nro 113). – Außerdem: Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Akten Kath. Oberstiftungsrat Nr. 11002, Honstetten 1816–1857.
- 20 H. Brommer, Insel Mainau – Schloßkirche St. Marien – Kl. Schnell-Kunstführer Nr. 1207/1990.
- 21 Wie Anm. 14, S. 239 – II. B. b. 20 mit Farbabbildung.
- 22 Stadtarchiv Offenburg, Akten 5/5124 – Gr. Bd. Oberamt Offenburg – Die Abtretung der der Stadt zugehörigen ehemaligen Franziskaner-Kirche an das weibliche Erziehungsinstitut betr. 1824/25.

Festvortrag bei der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 23. Oktober 1994 in Bühl

## BEIT HA-CHAIM – Der jüdische Friedhof

*Barbara Döpp*

Sehr geehrte Herren, sehr geehrte Damen.

„Beit ha-Chaim – Der jüdische Friedhof“. So lautet das Thema dieses Vortrages. Ich möchte ihm ein paar Vorbemerkungen vorausschicken, um sie einzustimmen auf das, was sie erwartet.

Jüdische Friedhöfe sind die stummen Zeugen dafür, daß in Baden-Württemberg einmal weit mehr jüdische Mitbürger lebten als heute. Die jetzt bestehenden jüdischen Gemeinden sind so klein, daß die jüdischen Friedhöfe oft das einzige sind, was Nicht-Juden von der jüdischen Lebenswelt wahrnehmen. Die Friedhöfe sind aber nicht zu isolieren von dieser jüdischen Lebenswelt. Vielmehr sind sie in ihrem äußeren Erscheinungsbild nur aus der jüdischen Lebenswelt heraus zu verstehen. Deshalb möchte ich hier und heute nicht nüchtern Zahlen und kunsthistorische Merkmale aneinanderreihen. Ich möchte ihnen ein wenig Einblick geben, in das jüdische Verständnis von Sterben und Tod und ihnen die traditionellen Bräuche erklären. Das ist meines Erachtens der Schlüssel, um die jüdischen Friedhöfe allgemein und den Friedhof hier in Bühl speziell besser verstehen zu können. Ich gliedere meinen Vortrag deshalb so, daß ich

1. etwas über Sterben und Tod im Judentum sage;
2. die Beerdigungsriten erkläre;
3. allgemein zu jüdischen Friedhöfen, Grabsteinformen, Symbolik und Grabsteininschriften etwas sage.

### *1. Sterben und Tod*

Wie in jeder Religion, so gibt es auch im Judentum beim Sterben und Tod eines Menschen feste Zeremonien sakraler, traditioneller und symbolischer

---

Die Erläuterungen zu den Lichtbildern, mit denen Frau Döpp ihren Bericht ergänzte, wurden zusammengefaßt. (Redaktion)

Die Abbildungen dieses Beitrages zeigen Grabsteine auf dem Judenfriedhof in Bühl.



Art. Diese festen, begreifbaren Formen helfen uns, den für uns unbegreifbaren Tod zu fassen. Von der Begleitung des Sterbenden, über die Versorgung des Toten bis zur Art und Ausrichtung des Grabsteines gibt uns unsere jeweilige Weltanschauung einen äußeren Rahmen, der uns Hilfe und Trost beim Trauern um den Toten sein kann.

### 1.1. Sterben

Im Wissen um die Sterblichkeit aller Menschen gilt doch das diesseitige Leben und die Gesundheit eines jeden sehr viel im Judentum. Das Leben ist als Vorbereitung auf das Jenseits Pflicht und Berufung und als solches sehr hoch zu schätzen. Deutlich wird dies in einem Spruch eines jüdischen Weisen des 2. Jahrhunderts n.d.Z.:

„Rüste dich in der Vorhalle, daß du in den Königssaal eintreten darfst.“  
(Mischna Awot 4,16)

Doch Krankheit und Tod gehören mit zum Leben und dürfen deshalb kein Tabu sein. So ist der Krankenbesuch für jeden Juden eine Mitzwa, d.h. ein Gebot, eine religiöse Forderung! Es wird alles getan, das Leben des Kranken zu retten. Die medizinische Versorgung geht auch am Schabbat vor, selbst wenn die Schabbatvorschriften dabei überschritten werden müssen. Bis zum Schluß geht der Kampf mit dem „Todesengel“, medizinisch und religiös. Nach talmudischer Tradition wird dem Sterbenden offiziell in der Synagoge ein neuer Name gegeben, als Zeichen der inneren Erneuerung. Man will Gott zeigen, daß es sich bei diesem „neuen“ Menschen lohnt, die Entscheidung noch einmal zu überdenken. Überlebt der Kranke, benützt er diesen neuen Namen in Zukunft bei allen religiösen Handlungen.

Ein Sterbender sollte nach Möglichkeit über seinen Zustand Bescheid wissen. So kann er sich von seiner Familie verabschieden und sich auf seinen Tod vorbereiten. Versöhnung und Gebet stehen dabei im Mittelpunkt.

### 1.2. Tod

Oft sind Familien in der Situation des Sterbens und des anschließenden Todes überfordert. Schließlich ist der tote Körper kein Kadaver, sondern die leibliche Hülle eines geliebten Menschen. Als solcher soll er auch behandelt werden. Das Gebot der Nächstenliebe veranlaßt Mitglieder der Gemeinde, sich zu einer Chewra Kaddischa, einer heiligen Gemeinschaft, zusammenzuschließen und Trauernden bei der Versorgung der Toten beizustehen. In jeder jüdischen Gemeinde gibt es eine solche Gemeinschaft. Mit

den Angehörigen wacht und betet sie bis zur Beerdigung bei dem Toten. Sie versorgt auch den Toten. Nach der rituellen Waschung des Toten wird ihm das traditionelle Totenkleid angezogen. Es ist ein einfaches, weißes Linnengewand, das vor allem früher oft schon Bestandteil der Aussteuer war und jährlich am Jom-Kippurtag, am großen Versöhnungstag, in der Synagoge getragen wurde. Besitzt der Tote kein Sterbekleid, so sorgt die Chewra Kaddischa für alles Nötige. Außer dem Kleid tragen männliche Verstorbene noch ihren Tallit, das ist ihr Gebetsmantel. Damit zeigt ein frommer Jude seine Hingabe – auch im Tode – zu Gott. So legt man die Verstorbenen in einen einfachen, schmucklosen Holzsarg. Einziges Zubehör ist ein Säckchen Erde aus Israel, das dem Toten unter den Kopf gelegt wird. Es zeigt die Verbundenheit mit Israel. Konnte der Tote schon nicht im Lande seiner Väter leben, sondern nur im Gebet und durch finanzielle Unterstützung seine Zugehörigkeit zeigen, so soll er wenigstens im Tode symbolisch auf israelischer Erde liegen.

Geschlossen wird der Sargdeckel mit den Bibelworten:

„Du aber, Daniel, geh hin, bis das Ende kommt, und ruhe, bis du auferstehst zu deinem Erbteil am Ende der Tage.“ (Daniel 12,13)

## 2. *Beerdigung*

Früher wurden die Toten noch am Todestag beerdigt, oft sogar ohne Sarg, nur in ein Leichentuch gebettet. War der Todestag allerdings ein Schabbat oder ein Feiertag, so wurde die Beerdigung auf den nächsten Tag verschoben. Ein unnötiges „Übernachten“ galt als Geringschätzung des Toten. Dies ist zumindest in Europa nicht mehr üblich. Um die Möglichkeit des Scheintodes auszuschließen, schreibt der Gesetzgeber heute vor, daß mindestens ein Tag zwischen Tod und Begräbnis liegen muß.

Der Sarg wird von Angehörigen der Chewra Kaddischa aus dem Hause geholt und zum Friedhof getragen. Um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen, trugen oft auch Hinterbliebene ein Stück weit den Sarg. Da in Deutschland die jüdischen Friedhöfe meist außerhalb auf unwegsamem Gelände lagen, und zudem auch nicht jede Gemeinde einen eigenen Friedhof hatte, sondern die Toten auf Verbandsfriedhöfen beerdigt wurden, mußte der Sarg häufig mit einem Wagen transportiert werden. Die Trauernden, Freunde und Dorfbewohner bilden das Trauergeleit. Dies wird als eine heilige Pflicht betrachtet. Nicht Prunk, teure Kutschen und Blumenschmuck dient der Ehre des Verstorbenen, sondern ein großer Trauerzug. Wem ein Leichenzug begegnet, der soll jede Arbeit unterbrechen, um sich dem Zug anzuschließen!

Die Beerdigung folgt einem festen Ritus. Am Friedhof reißen sich üblicherweise die nächsten Verwandten ein Stück des Kleides ein. Dieser Brauch ist schon in der Bibel erwähnt. Das Einreißen der Kleider ist ein Zeichen der Trauer. Es mahnt aber zugleich auch, daß Menschen von Gott nichts fordern können. Anschließend folgt in der Regel eine Trauerrede, die in feststehende Gebete eingerahmt ist. Nach Versenkung des Sarges schaufelt die Chewra Kaddischa das Grab zu. Am Grab wird dann das traditionelle Kaddisch-Gebet gesprochen. In ihm wird Gott in seinem Handeln als heilig bekannt. So heißt es zum Beispiel:<sup>1</sup>

„Erhoben und geheiligt werde sein großer Name in der Welt, die einst erneuert wird. Er belebt die Toten und führt sie zu ewigem Leben empor, er erbaut die Stadt Jeruschalaim und krönt seinen Tempel in ihr, er entfernt den Götzendienst von der Erde und bringt den Dienst des Himmels wieder an seine Stelle, regieren wird der Heilige, gelobt sei er, in seinem Reiche und in seiner Herrlichkeit in eurem Leben und in euren Tagen und dem Leben des ganzen Hauses Israel schnell und in naher Zeit, sprecht: Amen!

Sein großer Name sei gepriesen in Ewigkeit und Ewigkeit der Ewigkeiten! Gepriesen sei und gerühmt und verherrlicht und erhoben und erhöht und gefeiert und hocherhoben und gepriesen der Name des Heiligen, gelobt sei er, hoch über jedem Lob und Gesang, Verherrlichung und Trostverheißung, die je in der Welt gesprochen wurde, sprecht: Amen!

Fülle des Friedens und Leben möge vom Himmel herab uns und ganz Israel zuteil werden, sprecht: Amen!

Der Frieden stiftet in seinen Himmelshöhen, stifte Frieden unter uns und ganz Israel, sprecht: Amen!“

Nach der Beerdigung kehrt die Trauergemeinde ins Trauerhaus zurück. Man beginnt, die Hinterbliebenen zu trösten. Ein allgemeiner Leichenschmaus – wie oft in christlicher Tradition – ist nicht üblich. Freunde und Nachbarn richten nur ein einfaches Stärkungsmahl für die engsten Hinterbliebenen.

Für die Trauernden, d.h. für Söhne, Töchter, Eltern, Bruder und Schwester beginnt nun die Schiwa, die Trauerwoche. In dieser Zeit werden die Trauernden nach Möglichkeit von allen Alltagspflichten entbunden. Um ihnen den Weg zur Synagoge zu ersparen, finden morgens und abends im Trauerhaus Gottesdienste statt. Nachbarn und Freunde sorgen oft für Ver-

---

<sup>1</sup> Friedhofgebete, Gebete bei der Beerdigung und beim Besuch der Gräber, mit deutscher Übersetzung von Dr. S. Baer, Basel 1985, S. 7 Mitte/S. 9 oben.

pflegung. Am siebten Tag dann kommt zum letzten Mal ein Mitglied der Chewra Kaddischa ins Trauerhaus und verabschiedet sich mit den Bibelworten:

„Deine Sonne wird nicht untergehen, und dein Mond nicht den Schein verlieren; denn der Herr wird dein ewiges Licht sein, und die Tage deines Leidens sollen ein Ende haben“ (Jesaja 60, 20).

Es ist ein Hinweis darauf, daß nun die Zeit der verzweifelten Trauer so langsam vorbei sei, und mehr und mehr der Blick auf die Zukunft zurückkommen sollte.

Nach Ablauf weiterer drei Wochen, also nach insgesamt einem Monat, endet die Trauerzeit für Verwandte. Um Vater und Mutter wird aber ein ganzes Jahr getrauert. In diesem Fall verrichtet man täglich das Kaddischgebet und verzichtet auf Vergnügungen und fröhliche Veranstaltungen. Am ersten Todestag soll der Grabstein gesetzt sein. Von nun an sprechen die Kinder jährlich am Todestag das Kaddischgebet für ihre Eltern.

Natürlich kann die Zeit der Trauer nicht durch diesen äußeren Rahmen bestimmt werden. Trauer läßt sich weder erzwingen, noch nach einer Woche, einem Monat oder einem Jahr abstellen. Doch können diese religiösen Pflichten den Trauernden davor bewahren, in völlige Verzweiflung zu geraten. Sie zeigen ihm deutlich, daß er nicht alleine ist, sondern Teil einer Gemeinschaft. Neben dem Ehren und Gedenken des Toten ist eben auch das Weiterleben der Hinterbliebenen eine Verpflichtung des Menschen.

### 3. Friedhof

#### 3.1. Name

Für „Friedhof“ gibt es im Hebräischen unterschiedliche Bezeichnungen:

Beit ha-Kwarot: Haus der Gräber;

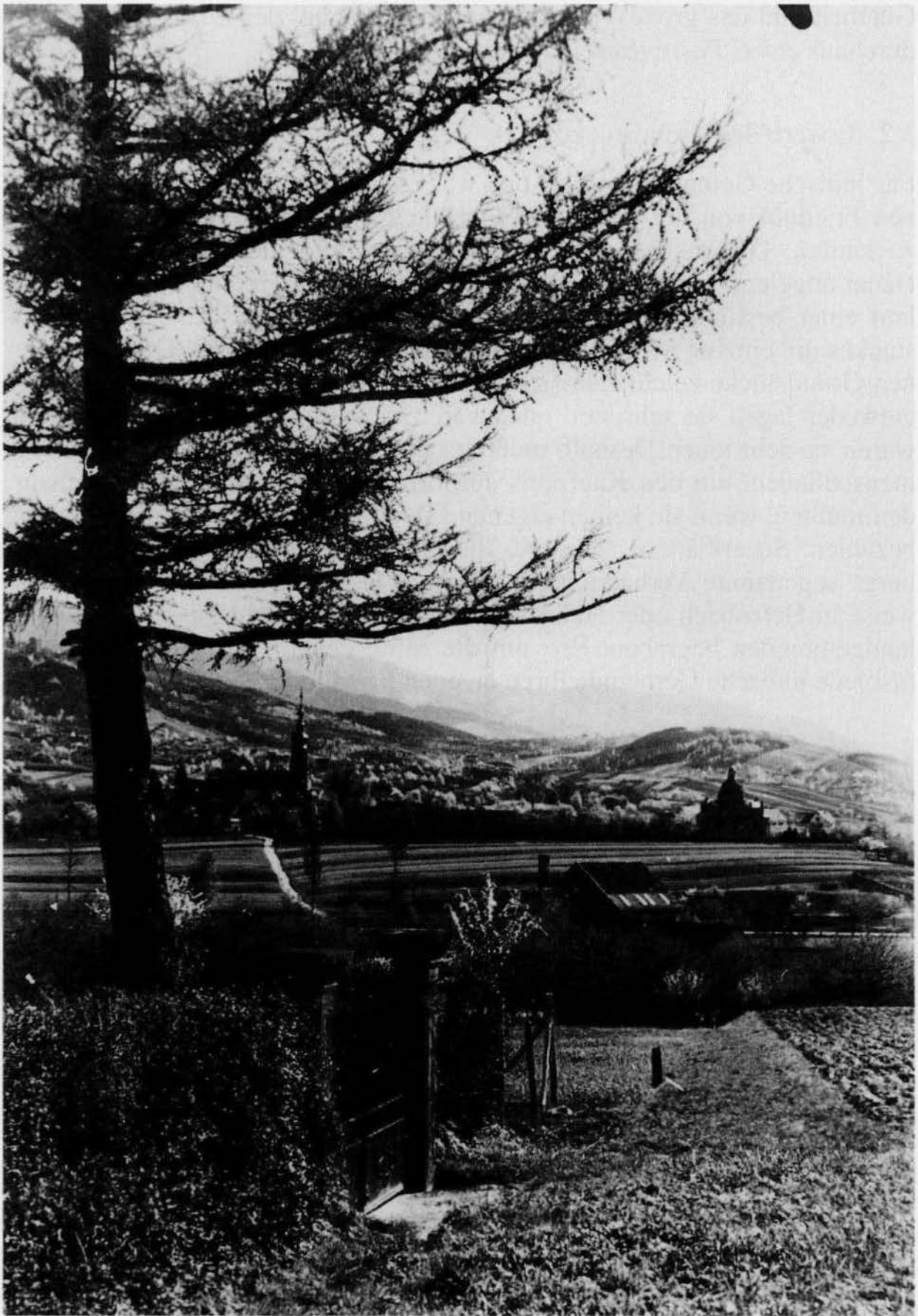
Beit Olam: ewiges Haus

Beit ha-Chaim: Haus des Lebens.

Im Jiddischen heißt Friedhof kurz Getort:

Guter Ort.

Neben der nüchternen Bezeichnung „Haus der Gräber“ gibt es also auch noch euphemistische Namen, die einerseits versuchen, dem uns unbegreiflichen Tod den Schrecken zu nehmen und andererseits auch den tiefen



*Eingang zum Judenfriedhof in Bühl*

Glauben und das große Vertrauen ausdrücken, daß der Zustand des Todes durchaus etwas Positives sein kann.

### 3.2. Erwerb des Grundstückes

Für jüdische Gemeinden in Europa war es wichtig, das Grundstück für einen Friedhof von der jeweiligen Obrigkeit nicht nur zu pachten, sondern zu kaufen. Dies hat einen einfachen Grund. Ein jüdisches Grab ist auf Dauer angelegt und wird nicht wie im christlichen Bereich üblich nach Ablauf einer bestimmten Frist aufgelöst. Deshalb war der Kauf des Grundstückes die einzige Möglichkeit, Dauerhaftigkeit zu sichern. Die angebotenen Grundstücke zeichneten sich meistens durch erhebliche Nachteile aus, entweder lagen sie sehr steil oder waren morastig bzw. steinig. Trotzdem waren sie sehr teuer. Deshalb mußten sich oft mehrere Gemeinden zusammenschließen, um den Kaufpreis aufbringen zu können. Andere Gemeinden mußten, wenn sie keinen eigenen Friedhof hatten, für jede Beerdigung bezahlen. So erklärt es sich, daß die ältesten Friedhöfe Baden-Württembergs sogenannte Verbandsfriedhöfe sind. Dort liegen oft, wie beispielsweise in Hemsbach oder Heinsheim, die Toten von zehn bis zwanzig Umlandgemeinden begraben. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts konnte fast jede jüdische Gemeinde ihren eigenen Friedhof erwerben.

### 3.3. Verhaltensweisen auf einem Friedhof

Unabhängig von einzelnen Unterschieden je nach Ausrichtung der Gemeinde ist der jüdische Friedhof für jeden Juden wichtiges Zentrum seines Judeseins. Neben dem alltäglichen Leben in einer nicht-jüdischen Umwelt, neben Assimilation auf vielen Gebieten, bindet einen der Friedhof immer noch an jüdische Religion, Tradition und auch an die „heilige“, hebräische Sprache. So gilt für alle jüdischen Friedhöfe die Ehrung der Toten und die Einhaltung der Totenruhe. Dies äußert sich in ganz praktischen Verhaltensweisen:

- Sich auf Gräber oder Grabsteine zu setzen, auf Gräber zu treten oder auf dem Friedhof zu essen, ist verboten.
- Ebenso verboten ist die Exhumierung der Toten. Eine Ausnahme kann allenfalls bei einer Umbettung nach Israel gemacht werden oder wenn der Friedhof enteignet wurde und die Ruhe der Toten am bestehenden Friedhof nicht mehr gewährleistet ist. Hierfür ist Karlsruhe ein Beispiel.
- Weiter ist untersagt, irgendeinen Nutzen aus den Pflanzen zu ziehen, die auf dem Friedhof wachsen. So darf das Gras nicht gemäht werden, um es anschließend zur Fütterung zu benutzen. Auch dürfen keine Früchte

von Obstbäumen zum späteren Verzehr geerntet werden. Dies gründet sich auf die Grundsätze, daß der Beerdigungsplatz Besitz des Toten ist, und daß man von einem Toten keinen Nutznieß ziehen darf. Auch das völlige Fehlen jeden Blumenschmuckes, wie es auf christlichen Gräbern üblich ist, ist vor diesem Hintergrund zu verstehen. Mit dem Anpflanzen von Blumen auf dem Friedhof wäre die Gefahr eines Nutznießes erhöht. Außerdem lehnen es viele auch deshalb ab, weil es als Nachahmung nichtjüdischer Bräuche empfunden wird.

- Schließlich ist auch das Tragen von einem Gebetsmantel und das Lesen aus der Torarolle auf einem Friedhof untersagt. Beides würde den zwangsläufig untätigen Toten beschämen.

### 3.4. Anlegung und Belegung

Für Anlegung, Grabsteinausrichtung, Art der Steine usw. gibt es grundsätzlich Richtlinien traditioneller und religiöser Art. Doch werden einzelne Bräuche je nach Landstrich, Assimilierungsgrad und natürlich auch religiöser Richtung der Gemeinde unterschiedlich befolgt. So gelten für einen orthodoxen Friedhof andere Vorschriften als für einen reformierten. Gab es in einer Gemeinde verschiedene religiöse Strömungen, die zu keiner Einigung hinsichtlich der Totenruhe gelangten, so wurden auch zwei verschiedene Friedhöfe angelegt. So zum Beispiel in Karlsruhe.

Die Gräber werden in der Regel in Reihen angelegt. Der Zwischenraum sollte etwa 50–60 Zentimeter betragen. Die Anordnung der Grabstätten von Westen nach Osten – also in Ausrichtung nach Jerusalem – war zwar nicht bindend, wurde aber vorwiegend Brauch.

Über die Art der Belegung des Friedhofes entschied jede Gemeinde für sich. Als einzige verbindliche Vorschrift für die Belegung nennt ein jüdischer Gesetzeskodex aus dem 16. Jahrhundert die Bestimmung, daß ein Gerechter nicht neben einem Bösen und Feinde nicht nebeneinander begraben werden dürfen. Dies führte in vielen Gemeinden dazu, extra Ehrenreihen anzulegen, in denen Rabbiner und besonders fromme und gelehrte Gemeindemitglieder beerdigt wurden.

Außerdem gibt es den Brauch, Cohanim, also Priester, direkt neben dem Eingang zu beerdigen. Damit wird den besonderen Reinheitsvorschriften, denen die Priester traditionell unterliegen, Rechnung getragen. Auf den meisten Friedhöfen finden sich auch getrennte Kindergräberfelder. Grabreihen nach Männern und Frauen zu trennen, wie etwa hier in Bühl, ist dagegen eher eine Ausnahme. Selten finden sich auch getrennte Felder für



*Alte Gräberreihen auf dem Friedhof in Bühl*





Wöchnerinnen, Partner aus einer Mischehe, Selbstmörder und Personen, die absichtlich Gebote übertraten.

#### 4. Grabstein (*Mazewa, Zijun, Nefesch*)

##### 4.1. Allgemein

Es gibt keine religionsgesetzliche Verpflichtung, einen Grabstein zu setzen, doch ist der Brauch schon aus biblischer Zeit überliefert. So heißt es bei dem Tod von Rahel, der Frau des Jakob, im ersten Buch Mose 35,19f:

„Rahel starb und wurde begraben an dem Wege nach Ephratha, das nun Bethlehem heißt. Und Jakob richtete einen Stein auf über ihrem Grab; das ist das Grabmal Rahels bis auf diesen Tag.“

An diesem Bibelvers sehen wir nicht nur den Brauch, einen Stein aufzustellen, belegt. Der Zusatz „Das ist das Grabmal Rahels bis auf diesen Tag“ dokumentiert auch nochmals den Aspekt der Dauerhaftigkeit. Man könnte sogar in den Worten „Das ist das Grabmal Rahels“ einen Anklang an eine Inschrift annehmen.



Bevor es üblich wurde, Friedhöfe für die Verstorbenen anzulegen, diente der Grabstein auch dem Wiederauffinden der Beerdigungsstelle. Dies war nicht nur für Angehörige, die ein Grab besuchen wollten, wichtig, sondern hatte auch einen Grund in den besonderen Reinheitsvorschriften, denen vor allem Priester unterlagen. Sie mußten Orte meiden, an denen Menschen begraben wurden, um sich nicht zu verunreinigen. Der Grabstein hatte also auch die Funktion, den Platz einer Beerdigung zu markieren. Heute allerdings sind Grabstellen durch Friedhofsmauern und Zäune abgetrennt und erkennbar. Deshalb dient jetzt das Setzen eines Grabsteins in der Hauptsache der Ehrung und der Erinnerung des Toten.

#### 4.2. Grabsteinformen

Prinzipiell sollte für den jüdischen Friedhof Konformität und zurückhaltende Gestaltung des Steines wichtigstes Charakteristikum sein. Im Tode sollen alle gleich sein, ob reich oder arm. Die Bedeutung eines Verstorbenen zeigt sich nicht an der Größe und Pracht seines Grabsteines. Tatsächlich finden sich diese einfachen, schmucklosen Formen auch durch die Jahrhunderte bis heute.

Natürlich ist die Idee, die Gleichheit im Tode auch am Grabstein zu dokumentieren, nicht durchgängig eingehalten worden. Es gibt schon früh auch aufwendig geschmückte Gräber, die sich deutlich allgemeinen Stilepochen zuordnen lassen.

Ob es an der Abgelegenheit der jüdischen Gemeinden liegt oder an dem Versuch, eigene Tradition gegen allgemeine Erscheinungen so lange wie möglich zu verteidigen, auf alle Fälle zeigen sich Stilepochen am jüdischen Friedhof zeitlich meistens verschoben.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts und dann verstärkt im 20. Jahrhundert tritt neben den Sandstein als Grabsteinmaterial verstärkt auch Granit und Kunststein. Granit und Marmor werden häufig als Inschriftenplatte benützt. Leider leiden genau diese Schriftplatten bei Schändungen besonders. Deshalb gibt es heute viele Steine mit fehlenden oder mehrfach gesprungenen Schriftplatten. In solchen Fällen ist es dann kaum noch möglich zu rekonstruieren, wer dort begraben liegt.

In wohlhabenderen Stadtgemeinden werden im 20. Jahrhundert für bekannte Familien große Monumentalgräber gebaut. Es entstehen große Anlagen, oft mit Jugendstilornamentik oder in Form eines antiken Tempels. Vor allem in Mannheim sieht man viele dieser prunkvollen Bauten.

In der Vielfalt und in dem Widerstreit von Tradition und Assimilation kann man an den Steinformen eines jüdischen Friedhofes einiges ablesen. Auch der jeweils ortsansässige Steinmetz bestimmte natürlich Form und Aussehen eines Steines. Vermutlich hatten die überwiegend nicht-jüdischen Steinmetze Kataloge, aus denen die Angehörigen Form und Art des gewünschten Steines aussuchen konnten. So lassen sich auch identische Grabsteinformen auf Friedhöfen, die dicht beieinander lagen, erklären.

### 4.3. Symbolik

Einige Symbole haben religiösen Charakter. Es gibt aber auch viele, die sich auf Familiennamen oder Eigenschaften des Verstorbenen beziehen.

Die wichtigsten religiösen Symbole sind:

Die segnenden Hände des Priesters, des Cohen. Der Priester, der aus dem Geschlecht der Aaroniten stammen muß, erteilt bis heute vor allem an Feiertagen mit ausgebreiteten Händen den Priestersegen. Der Familienname weist auf die aaronitische Abstammung hin: Sie heißen Kahn, Kohn, Kuhn, Katz (Kohen zedek) oder ähnlich.

Ein weiteres Symbol ist der Krug. Die Kanne entweder mit oder ohne Teller findet sich – wie auch die segnenden Hände – nur bei Männergräbern. Er weist den Verstorbenen als einen Leviten aus. Die Leviten haben bis heute bestimmte Aufgaben in der Synagoge. Sie waschen z. B. den Priestern vor der Segensprechung die Hände. Dazu benutzen sie eine Kanne und eine flache Schüssel. Auch Nachkommen der Leviten erkennt man an ihren Namen: Sie heißen Levi, Levinson, Lavi oder ähnlich.

Das Symbol des Messers weist darauf hin, daß der hier Bestattete das Amt der Beschneidung in seiner Gemeinde ausübte. Er war sogenannter Mohel. Ein Frauengrabstein zeigt als Schmuck zwei Schaubrote und einen von oben herabhängenden Schabbatleuchter. Wahrscheinlich ist damit auf zwei der drei Pflichten der Frau angespielt: Erstens zündet die Frau die Schabbatkerzen an; zweitens trennt sie beim Backen von Brot einen bestimmten – etwa olivengroßen – Teil des Teiges ab. Sie folgt damit einer biblischen Anweisung (4. Mose 15,20).

Löwen sind ein beliebtes Motiv in der jüdischen Kunst und werden auch als Grabsteinmotiv verwendet. Löwen, angesehen als die Könige der Tiere, haben hauptsächlich Bewacherfunktion. Manchmal beziehen sie sich aber auch auf den Namen des Verstorbenen. So z.B. bei dem Namen Löw, bei



*Die segnenden Hände des Cohen*



*Grabstein eines Mohel, der das Amt der Beschneidung ausübte*



*Grabstein mit dem Schofar, dem Widderhorn*



dem Namen Jehuda, der in den biblischen Vätersegen als junger Löwe bezeichnet wird (1. Mose 49,9), oder bei dem Namen Arie, dem hebräischen Wort für Löwe. Mit dem Bild des Löwen verbindet sich aber auch das Erscheinungsbild Gottes. Denn in der Vision des Propheten Hesekiel ist eines der vier Gesichter Gottes ein Löwengesicht (Hesekiel 1,10).

Die Krone auf einem Grabstein versinnbildlicht einen guten Namen und bezieht sich auf die Sprüche der Väter:

„Drei Kronen können den Menschen zieren: die Krone der Tora, die Krone des Priestertums, die Krone des Königtums, aber die Krone des guten Namens überragt alle drei.“ (Mischna Awot 4,13)

Häufiges Symbol ist auch noch das Widderhorn, das Schofar. Es zeigt an, daß der Verstorbene an den hohen Feiertagen das Schofar in der Synagoge geblasen hat. Dies war eine große Auszeichnung.

Der Davidstern begegnet uns erst im 20. Jahrhundert als häufiges Symbol auf Grabsteinen.

Etliche Symbole haben aber auch keinen religiösen Charakter und sind deshalb auch nicht spezifisch jüdisch. Tiere beziehen sich oft auf den Voroder Nachnamen des Verstorbenen; Weinreben und Trauben sind Zeichen eines erfolgreichen Lebens; Mohnkapseln knüpfen an die Vorstellung vom Tod als Schlaf. Nach unten hängende Fackeln sind Zeichen des erlöschenden Lebens.

Ebenfalls weltlich sind folgende Symbole:

Zwei Tauben, die um ein Herz herum sitzen, drücken die innige Beziehung eines Ehepaares aus. Gleiche Bedeutung haben auch die ineinandergelegten Hände. Sie sind fast nur auf Doppelgrabsteinen zu finden. Zwei Schmetterlinge gelten als Symbol für die Flüchtigkeit des Lebens und die Unsterblichkeit der Seele, die sich im Tode vom Körper befreit. Eine abgebrochene Säule deutet auf einen früh Verstorbenen hin. Auch die geknickte Rose, die vor allem auf Kindergräbern zu sehen ist, symbolisiert das abgebrochene, zu früh beendete Leben.

Dies waren nur die häufigsten Symbole. Natürlich gibt es noch etliche andere, deren Bedeutung auch nicht immer eindeutig zu bestimmen ist. Lokale Vorlieben und ästhetisches Empfinden spielten bei der Wahl des Steinschmuckes wahrscheinlich oft eine größere Rolle als bekannte Symbolaussagen. Vor allem nicht-religiöse Symbole sind nicht immer eindeutig benutzt. So findet man die geknickte Rose durchaus auch manchmal auf Grabsteinen sehr alter Menschen oder Tiere bei Verstorbenen, deren Namen nichts mit dem abgebildeten Tier zu tun hat.

#### 4.4. Grabinschriften

Zum Schluß komme ich noch kurz zu Grabinschriften. Grabinschriften sind für uns heute eine der wichtigsten genealogischen Informationsquellen. Zusammen mit dem Material aus Standesbüchern ist es für uns fast die einzige Möglichkeit, etwas über Familien- und Gemeindeaufbau der früher so zahlreichen jüdischen Gemeinden zu erfahren. Leider wurden alle Standesbücher in den letzten Kriegsjahren vernichtet. Zum Glück ist ein Großteil davon zuvor – aus welchen Gründen auch immer – kopiert worden. So stehen uns heute in Baden-Württemberg zu etwa zwei Drittel der einst bestehenden 144 jüdischen Gemeinden Standesbücher zur Verfügung. Das andere Problem einer lückenlosen genealogischen Forschung ist die Verwitterung und Schändung der Grabsteine. Je nach Art und Qualität des Steinmaterials sind etliche Grabsteine heute bereits völlig unlesbar. Der Crailsheimer Friedhof beispielsweise besteht in der Hauptsache aus völlig abgewitterten Sandsteinstelen. Auch bei alten Verbandsfriedhöfen macht uns die fortschreitende Verwitterung das Lesen der Inschriften schwer. Bei neueren Friedhöfen besteht zwar weniger das Problem der Verwitterung, dafür haben oft mehrfache Schändungen Grabplatten völlig zerstört, oder die Platten wurden sogar ganz entfernt (vgl. Bühl). Um zumindest die heute noch lesbaren Informationen zu bewahren, begann das Zentralarchiv zur



Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, Heidelberg, in den 80er Jahren, alle Steine der baden-württembergischen Friedhöfe zu fotografieren. Diese Aktion ist inzwischen abgeschlossen. Das Landesdenkmalamt bemüht sich in Zusammenarbeit mit politischen Gemeinden, die Daten der Steine zu lesen, zu sammeln und in einer Datenbank zugänglich zu machen. Bei ca. 60 000 Steinen ist dies allerdings ein langwieriger und teurer Prozeß. Die Inschriften waren bis etwa Anfang des 19. Jahrhunderts rein hebräisch. Sie enthielten den Namen der Verstorbenen, den Namen des Vaters oder bei verheirateten Frauen den Namen des Ehemannes und das Sterbedatum. Seit nicht mehr am Todestag beerdigt wurde, findet sich manchmal auch das Beerdigungsdatum auf dem Stein. Die Daten werden bei hebräischen Inschriften grundsätzlich in der jüdischen Zeitrechnung angegeben. Zusätzlich zu diesen Informationen finden sich Lobworte in unterschiedlicher Ausführlichkeit. Eingerahmt wird die Inschrift in der Regel mit hebräischen Abkürzungen. Die Abkürzung am Anfang bedeutet übersetzt „Hier liegt begraben ...“, die am Schluß „seine/ihre Seele sei eingebunden in den Bund des Lebens“.

Mit der Einführung von Familiennamen für jüdische Bürger im 19. Jahrhundert wurde es mehr und mehr üblich, den deutschen Namen mit Nachname und das bürgerliche Sterbedatum entweder auf die Rückseite oder unter die hebräische Inschrift zu schreiben. Jetzt weicht der bürgerliche Vorname oft von dem religiös gebrauchten Namen ab. Z.B. Sofie für Sara oder Max für Mordechai. Auch deutsche Sprüche oder Bibelzitate im Sockel finden sich ab dieser Zeit.

Nach und nach geht die hebräische Inschrift zurück, bis im 20. Jahrhundert der jüdische Grabstein manchmal nur noch an den hebräischen Anfangs- und Schlußkürzeln oder an einem Davidstern erkennbar ist. Allerdings hielten sich besonders in orthodoxen und traditionellen Kreisen die rein hebräischen Inschriften bis ins 20. Jahrhundert, so daß bis in die 1930er Jahre – bis zur Vernichtung und Vertreibung der Juden aus Baden-Württemberg – hebräische oder gemischte Inschriften durchaus üblich waren.

*Wir danken dem Stadtgeschichtlichen Institut der Stadt Bühl, das uns freundlicherweise die Vorlagen für unsere Abbildungen überlassen hat. Redaktion.*



## Ein Totentanz im Zeller Heimatmuseum

### Zu den Ursprüngen und der Geschichte der Zizenhausener Terrakotten des Basler Totentanzes

*Hanjörg Flick*

Die ehemalige Reichsstadt Zell a.H. unterhält in dem Wartturm der 1362 vollendeten Stadtmauer, dem sogenannten Storchenturm, ein sehenswertes, liebevoll arrangiertes Heimatmuseum. Der alte Stadtturm und die vielschichtige Sammlung erinnern an die wechselvolle Geschichte der Stadt, zeigen das bäuerliche, handwerkliche und gewerbliche, aber auch das kulturelle Leben der Einwohner. Unter den vielen Exponaten bildet die Sammlung von Zeller Keramik und Zeller Porzellan einen eindrucksvollen Schwerpunkt. Angesichts dieser Zeugnisse hoher lokaler Fertigungskunst und einer zweihundertjährigen Tradition erscheint es fast verwerflich, wenn sich die folgende Betrachtung Terrakotten widmet, die zwar im Zeller Museum ausgestellt sind, aber nicht in Zell, sondern in Zizenhausen am Bodensee entstanden.

Räumlich getrennt von der Sammlung Zeller Keramik, der sakralen Kunst zugeordnet, sind in zwei schweren Metallkästen mit dicker Frontverglasung 42 etwa 15 cm hohe, bemalte Gruppen von Terrakottafiguren ausgestellt, ein sogenannter Totentanz, nach dem spätmittelalterlichen Gemäldevorbild als Basler Totentanz bezeichnet. In dieser als Einheit zu sehenden Komposition von 42 Einzeldarstellungen weichen drei von der ansonsten fast einheitlichen Gestaltungsform ab. 39 Plastiken zeigen Paare von Tod und Mensch, bei denen der vom Betrachter aus links stehende, unterschiedlich gestaltete Tod einen Menschen faßt, der anhand seiner Kleidung und Attribute einem bestimmten Stand zuzuordnen ist. Die Paare stehen auf ovalen Sockeln, auf die ein papierner Textstreifen geklebt ist (Abb. 1 und 2). Die Texte geben in jeweils 4 Verszeilen die Ansprache und Aufforderung des Todes wieder und in ebenfalls vier Versen die klagende Gegenrede des Angesprochenen, vom Papst und Kaiser bis zum Bettler und Mäler. Der Tod als halbverweste Leiche mit geschrumpfter Haut über spitzen Knochen, teilweise skelettiert oder mit aufgeschlitztem Leib nimmt Menschen verschiedener Stände, Berufe und sozialer Herkunft an die Hand, um sie ihrem Ende entgegenzuführen. Die, in grotesker Bewegung erstarrte, teilweise ein Instrument spielende, bisweilen von einem Leichentuch umwehte Todesfigur erfaßt die Erschreckten oder Ahnungslosen mitten im Leben. Betrachtet man die Reihe, wie bei uns üblich, links beginnend, so ist auf dem ersten Sockel mit einem Achtzeiler ein Prediger zu sehen, der von der Kanzel eine Menschengruppe anspricht. Es folgt ein Beinhaus, vor



Abb. 1: *Tod und Doktor, Zizenhausen*

dem zwei Tode, der eine mit Trommel, der andere mit Flöte, dem sich von rechts nähernden Reigen entgegen sehen. „Gedenke des Todes!“ mahnt der kurze achtzeilige Text (Abb. 3). In dem gesamten, sich nach links dem Beinhaus zubewegenden Aufzug erscheint die letzte Gruppe rechts zunächst unpassend. Adam und Eva beim Sündenfall sind aber Ursprung



Abb. 2: *Tod und Blinder, Zizenhausen*

und Ausgang des Totentanzes, denn erst mit der Erbsünde kam der Tod in die Welt (Abb. 4). Die halbplastischen, sehr schön durchgeformten, bunt bemalten Terrakotten vermitteln durch die Tanzbewegung des Todes eine ästhetische Leichtigkeit, die den Ernst der harten Botschaft fast vergessen läßt.



Abb. 3: Kanzelprediger und Beinhaus, Zizenhausen

Daß diese makabren Figurengruppen nicht Zeller Fertigung entstammen, ist spätestens dem erklärenden Text zu entnehmen. Dem Betrachter stellen sich mehrere Fragen.

Wie kommen die Figuren von ihrem erwähnten Herstellungsort Zizenhausen bei Stockach am Bodensee nach Zell a.H.?

Wer hat wann und warum die Figuren aus Ton geformt, gebrannt und bemalt?

Wo sind die Ursprünge dieser eigenartigen Komposition zu suchen, in der der verwesende Tod Menschen verschiedener Stände im Tanzschritt aus dem irdischen Leben führt?

Wenn ich als Mediziner versuche, diese Fragen zu beantworten, kann ich nicht auf eigene historische Untersuchungen verweisen, sondern muß mich auf Literaturangaben und -auswertungen beschränken. Da die Quellen zu dem Thema Totentanz sehr vielschichtig, oft unklar und z.T. widersprüchlich sind, lassen sich bei meiner Betrachtung subjektive Wertungen nicht vermeiden.



Abb. 4: Sündenfall, Zizenhausen

## *Ursprünge und Geschichte des Totentanzes*

Die Beschäftigung mit dem Tod ist so alt wie das menschliche Denken. Jede menschliche Kultur hatte und hat ihre eigenen Erfahrungen mit dem Tod und pflegte den Umgang mit den Toten auf ihre Art. Selbst in unserer oft oberflächlichen westlichen Zivilisation, die die Gedanken an den Tod lange verdrängte und das Sterben hilflos in die Anonymität verschob, ist in letzter Zeit ein vorsichtiges Umdenken zu spüren. Vereinfachend kann man wohl sagen, daß in unserem Kulturkreis in der Antike dem Sterben eher ausgewichen wurde, der Tod verharmlosend und geschönt als Bruder des Schlafes gesehen wurde.

Mit dem Aufkommen des Christentums ändert sich die Betrachtungsweise grundlegend. Erst durch den Menschen sind Sünde und Tod in die Welt gekommen (Römer 5/12). Mit dem Tod als Strafe für die Sünde, mit der Drohung des letzten Gerichts und mit dem Symbol des Kreuzigungstodes als Erlösung und Beginn des wahren Lebens, gewinnt die christliche Todesdidaktik für das Fühlen und Denken der Menschen im späten Mittelalter ganz besondere Bedeutung. Der eher freundlichen Bewertung des Todes in der Antike und wieder im 19. Jahrhundert (Freund und Gevatter Tod) steht im Mittelalter der selbstherrliche, grausame, richtende Tod gegenüber, dem nur der Glaube seinen Schrecken nehmen kann. Augustinus setzt Tod und Teufel gleich. Die künstlerische Darstellung zeigt den Tod als Schnitter mit Sichel und Sense (rasche Vergänglichkeit), als Jäger oder Fallensteller mit Bogen oder Netz (Banden der Hölle), als Reiter (vier Reiter der Apokalypse), als Spielmann mit Trommel, Pflöfe usw. (verlockender Tod wie in der Sage vom Rattenfänger von Hameln aus dem 13. oder 14. Jahrhundert), mit Augenbinde (Symbol für das blinde Wüten) oder in alltäglicher Nähe als Totengräber mit Pickel und Schaufel (er besiegt und begräbt sie alle). Gleicht in Anlehnung an die Antike der Tod anfangs noch einem Lebenden, so nähert sich das Bild ab etwa dem 13. Jahrhundert der grausamen Realität. Tod und Tote sind teilweise mumifiziert dargestellt mit schlaffer, fetziger Haut über spitzen Knochen, mit aufgeplatzen oder aufgeschlitzten Bäuchen und herausquellenden Eingeweiden, mit von Würmern und Schlangen durchsetzten Leibern.

Mit dem Beginn der Gotik verändert sich die strenge mittelalterliche Gesellschaftsstruktur, die soziale Ordnung beginnt aufzubrechen, sittliche Ideale verblassen, mit ansteigender Geldwirtschaft verschieben sich Wertsetzungen, die kirchliche Ordnung lockert auf, und die Bauern proben den Aufstand. In dieser harten, oft grausamen Welt mit hohen Standesunterschieden, großer Macht einerseits und ausbeuterischer Leibeigenschaft andererseits, extremem Reichtum und bitterster Armut, ist der Tod der unbe-

stechliche, gerechte Gleichmacher, der zwar alle Not, aber auch alle Freuden beendet, der den Menschen auch von einem Augenblick zum anderen (in *ictu oculi*) oft in jungem Lebensalter überfällt, ohne ihm Zeit für Buße und Bekehrung zu lassen und ihn damit dem Höllenfeuer ausliefert. Dieses Gesamtumfeld bildet wohl den Boden für die formale Gestaltung des Totentanzes.

Gewichtiges auslösendes Moment sind ohne Zweifel die verheerenden Pestepidemien, die sich, 1348 von Sizilien ausgehend, in wiederholenden Wellen über Europa ausbreiten und in einem schrecklichen Ausmaß Not und Tod verbreiten. In einem kollektiven Gefühl panischer, grauenhafter Angst vor Krankheit, Tod und Verdammnis öffnen sich Menschen bereitwillig kirchlichen Mahnungen und Bußpredigten.

Die schon im frühen Christentum im Angesicht des Todes geübte mahnende *Bußpredigt* ist wohl das wichtigste Motiv für die Entstehung des Totentanzes. Im Frankreich des 12. Jahrhunderts erscheint die Bußpredigt als Literaturgattung, noch überwiegend in lateinischer Sprache. Die älteste deutschsprachige Quelle ist eine Bußschrift in einer Mischung von lateinischen und deutschen Textanteilen in einem Heidelberger Sammelcodex (Cod. pal. germ. 314), die etwa 1445 aus einer älteren, vermutlich nur lateinischen, allerdings illustrierten Handschrift kopiert wurde (Text bei Hammerstein 1980). Am Beginn und Ende der Handschrift stehen Predigertexte, dazwischen sprechen 24 Ständevertreter. Die Ständefolge entspricht also schon der Reihung in den Totentänzen, es fehlen aber die Aufforderungen des Todes, da die Verse der Ständevertreter Monologe sind.

Die ständische Folge ist auch in den französischen *Vado-mori-Gedichten* des 13. Jahrhunderts zu finden. Durch die monotone Wiederholung des *Vado-mori* (Ich werde sterben) zu Beginn und Ende jeden Zweizeilers, entsteht eine Trommelschlägen gleichende, eindrucklich suggestive Wirkung.

Eine mehr ungeordnete Form der Bußschrift mit sich wiederholenden Textanteilen sind die oft vielen Strophen der *Legende von den drei Lebenden und den drei Toten* (Abb. 5). Die wahrscheinlich aus dem Orient stammende Legende taucht erstmals in einer italienischen Handschrift des 12. Jahrhunderts aus Ferrara auf. Drei junge Könige begegnen den drei, sich aus den Gräbern erhebenden Leichen ihrer Väter, die sie an die Vergänglichkeit des Lebens erinnern. Die bildnerische Umsetzung der Legende wird in christlichen Kirchen übernommen und mit der auch heute noch oft zitierten Aussage versehen: „*Quod fuimus estis, quod sumus eritis*“ (was

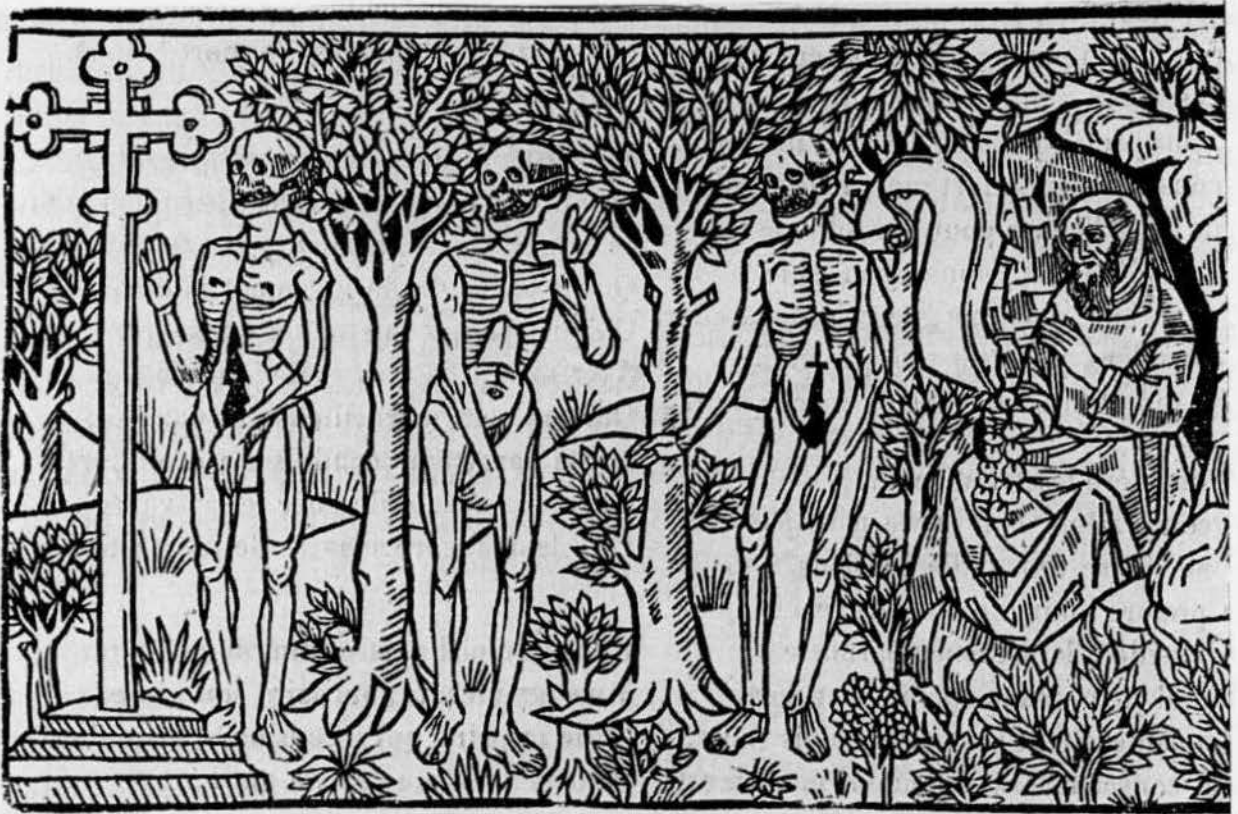


Abb. 5: *Legende von den drei Lebenden und den drei Toten, La Grande Dance Macabre*, letzter Nachdruck von Originaldruckstöcken Guy Marchants (1485), Paris 1862



wir waren, seid ihr, was wir sind, werdet ihr sein). Die ursprünglichen umfangreicheren, in Rollenform gesprochenen Texte sind vermutlich nur als indirekte Quelle für den Totentanz zu sehen, obwohl sie immer wieder als wesentliches Gestaltungselement beschrieben werden.

Ähnliches gilt wahrscheinlich auch für die schon aus dem Altertum stammende, im 12. Jahrhundert wiederbelebte *Memento-mori-Literatur* (Gedenke des Todes). Die Autoren hadern und argumentieren, setzen sich in Rede und Gegenrede mit dem unerbittlichen, oft selbstherrlichen Tod auseinander. Bekanntestes Beispiel ist „Der Ackermann aus Böhmen“, den der Stadtschreiber zu Saaz in Böhmen etwa 1401 verfaßt. Nach dem Verlust seiner Frau im Kindbett führt er mit dem Tod ein langes Streitgespräch, in dem er schließlich – Gott vermittelt als Richter – den Tod doch als gerecht akzeptiert.

Die erwähnten, zunächst nur literarischen, zeitlich oft weit zurückreichenden Darstellungen werden wohl unter den beängstigenden Eindrücken der entsetzlichen Pestseuchen und grausamen Kriege mit Bildfolgen ergänzt und erläutert, um auch des Lesens unkundige Bevölkerungsschichten zu erreichen. Als Vorbild für diese Bildunterlegung könnten auch die um 1250 auftauchenden *Armenbibeln* gedient haben, die in der Verbindung kurzer Texte mit Bildern zunächst nur der im Lesen und Schreiben weniger versierten niedrigen Geistlichkeit helfen sollen. In diesen Bibeln erläutern gereimte Tituli, meist Hexameter, den Bildinhalt. Die ursprünglich nur in Latein abgefaßte *Biblia pauperum* konnte, wie später auch die Totentänze, als volkssprachliche Bilderschrift wesentlich größere Bevölkerungskreise erreichen als Skulpturen, Wand- und Glasmalereien.

Die bildnerischen Wurzeln des Totentanzes sind Darstellungen des jüngsten Gerichtes, in denen Engel die Gesegneten zum Himmel, der Teufel die Verdammten ins ewige Feuer führt. Der Zug der oft aneinander gefesselten oder geketteten Verdammten, bisweilen auch schon in einer gewissen Ständefolge, erhält entsprechend der augustinischen Gleichsetzung: „*mors-diabolus*“ den Tod als Führer. So folgen auch noch in den früheren Totentanzdarstellungen die Lebenden einander an den Händen fassend gruppenweise dem Tod. In der späteren kontinuierlichen, paarigen Ordnung Toter-Lebender sieht man die Gerippe als Gehilfen des mächtigen Triumphators Tod an (Abb. 6). Erst unter den Zwängen des neu erfundenen Buchdrucks löst sich die Folge in einzelnen Szenen auf, so daß auf einem Blatt meistens nur noch jeweils ein Paar erscheint.

„Wo Wort und Bild zu einer untrennbaren Einheit zusammenfließen“ beginnt der Totentanz (Rosenfeld 1954).

Mit dem schon in der Memento-mori-Literatur erkennbaren, im 15. Jahrhundert zunehmenden Aufbegehren gegen die Selbstverständlichkeit des Todes als Strafe für die Erbsünde beginnt auch in der Kirche eine kritische Auseinandersetzung. Vor allem die Predigerorden der Dominikaner und Franziskaner mahnen die Menschen in Bußpredigten und sorgen für die Verbreitung der Bußliteratur. Da in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts auch eine Rückbesinnung der Orden auf die ursprünglichen Ordensideale beginnt, mischen sich in die Bußpredigten zunehmend sozialkritische Elemente, die Machtmißbrauch und Verschwendungssucht kirchlicher und weltlicher Würdenträger anprangern. Wie die Texte und die Reihung in den Totentänzen zeigen, soll die Mahnung zwar bevorzugt den hohen Klerus erreichen, aber auch durchaus in einem gewissen Wohlstand lebende bürgerliche Kreise oder selbst am Rand der Gesellschaft Vegetierende wie den Bettler und Blinden. Selbst höchste Würdenträger wie Papst und Kardinal, Kaiser und König zwingt der Tod zum letzten Tanz: „Sagt ja, sagt nein, getanzt muß sein“, immer kombiniert mit der Mahnung aus dem oberdeutschen achtzeiligen Totentanz:

„Wer adlig ist und mächtig,  
wer reich ist oder schön,  
erheb sich drum nicht über andre,  
wir alle werden diesen gleich“

Warum der eher ausgelassene fröhliche Tanz als Gestaltungsmoment in die mahnende Botschaft übernommen wird, ist noch nicht klar. Nicht ausschließen läßt sich, daß der alte Volksglaube von den zu bestimmten Zeiten aus den Gräbern aufstehenden und auf dem Kirchhof tanzenden Toten eine Rolle spielt. Ohne Zweifel ist der Tanz aber als ironisches Moment und als soziale Kritik zu sehen, denn er ist das von den Kirchen als teuflisch gebranntmarkte, billige, oft derbe Vergnügen der einfachen Bevölkerung, der Narren und Hexen. Auf die Aufforderung des Todes zum Tanz antworten deswegen auch besonders die hohen Würdenträger mit Abwehr und Abscheu. Sie, die im Leben gemessen daherschritten, müssen jetzt in lächerlichen ungeordneten Sprüngen hüpfen.

Unter den geschilderten Einflüssen entsteht ein fast klassisch zu bezeichnendes Schema des Totentanzes, an dessen Beginn fast immer ein Kanzelprediger die Lebenden an den bevorstehenden Tod erinnert und zur Buße aufruft. Die einem meist links stehenden Beinhaus (Ossarium) zustrebenden Paare werden von Gerippen empfangen, die mit Instrumenten zum Tanz aufspielen. Streng nach ständischer und sozialer Ordnung sind die Gruppen aufgereiht, beginnend mit dem Papst und Kaiser, endend mit dem Bettler und Maler des Bildes, der als letzter den Pinsel aus der Hand legt.



Abb. 6: Fragliche Nachzeichnung des Totentanzes der St.-Pauls-Kathedrale in London, Kopie eines Holzschnittes von Tottel 1554, angefügt in: *The Dance of Death* by W(enzel) Hollar, London 1804

Auf den Sündenfall weist oft eine Adam-und-Eva-Darstellung hin. Das jüngste Gericht beschließt den Reigen.

Das jedermann verständliche, beeindruckende Thema erfährt rasch große Popularität und Verbreitung, die durch den aufkommenden Buchdruck noch wesentlich beschleunigt wird. Viele Künstler schaffen Nachbildungen der bekannten großen Totentanzbilder in Holz- und Kupferstichen oder auf Gemälden, sie variieren Vorhandenes und kreieren Neues. Die künstlerische Gestaltung des Totentanzthemas ändert sich natürlich im Lauf der Jahrhunderte, hört aber nie auf. Auch moderne Künstler beschäftigen sich weiter mit dem Thema. In Frankreich entstand vor einigen Jahren eine europäische Totentanzvereinigung „Association Dances macabres d’Europe“ mit unterdessen mehreren nationalen Gruppen, die regelmäßig Kongresse zu dem Thema veranstalten. Das wieder zunehmende Interesse an dem Totentanz in unserer Gesellschaft beweisen auch neuere Schriften und Texte, Theateraufführungen und musikalische Interpretationen.

Viele Totentänze, vor allem die der großen Städte (Paris, London, Basel, Bern) sind im Lauf der Zeit zerstört worden, einige leider auch noch im 2. Weltkrieg (Lübeck, Ulm). In der Klosterkirche von La Chaise-Dieu (Haute Loire, Frankreich) ist auf einem 26 m langen Fresko der älteste,



Abb. 7: *Tod und Arzt, Tod und Liebender, La Grande Dance Macabre*, letzter Nachdruck von Originaldruckstöcken Guy Marchants (1485), Paris 1862

allerdings textlose Totentanz erhalten. Da es unsicher ist, ob dieses Gemälde in die Jahre 1410/20 oder erst 1470 zu datieren ist, wird meist der Totentanz im Franziskanerkloster Aux SS. Innocents in Paris von 1424 als ältestes Monumentalgemälde angegeben. Die Mauer mit dem Totentanz wurde allerdings 1634 abgerissen. Bild- und Textinhalte sind auf Holzschnitten von Guyot Marchant (Paris 1485) überliefert (Abb. 7).

### *Der Basler Totentanz*

Eine der berühmtesten und bekanntesten Darstellungen war der sogenannte große Totentanz von Basel. Vermutlich stifteten Herren des Basler Konzils von 1431 bis 1448 unter dem Eindruck der Pestepidemie von 1439 für das Dominikanerkloster ein Totentanzbild. Ein bis heute unbekannter Künstler malte 1440 in Temperafarben eine Folge von 37 fast lebensgroßen Tanzpaaren auf die 57 m lange Kirchhofmauer des Klosters in der Johannis-Vorstadt Basels, der sogenannten Predigerkirche. Nach mehreren Restaurierungen und Übermalungen – im 16. Jahrhundert wurden noch die Paare Tod mit Maler und Tod mit Malerin angefügt – verfällt die Mauer im 18.

Herr Doctor b'schawt die Anatomey  
An mir/ ob sie recht g'machet sey:  
Dann du hast manchen auch hing'richt/  
Der eben gleich/wie ich jetzt sicht.



Der Doctor:

Ich hab mit meinem Wasser b'schawen  
Geholffen beyde Mann vnd Frawen:  
Wer b'schawt mir nun das Wasser myn/  
Ich muß jetzt mit dem Todt dahin.

R iij

Abb. 8: Todt zum Doctor, Der Todten-Tanz in der weitberühmten Stadt Basel, Matthäus Merian der Ältere, Frankfurt 1725 (Vergleich mit Abb. 1)



Abb. 9: *Tod und Doktor*, *The Dance of Death* painted bei H(ans) Holbein, and engraved by W(enzel) Hollar, London 1804

Jahrhundert und wird auf Betreiben des Magistrats aber unter Protest vieler Basler Bürger 1805 abgerissen. Kunstliebende Bürger retten einige Fragmente, die heute im historischen Museum von Basel zu sehen sind. Diese Fragmente unterscheiden sich aber als spätere Übermalungen deutlich von den Originalen des 15. Jahrhunderts.

Über den Basler Totentanz entstehen im Lauf der Zeit viele Schriftzeugnisse, vor allem aber Gemälde und Holz- bzw. Kupferstiche. Am bekanntesten sind die 1621 in Basel herausgegebenen und nach dem Original geschaffenen Radierungen Matthäus Merians d.Ä. (Abb. 8). Irrtümlicherweise kommt am Ende des 16. Jahrhunderts die Meinung auf, Hans Holbein d.J. habe den Basler Totentanz gemalt. Zwar hatte Holbein eine Folge von szenischen Todesbildern als Holzschnitte geschaffen, die 1538 erstmals in Lyon als Buch herausgegeben wurden, die aber als eigenständige künstlerische Leistung Holbeins zu sehen sind (Abb. 9). Die Folge kann auch kaum noch als Totentanz gelten und stimmt auch mit dem Basler Original nur noch wenig überein. Die hohe Wertschätzung und Anerkennung, die Holbein entgegengebracht wurden, und die ihm irrtümlich zugeordnete Urheberschaft des Basler Totentanzes führen zu späteren Buchausgaben, in denen mehr oder minder variierte Kopien der Holbein'schen Todesbilder mit den Texten des Basler Totentanzes unterlegt werden (Abb. 10). Offensichtlich ließen sich diese freizügigen Mischungen von Bild und Text beim Publikum recht gut absetzen, denn es erschienen immer neue Varianten, die den ursprünglichen Intentionen des Totentanzes nur noch bedingt entsprechen.

Wie kommt es zur Umsetzung der fast lebensgroßen Gemäldevorbilder im Basler Totentanz in kleine bemalte Tonfiguren?

Von 1815 bis 1834 betreibt Johann Rudolph Brenner am Blumenrain in Basel eine Art Kunsthandlung, in der er Büsten aus Marmor und Gips, anatomische Präparate, Terrakotten und Bilder verkauft. Im Volksmund heißt er Bildlibrenner, wohl um ihn von den anderen Brenners in Basel zu unterscheiden. Er wurde später fälschlicherweise wegen dieses Namens auch als Brenner von Terrakotten gesehen. Am 17. 10. 1822 inseriert Brenner in den wöchentlichen Nachrichten Basels: „Der Basler Totentanz in einer Reihe plastischer Bilder dargestellt. Nun Ausdehnung auf Kunst. Die ersten vier Gruppen vollendet. Ganze Sammlung 42 Figuren in der Höhe von 5 Zoll, Subskription 20 sfr.“

Brenner hatte die Empörung der Basler über den Abriß der Totentanzmauer 1805 miterlebt. Daß die Herstellung und der Verkauf kleiner handlicher Plastiken als eine Art doppelsinniges Souvenir lukrativ sein könnte, bestätigte sich recht schnell. Als Vorlage für die Terrakotten dienten die 1621 in Basel erstmals und 1725 in Frankfurt letztmals gedruckten Radierungen Matthäus Merians des Älteren. Diese älteste Bildüberlieferung des Basler Totentanzes gibt leider schon nicht mehr das Original von 1440 wieder, sondern den Zustand nach einer recht freizügigen Übermalung durch Hans Hug Klauber im Jahr 1568. Da die Terrakotten farbrichtig bemalt sind,

## Der Tod zum Doctor.

Der Doctor b'schaut die Anatomey  
An mir, ob sie recht g'machet sey,  
Dann du hast manchen auch hing'richt,  
Der eben gleich, wie ich jetzt, sicht.



## Der Doctor.

Ich hab mit meinem Wasser b'schauen  
Geholffen beyde Mann und Frauen:  
Wer b'schaut mir nun das Wasser mein,  
Ich muß jetzt mit dem Tod dahin.

Abb. 10: Der Tod zum Doctor, Der Todten-Tanz in der weitberühmten Stadt Basel, Künstler unbekannt, Basel bey Gebrüdern von Mechel 1796 (Textvergleich mit Abb. 8)



mußte eine nachträglich kolorierte Radierungssammlung als Muster gedient haben. Im Historischen Museum von Basel gibt es die Ausgabe der Familie Vischer, die vermutlich als Vorlage diente. Brenner hatte also die Idee für die Tonfiguren, und er verkaufte sie, stellte sie aber sicher nicht selbst her.

### *Die Zizenhausener Terrakotten*

Geformt und bemalt hat die plastische Totentanzfolge Anton Sohn in Zizenhausen bei Stockach am Bodensee. Leider wissen wir nicht, über welche Zeitspanne und in welcher Zahl der Totentanz von Anton Sohn und seinen Nachfahren produziert wurde. Wer war dieser Anton Sohn, wo kam er her und wie kam er zu diesem besonderen Kunsthandwerk?

Der Anfang der Tonfigurenfertigung liegt zunächst nicht in Zizenhausen, sondern in Kümmeratzhofen, einem kleinen Dörfchen im Kirchspiel des schwäbischen Klosters Reute, in der Nähe von Ravensburg. Dort lebte von 1742 bis 1802 der Schreiner Franz Joseph Sohn. Etwa 1760 beginnt er an ruhigen Winterabenden kleine naive Heiligenbilder aus Ton zu formen, die er an Wallfahrtstagen im nahen Kloster Reute verkauft. Dieser bescheidene Nebenerwerb erfährt 1767 einen deutlichen Aufschwung, als in Reute die Seligsprechung der Franziskanerin Elisabeth in einem mehrtägigen Kirchenfest mit über 10 000 Besuchern gefeiert wird. Der Schreiner Sohn kann bei dieser Gelegenheit mehrere hundert Tonfiguren der sogenannten guten Betha von Reute verkaufen. Mit weiteren Heiligenbildern läßt sich der Verkaufserfolg an anderen Wallfahrtsorten in Schwaben fortsetzen. Das Sortiment wird Stück für Stück erweitert, umfaßt Krippenfiguren, dann auch Hirten, Engel, Könige, Tiere usw. Die zunächst nur wenigen Zentimeter großen Tonplastiken werden zunehmend größer, besser und feiner geformt und damit auch teurer.

Das Formen, Brennen und Bemalen der Tonfiguren wird schließlich zum Haupterwerb des Franz Joseph Sohn. Von den neun Kindern erben der als vierter 1769 geborene Anton und der 1772 geborene Fideli den väterlichen Kunstsinn. Im Gegensatz zu dem ruhigen Fideli verläßt der offensichtlich agilere Anton schnell den väterlichen Betrieb, wird Kirchenmaler, verbringt 1 Jahr als Maler in Italien und dient 5 Jahre im Fürstenbergischen Infanterieregiment. Nach seiner Heirat zieht er 1799 nach Zizenhausen bei Stockach. Anton hatte in Italien allegorische und religiöse Darstellung in Skizzenbüchern festgehalten oder als Kupferstiche gesammelt. Er beginnt die vom Vater teilweise übernommenen recht einfachen zweidimensiona-

len Modeln zu verbessern, indem er sie detaillierter und plastischer durchformt. Die anfangs überwiegend religiösen Motive werden zunächst nur als Ergänzung von Weihnachtskrippen durch weltliche wie Handwerker, Jäger usw. erweitert. Bald aber folgen humoristische und burleske Tonfiguren, die als verfeinerte Karikaturen schließlich typisch für Anton Sohn sind. Die Fertigung dieser Terrakotten ist auch für Anton Sohn zunächst nur ein Nebenerwerb, denn bekannt ist er als „Flach- und Faßmaler“. Er ist Bürgermeister, dann großherzoglicher badischer Vogt des Ortes, gibt aber später diese Ämter wegen Streitereien auf.

Während Sohn in seinem Merkbüchlein – einer Art Tagebuch – sehr viel über seine Tätigkeit und den damit verbundenen Ärger im badischen Dienst in Zizenhausen, später als Gerichtsmann in Stockach niederschreibt, erwähnt er die Fertigung der Tonfiguren nie. Wir wissen aber aus den Geschäftsbüchern von Brenner in Basel und seinem Nachfolger Schabelitz, wie umfangreich und vielfältig das Fertigungsprogramm war. Anton Sohn verkauft 1839, 2 Jahre vor seinem Tod, den Gesamtbestand von 746 Modeln an seinen jüngsten Sohn Theodor. Im Betrieb arbeiten auch noch dessen Brüder Nepomuk und Ferdinand. Theodors Sohn Andreas (Enkel Antons), der von 1847 bis 1920 lebt, formt nach dem 1. Weltkrieg und dem Tod seines einzigen Sohnes aus allen Modeln einen letzten Mustersatz von Figuren, bemalt sie und verfaßt eine ausführliche Anleitung, damit der Enkel die Tradition des Ur-Urgroßvaters Anton Sohn fortsetzen kann. Das ist allerdings wohl nur noch in sehr geringem Umfang geschehen.

In Zizenhausen wird das von Anton Sohn gebaute Haus noch heute von den Nachfahren der Familie bewohnt, eine Fertigung von Tonfiguren findet allerdings kaum noch statt.

### *Der Totentanz im Zeller Heimatmuseum*

Eine Antwort auf die letzte Frage, wie die Terrakotten des Basler Totentanzes in das Museum von Zell kamen, gibt eine Notiz im Offenburger Tageblatt vom 24.6.1986: „Das Zeller Heimatmuseum besitzt jetzt eine kostbare Rarität: den kompletten Satz des ‚Basler Totentanzes‘, eine Gruppe von 42 Terrakottafiguren aus der Zizenhausener Manufaktur . . .

Daß diese wertvollen Stücke nach etwa 100 Jahren ihr endgültiges Domizil im Zeller Museum finden, ist Frau Gertrud Meyer aus Freiburg zu verdanken. Deren Vorfahren Schnitzler waren im vorigen Jahrhundert Teilhaber der Zeller Porzellanfabrik.“

Kurz nach dem 2. Weltkrieg hatte die in der Schweiz lebende, 1984 verstorbene ältere Schwester Frau Meyers die Terrakotten in Basel für 5000 sfr gekauft. Es ist dem großen Einsatz von Herrn Günter Haiss aus Zell (früherer Mitinhaber und Geschäftsführer der Zeller Keramik-Werke) zu verdanken, daß zunächst die etwa 1860 in Zell entstandenen und nach einem erbschaftsbedingten Umweg über die USA wieder in den Besitz der Schwestern Meyer gelangten Reste des Tafelservices „Grün-Gold“ dem Zeller Museum gestiftet wurden. Etwas später schenkte dann Frau Gertrud Meyer dem Museum noch den Zizenhausener Totentanz, den sie von ihrer Schwester geerbt hatte.

Die heute im Zeller Museum befindliche Totentanzfolge wurde von Andreas Sohn, dem Enkel Antons, am Ende des 19. Jahrhunderts geformt und bemalt, wie einer der letzten mit der Keramikfertigung noch befaßten Nachkommen der Familie Herr Otto Müller-Sohn (Ur-Ur-Enkel Antons) in einem Gutachten bestätigt.

1905 kosteten die 42 Doppelfiguren einschließlich Unternehmensgewinn 45 Mark. Bei einer Arbeitszeit von etwa 150 Stunden war das ein Stundenlohn von weniger als 30 Pfennigen. Würde man heutige Löhne, Nebenkosten, Steuern usw. zu Grunde legen, müßte die Einzelgruppe etwa 1200 DM kosten, die Gesamtfolge also ca. 50 000 DM. Damit wird auch verständlich, warum diese ausdrucksstarke, kunstvolle Keramikfertigung in unserem Jahrhundert kaum noch Überlebenschancen hatte. Neben der Kostenfrage spielt sicher auch eine Änderung des Geschmacks eine Rolle. Man kann sich zwar vorstellen, daß es für die vielfältigen Themen der Zizenhausener Terrakotten (Krippenfiguren, Trachtengruppen, humoristische und burleske Szenen) durchaus noch ein gewisses Interesse gäbe, aber vermutlich doch nur noch sehr bedingt für den mahnenden, abschreckenden, an die menschliche Vergänglichkeit erinnernden Totentanz.

Von den spätmittelalterlichen Bußpredigten und dem mahnenden Aufruf der Totentanzgemälde bis zu den so hervorragend gefertigten, schönen Terrakottafiguren der Familie Sohn aus Zizenhausen spannt sich ein weiter Bogen. Geblieben ist das auch heute gültige, auf den Sockel des Beinhauses geschriebene Memento mori: „O Mensch betracht, und nicht veracht, hie die Figur. All Creatur, die nimmt der Tod früh oder spoth, gleichwie die Blum im Feld zergoth.“

### *Literatur*

- Egger, Franz: Basler Totentanz, Verlag Basler Zeitung und Historisches Museum Basel 1990, ISBN 3-85815-205-6
- Fraenger, Wilhelm: Der Bildermann von Zizenhausen, E. Rentsch Verlag, Zürich und Leipzig 1922
- Fraenger, Wilhelm: Die Zizenhausener Terrakotten, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Konkordia Verlag Bühl/Baden, Heft 2, Seite 108–126, 1927
- Hammerstein, Reinhold: Tanz und Musik des Todes, Francke Verlag Bern und München 1980, ISBN 3-7720-1460-7
- Kaiser, Gert: Der tanzende Tod, Insel-Taschenbuch 647, Frankfurt 1982, ISBN 3-458-32347-3
- Lessing, Gotthold Ephraim: Wie die Alten den Tod gebildet, Reclam Universal-Bibliothek, Stuttgart 1984, ISBN 3-15-008027-4
- Rosenfeld, Hellmut: Der mittelalterliche Totentanz, Böhlau Verlag Köln, Wien 1954, ISBN 3-412-39974-4
- Seipel, Wilfried: Das Weltbild der Zizenhausener Figuren, Stadler Verlag, Konstanz 1984, ISBN 3-7977-0084-9
- Tepl von, Johannes: Der Ackermann und der Tod, Reclam Universal-Bibliothek, Stuttgart 1984, ISBN 3-15-007666-8

### *Museen*

- Museum im Storchenturm Zell a.H. (geöffnet Mai bis Oktober: Sonntag 10 bis 12 und 14 bis 17 Uhr, Mittwoch 15–17 Uhr und Samstag 10–12 Uhr)
- Zizenhausener Terrakotten des Basler Totentanzes sind ausgestellt:
- Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Volkskundliche Sammlung
- Fasnachtsmuseum Schloß Langenstein, Orsingen-Nenzingen bei Stockach
- Historisches Museum, Barfüsserkirche, Basel
- Rosgartenmuseum Konstanz
- EUROPÄISCHE TOTENTANZ-VEREINIGUNG (Association Dances macabres d'Europe)  
Bundesrepublik Deutschland e.V.: Karl Josef Steininger, Dr. Blaich-Str. 12, 82256 Fürstentfeldbruck
- Gruppe Schweiz: Josef Wuest, Fadenstr. 12, CH-6300 Zug

Für die Überlassung der Abbildungen 1 bis 4 bedanke ich mich sehr bei Frau von Gleichenstein und Frau Benkö, Rosgartenmuseum Konstanz.  
Für die Anfertigungen der Fotografien 5 bis 10 danke ich Frau Schreiner, Fotografin am Kreiskrankenhaus Offenburg.

# Wenn die Gauleitung ihre Teppiche in den Bunker tragen läßt, kommen Flieger

## SD-Berichte in ein Idyll

*Frank Flechtmann*

Kurz nach dem Putschversuch in Berlin am 20. Juli 1944 wurden über Mittelbaden Flugblätter abgeworfen, in denen die Putschisten stark angegriffen wurden. In den Flugblättern heißt es unter der Kopfzeile STERNENBANNER und Überschrift „Die Wahrheit über den Friedensputsch“, die deutsche Generalität habe erkannt, daß der Krieg verloren sei. Nur die Beseitigung Hitlers und die Herbeiführung eines sofortigen Waffenstillstandes könne Deutschland vor dem Schlimmsten bewahren. Die Männer, deren Lebenswerk die neue deutsche Wehrmacht und deren Lebensziel Deutschlands militärische Macht gewesen sei, hätten 20 Jahre auf die Revanche für 1918 hingearbeitet und seien auf ihre alten Tage keine Verräter geworden – sondern sie hätten nur Deutschlands nationale Existenz retten wollen.

„Die Generale, die Zugang zu all den Informationen hatten, die das Propagandaministerium der deutschen Öffentlichkeit vorenthält, wußten, daß der Krieg endgültig, unentrinnbar und unwiderruflich verloren ist<sup>1</sup>.“

Der „Friedensputsch der Generale“ sei erfolgt, weil „sie wußten, daß die deutsche Munitionslage bedrohlich, die Treibstoffversorgung katastrophal ist“. Deutschland könne „noch sehr, sehr viel verlieren“. Aber Himmler und Hitler wußten schon lange, daß es nur noch um ihr eigenes Schicksal gehe<sup>2</sup>.

Kurz danach, am 10. August, besprachen Vertreter der deutschen Industrie, der Wehrmacht und des Reichsministeriums für Rüstung und Kriegsindustrie im renommierten Hotel „Maison Rouge“ in Straßburg die aussichtslose Lage<sup>3</sup>.

Von dieser geschlossenen Gesellschaft und ihren Problemen war den Dienststellen der Polizei und des Sicherheitsdienstes (SD) der NSDAP in Straßburg nichts bekannt. Das Leben der SD-Leute in Straßburg und in den Außenstellen im Gau Baden–Elsaß verlief weiter wie bisher.

Der SD-Abschnitt Baden–Elsaß ließ seine Luftschutzräume ausbauen und bekam am 29. 8. die Rechnung über 3297 RM<sup>4</sup>. Der Leiter der Außenstelle

in Offenburg besichtigte am 31. August neue Räume in der Okenstraße 6<sup>5</sup> – er hatte die bisherigen Räume in der Adolf-Hitler-Straße 53 schon 1942 als zu klein beanstandet<sup>6</sup>. Nun monierte er diverse zerbrochene Scheiben im Gebäude des Forst- und Domänenamts. Der Mietvertrag für die drei Zimmer war auf dem langen Dienstweg<sup>7</sup> genehmigt worden. Er galt ab dem 1. September 1944 bis vorerst 31. August 1945 „oder Verlängerung“ bei einer Miete von jährlich 600 RM<sup>8</sup>. Einem Hauptsturmführer Maier wurde in Straßburg zum 1. August 1944 noch eine Dienstwohnung am Kölner Ring 20 genehmigt<sup>9</sup>. Im September und Anfang November wurde weiter renoviert<sup>10</sup> – und dabei war doch Aachen schon am 21. Oktober von der US-Army eingenommen worden. Aber dem SD-Abschnitt war am 8. 11. sein monatlicher Etat von 30 000 RM angewiesen worden<sup>11</sup>, und der mußte ordnungsgemäß verbraucht werden.

### *Die Überraschung*

Am 14. November begann die amerikanisch-französische Offensive beiderseits der Vogesen, am 22. November wurden Metz, Belfort und Mühlhausen eingenommen. Und am 23. November 1944 gelang es überraschend den Alliierten von Zabern aus, mit Panzern in die Stadt Straßburg einzudringen<sup>12</sup>. Vielleicht fiel ihnen dabei das Kartenmaterial in die Hände, durch das sie dann Baden so präzise bombardieren konnten<sup>13</sup> – jedenfalls gelang es dem Sicherheitsdienst-Abschnitt Baden–Elsaß gerade noch, sich auf die andere Rheinseite abzusetzen und seine Sammlung der Stimmungsberichte fortzusetzen.

Diese Tätigkeit des SD wurde bereits in der ORTENAU 1990 von Ralf B. Herden beschrieben; hier knüpft dieser Beitrag an. Während aber Herden die in Berlin zusammengefaßten und 1984 veröffentlichten „Meldungen aus dem Reich“<sup>14</sup> behandelt, sind die hier vorgestellten Quellen bisher unveröffentlicht.

### *Panikartig und feige?*

Was nun geschah, beschreibt Heinrich Himmler in einem Brief an einen seiner „Höheren SS- und Polizeiführer“, den Leiter des SD-Oberabschnitts Südwest in Stuttgart. SS-Obergruppenführer Otto Hofmann bekommt herbe Vorwürfe. Die Dienststellen der SS und der Sicherheitspolizei hätten das Elsaß panikartig und feige geräumt, Hofmann hätte sich nicht darum gekümmert.

„Zu Ihrer Orientierung will ich Sie davon unterrichten, daß ich einen Führer der Sicherheitspolizei in Paris wegen ähnlicher Dinge habe erschießen lassen. Um im Elsaß eine feste Führung zu haben, bestimme ich den bewährten und als krisenfest erwiesenen SS-Obersturmbannführer Suhr als SS- und Polizeiführer für das Elsaß. Selbstverständlich untersteht er Ihnen. (. . .)<sup>15</sup>“

### *Was wurde aus dem SD-Abschnitt?*

Wenn feindliche Panzer vors gerade renovierte Haus rollen, kann eine Flucht das kleinere Übel sein. Aber der Abschnitt war so umfangreich, daß man nicht geschlossen auf der anderen Rheinseite unterkommen konnte. Denn man hatte nicht nur die fünf Etagen des Hauses Ruprechtsauer Allee 69 mit zwei 4- und acht 5-Zimmerwohnungen seit 1942 genutzt, sondern auch noch nebenan und in der Umgebung Wohnungen gemietet<sup>16</sup>. Man verteilte sich also um: die Verwaltung des SD-Abschnitts ging nach Tuttlingen und verschickte nun aus der Königstraße 2 noch Mietverträge an die Außenstellen. Der Leiter des Abschnittes, Befehlshaber Sipo/SD, Dr. Isselhorst, begab sich nach Hornberg und nahm dort die Katastrophenmeldungen aus dem Elsaß in den ersten Dezembertagen entgegen<sup>17</sup>. Und die Gruppe „Berichte aus den Lebensgebieten“, vermutlich der größte Teil des SD-Abschnitts, zog nach Oppenau – und sollte mit zwei Klassenzimmern in der Schule auskommen. Das tat sie aber nicht und beschlagnahmte kurzerhand das Hotel „Wasserfall“ in Lierbach.

Wie es weiter ging, erfahren wir aus einem geharnischten Protestbrief aus Berlin. Denn auch die SS kann nicht einfach ein Gebäude am Fuß des Wasserfalls zu Allerheiligen besetzen, das dem Reichsbund der Deutschen Beamten bisher als Erholungsheim diente<sup>18</sup>. So schreibt also der Verwaltungsleiter des RDB am 4. Dezember 1944 an den SS-Sturmbannführer Erich Moewes, „z.Zt. Lierbach Post Oppenau/Baden, ‚Haus Wasserfall‘“. Man habe durch den Heimleiter des Erholungsheimes „Haus Wasserfall“ erfahren, daß es durch Pg. Moewes beschlagnahmt worden sei – am Tage, eine Stunde, nachdem die letzten Berliner das Haus verlassen hatten.

„Die ‚Erholungsheim‘-Betriebs- und Verwaltungsges.mBH hat ihren Heimleiter gebeten, die Beschlagnahmeverfügung einzusenden, dabei aber bemerken müssen, daß eine Beschlagnahme innerhalb der Parteidienststellen, die dem Herrn Reichsschatzmeister der NSDAP, unterstehen, nicht zulässig ist.“ Bei Raumbedarf möge ein Antrag eingereicht werden.

Noch immer gelten – neben Willkür vor Gericht und Massenmorden im Osten und in Lagern – die Regeln des Zivilrechts, allerdings im Kriege erheblich durch das Luftschutzgesetz eingeschränkt.



*Posterholungsheim „Hotel Wasserfall“*



SS-Sturmbannführer Moewes läßt erwidern<sup>19</sup>, mit der „Räumung von Straßburg“ erfolgte befehlsgemäß die Verlegung der Dienststellen ‚Der SD-Führer Straßburg‘ nach Oppenau, wo zur Aufnahme im Schulgebäude zwei Klassenzimmer bereit gestellt waren.



Versuche, die nacheinander eintreffenden Dienststellenangehörigen – zum Teil mit ihren Familien – in Oppenau unterzubringen, schlugen infolge Überfüllung des Orts mit Elsaß-Flüchtlingen fehl.

Es mußte daher auf das ‚Haus Wasserfall‘, das, wie bekannt wurde, von den Dienststellenangehörigen des RDB inzwischen geräumt war, zurückgegriffen werden, wenn nicht die im Augenblick außerordentlich dringende Tätigkeit des SD im Grenzgebiet lahmgelegt werden sollte. Die *Beschlagnahme des Hauses nach § 5 RLG* zugunsten des SD erfolgte durch den Landrat in Offenburg am 27. 11. (. . .).“

Im Haus Wasserfall wurden gleichzeitig die Dienststellen des SD-Führers Straßburg als auch die *Dienststellenangehörigen* selbst und, soweit sie sich infolge des Verlustes ihrer Wohnungen und mangels anderer Unterkünfte anschließen mußten, vier Ehefrauen und drei Kleinkinder – insgesamt also 44 Personen – untergebracht. Man möge der Ordnung halber „die Zustimmung des die Finanzhoheit über den RDB ausübenden Reichsschatzmeisters der NSDAP nachträglich einholen“.

Damit war die Besetzung rechtmäßig geworden. Man zahlte auch für die beiden Klassenräume Miete. Die Zahlung hatte SS-Hauptsturmführer Ohnmacht in Tuttlingen veranlaßt<sup>20</sup>.

### *Die Aufgaben des Inlandsgeheimdienstes*

Die Stimmung in der Bevölkerung erforschen und die Wahrnehmungen laufend nach Berlin berichten – dabei die Meldungen der 26 badischen Außenstellen zusammenfassen, das war auch unterm Wasserfall der Alltag im SD-Abschnitt. Hierzu bedienten sich die Außenstellen eines alten nachrichtendienstlichen Mittels: des Einsatzes von Spitzeln, intern „VM“ (Vertrauensmänner) genannt. Eine Arbeitsanweisung des SD-Leitabschnitts Stuttgart vom 12. Oktober 1940 beschreibt, was von diesen V-Leuten erwartet wurde:

„Jeder V-Mann muß überall, in seiner Familie, seinem Freundes- und Bekanntenkreis und vor allem an seiner Arbeitsstätte jede Gelegenheit wahrnehmen, um durch Gespräche in unauffälliger Form die tatsächliche, stimmungsmäßige Auswirkung aller wichtigen außen- und innenpolitischen Vorgänge und Maßnahmen zu erfahren. Darüber hinaus bilden die Unterhaltungen der Volksgenossen in den Zügen (Arbeiterzüge), Straßenbahnen, in Geschäften, bei Friseuren, an Zeitungsständen, auf behördlichen Dienststellen (Lebensmittel- und Bezugsscheinstellen, Arbeitsämtern, Rathäusern usw.), auf Wochenmärkten, in den Lokalen, in Betrieben und Kantinen aufschlußreiche Anhaltspunkte in reicher Fülle, die vielfach noch zu wenig beachtet werden<sup>21</sup>.“

„Das Reichspropagandaministerium legt allergrößten Wert auf die Berichterstattung des SD über die Auswirkungen seiner Propaganda. Sie gibt ihm die Möglichkeit, je nach dem Echo aus der Bevölkerung, das ihm der SD übermittelt, seine Propaganda zu lenken und die einzelnen Führungsmittel (Presse, Rundfunk, Plakate usw.) wirkungsvoll einzusetzen. Von größter Wichtigkeit ist dabei natürlich eine *möglichst rasche* Berichterstattung.

Das Reichssicherheitshauptamt stützt sich bei seinen Berichten auf die Berichte der Abschnitte, diese wiederum auf die ihrer Außenstellen (. . .).“

Dies war der Anfang einer allgemeinen Anweisung des SD-Führers in Straßburg über die Lageberichterstattung, die am 12. September 1940 an die Außenstellen ging<sup>22</sup> – vermutlich nur an die im Elsaß. Dort waren zwölf neu dazugekommen nach der Besetzung<sup>23</sup>.

Die Gliederung der Berichte wurde genau vorgeschrieben:

Unter „Allgemeine Propaganda“ seien „alle Beobachtungen zu bringen, die die Aufnahme und Auswirkungen der Gesamtpropaganda betreffen. Z.B. Stimmung gegenüber Frankreich als Folge der Schilderungen von Gefangenenmißhandlungen, Aufnahme des Wehrmachtsberichtes, Auswirkungen der Meldungen über die Verkündigung der totalen Blockade gegen England.“

Schrifttum: „Hier sind von Zeit zu Zeit – vielleicht alle 4–8 Wochen – Berichte nötig über die meist verkauften Bücher. Was ist der Grund ihrer Beliebtheit? Wird den politischen Schriftenreihen Interesse entgegengebracht? Fehlt es evtl. an der richtigen Werbung? Sind die Bücher allgemein teuer? Was wird den Soldaten geschickt? (. . .) Unmittelbar zu berichten ist über die Aufnahme von Neuerscheinungen, über zu beanstandende Bücher und dergleichen. (Buchhändler als VM!)“

Es seien auch die öffentlichen und schulischen Bibliotheken zu inspizieren – „desgleichen ist bei Pfarrbibliotheken – die teilweise bestehen – zu verfahren.“

Rundfunk: „Hierher gehört die positive oder negative Auswirkung des gesamten Rundfunkprogrammes und ganz besonders die Wünsche der Hörer, die Gestaltung betreffend (. . .).

*Zu beachten ist:* Da das ganze Volk im allgemeinen nicht gleichartig wie *ein* Mann reagiert, ist nach Möglichkeit bei der Schilderung von Auswirkungen zu differenzieren: In der bäuerlichen Bevölkerung spricht man davon . . ., wie in gebildeten Kreisen betont wird . . ., u.a. Die Stimmung charakterisierende Aussprüche einzelner Volksgenossen sind wörtlich anzuführen.“

Diese erste Anweisung des SD-Führers Straßburg im Jahr der Besetzung des Elsaß schloß mit der Mahnung, unverzüglich mit der Berichterstattung zu beginnen.

Für III C 2 – Religiöses Leben – wurde empfohlen, „nach Möglichkeit Geistliche als VM zu verwenden oder den Geistlichen nahestehende Personen“. Zu berichten war alle zwei Wochen über „Kirchenbesuch (Zahlen, Geschlecht, Altersklassen), Predigtbeanstandungen (Kanzelmißbrauch, Abkündigungen), eventuelle unerlaubte Sammlungen, (. . .) Wallfahrten, Exerzitien (Teilnehmerkreis und Zahl), Prozessionen (. . .) kirchliches Schrifttum“.

### *Greuel und Heiterkeit*

So umfassend waren die Vorgaben auch in den anderen Bereichen, es konnte eigentlich kaum noch etwas falsch gemacht werden. Besonders ausführlich war allerdings – neben Berichten über die Resonanz von Reden der Führer – der Bereich Film:

„Der Film ist nicht nur Unterhaltungs-, Belehrungs- sondern auch wichtigstes Propagandamittel im Dienste der nationalsozialistischen Idee, daher ist auch im Filmgeschehen die zustimmende, kritisierende oder ablehnende Haltung der Bevölkerung von großer Bedeutung.“

„Die aktuelle Bedeutung und die persönliche Beteiligung des Führers an der Zusammenstellung der Wochenschau<sup>24</sup> erfordert eingehende Berichterstattung über die Aufnahme der *einzelnen Bildstreifen*. (. . .) Die Berichterstattung soll die packendsten Bildstreifen besprechen, Ausrufe des Staunens, der Genugtuung, allgemeinen Bewegung bei besonderen Vorgängen festhalten (Bombenwurf, Greuelszenen, Luftkampf), weiter ist die Einfügung erheiternder Szenen zu beachten. Wichtig ist auch die Auffassung über die Echtheit der Aufnahmen. (. . .)“

Zwei Musterberichte schließen die Anweisung aus Straßburg ab – Jubel über den Hetzfilm „Jud Süß“ und Enttäuschung über „Hinter Haremstütern“, der „das Abenteuer einer schönen Frau in Marokko“ nicht richtig zeige.

Weniger Raum benötigen die Vorgaben im Bereich Presse. Hier wird sogar die Reihenfolge der Ereignisse vorgeschrieben: Erst Kriegereignisse, dann politische Artikel („Feindliches Ausland (U.S.A.), folgend Japan, Schweiz, Türkei usw.“), dann die kulturellen und wirtschaftlichen Beiträge (Versorgungslage).

### *Aufschluß über die bolschewistische Psyche erwünscht*

Beim Rundfunk wird eine ähnliche Reihenfolge vorgegeben wie bei der Presse.

Es sei unbedingt wöchentlich zu berichten, „da gerade der Rundfunk eines der wichtigsten politischen Führungsmittel ist“. Als Beispiel dienen Frontberichte von Soldaten, die jedoch nicht nacherzählt werden sollen. „Alle Erlebnisschilderungen, die Aufschluß über die bolschewistische Psyche geben, wirken spannend und sind sehr erwünscht.“ Es bestehe „großes Interesse, ob diese Menschen aufrechte Kämpfer oder willenslose Tiere sind“. Auf Grund der Presseberichte gebe es ab und zu Unklarheiten – dabei hämmerte man die Untermenschen-Propaganda schon jahrelang dem Volk ein. Aber das mag an den Wiederholungen liegen – die „wirken verstimmend“, wird als Beispiel zu einer Fritzsche-Rede angemerkt.

Zusammenfassend einige Sätze des SD-Führers Straßburg an seine Außenstellen im November 1941:

„Zur Beschaffung des Berichtsmaterials muß der Ausbau des VM-Netzes vielseitig erfolgen: Staatsanwälte, Richter, Rechtsanwälte, Landräte, (. . .). Für die Stimmungsberichte sollen die Unterlagen in privater Unterhaltung beschafft werden, die Bekanntgabe der SD-mäßigen Verwertung der Stimmungserkundung soll möglichst unterbleiben.“ An anderer Stelle wird das noch narrensicherer gesagt: man soll nicht sichtbar mitschreiben.

### *Der SD im RSHA*

Im September 1939 wurde per Führererlaß das ‚Reichssicherheitshauptamt‘ aus mehreren Einrichtungen gebildet. Sicherheitspolizei, Kriminalpolizei, SD und Gestapo wurden zusammengelegt, die Leitung hatte in den ersten Jahren Reinhard Heydrich. Der SD wurde „Amt III, Deutsche Lebensgebiete“ des RSHA, die Gestapo wurde zu „Amt IV“. Amt III wurde von Dr. Otto Ohlendorf geleitet, Jahrgang 1907, einem Juristen und Wirtschaftswissenschaftler. „Gleich in seiner ersten Dienstanweisung umreißt Ohlendorf die Funktion des SD und definiert ihn als Nachrichtendienst mit der Aufgabe, die Führungsstellen über die allgemeine Lage, die Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung und ihre Reaktionen zu informieren.

Zu diesem Behuf interessieren sich die SD-Leute vornehmlich für alle umlaufenden Gerüchte“, schreibt André Brissaud<sup>25</sup>.

An den SD- und Gestapoführern fällt „ihre außerordentliche Jugend“ auf: die Amtschefs im RSHA waren anfangs 31 bis 37 Jahre alt, „nachdem sie vorher schon jahrelang in leitenden Stellen der Gestapo oder des SD tätig gewesen waren“. Knapp die Hälfte der leitenden Herren sind Juristen<sup>26</sup>.

## *Die Struktur des großen Ohrs*

Der Geschäftsverteilungsplan vom 1. Oktober 1943 zeigt die Aufteilung des Amtes III in vier Gruppen mit zunächst 18, später 24 Referaten. Diese Gliederung zieht sich auch durch die unteren Dienststellen – die Oberabschnitte, Abschnitte, Hauptaußenstellen und Außenstellen. Für Baden-Elsaß ist eine ähnliche Gliederung vom 2. Mai 1941 vorhanden, die so aussieht:

- III A            Fragen der Rechtsordnung und der Lebensgebietsarbeit
  - III A 1        Allgemeine Fragen der Lebensgebietsarbeit
  - III A 2        Rechtsleben
  - III A 3        Verfassung und Verwaltung
  - III A 4        Allgemeines Volksleben
  
- III B            Volkstum
  - III B 1        Volkstumsarbeit
  - III B 2        Minderheiten (später: Fremdvölkische M. im Reich)
  - III B 3        Rasse- und Volksgesundheit
  - III B 4        Einwanderung und Umsiedlung
  - III B 5        Besetzte Gebiete
  
- III C            Kultur
  - III C 1        Wissenschaft
  - III C 2        Erziehung und religiöses Leben
  - III C 3        Volkskultur und Kunst
  - III C 4        Presse, Schrifttum, Rundfunk
  
- III D            Wirtschaft
  - III D 1        Ernährungswirtschaft
  - III D 2        Handel, Handwerk und Verkehr
  - III D 3        Finanzwirtschaft, Währung, Banken und Börsen, Versicherungen
  - III D 4        Industrie- und Energiewirtschaft
  - III D 5        Arbeits- und Sozialwesen<sup>27</sup>

Nach Amt III wird kurz „Amt VI – Ausland“ genannt, was an anderer Stelle konkretisiert wird: „Erkundung weltanschaulicher Gegner im Ausland“<sup>28</sup>.

Von den anfangs sieben SD-Oberabschnitten war einer in Stuttgart. „Inspekteur und Befehlshaber Südwest der Sipo und des SD“ (Baden, Württemberg und Elsaß) war ab Januar 1944 Dr. jur. Erich Isselhorst, Jahrgang 1906. Er hatte ab 1935 die Gestapo in Erfurt geleitet, 1936 bis 1939 in Köln. Parallel baute er die Gestapo in Klagenfurt 1938 auf. Nach einem Disziplinarverfahren 1941/42 amtsenthoben und ohne Stellung, „bewährte“ er sich 1942/43 als Leiter von Einsatzkommandos der Einsatzgruppen in Rußland. Bekanntlich bedeutet das, die Ausrottung der Zivilbevölke-

rung angeordnet zu haben<sup>29</sup>. Nach einer dreimonatigen Kur in Deutschland wütete er von Straßburg aus so erfolgreich gegen die Partisanen im Elsaß, daß er am 9. 11. 1944 zum Standartenführer befördert wurde<sup>30</sup>. Ende November verlegte er seinen Dienstsitz notgedrungen von Straßburg nach Hornberg. Aber bereits am 10. 12. wurde er amtsenthoben „und nach Berlin befohlen“<sup>31</sup>. Er mußte Hornberg verlassen. Sein Nachfolger, Obersturmbannführer Pütz, hatte seinen Sitz in Baden-Baden<sup>32</sup>.

„SS- und Polizeiführer für das Elsaß“ wurde zum 1. 12. 1944 Friedrich Suhr, Jahrgang 1907 und Jurist, früher bei Eichmann Referent für die „Endlösung der Judenfrage“ und dann ebenfalls Leiter von Einsatzkommandos in Rußland<sup>33</sup>.

### *Das Netz*

Die SD-Abschnitte mit ihrem hauptamtlichen Personal hatten Hauptaußenstellen (in Zentren der Regierungsbezirke) und – meist in den Kreisstädten – Außenstellen. Hier saßen oft nur einzelne, meist nebenamtliche Mitarbeiter und eine Schreibkraft. Nach der Einnahme Straßburgs wurden die elsässischen Außenstellen – einschließlich Straßburg waren es anfangs zwölf, dann vierzehn, ab Juni 1944 zusammengelegt noch elf – fast alle aufgegeben infolge der Kriegslage. Lediglich aus Kolmar und Sulz kamen noch viele Berichte<sup>34</sup>. Sie waren anfangs an den „BdS Südwest, z.Zt. Hornberg“ adressiert, also an Isselhorst.

Die badischen Außenstellen waren weiter mit dem Aushorchen der Bevölkerung beschäftigt. Von ihnen sind 31 Berichte überliefert, alle ab Ende Februar bis Mitte März 1945 verfaßt: sechs aus Rastatt, Karlstraße 8 (Struth), fünf aus Karlsruhe, Nowackanlage 19 (Ehmann/Gerstlauer), vier aus Tauberbischofsheim bzw. Königheim über Lauda (Scharnberger), je drei aus Freiburg, Josefstraße 3 (Gregor Obert), Konstanz, Franz-Seldte-Straße 16 II (Paul Rühle), je zwei aus Mannheim, Rheinstraße 1 (Süss), Offenburg, Okenstraße 6<sup>35</sup> (Klein), Waldshut, Bahnhofstraße 11 (Kemmet/Freudigmann), je einer aus Donaueschingen, Augustastraße 4 (Alfred Compost), Heidelberg, Rohrbacher Straße 13/15 bzw. Haus der DAF (van den Driesch), Lörrach, Schwarzwaldstraße 1 (Sohnle oder ähnlich) und Villingen, Hindenburgstraße 11 (Heinz Nehring).

Aus den Außenstellen Baden-Baden (Lichtental, Hauptstraße 1), Bruchsal (Schönbornstraße 14), Bühl (Adolf-Hitler-Straße, im Hotel Badischer

Hof), Lahr (Kaiserstraße 1), Müllheim (Hebelstraße 30), Neustadt/Schw. (Hindenburgstraße 52), Pforzheim (Schloßberg 15), Pfullendorf (Kirchplatz 9), Renchen (Rathaus), Säckingen (Schillerstraße 10), Singen (Romeiastraße 14/II), Stockach (Parteiheim, Wilhelm-Gustloff-Platz), Überlingen (Städt. Verkehrsamt) und Wolfach (Bahnhofstraße 16) liegen keine Berichte vor<sup>36</sup>.

Ferner liegen in Berlin noch acht Berichte vom 20. 11. 1944, und zwar vier aus Konstanz, zwei aus Mannheim und je einer aus Heidelberg und Hagenau<sup>37</sup>. Sie wurden vermutlich in Straßburg nach der Besetzung erbeutet und nicht wie die anderen im ‚Haus Wasserfall‘.

Die Allerheiligen-Berichte sind zum größten Teil aus dem Gebiet III C 4, zeigen also vorwiegend Reaktionen auf Rundfunk und Presse. Nur sechs sind für III C 3 und zwei für III A 1. Die November-Berichte hingegen gehören überwiegend zum Bereich Wirtschaft.

### *Die Berufe der Neugierigen*

Bei der Auswahl der Horcher und Gehilfen soll sich ein Querschnitt durch die Bevölkerung ergeben. Als Beispiel wird meist der Bereich Koblenz mit seinen 40 V-Männern genannt, von denen elf ihre Berufe angaben: vier waren Beamte der allgemeinen Verwaltung, vier Polizeibeamte, je einer Arzt, Tierarzt, Lehrer<sup>38</sup>.

Für Baden gibt es zu den V-Leuten keine Angaben. Bei den Leitern der Außenstellen wird oft nur der SS-Rang angegeben. Von zehn Personen gibt es Berufsangaben in den Unterlagen<sup>39</sup>. Danach war in Sasbach ein Rektor für den SD federführend, in Donaueschingen der Inhaber einer Waggonfabrik, in Renchen ein Gemeinderat (Adresse daher: Rathaus). Der öffentliche Dienst war stark vertreten mit einem Regierungsinspektor in Rastatt, einem Verwaltungsamtman in Müllheim, je einem Regierungsrat in Neustadt und Villingen.

In Säckingen ging die Post an den Altbürgermeister, in Stockach an den Landrat. Wolfachs Forstmeister war zugleich Hauptsturmführer, was dem Hauptmann entspricht und ungewöhnlich hoch ist. Aber Karl Hauger war zu seinem Leidwesen nur ehrenamtlicher SD-Mann, wie wir noch sehen werden. Zwei der Berichterstatter waren Oberscharführer (Feldwebel), drei zeichneten mit „Obersturmführer“ (Oberleutnant) und drei mit „Untersturmführer“ (Leutnant)<sup>40</sup>.

## *Auslagenersatz*

Den Außenstellen wurden 1943/44 sehr unterschiedliche Beträge zugebilligt: die monatlich zwischen 20 und 400 Mark wurden vermutlich nicht nur von oben festgesetzt, sondern konnten „mitbestimmt“ werden; vereinzelt wurde der Betrag nämlich auf Antrag erhöht<sup>41</sup>.

Der geringste Aufwand wurde demnach in Neustadt getrieben. Hier wurden pro Monat für das Aushorchen der Bevölkerung nur 16 bis 21 Mark ausgegeben, und das auch nur von Januar bis März 1943. (Die meisten registrierten Zahlungszeiträume reichen von Januar 1943 bis April 1944.) Es folgt Wolfach mit 20 Mark, Forststrat Hauger ist genügsam. 30 Mark sind es in Pfullendorf. In Stockach kommt der Landrat mit 50 Mark aus. Baden-Baden bedarf mtl. 60 RM, in Singen steigt der Betrag von 75 RM 1943 auf 100 RM ab 1944. Müllheim bekommt 95 Mark angewiesen, Renchen 120. Bühl benötigt 140 Mark.

Das Mittelfeld mit je 150 Mark bilden Bruchsal, Villingen, Lahr und Säckingen. Überlingen erhält 190, dann kommt die Gruppe über 200. 250 in Karlsruhe, ebenso in Tauberbischofsheim für Herrn Scharnberger, in Donaueschingen anfangs auch – das steigert sich dann auf 425 und damit Rekord! Offenburg benötigt 270, Waldshut 285, Pforzheim 295. 300 bekommt Rastatt, 350 Freiburg, und schließlich 400 Mark fließen nach Konstanz.

## *Wen interessiert noch das Elsaß?*

Der erste dieser zufällig erhaltenen Berichte – die Amerikaner hatten sie erbeutet und mitgenommen, später an das Bundesarchiv zurückgegeben – trägt das Datum 26. Februar 1945. Aus Tauberbischofsheim wird auf eine Anfrage zur regelmäßigen Rundfunksendung aus Stuttgart über das Elsaß mitgeteilt, man habe über die Resonanz bisher nichts erfahren können. SS-Obersturmführer Bruno Scharnberger unterhielt nur zu einer Elsässerin Beziehungen – und die sei „gegenwärtig anderweitig beschäftigt“. Die Badener aber legten „keinen großen Wert auf die ‚Elsässer-Stunde‘“.

Krasser drückte es der Bericht aus Donaueschingen vom 3. März aus: Die Sendungen wurden überhaupt nicht mehr gehört, da sich kein Mensch mehr für das Elsaß interessiere. Das ist deshalb erstaunlich, weil in Baden nicht nur viele Flüchtlinge aus dem Osten, sondern auch aus dem Elsaß lebten.



## *Goebbels als Märchenerzähler*

Die Berichte zeigen die zunehmende Nervosität und Skepsis. Der Schlachtenlärm kommt näher – die nationalsozialistischen Politiker werden unbeliebter und immer weniger glaubwürdig. Statt dessen glaubt man militärischen Führern, vor allem wenn sie Greuel der Bolschewisten ausmalen. Aber nicht zuviel! Das wird dann „als Greuel-Propaganda bzw. als Angst-Propaganda bezeichnet“. Die Geräte werden abgestellt „und Frauen erklärten, daß ihnen übel werde“ (Offenburg, 9. März).

Die Militärs Remer<sup>42</sup> und Rudel<sup>43</sup> liegen bei Kriegsende in der Gunst des Publikums ganz vorn, und diese Namen sind uns ja bis heute bekannt. Von den Parteirednern wird lediglich der schlesische Gauleiter Hanke<sup>44</sup> akzeptiert, jedoch unter Vorbehalt. Mitunter wird den Militärs die Untermenschen- und Tier-Terminologie übelgenommen, wie ein Bericht aus Villingen vom 7. März zeigt:

„Der Aufruf von Guderian<sup>45</sup> wird deswegen besonders kritisiert, weil er in der gleichen Rede, in der er sich über Ausdrücke wie ‚faschistisches Getier‘ und ‚hitlerische Menschenfresser‘ beschwert, selbst aber von der ‚blutbefleckten Pranke der bolschewistischen Bestie‘ spricht. Gerade solche Beispiele erschüttern den Glauben der Vg<sup>46</sup> an der (?) inneren Wahrhaftigkeit unserer Propaganda, die für sich bedenkenlos in Anspruch nehmen, was sie beim Gegner aufs schärfste verurteilen.“

Die überwiegende Mehrheit der Vg beurteilt die Lage nicht nur als kritisch, sondern als hoffnungslos. „An den Sieg glauben nur noch Narren oder Phantasten, oder hält es jemand heute noch für möglich, daß wir noch Moskau und London erobern und erst dann zum Endkampf gegen Amerika antreten?“ (Feldweibel)“

Aus den Berichten ist nicht ersichtlich, ob diese Hellsichtigkeit noch als „Defätismus“ verfolgt wurde. Die enge Zusammenarbeit der beobachtenden Stelle (SD) mit der Verfolgungsinstanz (Gestapo) wurde im „Urteil von Nürnberg“ dargestellt<sup>47</sup>. Aber die Verfolgung stößt an Grenzen, wenn die Ablehnung im Volk überwiegt, wie aus Rastatt am 8. März berichtet wird:

„Über die Rede von Dr. Goebbels sind so gut wie keine zustimmenden Äußerungen zu hören. Es ist im Gegenteil festzustellen, daß der Minister mehr gehaßt als geschätzt wird. Er wird als Märchenerzähler abgelehnt. Es wird daran erinnert, daß er vor nicht langer Zeit von den Pfändern gesprochen hat, die wir in Besitz hatten. Gerade mit Beziehung darauf sind, auch von Pg., Äußerungen zu hören, wie ‚damals hätten wir Frieden suchen sollen. Noch besser wäre es gewesen, wir hätten den Krieg garnicht angefangen, vor allem nicht mit Rußland und Amerika. (. . .)‘ (Pg, Angestellter)“.

## *Konzentrierte Greuel-Nachrichtengebung*

Kommen die Russen oder kommen sie nicht, und wenn ja – was machen sie mit uns?<sup>48</sup> Obwohl in Berlin bekannt war, daß die Russen nicht bis nach Westdeutschland kommen würden, wurde weiter die Angst geschürt, um die Kampfmotivation zu erhalten.

Zeitungs- und Rundfunkmeldungen steigern Erregung und Furcht, die „Vg.“ werden „aufgepeitscht“ durch die „veröffentlichten Greuelthaten der Bolschewisten“ (Waldshut, 9. März). Die Berichterstatter erkennen durchaus den Propagandacharakter. So wird am 12. März in Karlsruhe darauf hingewiesen, daß nun „der durch die systematische Propaganda bewirkte Schrecken über das Hausen der Sowjets“ zum Entsetzen „und weithin auch zum Haß gesteigert“ wurde. Auch in Rastatt sind laut Bericht vom 8. März die letzten Zweifler überzeugt:

„Die von General-Major Rehmer gebrachten Schilderungen über die Greuelthaten der Bolschewisten gegenüber der deutschen Bevölkerung wurden allgemein mit großem Interesse angehört. Durch seine hervorragende Haltung anlässlich des 20. Juli ist er populär geworden und hat daher sehr große Sympathie. Die Herausstellung von einzelnen Masakrierungen (!) an deutschen Vg. hat ein großes Schaudern hervorgerufen und man kann nur eine überwiegende Ablehnung gegenüber den Bolschewisten vernehmen. Es wagt kein Vg. auch nur mit einer Silbe dafür Stellung zu nehmen.“

Zur Steigerung der Glaubwürdigkeit ließ man „aus Sowjetrußland geflüchtete Offiziere“ (Deserteure?) „unter Eid Darstellungen der Grausamkeiten der Bolschewisten“ vor der Presse abgeben – da waren „selbst kath. Kreise, die bisher geneigt waren, alles als deutsche Propaganda hinzustellen, ernst und nachdenklich gestimmt“. Dabei blieb es nicht, denn nun erklärten „kath. Frauen einer größeren Gemeinde folgendes“:

„Das ist ja furchtbar, was die Russen im Osten an Grausamkeiten verüben. Wenn das deutsche Offiziere unter Eid aussagen, dann muß man es doch wirklich glauben, daß es so ist. Ich habe heute kein Mitleid mehr, unsere Soldaten sollen diese Mörder und Schänder nur alle hinmachen. Mit was ist mir ganz gleich, meinetwegen auch mit Rattengift.“ (Waldshut am 9. März)

Aber es wurden auch besonnene Stimmen in Allerheiligen gehört. Im selben Bericht wird „eine unbekannte kath. Frau“ zitiert mit:

„Das ist jetzt die Rache der Bolschewisten dafür, wie die SS seinerzeit in Rußland gehaust hast. Soldaten haben das früher immer erzählt, wie die vorgegangen sind und was sie alles getrieben haben, besonders mit den Juden.“

Nach dem Krieg wußte man dann nur noch, daß man von allem nichts gewußt hat<sup>49</sup>. SS-Hauptscharführer Freudigmann aus Waldshut hatte am 9. März das erfreuliche Ergebnis zusammengefaßt:

„Jedenfalls hat die konzentrierte Nachrichtengebung in dieser Richtung ihre schaurige und abschreckende Wirkung nicht verfehlt und die innere Alarmbereitschaft in weiten Kreisen der Bevölkerung, besonders der kath. gebundenen Frauenwelt, ruckartig verstärkt und den Willen zum totalen Kampf bis zur Selbstaufopferung gefördert.“

In Parteikreisen werde aber die Ansicht vertreten, „in der Berichterstattung über die Vorgänge im deutschen Osten“ solle man eine „Kampfpause“ eintreten lassen, „um die Gemüter der Menschen nicht dauernd in Angst und Schrecken zu halten“. Denn bei den ekelerregenden Berichten sträube sich Mund und Feder. Untersturmführer Ehmman schreibt am 13. März aus Konstanz:

„Die Propaganda über bestätigte Greuel der Sowjets gegen die deutsche Bevölkerung wird viel eher geglaubt, wenn der Bericht aus militärischem Munde kommt. Besonders beachtet wurden die Berichte von General Hübner am 3. 10. 45 (gemeint ist 10. 3.) (. . .) und von Generalmajor Rehmer (. . .)“

Gemeint ist wieder eine Remer-Rede, übertragen am 8. oder 9. 3.:

„Die Neigung zur Glaubwürdigkeit bleibt erhalten, wenn solche Berichte nicht zu oft gebracht werden und besonders Parteidienststellen sie nicht zu häufig verwenden.“

Zu häufige Greuelstories „erhöhen die Mutlosigkeit“, sie lähmen. Ähnlich differenziert wurde die Volksmeinung in Villingen am 7. März zusammengefaßt:

„Im übrigen kann man aber immer wieder von den Vg hören, das ist ja das furchtbare, daß wir es in Rußland nicht besser getrieben haben. ‚Es ist schrecklich, daß heute das ganze deutsche Volk für die Untaten einiger weniger Deutscher, vor allem aber der SS im Osten, büßen soll.‘ (Soldatenfrau)“

*„Es lebe die Liebe“*

In den Berichten der letzten Kriegsmonate geht es erstaunlich oft um Filme in den badischen Kinos. Aber die Vorgaben aus Berlin und Straßburg waren klar, und Filme wurden jetzt erst recht zur Ablenkung benötigt. Erstaunlich hoch sind die Besucherzahlen. Untersturmführer Ehmman:

„Der Farbfilm der Ufa ‚Die Frau meiner Träume‘ übte in Konstanz eine ungeheure Anziehungskraft aus. In 6 Wochen wurde er von annähernd 50 000 Besuchern ge-

sehen. Es gab Leute, die den Film sieben- bis achtmal gesehen haben. Über den Film selbst gingen die Meinungen stark auseinander. Der Inhalt wurde allgemein als großer Kitsch bezeichnet und mehrfach wurde die Meinung gehört, daß es sich eigentlich im sechsten Kriegsjahr nicht gehöre, einen derartigen Film vorzuführen.“

Aus diesem Konstanzer Bericht vom 6. März geht hervor, daß der schlechte Film pro Tag 1190 Besucher hatte, und gut besucht war er auch in anderen Städten des Deutschen Reiches. Eine Kinobesitzerin aus Worms schrieb in einem Brief nach Berlin am 26. 11. 1944, ihr Kino mit seinen 608 Sitzplätzen hätte an neun Spieltagen der „Feuerzangenbowle“ 8888 Besucher gehabt – also 987 pro Tag und damit ständig überfüllt. Sie nannte noch weitere Besucherzahlen<sup>50</sup>.

Der nach Heinrich Spoerls Roman von 1935 gedrehte Film übte auch in Tauberbischofsheim „eine große Anziehungskraft aus“, wie Obersturmführer Scharnberger am 8. März schrieb („schade, daß es das Buch nicht in unserer Bücherei gibt“).

Heinz Rühmann spielt einen frechen Primaner mit allerhand Streichen. „Von Seiten der Lehrerschaft erhoben sich, – soweit ich es bemerken konnte – keinerlei Bedenken.“ Es sei zu grotesk dargestellt, meint Scharnberger und hebt den starken Andrang hervor.

### *Das Laufbild verdrängt Gefühle*

In einem Buch von 1933<sup>51</sup> hatte es schon geheißen:

„Ohne Zweifel ist der Film als Sprache ein vortreffliches Mittel der Propaganda. Die Beeinflussung erfordert von jeher solche Spracharten, die in der einfachen Erzählung einprägsame und bewegte Handlung gestalten. Weithin steht das Laufbild an zweitwirksamster Stelle unter den Propagandamitteln überhaupt. An erster das lebendige Wort: Der Führer in der Ansprache. Aus dem weiten Gebiet der Sprache aber, die unmittelbar (. . .) an den Empfänger herangetragen wird, ist die wirksamste Art das Laufbild. Es verlangt eine ständige Aufmerksamkeit; es ist voller Überraschungen im Wechsel von Handlung, Zeit und Raum; es ist unausdenkbar reich an Rhythmus der Gefühlssteigerung und der Gefühlsverdrängung. Wissen wir nun außerdem, daß das Laufbild wöchentlich einmal, meistens zweimal und mehrmals in rund 5000 Kinos des deutschen Volkes als Programm von 1 bis 4 Filmen täglich gezeigt wird, dann glauben wir hier die Haupteigenschaften einer vorbildlichen Propaganda gleichsam an einem Musterbeispiel vorführen zu können: 1. Der mögliche subjektive Appell an die ‚Welt der Gefühle‘, 2. die Beschränkung im Inhalt, 3. die Kampfansage von Beginn an, 4. die Wiederholung in ‚dauernder und gleichmäßiger Einheitlichkeit‘. (Adolf Hitler)“

Auch Kitsch dient also der Lenkung durch Propaganda. Wie von Straßburg vorgeschrieben, wird alles vermerkt – ob die Zuschauer an der richtigen Stelle lachen, ob sie überhaupt lachen, wie die Wirkung verbessert werden kann. Die Filmproduktion wurde bis zuletzt nach diesen Gesichtspunkten gesteigert bei Kriegsende in Babelsberg bei Berlin:

„Während die sowjetische Artillerie immer deutlicher zu hören ist, während die alliierten Bomben niederprasseln, entstehen Filme wie ‚Die tolle Susanna‘ oder ‚Das kleine Hofkonzert‘ oder ‚Liebe nach Noten‘“, schreibt Curt Riess und nennt noch einige andere leichte Streifen jener Zeit<sup>52</sup>.

### *Wut, Haß und Verzweiflung*

Nach wie vor ein wichtiges Thema ist die Wirkung von Zeitungsberichten, oft aus dem in Karlsruhe erscheinenden Blatt „Der Führer“. In den Beiträgen kommt häufig der Gauleiter Robert Wagner vor – als Dauerärgernis. Berichte über seine Auftritte, Reden und Artikel zeigen seine Unbeliebtheit<sup>53</sup>, aber er war auch recht ungeschickt. So regten sich die Badener in vielen Städten über seine Vergleiche mit dem 30jährigen Krieg auf. „Kein Vg. hat jedoch Lust, die Zeit eines 30jährigen Krieges mitzuerleben, zumal damals nur 5 Millionen übrig geblieben sind.“ (Aus Rastatt am 8. März)

Nicht ganz so verhaßt ist der ferne Goebbels. Er wird in den Oppenauer Berichten an sieben Stellen erwähnt, Wagner an fünf. Aus Villingen wird am 5. März über Triberg berichtet:

„Die Rede Dr. Goebbels war eine große Enttäuschung. Es wurde furchtbar darüber geschimpft. Die Regierung habe wirklich keine Ahnung, wie es tatsächlich stehe. Die immer wiederholten Sprüche von der moralischen Kraft der Herzen kann man kaum mehr hören. Was helfe alle Tapferkeit, wenn keine Waffen und Munition vorhanden sind. Die Bemerkung Dr. Goebbels(,) daß man die Leute mit der Laterne suchen müßte, die nicht an unsern Sieg glauben, wird allgemein belacht. Er solle doch die mit der Laterne suchen, die seiner Meinung seien. (. . .) Die Stimmung in der Bevölkerung ist geradezu katastrophal. Wo seien denn die Trümpfe, die der Führer noch in der Hand habe, wie es geheißen habe? Wo sind denn die geheimen Waffen, die uns retten sollen? Die Bomber- und Tieffliegerangriffe wirken ungeheuer deprimieren(d). Und dann immer noch die Sprüche, daß unser Volk dadurch nur härter werde. Das macht die Leute geradezu wütend. Man findet es geradezu furchtbar, wie hoffnungslos alles ist.“

SS-Oberscharführer Heinz Nehring wirkt recht mitgenommen von all den Eindrücken, die er melden muß.

Tiefere Gedanken macht sich Untersturmführer Struth in Rastatt:

„Seit dem Rückschlag im Westen und dem Verlust des elsässischen Gebietes war die Ansicht allgemein vertreten, daß wir nicht in der Lage seien (,) einen uns sehr bekannten artverwandten Volksstamm zu führen. Es steht fest, daß wir nicht imstande waren, die Elsässer in ihren Lebensansprüchen zufrieden zu stellen und daß sie uns dadurch immer mehr aus den Händen entglitten und immer mehr Zuneigung für die Franzosen, die ihnen ein schöneres Leben geboten haben, aufkam. Aber auch von Seiten der Holländer versteht man es nicht, warum sie alles Deutsche hassen und wir nicht in der Lage waren, uns mit irgend welchen Maßnahmen beliebt zu machen. Der deutsche Vg. fragt sich immer wieder, warum werden wir Deutsche von aller Welt gehaßt? Die Führung müßte doch endlich den Weg gefunden haben, womit wir uns bei anderen Völkern beliebt machen können. Dies ist aber leider nicht der Fall. Sind es die deutschen Verwaltungsmethoden oder der Militarismus oder andere Methoden, die den Völkerstämmen fremd sind. Am allerwenigsten versteht man, warum uns die nordischen Staaten hassen, obwohl wir selbst einen starken nordischen Einschlag besitzen. Man kann wirklich mit großer Sorge in die Zukunft schauen, denn wie soll das werden, wenn wir einmal gesiegt haben und die Völker unter unserem Einfluß leben müssen. Sind wir in der Lage, genügend Deutsche aufzubringen, die sich als wirkliche Führer zeigen und die Völkerstämme führen können.“

Das geht noch eine Weile so weiter, am 8. März 1945. Die Sorge um den deutschen Sieg legte sich dann bald.

### *Vergeltung durch Wunder*

Das deutsche Volk schrie in diesem Krieg früh nach Vergeltung, nämlich ab 1939. Die ‚Berichte aus dem Reich‘ verzeichneten dies an vielen Stellen<sup>54</sup>. Als dann die Hoffnung auf Wunderwaffen gesetzt werden mußte, wurde man immer ungeduldiger – obwohl seit Mitte Juni 1944 über 22 000 ferngelenkte Flugbomben („V 1“) und über 3400 Raketen („V 2“) abgefeuert worden waren. London wurde bis zum 27. 3. 45 beschossen, bei 1115 Einschlägen gab es dadurch 2724 Tote und 6467 schwer Verletzte<sup>55</sup>. Weitere 2050 „V 2“ wurden bis zum 5. April auf Antwerpen, Brüssel und Lüttich abgeschossen.

In den Wehrmachtsberichten hatte es zur Freude der ungeliebten Deutschen lange geheißen „London unter Vergeltungsfeuer“, ab dem 2. Januar 1945 immer im letzten Satz. Das war auch um Tauberbischofsheim gehört worden, und Herr Scharnberger beendete den sehr interessanten Bericht vom 8. März mit:

„7. Zu einer Zeitungsnotiz, daß in London die Hafendarbeiter streiken und daß „weite Teile des Londoner Hafens stillgelegt werden mußten“, äußerten Volksge-

nossen ihr Befremden darüber, daß überhaupt noch weite Teile des Londoner Hafens benutzbar sind, nachdem unsere Flieger und V-Waffen solange in Tätigkeit sind.“

In Mannheim glaube man weitgehend nicht mehr an den Einsatz neuer Waffen, schrieb Hauptsturmführer Süss am 9. März nach Oppenau.

„Es ist eine allgemeine Kriegsmüdigkeit festzustellen. Man hört immer wieder: ‚Wenn der Krieg nur einmal aufhören würde, wie, das ist ganz gleich.‘ Pol. Leiter und Pg. äußern sich des öfteren, wenn die neuen Waffen nicht kommen, so war dieses Versprechen der größte Betrug, der je an einem Volke begangen wurde. Diese Äußerung ist kennzeichnend für das Schwinden des Vertrauens auch in diesen Kreisen.“

Auch Villingen meldete am 7. März 1945, daß „selbst die Pg-schaft nicht mehr geschlossen hinter dem Führer steht“, was der Berichterstatter daran erkannte, daß der Gruß „Heil Hitler“ ständig im Abnehmen sei – „im Fernsprechverkehr z.B. wird er fast grundsätzlich durch ‚Aufwiederhören‘ ersetzt“.

Ähnlich aus Karlsruhe am 9. März: „Die allgemeine Stimmung fällt weiter ab.“ Nach dem Abschnitt „Ernährungslage und Landwirtschaft“ folgt als letztes Thema „Neue Waffen“:

„Alles wartet eben immer mit Schmerzen auf die versprochenen neuen Waffen. Vor allem hofft man auf eine energischere Bekämpfung der Flieger. Wenn das nicht kommt, ist es aus mit dem Vertrauen.“

Den Volksgenossen fiel auch „das Fehlen des Abschußergebnisses der feindlichen Terrorbomber“ im Wehrmachtsbericht auf. Dort wurden meist nur deutsche Erfolge gemeldet wie „die erfreuliche Meldung von der Versenkung von 467.780 BRT“ – und „mit größter Genugtuung aufgenommen“<sup>56</sup>.

Auch fehlende Informationen über „die Aufgabe wichtiger Positionen, wie Köln“ wird beanstandet (Konstanz, 13. März) – kurz vor Kriegsende werden „die Redewendungen des Wehrmachtsberichtes“ endlich als Beschönigung kritisiert:

„Diese Schönfärberei zerstöre aber das letzte Vertrauen, das der Wehrmachtsbericht immer noch genossen habe.“

### *Der Führer ohne Uniform*

Wie schon anfangs erwähnt, achtete man beim SD besonders sorgfältig auf Gerüchte. Ab Oktober 1939 bis Juli 1944 sollen sie an 2740 Stellen in den Berichten erwähnt worden sein<sup>57</sup>. Im März 1945 sind es drei Stellen:

HERAUSGEGEBEN VON DER AMERIKANISCHEN ARMEE IN WESTEUROPA

## Russen überqueren Donau

MOSKAU. — Russische Truppen sind in Süd-Ungarn erneut zur Offensive übergegangen. Einheiten der Roten Armee haben die Donau überschritten und die deutschen Verteidigungen am Westufer durchbrochen. Mohacs und Fünfkirchen wurden eingenommen.

## Vogesenring schließt sich

PARIS. — Im Südabschnitt der Westfront droht, nach der Befreiung Straßburgs, der weitere Vorstoß der amerikanischen Siebenten Armee und der französischen Ersten Armee die deutschen Truppen in den Vogesen einzukesseln. Starke deutsche Truppeneinheiten wurden zwischen Belfort und Mühlhausen abgeschnitten. Im Nordabschnitt sind kanadische Truppen bei Nijmegen zum Angriff übergegangen und haben die Reichsgrenze überschritten. Die britische Zweite Armee hat den westlichen Stadtrand von Venlo erreicht. Die Stadt selbst liegt unter ständigem Beschuß. Die amerikanische Neunte Armee hat die Roer



an mehreren Stellen erreicht, und ihre Vorselemente kämpfen in den Höhenzügen nordwestlich von Jülich. Im Mittelabschnitt konnten die Amerikaner im Raum von Düren Fortschritte verzeichnen. Alliierte Truppen sind in Köslar eingedrungen, und haben Merzenhausen genommen. Im Raum von Geilenkirchen sind heftige Kämpfe im Gange. Truppen der amerikanischen Dritten Armee haben die Saar bei Fistingen überquert und stoßen in Richtung Saarbrücken vor. Nordwestlich von Thionville (Diedenhofen) überschritten General Patton's Truppen die deutsche Grenze und befinden sich nunmehr im Raum von Remich.

## Großangriff auf München

PARIS. — Im Zuge der Luftoffensive gegen deutsche Industrie- und Verkehrsziele wurden neue Großangriffe von alliierten Luftstreitkräften durchgeführt. Lancaster-Bomber im Anflug von Italien belegten München mit 6-Tonnen-Bomben. Ziele in Berlin, Köln, Mainz, Freiburg, Nürnberg, Essen, Duisburg, Neuß und Düsseldorf wurden ebenfalls von alliierten Bombenflugzeugen erfolgreich angegriffen.

Amerikanisches Flugblatt



„Ein Zeichen starker innerer Nervosität ist das Anschwellen der Gerüchtebildung. Es jagen sich falsche Gerüchte, z.B. am 9. 3. 45: Der deutsche Reichstag sei einberufen (wahrscheinlich mit japanischem Reichstag verwechselt). Der Führer spreche um 23 Uhr im Rundfunk<sup>58</sup>. In der Nacht vom 8. auf 9. 3. 45 habe der Führer gesprochen und erklärt, in 3 Wochen sei die Entscheidung gefallen, er werde dann wieder sprechen und zwar in Zivil. – Diese letzte Bemerkung wird in Zusammenhang gebracht mit seiner Äußerung zu Kriegsbeginn, die Uniform nicht mehr auszuziehen, bis der Krieg gewonnen sei. – Diese Gerüchte finden auffallend starken Glauben, weil allgemein das Gefühl besteht, wenn jetzt nicht schnellstens eine entscheidende Waffe zum Einsatz kommt, ist alles verloren. (. . .) Aber auch negative, ängstliche Nachrichten werden stark weitergegeben: Kürzung der Lebensmittelmengen auf die Hälfte (. . .)“ (Konstanz, 13. März)

Am 8. März hatte es aus Tauberbischofsheim geheißen:

„Es geht wieder das Gerücht, daß in diesem Monat die Wende komme. Die einen wissen zu erzählen, die russische Front sei verhältnismäßig dünn nur etwa 20 km tief. (. . .)“

Man brauche diese dünne Front nur zu durchbrechen „und in Verbindung mit diesen Exklaven den ganzen russischen Aufmarsch zu vernichten.“

„Andere sprechen von einem furchtbaren Mittel, durch das aber auch unter Umständen weite Teile der deutschen Bevölkerung vernichtet würden. Darum zaudere die Führung, es anzuwenden.“

Hier könnte Giftgas gemeint sein. Versuche damit wurden seit Jahren unternommen – in Straßburg und Natzweiler<sup>59</sup>. Die Atombombe stand der Führung nicht zur Verfügung<sup>60</sup>.

### *Die Schweiz greift an*

Am 9. März hatte Hauptsturmführer Süss in Mannheim auf drei Seiten die trostlose Situation nach den Bombenangriffen beschrieben. Die Hilfsmaßnahmen seien nicht richtig koordiniert worden, und die Bunker seien überfüllt gewesen. Denn man habe versäumt, alte Leute, Gebrechliche, Nichtberufstätige und Frauen mit Kindern rechtzeitig zu evakuieren. Und dann war noch

„der größte Teil des Stadtgebiets 6 Tage lang ohne Strom und teilweise ohne Wasser. Diese Tatsache wirkte sich auf die Stimmung der Bevölkerung in ungünstigster Weise aus. Da kein Rundfunk gehört werden konnte und die Zeitungen einige Tage ausblieben, war man über das politische und Frontgeschehen nicht im Bilde. Deshalb kursierten allerlei Gerüchte. So sollten die Schweiz, Schweden, ja sogar Spanien an Deutschland den Krieg erklärt haben. Japan sollte einen Sonderfrieden

mit England und Amerika geschlossen oder kapituliert haben. Die bei dem Terrorangriff vom 1. März abgeworfenen Bomben seien deutsche Bomben gewesen, die der Tommy in Frankreich erbeutet habe. Deshalb hätten sie eine so große Wirkung gehabt. Ferner wird erzählt, daß wir bis zum Monat April eine Hungersnot hätten.“

### *Greuel in Buchform*

Um Literatur, im „Dritten Reich“ als Schrifttum bezeichnet, geht es fast nicht mehr bei Kriegsende – mangels Neuerscheinungen. Dafür wird der Liebesroman in Fortsetzungen geprüft, ob er zum Kriegsgeschehen paßt, ob die Villa, in der er spielt, zu pompös ist. Aus Rastatt wird Kritik an einem Roman von Hansen geübt. Sein „Staatsanwalt Dr. Konrad Horn“ in neun Nummern des Illustrierten Beobachters wäre lieber nicht veröffentlicht worden, heißt es am 8. März.

Einzelne Bücher werden kaum noch genannt, meist nur die Gattung. Ältere Deutsche greifen zu Heiterem, während die Jugend auch nach militärischen oder politischen Titeln fragt (Tauberbischofsheim am 12. März).

Negativ fällt das Urteil über „Cordes, z.B. Der Weg ohne Gnade oder etwas von Solonowitsch“ aus – das sind Bücher, die man nur zu dieser Zeit kannte<sup>61</sup>. Zweckliteratur, und dennoch nicht zu verachten: Unter dem Pseudonym Irene Cordes veröffentlichte die Reichsschrifttumskammer die Erinnerungen der früh emigrierten Kommunistin Waltraud Nicolas (1897–1962), Frau von Ernst Ottwalt. Sie war mit ihm in die Moskauer Schauprozesse geraten und dann an die Gestapo ausgeliefert worden – und wurde später angeblich zu Erinnerungsberichten gezwungen, für die sich Goebbels den Titel ausgedacht haben soll<sup>62</sup>.

### *Die letzte Schlacht am Oberrhein?*

Durch mehrere Berichte aus allen Teilen Badens zieht sich ein nicht sehr langer Zeitungsartikel des SS-Kriegsberichterstatters Richard Oeder, betitelt „In Erwartung der Schlacht“. Mindestens drei Zeitungen druckten ihn: am 6. 3. die Offenburger Gemeinschaftszeitung, am 8. 3. der Alb-Bote, am 9. 3. die Bodensee-Rundschau. Die Außenstellenleiter hielten ihn für so aufregend und bedeutend, daß mehrere ihn nach Allerheiligen schickten.

# In Erwartung der Schlacht

ff-PA. Nach mehr als drei Monaten opfervollen Kampfes hat die deutsche Elfsarmee den Rhein zwischen sich und die Amerikaner und Gaullisten gelegt. Von der Schweizer Grenze bis in die Höhe von Bülhl bezogen die in voller Ordnung zurückgeführten Divisionen die alten Westwallbunker und neu ausgehobenen Feldstellungen. Einen rechten Winkel beschreibend schwenkt dort die Front bei Drusenheim aus der Nord-Süd in die West-Ost-Richtung um, zieht sich der Moder entlang, deckt Hagenau und seinen dunkel drohenden Forst und biegt allmählich dann auf die Saarstellung zu. Während hinter dem Oberrhein sich das Massiv des Schwarzwaldes erhebt, bilden hier die alte Maginot-Linie und die inzwischen in unzähligen Schanzständen verstärkten Westbefestigungen vor der Pfälzer Grenze den Rückhalt. Neben und hinter den erprobten und bewährten Divisionen wartet der in den vergangenen Monaten ausgebildete Volksturm auf die Stunde der Bewährung.

Denn so ist die Situation: Zur Stunde noch überschattet von den Ereignissen im deutschen Ostraum rückt die Westfront auf neuen Schlacht. Wir dürfen uns keinen Illusionen hingeben. Sie wird auch diesmal nicht allein die nördlichen Abschnitte erfassen, sondern höchstwahrscheinlich mit der gleichen Wucht an der Saar-, Moder- und Oberrheinfront losbrechen. Neben den alten Stoßrichtungen über Saargemünd und Weißenburg laßt dieses Mal — nachdem die Flankenbedrohung aus dem Kolmar-Brückenlopf beseitigt ist — der Sprung über den Oberrhein. Die dichten Rheinvälder erlauben einerseits schwer zu kontrollierende Reindmassierungen, während sie zum anderen jede Abwehr erschweren. Nach alter Methode, unter dem Schutz einer mächtigen Feuerkugel über den Strom zu setzen, anschließend mit den Panzern die Rheinebene entlangzurollen und so die stärkste Stelle des Westens — den Saarpfalz-Abchnitt — zu umgehen, diese Möglichkeit wird die feindliche Führung bestimmt nicht außer acht lassen. Ihre Hilfsmittel sind nicht gering. Neben d. amerikanischen Luftwaffen-, Panzer- und Infanterieverbänden stehen ihr bedeutende gaullistische Kontingente zur Verfügung, zumal die augenblickliche Witterung den Einsatz des afrikanischen Kanonensputters wieder gestattet.

So ist die Lage, mit der wir zu rechnen haben. Die Bevölkerung der Frontgaue Baden-Elfaß u. Saarpfalz kennt aber auch einen Teil unserer Vorbereitungen. Sie sah die Abwehrdivisionen über die von Panzerketten und schweren Batterien aufgerissenen Straßen anrücken, die Bataillone und Kolonnen nach wohlbedachten Plan die Stellungen beziehen, Batterien in längst vorbereiteten Stellungen auffahren, Reserven, die sich bereitstellen. Die Panzerhindernisse schossen wie Pilze aus der Erde, die Dörfer werden in der Not zu Festungen werden. Jeder wehrfähige Mann trägt seine Waffe. Das Grenzvolk hat an all dem seinen hart erarbeiteten Anteil. Und deshalb weiß es auch, daß es uns gelingen wird, diesen Angriff zu zerbrechen, wenn in jedem die Bereitschaft zur letzten Pflichterfüllung steckt, wenn wir bereit sind, um unseres Volkes willen jedes Opfer zu bringen.

Die Soldaten der abwehrbereiten Divisionen haben die elssischen Dörfer gesehen, in denen General Tassignys Marokkaner, wen und Senegalneger gehaust haben oder die von den Söldnern aus den USA „befreit“ wurden. Geschändete Frauen, Erschießungen, Erpressungen, ausgeraubte Häuser, verwüstete Dörfer — so sah die „Befreiung“ in einem Landstrich aus, von dem de Gaulle behauptet, er sei französisch! Wir alle wissen also, was auf dem Spiel steht, wenn demnächst das Aufbrüllen der Kanonen die neue Schlacht um das leidgeprüfte Land am Oberrhein ankündigt. Handeln wir danach!

ff-Kriegsbericht Richard Deder

Man warf Oeder vor, daß er dem Feind durch seine strategischen Überlegungen den Weg deutlich weise – „Jeder andere würde bei solchen Aussagen wegen Landesverrat an die Wand gestellt.“ Das deutsche Volk frage daher „Wo bleibt die Zeitungszensur?“ Allzu dick aufgetragen hat er beim Volkssturm, so daß sein Satz, der in den vergangenen Monaten ausgebildete Volkssturm warte auf die Stunde der Bewährung, „nur ein höhnisches Lächeln“ finde.

### *Exzesse der Untermenschen und wohlgenährte Holländer*

In der Karlsruher Zeitung „Der Führer“ war am 5. März ein Bericht erschienen über „Wüsteste Exzesse des sowjetischen Untermenschentums“.

„Die Schilderungen in der Presse von Mißhandlungen von deutschen Vg. werden mit Grauen zur Kenntnis genommen. Sie erreichen den Zweck bei den Lesern, daß sie den Bolschewismus in seiner schlimmsten Art kennenlernen und ihn vollkommen ablehnen. Auf der anderen Seite werden jedoch schon Äußerungen laut, die auf unsere Führung zurückfallen.“

Dies stellte der Untersturmführer Struth am 8. 3. in Rastatt fest. Er berichtete auch von der Wirkung der Rede des Breslauer Gauleiters Hanke. Sie soll auch in Offenburg „ihre Wirkung nicht verfehlt“ haben: „Die Hörer waren zu tiefst ergriffen von seinen heldenhaften Worten.“ Einem Offenburger fiel dabei auf „Wie klein ist doch Gauleiter Wagner gegen diesen Mann<sup>63</sup>.“

In diesem Bericht aus Offenburg wird bedauert, daß nur Stalin die Völker der eroberten Länder richtig in seine Armee preßt – das hätte Deutschland falsch gemacht. Der deutsche Soldat müsse an deren Stelle sterben, während man „gerade auch im hiesigen Bereich“ „täglich wohlgenährte Franzosen, Belgier, Holländer usw. sehen“ könne. „Damit diese leben, mußte der deutsche Soldat sterben.“

Wenn Deutschland noch siegen sollte, dann nicht für Europa, meint der Untersturmführer Hummel. Er sieht in Offenburg noch immer „Leser, die über eine eigene Meinung verfügen“ – sie kritisierten einen Artikel in der Gemeinschaftszeitung und hätten gelacht über „diesen Geistesfraß“. (9. März)

### *Witze im totalen Krieg*

Am Ende des letzten erhaltenen Berichts (aus Lörrach, 15. März) dann noch etwas zum Lachen. In dieser Phase unerwartet und unpassend: die neuesten Witze.

Der Führer soll sich in eine Japanerin verliebt haben, meldet der Hauptsturmführer am Ende des Berichts. „Die Japanerin heißt Sigisfutschi (Siegis-futschi).“

Der andere Witz spielte auf Görings Versprechen an, Meier heißen zu wollen, wenn je eine Bombe auf Berlin niederginge, und auf seine Titelsammelei („Reichsjägermeister“ u.a.):

„Bei Ertönen der Alarmsirenen heißt es ‚Aha, Meiers Waldhorn!‘“

Aber damit enden nur die Berichte, der Krieg noch lange nicht. Gauleiter Wagner richtete am 21. März ein geheimes Rundschreiben an die Kreisleiter in Baden, wonach unbedingt gekämpft werden sollte. „Notfalls wird auch im feindlichen Artilleriefeuer gearbeitet<sup>64</sup>.“

Das Hotel Wasserfall stand zu dieser Zeit vielleicht schon leer, denn die Alliierten waren an mehreren Stellen über den Rhein vorgedrungen. Im April fielen die badischen Städte nach und nach von Norden her in die Hände der Franzosen oder Amerikaner. Von Allerheiligen wurde herungeschossen nach Oppenau, wo die Verteidiger sich sammelten<sup>65</sup>.

### *Keine Erinnerung*

Die Dienststelle im Hotel Wasserfall war offenbar sehr unauffällig genutzt worden. Denn in Oppenau ist heute nichts davon bekannt, und auch die in der Nähe des Hotels lebenden Bauern können sich nicht an SS erinnern<sup>66</sup>. Vielleicht waren die Herren in Zivil und fuhren unauffällige Autos.

Etwa zwanzig Jahre später wurde das Haus abgerissen und durch einen riesigen Würfel ersetzt. Dieser Fremdkörper erhielt später ein etwas gefälligeres Dach. Das Gebäude ist schon lange wieder ein Erholungsheim für Postangehörige.

### *Das Innenleben einer Außenstelle*

Durch einen Prozeß haben wir Einblick in den Dienstbetrieb einer SD-Außenstelle in der Ortenau. Vor dem Schwurgericht Offenburg mußte sich 1959 der Wolfacher Außenstellenleiter Karl Hauger wegen einer Erschießung am Karsamstag 1945 (31. März) verantworten.

Das Urteil gegen ihn und den Hauptmann Wipfler, dessen Familie ab 1944 in Halbmeil wohnte, wurde vom Bundesgerichtshof 1960 aufgehoben.

Statt auf Totschlag hätte auf Mord erkannt werden müssen; der Fall wurde an ein anderes Gericht gegeben.

Doch das Karlsruher Schwurgericht kam im Juli 1961 in seinem sehr ausführlichen Urteil ebenfalls „nur“ auf Totschlag – wurde dabei jedoch sehr deutlich bei der Schilderung der negativen Charaktereigenschaften des SS-Hauptsturmführers Hauger.

Karl Hauger, Jahrgang 1906, wurde 1937 Forstrat und nach Wolfach versetzt. Er leitete dann die SD-Außenstelle dort und wurde 1941 auch Ortsgruppenleiter der NSDAP. Daneben war er Kreis-, später Gauredner sowie Ehrenrichter der Arbeitsfront Baden. Es war ihm jedoch nie gelungen, hauptamtlicher SD-Mitarbeiter zu werden.

Wegen eines Kniegelenkleidens mußte er nicht Soldat werden, und als er zum Volkssturm sollte, berief er sich auf irgendwelche Sonderbestimmungen für SD-Angehörige, die aber niemand kannte. Von einem Einsatz im Elsaß kehrte er kurz vor der Einnahme Straßburgs überraschend zurück.

Dies mißfiel dem Kreisleiter Eugen Baumann, und er machte Meldung wegen Feigheit. Hauger verlor dadurch den Posten als Ortsgruppenleiter. Zu einem Verfahren vor dem Gaugericht kam es aber nicht mehr. Der verlorene Posten habe ihn stark verärgert, meinten die Richter.

„Dies änderte jedoch nichts daran, daß er sich, zumindest nach außen hin, weiter als fanatischer und überzeugter Anhänger des Regimes gab und die Schlappe durch vermehrten Eifer wettzumachen suchte. Ob er bis Kriegsende seine Funktion als Außenstellenleiter des SD beibehielt oder ob die Außenstelle Wolfach, wie er behauptet, bereits 1944 aufgelöst wurde, hat sich nicht feststellen lassen.

Jedenfalls aber blieb er bis Kriegsende als SS-Hauptsturmführer Mitglied des SD, trug die entsprechende Uniform, besaß einen entsprechenden vierteljährlich zu erneuernden Ausweis und führte auch mit Hilfe einer eigens hierfür verpflichteten Schreibkraft bis zum Schluß eine laufende Korrespondenz mit seinen SD-Vorgesetzten<sup>67</sup>.“

Die Korrespondenz dürfte mit Allerheiligen geführt worden sein. Aber es wundert, daß der eifrige Mann nicht auf dem laufenden war. Als er nämlich am Karsamstag einen Menschen bei Bad Rippoldsau erschöß, nachdem er ein Standgerichtsverfahren vorgetäuscht hatte, meinte er dazu, den Befehl vom Abschnittsleiter Dr. Isselhorst erhalten zu haben. Doch der war ja, wie wir bereits wissen, längst nicht mehr im Südwesten. Das stellte auch das Gericht bald fest. Haugers Telefonate mit „höheren Stellen“ dienten offensichtlich nur der Täuschung – denn außer einem 14jährigen Elsäs-

ser wollte niemand den 17jährigen erschießen, der aus einem Lager bei Sulz geflohen und in Richtung Schweiz unterwegs war.

An einem Berghang im Gaisbachtal mußte der junge „Deserteur“ auf Befehl Haugers sein Grab in der Nähe des Harterhofs ausheben und, laut bitend, flehend und weinend, kniend den Genickschuß Haugers abwarten. Der hatte auf die Frage von Volkssturmmännern, wie er so etwas fertigmache, erwidert, „er habe heute schon 13 umgelegt, dies sei der 14<sup>68</sup>.“ Auf dem Rückweg erwähnte er, daß er schon öfter an ähnlichen Erschießungen teilgenommen habe.

Um Ostern wurde in der Gegend von Bad Rippoldsau mit – per Fallschirm abgesetzten – feindlichen Agenten gerechnet. Am Ostermontag (2. 4.) wurde der in Bad Rippoldsau ausgebildete Panzervernichtungszug des Volkssturms alarmiert und an der Front südlich von Karlsruhe eingesetzt. Hauger gehörte dazu, doch „als sich die Männer in Wolfach versammelten, war als einziger Hauger nicht erschienen. Er hatte sich unter Berufung auf angebliche Beschwerden krank gemeldet“ – es ging um geringfügige Verbrennungen.

Das Gericht vermutete: „In Wahrheit wollte er sich lediglich vor dem Einsatz drücken“ und seine Familie nach Überlingen evakuieren. Die anderen Volkssturmeinheiten „waren empört und schimpften laut über Hauger“.

Auch bei einem weiteren Einsatz einige Tage später weigerte er sich. Dafür wurde er anders aktiv: in seinem Haus war ein Oberleutnant einquartiert, der am 14. 4. erschossen aufgefunden wurde. Es habe Selbstmord vorgelegen. Hauger verkündete noch immer Durchhalteparolen und „bezeichnete an der Leiche den schwerkriegsversehrten Offizier als einen Deserteur, Hoch- und Landesverräter, der keinen Sarg verdient habe“.

Damit nicht genug. Am 17. April ließ er den Gefängnisverwalter Re. zu sich auf die Kreisleitung kommen. Die Gefangenen sollten am nächsten Morgen alle nicht mehr im Gefängnis sein. Daher wurden am Nachmittag 14 Häftlinge aus dem Gefängnis geholt und im Wald von auswärtigen Volkssturmeinheiten erschossen<sup>69</sup>.

Der Kreisleiter, inzwischen ein Elsässer namens Schweikhardt, hatte Hauger den Befehl dazu gegeben, doch der hatte sich dieses Mal geweigert. Die Beteiligung Haugers an der Sache war in diesem Verfahren nicht zu klären.

Es stand nur fest, daß Hauger den Erschießungsbefehl vom Kreisleiter bekommen und sich geweigert hatte. Kurz nach den Erschießungen kamen

die Franzosen nach Wolfach. Hauger wurde wegen der Vorgänge am 17. April von einem französischen Kriegsgericht in Abwesenheit zum Tode verurteilt.

Er konnte sich jedoch absetzen und tauchte zehn Jahre unter. Seiner Frau schickte er viel Geld – aus Norddeutschland, wo er als Karl Weber, Bauleiter von Flugplätzen, gut verdiente.

Durch Anwälte bereitete er dann sein Wiederauftauchen vor. In den folgenden Gerichtsverfahren wechselte er sehr oft seine Versionen, so daß „ein auch von ihm selbst nicht mehr überschaubares Lügengewebe“ entstand. Seine Telefonate mit Isselhorst habe er angegeben, weil „er wußte, daß er inzwischen nicht mehr lebte<sup>70</sup>“. Die Richter in Karlsruhe verurteilten Hauger zu sieben Jahren Zuchthaus. In Offenburg waren es 1959 noch 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahre gewesen<sup>71</sup>.

### *Straßburg – ein Nachtrag*

Das Offenburger Tageblatt hatte Ende 1944 nicht sehr genau über die dramatische Entwicklung im November/Dezember berichtet. Wie bei den Wehrmachtsberichten gab es vorwiegend positiv klingende Texte. Unmittelbar nach der Einnahme Straßburgs wurde am 24. 11. nur diffus ein „Bewegungskrieg im Süden der Westfront“ gemeldet, Straßburg wurde dabei nicht genannt.

Am folgenden Tag, in der Wochenendausgabe 25./26. 11., hieß es „Harte Kämpfe um das Einfallstor zum Oberrhein – Noch keine Entscheidung im Elsaß“. Einen Handstreich gegen die Rheinbrücke bei Straßburg hätten die Deutschen vereitelt – das mußte deutlich genug sein.

Die Silvester-Ausgabe leitartikelte dann „Unsere Parole: Mit dem Führer zum Sieg!“

Ab Oktober 1945 erschien in Offenburg wieder die ORTENAUER ZEITUNG. Mit der Nr. 6 vom 26. Oktober wurde den Leserinnen und Lesern unten auf der Titelseite Robert Wagners Auslieferung an Frankreich mitgeteilt. Er war durch die Amerikaner verhaftet und in Mannheim interniert worden. Auf der Titelseite der Nr. 18 (7. 12. 45) war zu lesen, daß Wagner in Straßburg zum ersten Mal verhört wurde. Dort wurde er am 14. 8. 1946 erschossen.



In der Nr. 12 vom 16. November 1945 war zu lesen:

„Ein Bericht über die geheimen Straßburger Konferenzen deutscher Großindustrieller während des Monats August 1944 ist nach seiner eingehenden Diskussion vor dem Heeresausschuß des amerikanischen Senats jetzt der Kommission der Vereinten Nationen für Kriegsverbrechen zugegangen.

Am 10. 8. 44 wurde die erste dieser Konferenzen von dem Regierungsvertreter Dr. Scheib mit folgenden Worten eröffnet: „Die Schlacht um Frankreich ist für Deutschland verloren. Die deutsche Industrie muß sich heute klar darüber sein, daß der Krieg nicht mehr gewonnen werden kann.“

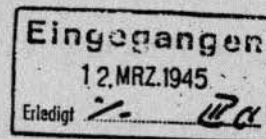
Anwesend waren Abgesandte der Krupp-Werke, des Röchling-Konzerns, von Bosch, Thyssen, VW, Rheinmetall und von anderen großen deutschen Industriefirmen.

Es ging um eine getarnte Wiederaufrüstung, die man durch rechtzeitige Verlagerung von Kapital und Patenten sichern wollte. Die ORTENAUER ZEITUNG nannte das Ziel: die Schaffung eines starken „vierten Reiches“.

Sicherheitsdienst des Reichsführers-//  
Der SD-Führer Baden-Elsaß  
SD-Außenstelle: Offenburg

Offenburg, den 9.3.45.

III C 4 S - Hu/Oe



An den  
Sicherheitsdienst des RF//  
Der SD-Führer  
O p p e n a u - Baden.

Betr.: Stimmungs- und Meinungsbildung der Bevölkerung unter dem Einfluss der öffentlichen Führungsmittel (Propaganda, Presse und Rundfunk).

Vorg.: Ohne.

Anlg.: - 1 -

In der allgemeinen Propaganda werden von der Bevölkerung in den letzten 14 Tagen die stattgefundenen Reden des Führers, Der Dr. Goebbels und Generalstabschefs Guderian und Gauleiter Robert Wagner zitiert. Zusammenfassend äußert man sich dahin, daß "wenn Reden Kriege entscheiden könnten, wir unbedingt siegen müßten."

Beanstandet wird weiterhin, daß die deutsche Propaganda noch immer nichts dazu gelernt habe und nach wie vor jede Neuerung und jeden neuen Plan durch den Rundfunk oder durch die Presse hinausposaunt.

Die Bevölkerung verlangt, daß nichts mehr über das Kriegs- und Frontgeschehen öffentlich gesagt und geschrieben wird. 4 Jahre lang haben die Deutschen jeden Tag im Rundfunk alles haarklein erzählt, wie wir es machen, wie es der Einzelkämpfer macht, welche Taktik die Flieger anwenden usw. Erst kürzlich sei jedoch wieder ein Vortrag über den neuen Turm auf dem deutschen U-Boot gestiegen und allgemein geht die Ansicht dahin, dass man dies nicht hätte erlauben brauchen, denn der Feind erfahre es immer noch früh genug. Auch bei den Schilderungen der Einzelleistungen an den Fronten werde zu offen gesprochen. Doch aus diesem Geist und aus dem Denken des deutschen Kämpfers lerne der Gegner.

Draußen kämpft der Deutsche einen heroischen Kampf und zu Hause

- 2 -

schreiben Zeitungsleute und reden Rundfunkmänner lauter Dinge, die dem Feind wichtig sind. Dabei sei die Bevölkerung bestens im Bilde, denn sie hat genug Nachrichten von der Front von glaubwürdiger Hand vorliegen.

Eine besonders schlechte Kritik erhält Gauleiter Robert Wagner. Besonders in seinem Aufruf und in seiner Einstellung für die Elsässer. Diese Einstellung wird in allen Kreisen von der Bevölkerung restlos abgelehnt und zum Ausdruck gebracht, daß er doch besser bei seinen Elsässern geblieben wäre. Er ermahne die Elsässer auszuharren und sei selbst ausgekniffen. Alleine schon deswegen dürften seine Worte im Winde verhallen. Warum sollen ihm die Elsässer mehr glauben, wo doch sein Badner-Gau ihm schon nichts mehr glaubt.

Die letzten Aufsätze Dr. Goebbels in der Zeitschrift "Das Reich" werden dahin kommentiert, daß sie im Widerspruch zu der Führerrede stehen. Der Führer sagte, dass noch in diesem Jahre die geschichtliche Wendung eintreten werde. Dr. Goebbels schrieb in einem seiner letzten Artikel im "Reich": "Wann und wo der Krieg ausgeht, weiß niemand zu sagen." Aus diesem Widerspruch wird gefolgert, daß die deutsche Führung selbst nicht mehr einheitlich ist und daß einer widerruft, was der Vorhergehende gesagt hat.

Die Redewendung Dr. Goebbels in einem andern Aufsatz im "Reich" "daß Deutschland alle politischen und militärischen Chancen habe" wird von allen Schichten restlos abgelehnt und als reine Propaganda ohne realen Hintergrund bezeichnet. Die Entwicklung des Krieges lehre täglich, das Gegenteil und der Reichsmarschall Göring habe in besseren Tagen einmal das Wort geprägt, "wer die Luftüberlegenheit besitze, hat den Sieg in der Tasche."

Der von Franz Moraller in der Gemeinschaftszeitung erschienene Artikel "Falsche Klugheit" hat größtenteils daneben gehauen: Leser, die über eine eigene Meinung verfügen, haben über diesen Geistesfraß gelacht und selbst einfach Vg. äußerten, daß sie einer solchen Artikel nicht geschrieben hätten, auf keinen Fall aber als Antwort auf ein anonymes Schreiben. Die falsche Klugheit liege also nicht bei dem Briefschreiber, sondern bei Moraller.

Von der Rundfunkpropaganda der letzten Zeit werden vor allem die Artikel über das Tun und Treiben in den besetzten Gebieten besprochen. Meist werden sie jedoch als Grauelpropaganda bzw. als Angstpropaganda bezeichnet. Verschiedene Rundfunkhörer äußern,

./.

- 3 -

daß sie bei solchen Berichten das Gerät abstellen und Frauen erklärten, daß es ihnen übel werde beim Anhören dieser Grauen.

Die Schilderung der Greuel findet besonders in den klerikalischen Kreisen Ablehnung, weil offensichtlich von der Geistigkeit anders gesprochen wird. Vielfach wird zum Ausdruck gebracht, daß wir kämpfen und arbeiten müssen, und zwar hier wie dort, Man ist auch geneigt, für die Greuel - soweit man sie glaubt - die Führung verantwortlich zu machen. Das deutsche Volk habe sich bisher tapfer gehalten und das gesamte Geschehen sei Angelegenheit der Führung.

Die Rede von Gauleiter Hanke aus Breslau wurde von vielen im Rundfunk gehört. Die Hörer waren zu tiefst ergriffen von seinen heldenhaften Worten. Auch auf diejenigen, die sie nur aus der Presse erfuhren, hat sie ihre Wirkung nicht verfehlt. Ein Kaufmann äußerte: "Hanke hat mit dieser Rede, die das reinste Heldenepos ist, viel gut gemacht." Ein anderer meinte: "Wie klein ist doch Gauleiter Wagner gegen diesen Mann."

Der Rundfunkbericht, wie Stalin die Völker der eroberten Länder behandle, bzw. in seine Armee presst, findet besonders in gutgesinnten Kreisen einheitliche Anerkennung. Es wird zum Ausdruck gebracht, daß Stalin richtig handle, denn der weiß, was Krieg ist, und wie man einen totalen Einsatz durchführt. Deutschland dagegen hätte die Völker der eroberten Länder belassen und den deutschen Soldat an deren Stelle sterben lassen, damit in diesen Ländern dann später die männliche Bevölkerung Sabotage gegen uns treiben könnte. Gerade auch im hiesigen Bereich könne man täglich wohlgenährte Franzosen, Belgier, Holländer usw. sehen und damit diese leben, musste der deutsche Soldat sterben. Vielfach wird von der Bevölkerung ein Sieg Europas abgelehnt, man ist froh, wenn Deutschland für sich siegt, die andern sollen sich ebenfalls für sich auch opfern.

In der Offenburger-Gemeinschaftszeitung ist am 6.3.45. ein Artikel einer 44-PK. erschienen "In Erwartung der Schlacht"; der in Anlage beigeheftet wird. Dieser Artikel hat stärkste Wirkung hinterlassen und viele bezeichnen ihn als zu offen und zu schwarzmalersisch. Ängstliche Frauen, deren Männer sich im Volkssturm am Rhein befinden, fuhren sofort dorthin, "um ihre Männer noch einmal zu sehen."

In politischen Kreisen wird dieser Artikel begrüßt, weil er dazu angetan ist, die Schläfer endlich etwas aus ihrer Reserviertheit aufzurütteln und daran zu erinnern, daß der totale Einsatz auch für sie gilt.

*Hünne*  
44-Untersturmführer.

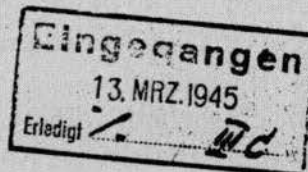
Sicherheitsdienst des Reichsführers #  
Der SD-Führer Baden-Elsass  
Aussenstelle Rastatt

Rastatt, den 8.3.45

III C 4 c 2,23

Tgb.Nr. 270  
Str./Gr.

An den  
Sicherheitsdienst des Reichsführers #  
SD-Führer Baden-Elsass  
O p p e n a u/Baden



Betr.: Rundfunk - Soldatensender  
Verg.: Laufend  
Anlg.: 0

Die von General-Major Rehmer gebrachten Schilderungen über die Greultaten der Bolschewisten gegenüber der deutschen Bevölkerung wurden allgemein mit grossem Interesse angehört. Durch seine hervorragende Haltung anlässlich des 20. Juli ist er populär geworden und hat daher sehr große Sympathien. Die Herausstellung von einzelnen Masakrierungen an deutschen Vg. hat ein grosses Schaudern hervorgerufen und man kann nur eine überwiegende Ablehnung gegenüber den Bolschewisten vernehmen. Es wagt kein Vg. auch nur mit einer Silbe dafür Stellung zu nehmen.

Die Worte des General-Majors R. trugen eine so überzeugende Kraft in sich, so daß die Schilderungen als wahrheitsgetreu angesehen werden. Man kann sagen, daß diese Ausführungen ihre Wirkung nicht verfehlten.

Die kurze Darstellung von Oberst Rudel über seine Erfolge bzw. Taktik, die er bei der Panzerbekämpfung anwendet, fanden allgemein Interesse. Trotzdem kann sich der einzelne Laie keine Vorstellung machen über die fliegerische Leistung, die dabei aufgebracht werden muß.

Man kann immer wieder feststellen, daß Soldaten dieser Größe allgemein sehr gern gehört werden. Unsere Propaganda hat dadurch ein sehr gutes Zugmittel. Es wäre ratsam, auch für die Zukunft immer wieder große Soldaten über den Rundfunk zu Vg. sprechen zu lassen. Bei vielen Vg. wird das Empfinden wach, daß wenn ein bekannter Nationalsozialist spricht, eine gewisse Tendenz vorhanden wäre, während dies von unseren Soldaten nicht in dem Maße angenommen wird.

Der Aussenstellenleiter  
i. A. *Muth*

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Schramm, Bd. 1, S. 28 f., 55, 56 f.
- 2 Ein Exemplar liegt im Stadtarchiv Offenburg, Zeitgeschichtliche Sammlung.
- 3 Ein Bericht darüber bei Förster, Dokument 122 (S. 349–352); erwähnt u.a. in Pomorin, S. 61–67 sowie Giefer, S. 24–26.
- 4 Akte im Bundesarchiv, Außenstelle Berlin (BA), Bestand R 70 Elsaß/9.
- 5 BA, R 70 Elsaß/10.
- 6 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), Best. 465d, Nr. 1378.
- 7 Verwaltungsanordnung vom 18. 2. 44 des Hauptamtes Verwaltung und Wirtschaft, Berlin-Lichterfelde West.
- 8 GLA, 465d, Nr. 1378.
- 9 GLA, 465d, Nr. 1379.
- 10 BA, R 70 Elsaß/9 (für Ruprechtsauer Allee 67 und 69).
- 11 BA, R 70 Elsaß/8.
- 12 Wehrmachtsbericht vom 24. November 1944, Köln 1989, Bd. 3.
- 13 Vgl. den SD-Bericht aus Karlsruhe vom 12. 3. 45, S. 2:  
„Die systematischen Angriffe der gegnerischen Bomberflotten auch auf kleinere Städte, vor allem auf Pforzheim, Bruchsal, Rastatt und Donaueschingen führte man darauf zurück, daß bei der Flucht der deutschen Zivilverwaltung aus Straßburg die Unterlagen der Gauwirtschaftskammer und der Rüstungsinspektion mit allen Karteien über Industrieverlagerungen in Baden dem Gegner in die Hand gefallen seien, so daß es ihm ein leichtes sei, seine Angriffe entsprechend zu verteilen. Auch hier wird die Schuld dem Gauleiter in die Schuhe geschoben, (. . .).“ Zu den Bombardierungen siehe den Beitrag von Peter Nath in DIE ORTENAU, 70. Jb. 1990.
- 14 In Band 17 folgen nach dem 12. 11. 44 nur noch drei Berichte: am 19. 3. 45, 28. 3. 45 und „(Ende) März 1945“.
- 15 Abgedruckt in Heiber (1958), S. 295 f.
- 16 BA, R 70, Elsaß/9.
- 17 Alles in BA, R 70 Elsaß/12. Der erste Hinweis auf Isselhorst in Hornberg in einem Brief vom 1. 12. 44 nach Kolmar: der Gauleiter bitte um sofortige Festnahme von „drei defaitistischen Reichsdeutschen“, und zwar eines Gendarmerie-Kreisführers, eines Kreisausbildungsleiters und eines Polizeimeisters.
- 18 Griebens Schwarzwald-Reiseführer von 1930 erwähnt „am Fuß der Fälle“ das „Postangestellten-Erholungsheim Wasserfall-Hotel“.
- 19 SD-Abschnitt an RDB am 15. 12. 44, BA, R 70 Elsaß/10.
- 20 BA, R 70 Elsaß/10.
- 21 Steinert, S. 44 (zitiert in ‚Meldungen‘, Bd. 1, S. 17).
- 22 BA, R 70 Elsaß/11.
- 23 Straßburg, Schlettstadt (bis Juni 1944, dann zu Kolmar, lt. BA, R 70 Elsaß/14), Molsheim, Zabern, Hagenau (ab März 1944 mit Weißenburg), Mühlhausen (ab März 1944 mit Tann), Kolmar, Gebweiler, Rappoltsweiler, Tann, Altkirch.
- 24 Vgl. Erich Honeckers Rolle bei der täglichen Gestaltung der Titelseite des SED-Zentralorgans „Neues Deutschland“.
- 25 Brissaud, S. 284.
- 26 Zipfel, S. 23 f., Hilberg, S. 48 ff., Grill, S. 556 (Anm. 68).
- 27 Der Aufbau wird in mehreren Anweisungen im BA, R 70 Elsaß/11 so dargestellt. Ähnlich bei Boberach in der Einleitung zu den Meldungen, Bd. 1, S. 15 und bei Ramme im Anhang, Schema 5 (Musterstruktur 1942).  
In den Straßburger Unterlagen kam im September 1940 die Gruppe III A 5 Allgemeine Propaganda, Presse, Schrifttum hinzu, die später unter III C 4 auftauchte.

- 28 BA, R 70, Elsaß/11, S. 74.
- 29 Einzelheiten bei Reinhard Henkys, S. 112 ff., und bei Krausnick/Wilhelm; sehr eindrucksvoll das Tötungstagebuch bei Heinz Artzt, S. 185 bis 193.
- 30 Seine Aussage, IfZ ZS 2468, Seite 4: Erschießung bzw. „grausame Massacrierung“ von englischen Fallschirmjägern, Abtransport ganzer Familien aus dem Elsaß nach Baden als Zwangsarbeiter u.a.
- 31 das., S. 5: „Als die Alliierten STRASSBURG eroberten, verließ die SIPO in COLMAR ihren Posten ohne mein Wissen und meinen Befehl und begab sich nach FREIBURG. Aus diesem Grunde wurde ich am 10. Dec. 1944 meines Amtes enthoben und nach Berlin befohlen.“  
Er war dann in Hof tätig, von da kam er im April zur „Alpenfestung“ am Chiemsee. Erst am 12. Juni wurde er von Amerikanern verhaftet. Lt. Grill, S. 517 f., später von Franzosen erschossen.  
Um Colmar wurde noch Anfang Februar 1945 gekämpft, dies wurde von Hornberg und Baden-Baden aus gesteuert lt. den ausführlichen Berichten in BA, R 70 Elsaß/25.
- 32 Dr. Karl Pütz, Jg. 1922, zuletzt SS-Obersturmbannführer, 1941 Stadtkommandant in Sdolbunow und Kommandeur der Sipo und des SD in Rowno/Ukraine, ab November 1943 Kommandeur der Sipo und des SD in Lublin; zu seinem Verhalten siehe den Bericht des Ingenieurs Gräbe, Wiesbaden 1945 (Bundesarchiv, Abt. Potsdam, Film 15513, Nürnberger Prozeßmaterial Dok. 2992-PS). „Nicht auffindbar“ (Reitlinger, S. 589).
- 33 SS-Offiziersakte Friedrich Suhr im Bundesarchiv Berlin. Suhr war bereits ab Ende August 1944 im Elsaß in der Partisanenbekämpfung eingesetzt lt. Aussage Wenger über Retzek, Verfahren bei der Zentralen Stelle in Ludwigsburg, 1971.  
Retzek leitete eine Gruppe von Marokkanern gegen Partisanen und unterstand Suhr. Noch im April 1945 habe Suhr das Ritterkreuz erhalten. Er tötete sich am 31. 5. 46 im Wuppertaler Gefängnis während eines englischen Militärgerichtsverfahrens, in dem es auch um Massenexekutionen 1941 im ‚Banjica-Lager‘ ging. Die Ludwigsburger Verfahren gegen Suhr wurden 1973 eingestellt, als sein Tod bekannt wurde.
- 34 BA, R 70 Elsaß/25.
- 35 Die Offenburger Außenstelle war ab September 1940 in der Adolf-Hitler-Straße 53, 1. Etage. Im April 1942 wurden die zwei Räume von Obersturmführer Asthalter als zu klein beanstandet, die Verlegung in das Forst- und Domänenamtsgebäude Okenstraße 6 (2. OG) in Stuttgart beantragt. Die Anmietung der drei Zimmer dort („Abort im Dachgeschoß in gemeinschaftlicher Benutzung“) wurde „ab 1. 9. 44 bis 31. 8. 45 oder Verlängerung“ genehmigt. – Alles im GLA, 465d Nr. 1378.
- 36 Die Berichte, insgesamt 66 Blatt, liegen im Staatsarchiv Freiburg, Bestand NSDAP.
- 37 BA, R 70 Elsaß/12.
- 38 Boberach 1968, S. 14, ebenso Ramme, S. 58, der hier als Beispiel für die ideale „Person mit umfangreichen Verbindungen“ den Rennfahrer Hans Stuck anführt. Dieser lebte zeitweise auch in der Ortenau: auf dem Waldhof in Welschensteinach (mdl. Bericht von Oskar Kilgus, Uhrmacher aus Haslach).
- 39 Nach der Leiter-Kartei im GLA, 465d, Nr. 1366.
- 40 Aus den Berichten und aus Archivmaterial sowie den Dienstalterslisten der Schutzstaffel lassen sich 34 badische SD-Außenstellenleiter bzw. Verfasser von Berichten feststellen, davon bei 21 der SS-Dienstgrad. 14 von ihnen waren Unter- bzw. Obersturmführer.
- 41 wie Anm. 39.
- 42 Otto Ernst Remer, \*1912, war als Major am 20. Juli 1944 Kommandeur des Wachbataillons im Berliner Regierungsviertel und spielte bei der Niederschlagung des Putsches eine Schlüsselrolle. Er stellte sich auf Hitlers Seite und trug so wesentlich

- zum Scheitern der Verschwörung bei. Bei Kriegsende ging er in Zivilkleidung über die Elbe und zu amerikanischen Truppen. 1950 war er Mitbegründer einer Partei, die die NSDAP ersetzen sollte (SRP) und 1952 verboten wurde. In den Jahrzehnten danach war er immer wieder wegen Beleidigung der Opfer des 20. Juli vor Gericht, später dann wegen der Verbreitung eines Gutachtens, wonach in Auschwitz nicht Menschen vergast worden seien. Wegen der Bestätigung einer Haftstrafe durch den Bundesgerichtshof flüchtete der alte Mann Anfang 1994 nach Spanien.
- 43 Hans Ulrich Rudel (1916–1982), erfolgreichster deutscher Kampfflieger des Zweiten Weltkrieges.
- 44 Karl Hanke (1903–1945), Staatssekretär im Propagandaministerium, ab 1941 Gauleiter und Oberpräsident von Niederschlesien, leitete den Kampf in der ab dem 15. Februar 1945 eingeschlossenen „Festung Breslau“. Unterband alle Kapitulationsversuche und ließ mit drakonischen Mitteln den sinnlosen Widerstand verlängern, Breslau dabei total zerstören.
- 45 Heinz Guderian (1888–1954), deutscher Panzergeneral, wesentlich an den Blitzkrieg-Operationen beteiligt. Wollte Anfang 1945 Waffenstillstand mit den Westmächten und wurde am 28. März endgültig entlassen.
- 46 Vg = Volksgenossen (im Unterschied zu Pg = Parteigenossen).
- 47 „Das Urteil von Nürnberg“, S. 102–108, München 1946.
- 48 Seit September 1944 war klar, wo die russische Zone liegen würde, vgl. Müller u.a., S. 185 f; das war auch der deutschen Führung bekannt lt. Schramm, Bd. 8, S. 1799.
- 49 Franz Werfel erinnerte das deutsche Volk am 25. Mai 1945: „Dasselbe Elend, das euch jetzt hohläugig durch Ruinen jagt, habt ihr anderen Völkern Europas kalten Herzens selbst bereitet und habt euch nicht einmal umgesehen nach dem Jammer, der eurer Werk war. (. . .)“ Vgl. Lutz Niethammer 1990.
- 50 Wulf, S. 342–344. Alle Zahlen zwischen 845 und 1173 pro Tag.
- 51 Hans Traub, Der Film als politisches Machtmittel, München 1933, zit. nach Wulf, S. 364.
- 52 Curt Riess, Das gab's nur einmal, Die große Zeit des deutschen Films, Wien–München 1977, Band 3, S. 223.
- 53 Wagner, Jahrgang 1895, war 1933–45 Reichsstatthalter des Reichsgaus Baden (bis 1940) bzw. Oberrhein (Baden und Elsaß). Im Bericht aus Rastatt vom 8. März wird ein Artikel Wagners im „Führer“ vom 6. März kritisiert: „Mit diesem Artikel hat sich der Gauleiter wieder einmal den ganzen Haß und die Ironie der Vg. auf sich gezogen. ‚Er bleibt der unbelehrbare Mensch, er hat scheinbar noch nichts gelernt aus seinem letzten Fiasko‘ (Beamter).“  
 „‚Wenn ich schon den Schwätzer lese, dann läuft mir schon die Galle über, er will wohl etwas gut machen, was er vermässelt hat, aber da ist nichts mehr zu machen‘ (Arbeiter).“  
 Karlsruhe am 9. März: „Ein weiterer stimmungdrückender Punkt ist der Gauleiter und seine Art, sich zu geben. ‚Wenn der Führer überall solche Menschenkenntnis in der Auswahl seiner Mitarbeiter zeigt, dann weiß ich schon, weshalb alles schief geht!‘ (Angestellter). Es wird erzählt, in der Villa, die der Gauleiter in Baden-Baden besitze, halte er täglich Gelage ab. (. . .) Wenn die Gauleitung ihre Teppiche in den Bunker tragen läßt, kommen Flieger. (. . .)‘ (Arzt).  
 ‚Wenn wir nur diesen Mann nicht mehr sehen müßten, dann wäre ich gleich viel zufriedener und könnte noch an den Sieg glauben.‘ (jüngere Frau).“
- 54 Vegeltung wurde u.a. am 10. 11. 39 gefordert nach Elasers Attentat, das Engländern und Juden angelastet worden war. Vgl. auch die ‚Meldung aus dem Reich‘ vom 10. 6. 40 und die SOPADE-Berichte nach dem 9. 11. 39.



- 55 Nach Schramm, Bd. 7, S. 971, Hitlers Befehl in Bd. 8, S. 1564. Die Neue Zürcher Zeitung vom 11. 4. 45 meldete, durch „V 1“ und „V 2“ seien in Groß-London 24 000 Häuser völlig zerstört und weitere 60 000 unbewohnbar.
- 56 Meldung aus Rastatt, 5. 3. 45.
- 57 Boberach 1984, S. 25 m.w.N.
- 58 Hitler hatte zuletzt am 30. 1. 45 im Rundfunk gesprochen.
- 59 Einzelheiten in Mitscherlich/Mielke, S. 92–98: Lostversuche.
- 60 Schramm, Bd. 7, S. 26 f.
- 61 In der Meldung vom 12. 3. aus Tauberbischofsheim stand, in der Volksbücherei würden „alle Bücher über Rußland (z.B. Cordes, Der Weg ohne Gnade oder Solonewitsch) mit Heftigkeit zurückgewiesen“.
- Mit Solonewitsch waren mehrere Autoren gemeint: Tamara S. veröffentlichte 1939 „Drei Jahre in der Berliner Sowjet-Handelsvertretung“, Boris S. schilderte 1938 „Rußlands Jugend im Kampf gegen die GPU“, und Iwan S. beschrieb schon 1933/34 in zwei Büchern Zwangsarbeitslager und die „Flucht aus dem Sowjetparadies“.
- 62 Renate Wall, S. 141. – Frau Nicolas lebte zu dieser Zeit in Gernsbach und Konstanz bis Kriegsende.
- 63 Karl Hanke wurde in Hitlers Testament Ende April 1945 zu Himmlers Nachfolger ernannt. Hanke floh am 5. Mai in der Uniform eines SS-Unteroffiziers mit einem Fieseler Storch aus dem Kessel und ist seither verschwunden (Heiber 1993, S. 396 f.).
- 64 Müller/Ueberschär, S. 165 f.
- 65 Riedel, S. 18 f.
- 66 Telefonische Auskunft von Herrn Huber, Heimatmuseum Oppenau, am 21. Juli 1994.
- 67 Landgericht Karlsruhe, Urteil vom 10. 7. 1961, III Ks 3/60, in: JUSTIZ UND NS-VERBRECHEN, Band XVII, Amsterdam 1977, lfd. Nr. 517.
- 68 das.; vgl. dazu Horst Lapp, S. 42 f.
- 69 das.; lt. Henkys waren es französische Gefangene, S. 165.
- 70 Isselhorst wurde nach Kriegsende von den Franzosen erschossen (Anm. 34).
- 71 siehe die Zusammenfassung bei Henkys, S. 165.

### *Literatur*

- Shlomo Aronson, Reinhard Heydrich und die Frühgeschichte von Gestapo und SD, Stuttgart 1971
- Heinz Artzt, Mörder in Uniform, Organisationen, die zu Vollstreckern nationalsozialistischer Verbrechen wurden, München 1979
- Heinz Boberach (Hg.), Meldungen aus dem Reich, Auswahl aus den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS 1939–1944. München 1968 (gekürzte Taschenbuchausgabe).
- ders., Meldungen aus dem Reich, Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938–1945. 17 Bände, Herrsching 1984
- Manfred Bosch, Als die Freiheit unterging, Eine Dokumentation über Verweigerung, Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich in Südbaden, Konstanz 1985
- André Brissaud, Die SD-Story, Zürich 1975
- Hans Buchheim u.a., Anatomie des SS-Staates, München 1994 (6. Auflage)
- Rainer Eckert, Geheimdienstakten als historische Quelle. Ein Vergleich zwischen den Stimmungsberichten des Sicherheitsdienstes der SS und des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR, in: Bernd Florath (Hg.), Die Ohnmacht der Allmächtigen: Geheimdienste und politische Polizei in der modernen Gesellschaft. Berlin 1992

- Gerhard Förster, Der Zweite Weltkrieg. Dokumente, Berlin (DDR) 1989
- Rena und Thomas Giefer, Die Rattenlinie – Fluchtwege der Nazis, Weinheim 1995 (3. Auflage)
- Johnpeter Horst Grill, The Nazi Movement in Baden, 1920–1945, North Carolina, 1983
- Helmut Heiber (Hg.), Reichsführer! Briefe von und an Himmler, Stuttgart 1968
- Beatrice und Helmut Heiber, Die Rückseite des Hakenkreuzes, Absonderliches aus den Akten des Dritten Reiches, München 1993
- Reinhard Henkys, Die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen, Geschichte und Gericht, Stuttgart 1965 (2. Auflage)
- Raul Hilberg, Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933–1945, Frankfurt 1992
- Heinz Höhne, Der Orden unter dem Totenkopf, Die Geschichte der SS, München o.J. (ca. 1968)
- Hans-Adolf Jacobsen, 1939–1945. Der Zweite Weltkrieg in Chronik und Dokumenten. Darmstadt 1959
- Peter Knoch (Hg.), Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989
- Helmut Krausnick und Hans-Heinrich Wilhelm, Die Truppe des Weltanschauungskrieges – Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD 1938–1942, Stuttgart 1981
- Horst Lapp, Heimat – Deine Sünder, München 1989
- Alexander Mitscherlich und Fred Mielke, Das Diktat der Menschenverachtung, Heidelberg 1947
- Rolf-Dieter Müller und Gerd R. Ueberschär, Kriegsende 1945, Die Zerstörung des Deutschen Reiches, Frankfurt 1994
- Lutz Niethammer, Juden und Russen im Gedächtnis der Deutschen, in: Walter H. Pehle (Hg.), Der historische Ort des Nationalsozialismus, Frankfurt 1990
- Jürgen Pomorin u.a., Blutige Spuren – Der zweite Aufstieg der SS, Dortmund 1980
- Alwin Ramme, Der Sicherheitsdienst der SS, Berlin(-Ost) o.J. (1969, enthält Übersichten zur Organisationsstruktur des RSHA und des SD)
- Gerald Reitlinger, Die Endlösung, Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas 1939–1945, Berlin 1983 (6. Auflage)
- Hermann Riedel, Ausweglos . . . ! Letzter Akt des Krieges im Schwarzwald, in der Ostbaar und an der oberen Donau Ende April 1945, Villingen-Schwenningen 1974
- Thomas Schnabel, „Die Leute wollten nicht einer verlorenen Sache ihre Heimat opfern“, ders., Die Stimmung in Baden, Württemberg und Hohenzollern während des Dritten Reiches, beides in:  
Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg und Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hg.), Formen des Widerstandes im Südwesten 1933–1945, Ulm 1994, S. 165–204
- Percy E. Schramm (Hg.), Kriegstagebuch des OKW 1940–1945. Zusammengestellt und erläutert von Hans-Adolf Jacobsen, Herrsching 1982 (Studienausgabe, acht Bände)
- Marlies G. Steinert, Hitlers Krieg und die Deutschen. Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg. Düsseldorf/Wien 1970
- Renate Wall, verbrannt, verboten, vergessen, Kleines Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1933 bis 1945, Köln 1989
- Joseph Wulf, Theater und Film im Dritten Reich, Berlin/Wien 1983
- Dr. Friedrich Zipfel, Gestapo und Sicherheitsdienst, Berlin 1960

## Drei Daten zum Kriegsende in Kehl: 23. November 1944 – 15. April 1945 – 8. April 1953

*Carl Helmut Steckner*

Fast fünf Monate in ständiger Unsicherheit lebte Straßburg zwischen der ersten und der zweiten, endgültigen Befreiung im April 1945. Dagegen blieb auch danach Kehls Zukunft ungewiß, bis 1949, und noch einmal vergingen vier Jahre, bis es seine Befreiung feiern konnte. Nach der Einnahme Straßburgs durch die Alliierten lag Kehl im Frontgebiet. Den am 26. November 1944 evakuierten Einwohnern war zuerst von den Deutschen der Zutritt fast völlig, von den Franzosen dann gänzlich verwehrt worden. Nach Jahren der Ungewißheit wurde das Verbot schrittweise, endgültig am 3. April 1953 aufgehoben.

Die Einnahme Straßburgs am 23. November 1944 blieb ein Provisorium. Um alte und neugebildete Brückenköpfe im Elsaß wurde erbittert gekämpft, ehe die Verteidigung auf der rechten Rheinseite von Norden her aufgebrochen und Kehl nach fast fünf Monaten besetzt wurde. Kehl wurde seit dem 28. Januar 1942 als Teil von „Groß-Straßburg“ betrachtet und vom Oberstadtkommissar, seit dem 14. Februar 1942 von Oberbürgermeister Dr. Robert Ernst mitverwaltet, der den Kehler Bürgermeister Dr. Reuter abgelöst hatte.<sup>1</sup> Es gibt also Gründe dafür, auch die Ereignisse in Straßburg als entscheidend für ihren Verlauf in Kehl einzubeziehen, den Rahmen um die evakuierte Stadt also etwas weiter zu ziehen, um die Zusammenhänge zu verdeutlichen.

### *Die Kriegslage am Oberrhein*

Der anglo-amerikanischen Landung in der Normandie am 6. Juni 1944 war eine französische Landung in der Provence am 15. August gefolgt. Von hier aus bedrängte die aus nordafrikanischen Kolonialtruppen gebildete französische 1. Armee die deutsche 19. Armee. Diese hatte seit 1940 Mittelfrankreich, seit November 1942 die südfranzösische Küste besetzt. Nach ihrem Rückzug durch das Rhonetal und die Burgundische Pforte übernahm sie die Sicherung der Vogesen.<sup>2</sup> Hier traf sie auf die französische 2. Panzerdivision. Diese hatte unter Montgomery an den Kämpfen in Nordafrika teilgenommen, wurde in der Normandie eingesetzt und war über Paris bis zu den Vogesen vorgedrungen. Sie war mit amerikanischen Sherman-Panzern ausgerüstet und unterstand, wie die 1. französische Armee, der amerikanischen 7. Armee.<sup>3</sup>

Im Sommer 1944 hatte die 19. Armee bereits den Schutz der Kehler Rheinbrücken durch Flak- und Sperrballonabteilungen übernommen.<sup>4</sup> Am 1. September wurden dienstverpflichtete Arbeitskräfte aus dem Elsaß und aus Baden zu Schanzarbeiten in den Vogesen herangezogen. Dazu erließ der Reichsverteidigungskommissar, Reichstatthalter und Gauleiter Robert Wagner ein allgemeines Volksaufgebot zum Ausbau der Vogesenreservestellung mit der Bezeichnung „Waldfest“.<sup>5</sup>

### *Das Unternehmen „Waldfest“*

Zeitweise waren über 60 000 Mann eingesetzt. In den regelmäßig abgegebenen Tagesmeldungen sind aufgeführt: Polizeistaffeln, SA, SS, HJ, RAD, Wehrmacht, Ostarbeiter, Franzosen, fremde Wehrmacht (Kosaken, Turkmenen) und Kriegsgefangene.<sup>6</sup> Die Vogesenstellungen wurden in Abschnitte eingeteilt, von Norden nach Süden: Saarburg, Kolmar, Belfort und Altkirch. Seit dem 10. Oktober galten Verkehrsregelungen für Nachschubstraßen z.B. Kehl–Zabern–Saarburg–Reichsgrenze und für Abschubstraßen z.B. Dorlisheim–Entzheim–Straßburg–Kehl. Der Arbeitsstab für den Bau der Vogesenreservestellung im Gauhaus in Straßburg gab eine Liste der Lieferfirmen für die Gesamtverpflegung heraus zur Wagengestellung durch die Reichsbahn auf dem Abgangsbahnhof Kehl (u.a. für Kehler Früchte-Import und Firma Fritz Gutekunst).<sup>7</sup> Das Bauprogramm umfaßte: Pakstellungen, Granatwerferstände, Batteriestellungen, MG-Stände, Rundstellungen, 2-Mann-Bunker, Panzergräben, Beobachtungsstände, Stollen- und Kampfstände, Panzerdeckungslöcher, Panzersperren, Baumsperrern, Drahthindernisse etc.<sup>8</sup> Oft gab es Tote und Verletzte durch Tieffliegerangriffe und Artilleriebeschuß. Gegen Tieffliegerangriffe auf die Sonderzüge sollte Zugflak gestellt werden. Wegen der Verluste durch Terroristen (Resistance) wurde ab 5. September keine HJ auf französischem Boden mehr eingesetzt.

Parallel dazu wurde der Westwall ausgebaut, z.B. hatte der Kreis Kehl 600 und Achern 100 Mann zu stellen (26. 8.).<sup>9</sup> Es gab Tote und Verletzte durch Tiefflieger, durch Bombenabwurf (Panzergraben Achern 29. 9.) oder Verkehrsunfall (Ichenheim 22. 9.). Der Generaloberst Sepp Dietrich besichtigte die Arbeiten am Westwall (29. 9.). Ende Oktober waren 20 km Panzergräben fertiggestellt, 19 km im Bau, 84 2-Mann-Bunker fertig, 100 im Bau, ebenso eine große Zahl von Kampfgräben, Stollen- und Kampfständen.<sup>10</sup> Als Westwallpropagandamaßnahme ließ der Gauleiter 10 000 Plakate mit einem „Aufruf an die Soldaten“ verteilen. In einem Rundschreiben ist die Rede vom „heiligen Volkskrieg“, von glühendem Willen, äußerstem Fanatismus und nie versiegendem „Glauben an den Sieg des Führers“ und

die Gauleitung verfügt als Sprachregelung gegen die Bezeichnung der Angloamerikaner als „Befreier“: „für uns sind sie Judensöldlinge, Schrittmacher des Bolschewismus, Westbolschewisten, Inflationsbringer, Vernichtungsapostel“ usw. (28. 10.).<sup>11</sup>

### *Der Weg nach Straßburg*

Auf seinem Weg erreichte das AOK 19 (Armeeoberkommando der 19. Armee) am 3. September Dijon, am 11. Giromagny, am 12. September Gérardmer.<sup>12</sup> Ein französischer Bericht über die 19. Armee erwähnt die Zerstörung von Gérardmer, La Bresse, St. Dié und mehreren Dörfern (La Voivre, La Hollande, Hurbache etc.) zu zwei Dritteln durch Spezialeinheiten der 708. ID und der 716. ID beim Rückzug (November 1944) mit systematischer Evakuierung der Einwohner, Plünderung und Brandschatzung.<sup>13</sup> Freudenstadt hat das gleiche Schicksal getroffen (April 1945). Als Teil der 19. Armee hatte auch die Division Nr. 405, die dann die Verteidigung des Rheinfrontabschnitts gegenüber von Straßburg übernehmen sollte, Ende September die Vogesen erreicht. Jetzt wurde das Elsaß Operationsgebiet. Truppenteile wurden auf das Ostufer verlegt und der Westwall gefechtsbereit gemacht. Dazu gehörte die Neuanlage von Feuerstellungen, da die Lage der alten dem Gegner schon bekannt sein mußte. Gierfährten haben die Pioniere erstmals auf dem Rhein ausprobiert und in großer Zahl eingerichtet. Bei Betriebsstoffmangel sollten sie die Pontonbrücken ersetzen.<sup>14</sup>

Von Paris kommend, bewegte sich die 2. Französische Panzerdivision im November auf die Stellungen in den Nordvogesen zu und durchbrach die Zaberner Steige, um von Norden und Nordwesten gegen Straßburg vorzurücken. Am 22. November wurden 800 Mann der 563. ID mit General Bruhn in Zabern gefangengenommen.<sup>15</sup>

### *Straßburg, 23. November 1944*

Als die Panzer erschienen, zeigte die Stadt ihr Alltagsgesicht, die Straßenbahnen fuhren noch. Straßburg wurde überrascht. Obwohl einige Evakuierungsmaßnahmen bereits angeordnet waren, blieben Wehrmachtsbeamte auf ihren Posten. Zivilisten, die am Morgen nichtsahnend von Kehl herübergekommen waren, flohen nun zurück, mit ihnen zahlreiche Reichsdeutsche, die in Straßburg lebten – nicht als letzte der Gauleiter und der Oberbürgermeister. 800 Soldaten und Beamte wurden zu Gefangenen gemacht. Zähnen Widerstand leistete die Garnison vor allem in den Kasernen, den

noch nach der Kapitulation auch Zivilisten fortsetzten (Sabotage). Der Hergang der Ereignisse läßt sich aus deutschen und französischen Quellen gut rekonstruieren.

Alle Verantwortung für Straßburg trug der Kommandant der Garnison, der in Hagenau geborene Generalmajor Vaterrodt, der aber eines Herzleidens wegen größeren Belastungen nicht gewachsen war. Er unterstand der Division Nr. 405 (Oberkirch) als Kampfkommandant. Er wohnte im ehemaligen Andlauer Hof (Blauwolkengasse 25, jetzt Sitz der Verwaltung des Port Autonome, rue de la Nuée Bleue), hatte seinen Dienstsitz in der Kommandantur im Kaiserpalast und seinen Gefechtsstand im Fort Fransecky an der Ill (jetzt Fort Ney). Er hatte seit Anfang September den 45 km langen Festungsring um Straßburg durch Panzergräben, Pakstellungen und Drahthindernisse verstärkt.

Zunächst für bedeutungslos angesehen wurde eine Meldung über französische Panzer bei Wasselnheim (Wasselonne), und daß amerikanische Panzer in Zabern eingedrungen seien (beide 22. 11.). Am 23. 11., gegen Mittag, erhielt dann der Divisionskommandeur Gen. Lt. Seeger in Oberkirch die Meldung: „10 Uhr vorm. fdl. Panzer vor dem Kaiserpalast in Straßburg“. Vaterrodt begab sich zum Gefechtsstand Fort Fransecky, von wo es noch keine Fernsprechverbindung mit Oberkirch gab. Daher ging erst am 25. 11. der schriftliche Befehl an Vaterrodt, sich nach Nordosten durchzuschlagen zum SS-Ersatz-Batl. in Gamsheim, das seinerseits die Verbindung mit Fort Fransecky herstellen sollte. Fehlende Vorräte wurden über Drusenheim herangeführt und ein Bataillon in Marsch gesetzt. An diesem Tag, in einer Offiziersbesprechung, betonte Vaterrodt „den Willen zur Verteidigung bis zum letzten“. Ein junger Offizier, der in Gefangenschaft geraten und vom Feind durch ganz Straßburg gefahren worden war, erklärte, seiner Ansicht nach sei ein Widerstand aussichtslos. Das Fort lag unter leichtem Artillerieschuß, es gab Verluste. Oberstleutnant Kaiser verhandelte unter der ultimativen Androhung von verstärktem Artillerieschuß und Luftangriff, wenn die Übergabe nicht bis 14 Uhr erfolge. Nach erneuter Verhandlung wurde das Fort übergeben. In dieser Lage habe General Vaterrodt einen ziemlich willenslosen Eindruck gemacht. Ohne Druck des Feindes verließ die Hälfte der Besatzung, 50 Offiziere und 300 Mann, das Fort und setzte mit Sturmbooten bei Leutesheim über den Rhein. In Gefangenschaft gingen vorzugsweise die älteren Soldaten und Angehörige von Verwaltungsstellen. Insgesamt hatten sich im Fort 100 Offiziere und 700 Mannschaften und eine feuerbereite Batterie befunden.<sup>16</sup>

Die Heeresgruppe G ordnete später gegen Vaterrodt und Kaiser ein kriegsgerichtliches Verfahren an. Nach Zeugenaussagen sei die Übergabe zu die-

sem Zeitpunkt und ohne Ausbruchsversuch nicht zu rechtfertigen gewesen. Wie Seeger durch Hörensagen erfuhr, sollen beide in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden sein. Seine ergänzende Stellungnahme: „Um so mehr muß doch festgehalten werden, daß eine große Zahl von Offizieren und Soldaten nicht versagt haben. Sei es, daß sie feindliche Panzer angingen – m.W. sind 18 Panzer in Straßburg von Angehörigen aller Waffen (hauptsächlich von Infanterie – Panzer-Jägern, aber auch von Flakartilleristen und Infanteristen) abgeschossen worden – sei es, daß sie, lieber ihr Leben einsetzend, sich durchschlagen als in Gefangenschaft zu kommen.“

Nach dem Bericht des deutschen Divisionskommandeurs nun der 23. November aus französischer Sicht.

Danach habe Vaterrodt einer Meldung über 40 amerikanische Panzer nördlich von Straßburg keinen Glauben schenken wollen, während jenseits der Vogesen bei Saarburg noch gekämpft wurde. Erst als er General Leclercs Panzer vor dem Kaiserpalast auffahren sah, verließ er die Kommandantur etwa 9 Uhr und fuhr mit einigen Offizieren zum Gefechtsstand Fort Franscky, das mit 600 Mann besetzt war. Alle übrigen, die im Keller des Kaiserpalastes zurückgeblieben waren, wurden gefangengenommen. Bald nahmen deutsche Batterien von Kehl und Oberkirch (Meisenbühl) den Platz unter Beschuß, und es gab mehrere Opfer; französische Geschütze schossen nach Kehl zurück. In der Nacht wurden Panzer und 100 Mann zum Fort geschickt, die zuerst für deutsche Verstärkung gehalten wurden. Sie sperrten die Auswege nach Süden und Norden. Für die Übergabeverhandlung verfaßte ein deutschsprechender Leutnant Braun den Text eines Ultimatums und unterschrieb „Leclerc“. Als Überbringer suchte er sich unter den Gefangenen in einer Straßburger Kaserne einen geeigneten Leutnant heraus. Am 25. 11., vom frühen Morgen an, wurde verhandelt. Zweimal wurde Vaterrodt eine Frist gesetzt, zuletzt eine von anderthalb Stunden. Inzwischen deckten amerikanische Geschütze das Fort mit Geschossen großen Kalibers ein. Dann erschien General Vaterrodt am Tor des Forts zur Übergabe. Diese nahm dann General Leclerc entgegen (zusammen mit einem Plan der deutschen Artilleriestellungen). Den gefährdeten Kaiserpalast hatte Leclerc inzwischen vertauscht mit dem ESCA-Gebäude, dem Gauhaus an der Ill.

Am 23. 11. drangen die Panzer vor in Richtung Kehl, einige mit deutschen Gefangenen, die sie als Schutz vor Angriffen aufsitzen ließen.<sup>17</sup> Nach Verlusten in der Schwarzwaldstraße (Av. de la Forêt Noire) endete der Vorstoß 300 m vor der Rheinbrücke. Den Brückenkopf verteidigten die Deutschen hartnäckig. Eine Panzerfaust erledigte an der Spitze den Panzer des Wachtmeisters (maréchal de logis) Albert Zimmer, 22 Jahre alt, aus Wantzenau.

Zum Gedenken fand sein Sherman-Panzer „Cherbourg“ Aufstellung vor der nahgelegenen Schule.

Am Abend läuteten die Münsterglocken in Straßburg und die Glocken in Paris. Für die Fahne auf der Münsterspitze, eilig aus zusammengesuchten Stoffresten genäht, wurde ein roter Streifen aus der Kommandanturfahne geschnitten. Zu diesem 23. November ein Zitat des Colonel Rouvillois, dessen Panzereinheit vor der Kehler Brücke abdrehte. „Wenn wir so kurz vor dem Ziel aufgaben, so lag das an der Heldenhaftigkeit der deutschen Verteidiger, die unser Vordringen stoppten. Einen nach dem anderen haben wir ins Jenseits geschickt, aber sie sind als Sieger daraus hervorgegangen, sie haben die Brücke gerettet. Ich will ihrem Mut und ihrem Opfer die Ehre erweisen.“<sup>18</sup>

Seit dem 23. November (bis Jahresende) sind bei den Kämpfen in Straßburg 160 deutsche und 76 französische Soldaten gefallen. Noch viel mehr Opfer brachten die Zivilisten, rund 365 wurden gezählt.<sup>19</sup>

Viereinhalb Monate unter ungewissen Bedingungen vergingen noch, ehe die französische 1. Armee mit amerikanischer Hilfe Kehl auf dem anderen Ufer erreichte.

Schon am 20. November war Kanonendonner in Kehl zu hören, und gleichzeitig sind Flüchtlinge aus dem Elsaß in Kehl aufgetaucht. Am 22. November herrschte Ruhe. Am 23. November, nachdem am Vormittag der Verkehr über die Brücke noch normal ablief, setzte am Nachmittag der Flüchtlingsstrom aus Straßburg ein, und das unter starkem Artilleriebeschuß. Ziele waren die Rheinbrücken, die Kinzigbrücken, das Hafengebiet und das Bahnhofsgebiet. Es gab Tote und Verwundete.

Allzu optimistische Beurteilung der militärischen Lage und politisch bedingte Fehleinschätzung kamen zusammen, man handelte an der Wirklichkeit vorbei, zu spät oder überhaupt nicht. Den Gauleiter Robert Wagner erreichte in der Nacht vom 22. zum 23. November die fernschriftliche Meldung aus Zabern vom dortigen Generalkommando, Hauptquartier des 89. Armeekorps, daß die Stadt besetzt worden sei. Darauf erfolgte nichts. Die Räumung Kehls wurde für unnötig gehalten, vielmehr die Parole ausgegeben: „Jeder bleibt an seinem Platz und glaubt an den Endsieg. Wer Kehl verläßt oder Hab und Gut abtransportiert, steigert die Unruhe, glaubt nicht an die Kraft der Deutschen Wehrmacht und macht sich des Defaitismus schuldig.“<sup>20</sup>

Dennoch, und ohne Vorbereitung, verließen die Einwohner ihre Stadt Hals über Kopf. Dann, am 24. November 16.30 Uhr, ordnete der aus Straßburg



geflüchtete Oberbürgermeister Robert Ernst die Räumung an. Der Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar Robert Wagner hatte ihn zum Räumungskommissar in Kehl ernannt. Beide hatten südlich von Erstein mit einer Fähre über den Rhein gesetzt und Kehl erreicht.<sup>21</sup>

Sundheim, Sölling, Kronenhof und Kehl mit zuletzt 12 199 Einwohnern wurden geräumt unter den allerschwersten Bedingungen, es regnete seit Tagen, Granaten schlugen ein, Häuser brannten. Den Abschluß der Räumung am 25. November 18 Uhr meldete Ernst dem Brückenkopfkommandanten. Dieser schloß die Ortsausgänge durch Polizeiposten und ordnete an: „Nachdem Kehl Frontgebiet geworden ist, ist ein Betreten des Stadtgebiets durch Zivilpersonen verboten.“

Aus den Geschäften und Lagern ließ der Räumungskommissar lebenswichtige Güter bergen. Requisitionen für die Wehrmacht (Lebensmittel, Möbel) registrierte die Polizei.<sup>22</sup>

Ab 17. Dezember wurde die Polizei nach Offenburg verlegt und von einer Kompanie der SS-Feldgendarmarie abgelöst. Mit einer dreifachen Genehmigung konnte ein Kehler seine Wohnung aufsuchen, begleitet von einem SS-Mann, Dauer 2 Stunden. Von der Plünderung verlassener Wohnungen durch deutsche Soldaten wird aus Kehl (27./28. 11.) und aus Marlen berichtet (seit 9. 12.). Dort waren wie in Goldscheuer zahlreiche Scheunen abgebrannt, in Marlen auch zahlreiche Wohnhäuser, und sechs Tote und Verwundete durch Artilleriebeschuß wurden Ende Dezember in Kittersburg verzeichnet.<sup>23</sup>

Von der allgegenwärtigen Bedrohung durch die politische Polizei und den Verbrechen, die die Gestapo auch in diesen Tagen selbst nach ihrer Vertreibung aus Straßburg und dem Elsaß hier verübte, zeugen nur einige wenige Gedenksteine. Zwischen dem 23. und dem 29. November hat die Gestapo 29 Angehörige der elsässischen Widerstandsgruppe „Alliance“, 20 davon aus den Gefängnissen Rastatt und Bühl, erschossen und einige am Kehler Ufer in den Rhein geworfen. Offenbar auf der Flucht aus dem eroberten Mühlhausen hat die Gestapo weitere 29 Mitglieder der Resistance über den Rhein verschleppt und bei Offenburg umgebracht, davon stammten 11 aus Thann und darunter waren vier Frauen. Durch Genickschuß wurden alle zwischen dem 22. November und dem 6. Dezember im Durbacher Wald bei Rammersweier getötet.<sup>24</sup> Noch am 23. November, dem letzten Tag ihres Erscheinens, meldeten die Straßburger Neuesten Nachrichten einen ähnlichen Fall unter dem Titel „Dem Verrat folgt die Strafe“: Zwei Ehepaare wurden hingerichtet, weil sie vor der Zeit die Befreiung Hüningens gefeiert hatten.<sup>25</sup>

### *Der Brückenkopf geräumt, die Brücken gesprengt*

Über den kleinen Brückenkopf in Straßburg und über die Kehler Brücken sollte jetzt in der Oberkircher Schule entschieden werden, die seit dem 5. Oktober der Division Nr. 405 als Gefechtsstand diente.

Dem Reichsführer SS, der soeben den Oberbefehl an dieser Front als Führer der Heeresgruppe Oberrhein übernommen hatte, wurde die Lage vorgebracht. Himmler hatte seinen Gefechtsstand in einem Befehlszug auf dem Bahnhof Triberg eingerichtet. Bei Fliegeralarm wurde der Zug in den nächsten Bahntunnel geschoben. Am Abend des 26. November wurde die Situation vor Himmler dargelegt und der Divisionskommandeur Gen. Lt. Seeger sprach sich aus für die Notwendigkeit, die Kehler Brücken zu zerstören und den Brückenkopf auf der Straßburger Seite aufzugeben – ihn aus Prestigegründen zu halten, rechtfertigte nicht die täglichen Verluste.

Die Genehmigungen trafen am 27. November ein. In der Nacht zum 28. November wurde mit Sturmbooten die Besatzung des Brückenkopfes von der (damaligen) Sporeninsel geborgen. Sie bestand aus Flakartilleristen und Luftwaffen Helfern, sowie Angehörigen des Brückenbau Ersatz- und Ausbildungs-Batl. 1 in Kehl, unter ihnen Major Marbach, jetzt Brückenkopfkommendant, der, einarmig, die zerschossenen Leitungen im feindlichen Feuer flickte, das ständig auf die Brücken niederging, dem die drei Brückensprengungen gelangen und „der sich persönlich einsetzend alles tat, um der Truppe ihre schwierige Lage zu erleichtern“, wie der Divisionskommandeur rückblickend in seinem Bericht hervorhob.<sup>26</sup>

### *Kehl und Straßburg unter Artilleriebeschuß*

Das auf Kehl gerichtete Artillerie- und Granatwerferfeuer, das am 23. November begann, hielt weiter an. Die auf Straßburg gerichteten Batterien in Kehl benutzten den Turm von St. Nepomuk trotz Einspruch des Pfarrers als Artilleriebeobachtungsstand. Er wurde beschossen und beschädigt.<sup>27</sup> Ebenso gut konnte die Münsterplattform als Beobachtungsstand dienen.

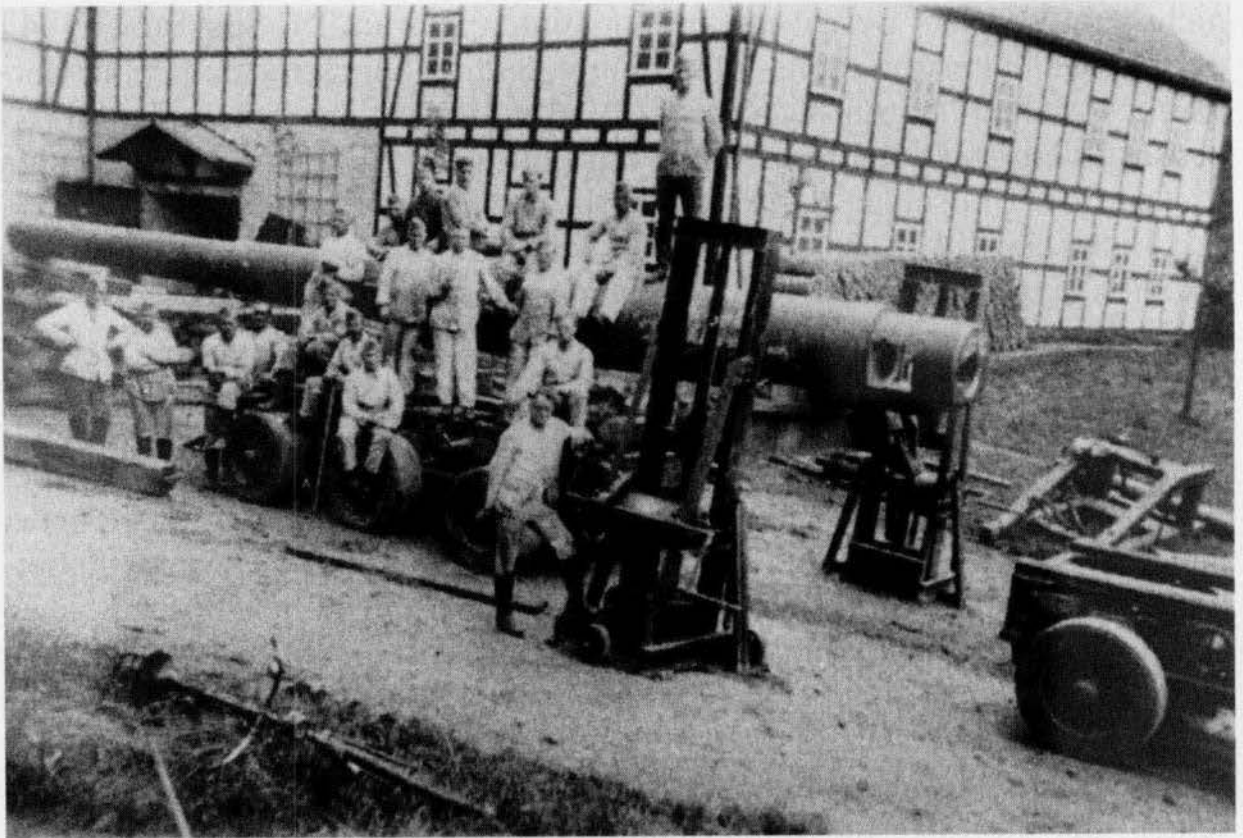
Der Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar Robert Wagner, jetzt in Kehl, befahl dem Batteriechef Dr. Schmidt mit seinen 19 cm- und 28 cm-Geschützen Straßburg und das Münster zu beschießen, um diese Gefahr auszuschalten. Das lag auf derselben Linie wie der Trümmerfeldbefehl Hitlers vom 23. August 1944, der forderte: „Paris darf nicht oder nur als Trümmerhaufen in die Hand des Feindes fallen.“ Der General v. Choltitz in Paris war sich über „den Wahnsinn der Situation, in die ein untergebener Soldat durch derartige Befehle gebracht wird“ klar und führte den Befehl

nicht aus. Wagners Befehl lag auf der Linie eines am 21. September 1944 an alle Gauleiter aus dem Führerhauptquartier abgeschickten, von Bormann verfaßten und mit Unterschrift v. Rundstedts versehenen Fernschreibens, in dem stand: „Dieser Kampf um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes macht in seiner Härte auch nicht vor Kunstdenkmälern und sonstigen kulturellen Werten halt. Er muß durchgeführt werden.“<sup>28</sup> Worum es wirklich ging, das sah der Kehler Batteriechef deutlicher als Wagner.

In seiner Abwesenheit hatten die Kehler Batterien am 24. November sofort das Feuer eröffnet, das aus Richtung Kaiserpalast von der 2. DB erwidert wurde. Es gab Verletzte auf dem Straßburger Bahnhofsplatz und bei der Banque de France. Nachdem er das Kommando wieder übernommen hatte, wiederholte Wagner mehrmals seinen Schießbefehl. Dagegen argumentierte Schmidt, daß alliierte Flugzeuge seine Stellungen leichter erkennen könnten als Beobachter auf dem Münster, also viel gefährlicher seien. Zur Durchkreuzung des unsinnigen Befehls entwickelte Schmidt eine Hinhalte-taktik und verlangte zuerst einmal die schriftliche Bestätigung des Wagner-Befehls durch das Hauptquartier in Oberkirch. Ein höherer Offizier erschien, der die Lage im Sinne Schmidts einschätzte und es ihm überließ, weitere plausible Gründe zu finden, um die Hinhalte-taktik fortzusetzen. Er fand solche im Gedankenaustausch mit zuverlässigen Offizieren seiner Einheit. Da war es der Flußnebel, der die Treffsicherheit verringerte, dann fehlte es an Munition. Als die Sonne schien, fehlten die Kaliber, die befriedigende Resultate bringen konnten. Endlich mußte er die Geschütze verlegen, weil sie von der feindlichen Luftbeobachtung erkannt seien. Den Besuch des Gauleiters hatte er nur zu fürchten bei schlechtem Wetter. Gutes Wetter mied der Gauleiter wegen möglicher Luftangriffe. Schmidts Taktik bewährte sich. Himmler hob den Befehl auf. Er wollte Straßburg mit unversehrtem Münster wiedererobern (Anfang Dezember 1944).

Gemessen an den Maßstäben und an den Möglichkeiten des Kehler Batteriechefs kann man dem Dr. Schmidt ebenso das Verdienst um die Erhaltung des Münsters anrechnen wie dem General v. Choltitz die Erhaltung von Notre Dame und Paris. Sein Bericht wurde von den *Dernières Nouvelles* 1949 in Straßburg veröffentlicht.<sup>29</sup>

Ohne solche Rücksichten schossen Ferngeschütze nach Straßburg und weit darüber hinaus bis Brumath aus ihren großen Artilleriebunkern in Meisenbühl (Bottenau) am Eingang zum Renchtal bei Oberkirch. Über Kehl hinweg flogen die ersten Geschosse nach Westen zu Beginn des zweiten Weltkriegs zwischen dem 15. und 22. Juni 1940.<sup>30</sup> 1944 wurden die zwei 24-cm-Geschütze ausgebaut und zum Atlantikwall verlegt.<sup>31</sup> Als Ersatz kamen zwei 21-cm-Geschütze hierher, die seit dem 14. Dezember 1944



*Eins der beiden Langrohrgeschütze der Festungsbatterie Meisenbühl vor dem Einbau 1939  
(Aufnahme Gerh. Bähr, Rebstock, Bottenau)*



*Als Fachwerkhaus getarnt: der große untere Meisenbühler Bunker*

feuerbereit waren. Durch Artilleriebeschuß sind in Straßburg 197 Menschen zwischen dem 29. 11. 1944 und dem 18. 4. 1945 ums Leben gekommen. Getroffen wurden Elektrizitätswerk und Gaswerk, zuletzt, am 15. April auch das Münster. An diesem Tag wurden 155 Granateinschläge gezählt.<sup>32</sup>

Der Bau der Festungsbatterien begann Ende Mai 1938, die kurz danach von Göring, im August von Hitler besichtigt wurden.<sup>33</sup> Das Ganze bestand aus einem größeren unteren Bunker mit Geschütz, Mannschafts- und Munitionsraum und einem zweiten kleineren Bunker oberhalb, getarnt als Fachwerk-Giebelhäuser, umgeben von weiteren Kampfständen, Sperrbunkern, kleinen MG- und Geschützbunkern etc. Die nach dem Krieg, z.T. schon im April 1945 gesprengten Anlagen sind auf kaum auffind- und erkennbare Reste reduziert. Ein kleines Denkmal nennt fünf deutsche Soldaten, die am 17. April 1945 von Deutschen am Fuß des Fürstenecks hingerichtet wurden, am Tag des Rückzugs der Division Nr. 405. Diese hatte ihren Gefechtsstand in einem vor dem Krieg erbauten Stollen mit vielen Räumen im unteren Teil von Bottenau in dem Langrütt genannten Felsen. Die Division benutzte ihn von Dezember 1944 bis zum 14. April 1945.<sup>34</sup> Der Stollen mit drei Eingängen wurde später gesprengt.

### *Ungewisse Lage um die Jahreswende*

Der Straßburger Maire Charles Frey kann eine neue Verwaltung aufbauen, aber militärisch ist die Sicherheit der Stadt noch nicht wiederhergestellt. Straßburg liegt weiter im Schußbereich der deutschen Artillerie. Amerikanische Geschütze nehmen sich Kehl zum Ziel, das nächtens immer wieder in Brand geschossen wird (Dez. 1944).

Noch bestand ein deutscher Brückenkopf im Oberelsaß, und die Idee, das verlorene Straßburg wiederzugewinnen, war aus den Köpfen nicht ganz verschwunden. Jedenfalls hat der Gauleiter für diesen Fall bereits im November Flugblätter vorbereitet, die am 3. Januar in Straßburg auftauchen. „Der Jude kehrt in das Elsaß zurück“, heißt es, dann Die „Befreiung“ wird ein übler Tausch und ein schlechtes Geschäft für alle werden“, und am Ende: „Vergeßt nicht: Wir kommen wieder!“<sup>35</sup>

Am 24. Dezember besichtigt de Gaulle in Erstein die 2. Panzerdivision Leclercs, am 26. Dezember erscheint Himmler in Wattwiller in den Vogesen und befiehlt, um jeden Preis die Stellung zu halten. Die Ardennen-Offensive ist angelaufen und das Unternehmen Nordwind zielt auf Zabern. Alles Grund genug für die Amerikaner, ihre Lage neu zu beurteilen und

schlicht zu erklären „We go away“, Grund zur Krise zwischen den Alliierten, denn schon begannen die Einwohner Straßburgs zu flüchten. De Gaulle setzte es bei Eisenhower und Churchill durch, daß der völlige Rückzug mit Preisgabe Straßburgs unterblieb und den Franzosen selbst die Verantwortung für die Sicherheit zufiel. Eine Kompanie setzten dafür die Amerikaner an den Rheinbrücken ab, das Rheinufer sicherten die Brigade Alsace Lorraine und die FFI (Forces françaises de l'intérieur), die die jenseitigen Ufergebiete unter Feuer nahmen.<sup>36</sup>

### *Uferwechsel*

Was sich in den ersten drei Monaten des Jahres 1945 westlich des Rheins ereignete, waren Etappen auf dem Weg der Alliierten über Karlsruhe nach Kehl. Sie engten den deutschen Brückenkopf um Colmar, den letzten im Elsaß, weiter ein. Erneut Boden zu gewinnen versuchten die Deutschen noch einmal mit dem Unternehmen „Sonnenwende“. Nach Bildung eines Brückenkopfs bei Gamsheim sollte Straßburg von Norden und von Colmar aus von Süden in die Zange genommen werden. In Wanzenau kurz vor Straßburg im Norden und bei Krafft am Rhein-Rhone-Kanal im Süden endete der Versuch ebenso wie das gescheiterte Unternehmen „Nordwind“.<sup>37</sup>

Anfang Februar räumte die Wehrmacht nach der Aufgabe von Colmar den letzten Brückenkopf im Elsaß.

Die 19. Armee hatte jetzt den Oberrhein zwischen Germersheim und Schwörstadt zu sichern. Die Abschnittsgrenze zwischen der Infanterie-Division Nr. 405 und der 198. Infanterie-Division südlich davon verlief auf der Linie Straßburg–Kehl–Willstätt–Oberkirch.<sup>38</sup>

So befand sich Kehl im Frontgebiet in ähnlicher Lage wie 1939, diesmal den Alliierten gegenüber, die einen Rheinübergang an unbekannter Stelle zu unbekanntem Zeitpunkt vorbereiteten. Zum Alltag in den Orten beiderseits von Kehl, von Appenweier bis Altenheim, gehören nun Störungsfeuer durch Artillerie und Granatwerfer, Bombenabwürfe, Aufklärungsflüge, und gefährlich waren die Jagdbomber, die fast jeden Tagesverkehr auf der Straße und der Bahn lahmlegten mit Schäden an Bahnhöfen, Wagen und Lokomotiven. Unter Angriffen auf neu angelegte Artillerie- und Flak-Stellungen durch französische Artillerie und Jagdbomber hatten auch die benachbarten Orte zu leiden wie Achern und Lichtenau, wo Brände entstanden.



*Rest eines Westwallbunkers beim Kehler Kulturwehr*



*Der Kehler Bahnhof, zerschossen während der Zeit der Evakuierung zwischen November 1944 und April 1945  
(Fotos: Steckner)*

Vor allem wurden Kirchtürme unter Feuer genommen, die als Beobachtungsstellen dienen konnten.<sup>39</sup> Von beiden Seiten wurden Spähtrupps über den Rhein geschickt, vier bis fünf Panzer drangen vor bis Appenweier.<sup>40</sup>

Kehl wurde im Februar in die vorbereitete „Kehl- und Korkerwald-Stellung“ einbezogen, eine unter mehreren Riegelstellungen längs des Rheins.<sup>41</sup> Basis für alle Maßnahmen war der Westwall. Nach einer Meldung vom 10. 2. gab es um Kehl: 6 Kampfstände, 35 Schartentürme, 12 MG und 36 Mann.<sup>42</sup> Bei Hochwasser mußten hier über 20 Bunker geräumt werden. Am Rheinufer lagen die stärksten Befestigungsanlagen, große Betonklötze, die der Wasserverhältnisse wegen hoch über den Erdboden ragten.<sup>43</sup> Den jetzigen verbesserten Bekämpfungsmitteln entsprach ihre Bauart mit 2,50 m Beton nicht mehr. Das Urteil der 19. Armee war kritisch: Die Bunker halten den heutigen Geschützen nicht mehr stand, und die Anlehnung an die ehemals vorgesehene „festungsmäßige“ Abwehr ist nicht mehr richtig.<sup>44</sup> Von oben sah man das anders. Es wurde schärfstens befohlen, der Truppe die taktisch erwiesene Stärke der Westwallbefestigungen einzuhämmern und alle Bunker des Westwalls bis zum letzten Atemzug zu verteidigen. Das wurde Mitte März korrigiert, die eingebauten Waffen sollen bedient, der Kampf aber außerhalb der Bunker geführt werden.<sup>45</sup> Für die Panzersperren gilt ähnliches. Himmler hatte ihren Bau an allen Dorfeingängen angeordnet (Anfang Dezember). Meist aber konnten sie umgangen werden und die Bewohner hatten kaum Interesse daran, hier durch Kämpfe ihre Dörfer zerstören zu lassen.<sup>46</sup>

### *Der letzte Schritt: Über Karlsruhe nach Kehl*

Ende März wurden in den zur Verteidigung hergerichteten Ortschaften auch im rückwärtigen Gebiet Alarmübungen abgehalten. Französische Spähtruppunternehmen drangen vor bis Auenheim und Altenheim. Häufiger wurde auf dem linken Ufer Motorengeräusch in nördlicher Richtung festgestellt, auch vermehrte Artillerie- und Granatwerfertätigkeit nördlich von Kehl. „Propaganda-Munition“ kam herüber, sie enthielt Passierscheine. Nach dem Übergang der 1. französischen Armee über den Rhein bei Speyer und Germersheim in Richtung Pforzheim, Freudenstadt und Stuttgart, erreichten die 9. französische Kolonial-Infanterie-Division und die 1. Panzer-Division Karlsruhe am 9. April. Nächstes Ziel war Kehl.

Stoßtrupps gegen den Abschnitt Leutesheim–Kehl kündigten das Unternehmen an. Der Beschuß der Bunker mit schwerem Kaliber in der Ge-





*Das gestürzte Denkmal für den Krieg 1870/71 vor dem Rathaus in Dorf Kehl. Davor Soldaten des 6. Kolonial-Infanterie-Regiments, die als erste am 15. April 1945 in Kehl einmarschierten. Die Aufnahme entstand kurz danach.*

*Foto: Fydrych/Tischler*

gend von Altenheim und Ottenheim (4. und 5. April) lenkte davon eher ab.<sup>47</sup>

Von Gamshurst aus wurde Membrechtshofen am 14. April 8 Uhr kampflos eingenommen durch marokkanische Infanterie, Panzer, Panzerjäger, Panzergrenadiere und Artillerie. Ein knapp sechzehn Jahre alter Einwohner wurde als Schutzschild auf den Panzer genommen und nach Erkundung der Lage später gefangen fortgeführt.

Den Kampf um den südlich gelegenen Panzergraben begannen die Franzosen mit Artilleriebeschuss, der die eigenen Reihen traf. Die Verteidiger waren z.T. Zollgrenzschutzangehörige. Die Verluste waren hoch. Verwundete gab es und 76 Tote. Im Graben lagen 27 Deutsche (die meisten mit Kopfschuss) und 49 Franzosen. Ein Grabkreuz und die Namen erinnern an der Stelle des Grabens an die deutschen Toten, die französischen wurden in Frankreich beigesetzt.<sup>48</sup>

Am 13. April hatten sich in Kehl Wehrmacht und Feldgendarmarie nach Osten abgesetzt und in der Nacht zum 14. die Kinzigbrücken bei Kehl und Neumühl gesprengt.<sup>49</sup> An diesem Tag nahmen die Franzosen Leutesheim, Kork und Sand ein, am 15. April Bodersweier. Ihre Panzer hatten in der Nacht zum 15. die Kinzig überquert. Von Osten her, über Eckartsweier kommend, erreichten sie Kehl etwa um 10 Uhr und durchfuhren die menschenleere Stadt bis zum Rheinufer. Die Kehler Polizei hatte Schießverbot. Sie wurde in Sundheim gefangengenommen. In Straßburg läuteten die Glocken.<sup>50</sup>

Jetzt mußten Truppen auf die rechte Rheinseite gebracht werden, und am selben Vormittag setzte das 23. Infanterie-Regiment von Straßburg über den Rhein auf die andere Seite über.<sup>51</sup> Die erste Pontonbrücke stand am 16. April bereit in Verlängerung der Großherzog-Friedrich-Straße.<sup>52</sup> Erhalten sind noch Reste der Betonrampen und eine Steinplatte am Ufer gegenüber. Sie erinnert daran, daß General de Lattre de Tassigny, „von Deutschland kommend, den Rhein am 16. April 1945 überquert hat, um in Straßburg die endgültige Befreiung des Elsaß zu besiegeln“. Nach einer kurzen Truppenparade in Straßburg zogen am folgenden Tag weitere Einheiten über den Rhein zur weiteren Verfolgung ihrer Gegner in Richtung Schwarzwald. Zuerst waren die Geschütze von Meisenbühl auszuschalten. Man erinnert sich, daß am 15. April 155 Granateinschläge in Straßburg gezählt wurden. Und noch am 18. April, am Tag des Angriffs auf die Batterie, während General de Lattre auf einem Empfang im Rathaus versicherte, der letzte Schuß sei gefallen, traf eine Granate die Banque de France<sup>53</sup> und verfehlte die Mairie nur um 150 m in derselben Richtung. Dies war die letzte von 35 Granaten, abgefeuert, bevor am Abend die Geschütze von den Mannschaften gesprengt wurden.

Am 16. April nahmen die Franzosen Nußbach, am 18. Meisenbühl mit der Festungsbatterie und Oberkirch ein, um das Ziel Freudenstadt zu erreichen. Sie machten 1500 Gefangene und zerstörten 60 Geschütze.<sup>54</sup> Die Kämpfe der zurückweichenden 19. Armee mit der verfolgenden 1. französischen Armee zogen sich noch bis zu den Alpen hin und endeten mit der Kapitulation der 19. Armee am 5. Mai in Pfunds am Inn.<sup>55</sup>

Das zu 50 bis 60% zerstörte Kehl wurde von Franzosen bewohnt, vom Militär besetzt. Die früheren evakuierten Bewohner waren auf 35 Gemeinden des Landkreises Kehl und auf andere Kreise des Südwestens verstreut, die Verwaltung war verteilt auf Willstätt, Renchen, Haslach, Bad Griesbach und Rheinbischofsheim.<sup>56</sup> Im Juni 1945 ließ der französische Platzkommandant die Schäden in Kehl feststellen. Es ging darum, den Grad der Zerstörung einzustufen. Schwierig wurde es, zu ergründen, ob es sich um Kriegs- oder um Besatzungsschäden handelte, erst recht, wenn es sich um „Null-Häuser“ handelte, eine Kehler Besonderheit. Es waren solche Fachwerkhäuser, die die Evakuierten in gutem Zustand verlassen, bei Rückkehr aber nicht mehr vorgefunden hatten, da sie zererschossen und abgebrannt oder aber demontiert und woanders wiederaufgebaut oder ausgeschlachtet worden waren (ihrer Bauweise wegen galten Fachwerkhäuser traditionell als Fahrendes Gut). Nach Angaben der Stadtverwaltung waren von 1740 Gebäuden vor der Besetzung 48 beschädigt worden. Danach wurden 814 als beschädigt, davon 501 als total zerstört ermittelt.<sup>57</sup>

Die Rückkehr der Einwohner in ihre Stadt war durch die Militärverwaltung ab 17. April praktisch und ab 1. 5. 1946 offiziell untersagt. Wegen des annektionsähnlichen Charakters der Besetzung blieb ihre Rückkehr gänzlich ungewiß, denn die Möglichkeit einer veränderten Grenzziehung drohte und stellte ein ernstes Problem der Nachkriegsgeschichte dar. Die Befürchtungen wurden ausgeräumt durch den 1949 von den Alliierten beschlossenen Verbleib bei Deutschland. Das sogenannte Washingtoner Abkommen sah 42 Teilfreigaben vor. Nach der letzten trafen sich die Kehler zu einer ganz spontanen Befreiungsfeier am 8. April 1953 im Rosengarten, und die Glocken der drei Kirchen läuteten eine Viertelstunde lang.

Inzwischen stellte Europa an dieser alten Wundstelle der deutsch-französischen Geschichte die Weichen neu. 1949 hatte der Europarat in Straßburg seine Arbeit aufgenommen, und 1951 war die erste feste Straßenbrücke nach dem Krieg, von Franzosen und Deutschen gemeinsam erbaut, eröffnet worden, sieben Jahre nach Sprengung der alten Verbindung.<sup>58</sup>

#### *Anmerkungen*

- 1 Dr. Robert Ernst, geboren 1897 in Hürtigheim bei Straßburg, wurde 1940 Generalreferent für das Elsaß und SS-Standartenführer, 1941 Oberstadtkommissar in Straßburg, seit dem 28. 1. 1942 auch für Kehl, und am 14. 2. 1942 Oberbürgermeister. 1943 ein halbes Jahr Einsatz bei der Luftwaffe. Über Erstein Flucht am 23. 11. 1944, Räumungskommissar in Kehl, dann Colmar (Gründung der Elsässischen Freiheitsfront), zuletzt Oberkirch (Gründung der Organisation Volkssturm im Elsaß). Stellte sich den Amerikanern am 3. 8. 45, dann Gefängnis Stadelheim, bis 1951 Militärgefängnis Metz, Prozeß in Straßburg und Colmar, freigesprochen. Schrieb den „Rechenschaftsbericht eines Elsässers“, Berlin 1954, starb in Rimsting (Chiemsee) 1980. *Encyclopédie d’Alsace*; Robert Ernst, *Rechenschaftsbericht eines Elsässers*, S. 406, 419.
- 2 Kurze Geschichte und Zusammenstellung der Kämpfe der 19. Armee von Oberst i.G. Brandstätter, Chef des Stabes Armee-Oberkdo. 19, O’Gefr. Englert, Funker im Stab Armee-Oberkommando 19, S. 1–6, BA.MA. RH 20-19/294.
- 3 Die Stationen der 2. Panzerdivision nennt der für General Leclerc 1951 auf dem Broglieplatz in Straßburg errichtete Obelisk: Tschad 1940, Koufra 1941, Fezzan 1942, Tripolitanien und Tunesien 1943, Paris 1944. Philippe-François Marie de Hautecloque (Leclerc) erhielt den Feldmarschallsrang postum (1952).
- 4 Bericht über die Tätigkeit der Division Nr. 405, Strassburg, vom Sommer 1944 bis Frühjahr 1945 von Gen.-Lt. Seeger, Kommandeur der Division vom 1. 5. 1943 bis 25. 4. 1945. Dezember 1944 aus Ersatz- und Ausbildungsdivision in Feld-Division umgewandelt. C-027, S. 5, BA.MA.
- 5 Robert Wagner, geboren 1895 in Lindach, Baden, war nach dem Feldherrenhallen-Putsch mit Hitler zu Festungshaft in Landsberg verurteilt worden. Seit 1929 Gauleiter der NSDAP und 1933 Reichsstatthalter in Baden. 1940 Chef der Zivilverwaltung des Elsaß, Sitz Colmar, zuletzt Reichsverteidigungskommissar. Verantwortlich für die Deportation der Juden aus Baden und dem Elsaß 1940 nach Gurs (weitergeschickt über Drancy nach Auschwitz), für die beschleunigte Germanisierung der Elsässer (Na-

mensänderungen etc.), Einführung der Wehrpflicht im Elsaß 1942 und Einrichtung von Sondergerichten. Nach der Flucht in Stuttgart 1945 von den Amerikanern gefaßt, vom Militärgericht in Straßburg (23. 4.–3. 5. 1946) zum Tode verurteilt, erschossen am 14. August 1946 in Fort Ney (ebenso seine Mitarbeiter Röhn, Schuppel und Gaedeke). Encyclopédie d'Alsace, R. Ernst, Rechenschaftsbericht.

- 6 GLA 465 d, 26.
- 7 GLA 465 d, 53.
- 8 GLA 465 d, 26.
- 9 GLA 465 d, 53.
- 10 GLA 465 d, 26.
- 11 GLA 465 d, 763.
- 12 BA-MA RH 20-19, 294, 27.
- 13 BA-MA RH 20-19, 281, 29. Auf Gedenktafeln ist zu lesen in La Bresse: „... les 13 – 14 – 15 – 16 et 17 novembre 1944 la Ville de LA BRESSE fut détruite systématiquement par l'ennemi après transfert de la population: le 08 novembre 1944 – déportation des hommes de 15 à 65 ans vers l'Allemagne (Pforzheim), le 09 novembre 1944 – exode forcé de la population femmes, vieillards et enfants.“ Und in Saint-Dié wird erinnert an „son incendie volontaire par les Allemands en novembre 1944.“
- 14 BA-MA C-027, 17.
- 15 Eugène Riedweg, Strasbourg: ville occupée 1939–1945, 143.
- 16 BA-MA C-027, 19–26.
- 17 Bericht G. Trendel, Batailles d'Alsace, 463. Zwei Tafeln erinnern an den weiteren Verlauf des Kampfes am 23. 11. am ehemaligen Proviantamt (Av. de la Forêt Noire) mit den Namen von zwei und am 24. 11. am Kaiserpalast mit den Namen von sechs Gefallenen.
- 18 Granier, 201–253.
- 19 Straßburger Statistik, Relève des plus sérieux bombardements sur Strasbourg (L. Ludes).
- 20 Das bes. Schicksal, 58 ff. Auch F. Peter „Der 2. Weltkrieg“ . . . 31 ff.
- 21 Ernst, Rechenschaftsbericht, 406.
- 22 s. Anm. 20.
- 23 Pfarrberichte 10. 3. 1946 Kehl, 20. 7. 1945 Marlen, Diözesanarchiv Freiburg.
- 24 Badische Zeitung 8. 12. 1944.
- 25 E. Ponsing, Strasbourg 1940–1944, Notes prises dans les Strassburger Neueste Nachrichten 1992, 20.
- 26 BA-MA C-027, 29 ff.
- 27 Pfarrbericht 10. 3. 1946 Kehl, Diözesanarchiv Freiburg.
- 28 GLA 465 d, 763.
- 29 «Pourquoi et comment la cathédrale de Strasbourg ne fut pas détruite en 1944», erschienen in den Dernières Nouvelles am 29. 11. 1949. Die Straßburger Zeitung beruft sich auf einen Artikel in der Schweizer Zeitung „Die Tat“. In seinem Rechenschaftsbericht von Robert Ernst als Gerücht oder Verleumdung Wagners abgetan (S. 413–414). Für den wertvollen Hinweis auf diese vergessene Episode mein herzlicher Dank an Louis Ludes, Straßburg.
- 30 Heinz G. Huber, „Nußbach i. Renchtal“ 1994, 257.
- 31 BA-MA B 745, 12.
- 32 s. Anm. 19.
- 33 Otto Rusch, Chronik der Stadt Kehl, 1939, 50, 52 und Huber, 252, 254–255, 264.
- 34 BA-MA-027, 56. In der teilweise zerstörten Anlage wurden 1986 u.a. zwei parallele

- Hauptgänge festgestellt, gewölbt, 5 m breit, 5 m hoch, wovon einer 108 m Länge maß (Ausstellung Grimmelshausenmuseum Oberkirch, Mai 1995). Die Inschrift des Denksteins lautet: An dieser Stelle sind gefallen Otto Willinski, Gustav Stahl, Hermann Grünhagel, Gottlieb Balzer, schwer verwundet wurde Bert Wolf – zum Gedenken an den 17. April 1945 . . .
- 35 Batailles d'Alsace 466, 480–482.
- 36 Riedweg, 150.
- 37 Riedweg, 151.
- 38 BA-MA 20-19/190, 92–93. Vorbefehl für die Gliederung der 19. Armee zur Verteidigung des Ostufers des Rheins v. 9. 2. 1945. Die Erinnerung an die Kämpfe im Elsaß und an alle beteiligten Truppen will das städtische Museum in St. Dié wachhalten, vor allem aber in Turckheim das Musée Mémorial Souvenir des Combats de la Poche de Colmar, 683230 Turckheim, 25, rue du Conseil, Tel. 89808666 und 89271808 (Mairie).
- 39 BA-MA C-027, 51.
- 40 BA-MA RH 20-19/189, 25.
- 41 BA-MA RH 20-19/138, 37 und B-745, 21 – bereits 1937–1938 angelegt.
- 42 BA-MA RH 20-19/138, 24.
- 43 BA-MA B-745, 16.
- 44 BA-MA RH 20-19/138, 47–48.
- 45 BA-MA RH 20-19/207, 16.
- 46 BA-MA B-745, 19.
- 47 BA-MA RH 20-19/207 u. 226.
- 48 H. Großholz u.a. Die Verhältnisse in den letzten Kriegsmonaten . . . 20–21.
- 49 Das bes. Schicksal . . . , 59.
- 50 de Lattre, Histoire . . . , 523 ff. Drei Angehörige dieser Infanterieeinheit bekamen den Befehl, mit einer Panzerfaust das bronzene Kriegerdenkmal vor dem Dorf-Kehler Rathaus vom Sockel zu schießen. (Es war schon einmal, 1919, von der Besatzung beseitigt worden, konnte 1934 aber wieder aufgestellt werden.) Diese erste Nachricht über den Verbleib des Denkmals seit 50 Jahren verdanken wir einem Beteiligten, François Fydrych, damals 17jähriger Soldat in der 9. Kompanie des 3. Bataillons des 6. R.I.C.M. (Régiment d'Infanterie Coloniale du Maroc), heute in Dijon lebend. Der zufällige Kontakt ergab sich bei einer Studienfahrt des Historischen Vereins durch Burgund (frdl. Mitteilung v. H. Schneider).
- 51 Die ersten Infanteristen, die in Kehl einmarschierten, gehörten zum 6. marokkanischen Infanterie-Regiment (Régiment d'Infanterie Coloniale du Maroc). Am Nachmittag des 15. und am 16. April kamen hinzu das 23. Kolonial Infanterie Regiment (23. R.I.C.) mit dem 1. Algerischen Spahi-Regiment (Spahis Algériens mit leichten Panzern), dem 9. Kolonial Infanterie Regiment (9e Reg. d'Infanterie Coloniale) und Teilen der 4. marokkanischen Gebirgs-Division. Dem 23. Infanterie-Rgt. gehörten auch Elsässer und Lothringer der FFI an (Forces françaises de l'intérieur). – Frdl. Auskunft v. L. Ludes. Bestandteile der 2. Panzerdivision waren ebenfalls nordafrikanische Panzerjäger, Panzergrenadiere und Artilleristen. Die 1. französische Armee wurde seit 1940 in Nordafrika aufgestellt im Tschad, in Kamerun und Frz. Äquatorialafrika. Sie kämpfte unter Montgomery (Tunesien, Tripolis) und landete 1943 in Sizilien bzw. 1944 in der Provence. Die Kolonialtruppen entstanden nach Bildung des französischen Kolonialreichs in Algerien 1830, Tunesien 1881, Äquatorialafrika 1885 und Marokko 1911.
- 52 Das bes. Schicksal . . . 59.
- 53 Mitteilung v. L. Ludes.

- 54 de Lattre, Histoire . . . , 523–525.  
 55 BA-MA RH 20-19/294, 25.  
 56 Das bes. Schicksal . . . , 49, 60, 268.  
 57 Ebd. 62, 67, 83. Gegenüber dem Bahnhof, Ecke Hauptstraße/Straßburger Straße, fand sich eine 40–60 cm dicke Brandschicht im Boden dicht unter der Oberfläche (Baustelle Dresdner Bank, Juni 1995).  
 58 Die lange Bruck, 1989, 35–36.

### *Benutzte Archive und Quellen*

- Boeglin, Edouard: L'agenda de la libération, 1995.  
 Brandenberger, Erich: General der Panzertruppen, Studie: Schlußkampf der 19. Armee vom 1. April bis 5. Mai 1945. BA-MA B-745  
 Brandstädter, Oberst i.G.: Kurze Geschichte und Zusammenstellung der Kämpfe der 19. Armee. BA-MA RH 20-19/294  
 Encyclopédie d'Alsace  
 Ernst, Robert: Rechenschaftsbericht eines Elsässers, Berlin 1954  
 Essai sur la 19e Armée Allemande du 15 Août 1944 au 8 Février 1945 Armée Française Etat-Major 2e Bureau. BA-MA RH 20-19/281  
 Granier, Jacques: Et Leclerc prit Strasbourg, 1970  
 Grossholz, Heinz u.a.: Die Verhältnisse in den letzten Kriegsmonaten 1944/45 links und rechts des Rheines – Zeitzeugen berichten über ihre Erlebnisse vor 50 Jahren. Memprechtshofen 1995  
 Jacobsen, H.A.: 1939–1945, Der zweite Weltkrieg in Chronik und Dokumenten 1959  
 Huber, Heinz G.: Nussbach im Renchtal, 1995  
 Kettenacker, Lothar: National-sozialistische Volkstumspolitik im Elsaß, 1973  
 Lange Bruck, Die, Kehl, 1989  
 de Lattre, de Tassigny, J.: Histoire de la Première Armée Française Rhin et Danube, 1940  
 Lichtle, F., M. Herzberg: Batailles d'Alsace 1939–1945. 1988  
 Livet, Georges, F. Rapp: Histoire de Strasbourg des origines à nos jours. 1982  
 Peter, Friedrich: Kehl 1933–1945 Dokumentation. 1988  
 Peter, Friedrich: Der 2. Weltkrieg in einer oberrheinischen Region, 1989  
 Ponsing, Edmond: Strasbourg 1940–1944, Notes prises dans les Strassburger Neueste Nachrichten. Archives Municipales, Strasbourg 1992  
 Riedweg, E.: Strasbourg ville occupée 1939–1945. 1982  
 Rusch, Otto: Chronik der Stadt Kehl am Rhein. 1939  
 Schicksal, Das besondere S. der Stadt Kehl im Zusammenhang mit dem 2. Weltkrieg 1939/1945. 1967  
 Schramm, Percy Ernst: Die Niederlage 1945. 1962  
 Seeger: Gen. Lt. Kommandeur der Div. Nr. 405 v. 1.5.43–25.4.45. Bericht über die Tätigkeit der Division Nr. 405, Strassburg vom Sommer 1944 bis Frühjahr 1945. BA-MA C-027  
 Thies, Jochen u.a.: Südwestdeutschland Stunde Null 1979  
 Ueberschär, Gerd R.: Freiburg im Luftkrieg 1939–1945. 1990  
 Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg (BA-MA)  
 Erzbischöfliches Diözesanarchiv, Freiburg  
 Generallandesarchiv, Karlsruhe (GLA)  
 Institut für Zeitgeschichte, München  
 Landeskirchenarchiv, Karlsruhe  
 Zentralbibliothek Zürich

# Die militärische Besetzung der Ortenau im April 1945

nach den Meldungen und Kriegstagebüchern der beteiligten deutschen Einheiten

*Franz X. Vollmer*

Die militärische Gesamtlage des „Dritten Reiches“ war Anfang April 1945 ohne jede Aussicht. Längst hatte die Wehrmacht das „Gesetz des Handelns“ endgültig verloren. Ohne auf die politischen und psychischen Aspekte und auf die Frage der notwendigen Ressourcen einzugehen, sei hier nur auf die militärische Lage der unsere Fragestellung betreffenden Teilfront am Rhein gegen die Westalliierten knapp eingegangen: Am 7. März 1945 war den Amerikanern der Rheinübergang von Remagen, am 24. März 1945 den Engländern der bei Wesel gelungen; beide stießen weit nach Osten vor, kesselten 21 deutsche Divisionen im Ruhrgebiet ein. Am 14. April wurde dieser Ruhrkessel in zwei Teile gespalten, am 18. April kapitulierte seine Reste. Hatte im Osten schon die Januaroffensive der Russen u.a. das oberschlesische Industriegebiet erobert, so fiel mit der Ruhr die andere „Waffenschmiede“ des Reiches. Die Stoßkeile der Westalliierten reichten Anfang April schon weit nach Osten, sie trieben einen Keil zwischen Nord- und Süddeutschland und kamen jeden Tag näher an die bereits an der Oder stehenden Russen heran, die ihrerseits zum entscheidenden Stoß auf die Reichshauptstadt Berlin ansetzten.

Wie sah die militärische Lage in Süddeutschland selbst aus? Auch hier war südlich von Mainz bei Oppenheim der 7. US-Armee am 23. März 1945 der Rheinübergang gelungen. Obwohl ihr Hauptstoß rasch mainaufwärts in die Räume von Schweinfurt – Nürnberg – Bayreuth führte, hatten amerikanische Verbände auch nach Süden Raum gewonnen. Schon am 26. März erreichten sie die Nordwestecke von Baden. Aber insgesamt war die deutsche Südwestecke für die amerikanische Strategie und auch Politik von untergeordnetem Interesse.

Um so stärker drängten Politik und Kriegsführung des erst vor wenigen Monaten von der deutschen Okkupation befreiten „gaullistischen“ Frankreich in dieses Gebiet. Für de Gaulle galt es, für Frankreich hier im Südwesten des im Todeskampf liegenden „Dritten Reiches“ einen seiner Tradition, seinem Prestige- und jetzt erneuerten Großmachtanspruch gebührenden Platz zu sichern. Um in der zukünftigen internationalen Politik mitzusprechen zu können, sollte Frankreich sich hier „Pfänder“ in Form größerer Gebietsanteile, womöglich mit Großstädten wie Stuttgart und Karlsruhe in

aktiver Kriegsteilnahme erobern. So gingen schon am 31. März 1945 die französische 3. Algerische Infanteriedivision bei Speyer und die 2. Marokkanische Infanteriedivision nördlich Germersheim über den Rhein nach Nordbaden, gefolgt am 2. April 1945 östlich von Leimersheim von der 9. Kolonialen Infanteriedivision. Am 2. April nahmen diese Verbände bereits Bruchsal, am 4. April Karlsruhe ein. Ihr Operationsbereich erstreckte sich fortan von Heilbronn über Besigheim, Pforzheim bis in den Raum südlich von Karlsruhe und von da die Rheinfront entlang bis zur Schweizer Grenze bei Basel.

Wer stand ihnen auf deutscher Seite gegenüber? Es war auf der gesamten Länge des französischen Frontabschnittes die 19. deutsche Armee, die seit dem 26. August 1943 in Südfrankreich gestanden und 1944 dann den Rückzug durch das Rhonetal an den Oberrhein bewältigt hatte und nun seit dem 26. März 1945 von dem General der Panzertruppen Erich Brandenberger befehligt wurde. Seit Anfang April war dieses Armeekommando (= fortan: AOK) 19 nicht mehr der Heeresgruppe G, sondern unmittelbar dem Oberbefehlshaber (= fortan: OB) West, Generalfeldmarschall Kesselring, unterstellt. Der Gefechtsstand des AOK 19 war seit dem 9. April in Jungingen, südostw. Hechingen. Der Schwerpunkt des Verteidigungsauftrages schien am Nordflügel der Armee zu liegen, wo ein Stoß auf das durch seine Kriegsindustrie wichtige und als Großstadt für Frankreich politisch interessante Stuttgart bevorzuzustehen schien. Hier standen entlang von Neckar und Enz zwei Armeekorps (fortan: AK): das LXXX. AK mit Gefechtsstand in Neckarems und das LXIV. AK mit Gefechtsstand in Enzklösterle. Neben diesen beiden AKs unterstanden der 19. Armee das XVIII. SS-AK, das westlich von Pforzheim über den sogenannten Ettlinger Riegel den Abschnitt bis zum Oberrhein und diesen entlang nach Süden bis zur Schweizer Grenze, die Westwallinie der „Rheinfront“ zu verteidigen hatte.

Im April 1945 unterstanden diesem XVIII. SS-AK im Nordschwarzwald die 106. Infanterie-Division (= fortan: ID), westlich anschließend die Division Nr. 405, die schließlich in Kampfgruppe 719. ID umbenannt wurde, und westlich davon in der Rheinebene die Division Nr. 805 – die spätere Kampfgruppe VGD 352 –, an die sich der Rheinfront entlang noch die Kampfgruppe 89. ID anschloß.

Alle diese Einheiten haben täglich Morgen- und Abendmeldungen und wenn nötig, auch Zwischenmeldungen über die Ereignisse und die Lage an ihrem Abschnitt an die vorgesetzte Befehlsstelle geschickt. So liefen die Meldungen der Divisionen bei ihrem Armeekorps zusammen, das sie zu seiner Meldung an die vorgesetzte 19. Armee formulierte. Die Armee wie-

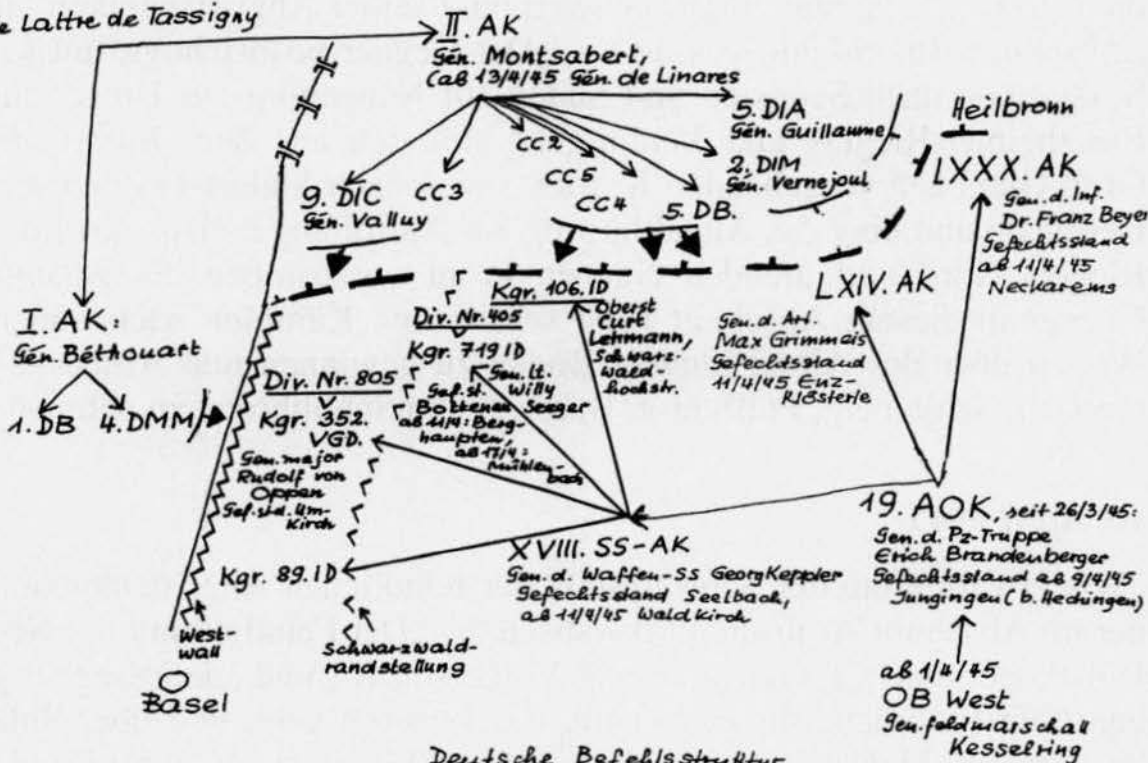


derum gab das, was ihr wichtig erschien, an den Oberbefehlshaber West weiter, und dieser leitete seine eigene Meldung an das OKW, das das Wichtigste der eingelaufenen Meldungen zu dem am nächsten Mittag veröffentlichten Wehrmachtsbericht zusammenfaßte. Weiter haben die einzelnen Einheiten jeweils ein Kriegstagebuch geführt, in dem jeden Tag die angefallenen Ereignisse, die abends gehaltene „vordere Linie“ mit zugehörigen Lagekarten, sowie die erkennbaren feindlichen Tendenzen und die eigenen Ziele für den nächsten Tag festgehalten wurden. Während die Wehrmachtsberichte alle erhalten und auch publiziert sind, haben am Kriegsende einige Einheiten ihr Aktenmaterial zu vernichten versucht. So liegen z.B. für das XVIII. SS-AK keine Akten vor, dagegen für das AOK 19 das Kriegstagebuch bis einschließlich 17. April, dazu die Lagekarten und die eingegangenen Meldungen, dabei auch die des unterstellten XVIII. SS-AKs bis zum 19. April. Für die Zeit vom 9. bis zum 17. April 1945 bildet so dieses Kriegstagebuch des AOK 19 mit seinen Anlagen die Grundlage für die folgende Darstellung. Alle Zitate dieses Zeitraums sind ihm entnommen. Für die Tage nach dem 19. April mußten ersatzweise die Wehrmachtsberichte und der Bericht des Generalleutnants Seeger, des Kommandeurs der Division Nr. 405, an die Stelle des fehlenden Kriegstagebuches treten.

Französische Befehlsstruktur

1. AOK

Gén. de Lattre de Tassigny



Die Sicht dieser Militärquellen ist natürlich die des Soldaten, und zwar des bis zum Ende „Haltung“ bewahrenden und seine „soldatische Pflicht“ erfüllenden Offiziers. Selbständige politische Reflexionen und Verständnis für die Sorgen der Zivilbevölkerung, auch eine Infragestellung der Sinnhaftigkeit des Verhaltens überhaupt können billigerweise nicht erwartet werden. Trotzdem sind die hier im folgenden gebotenen Quellen von hohem Wert für die Geschichte der Ortenau: Sie demonstrieren, mit welchen Problemen und begrenzten Möglichkeiten die Reste der Wehrmacht im April 1945 ihren Verteidigungsauftrag zu erfüllen versuchten und wie die deutschen militärischen Verantwortlichen das Kriegsende am Oberrhein in ihren Niederschriften registrierten. Für die vom Geschehen berührten und in den Meldungen genannten Orte sind sie von dokumentarischem Wert, der allerdings der Ergänzung und kritischen Überprüfung durch die Aussagen von Zeitzeugen bedarf.

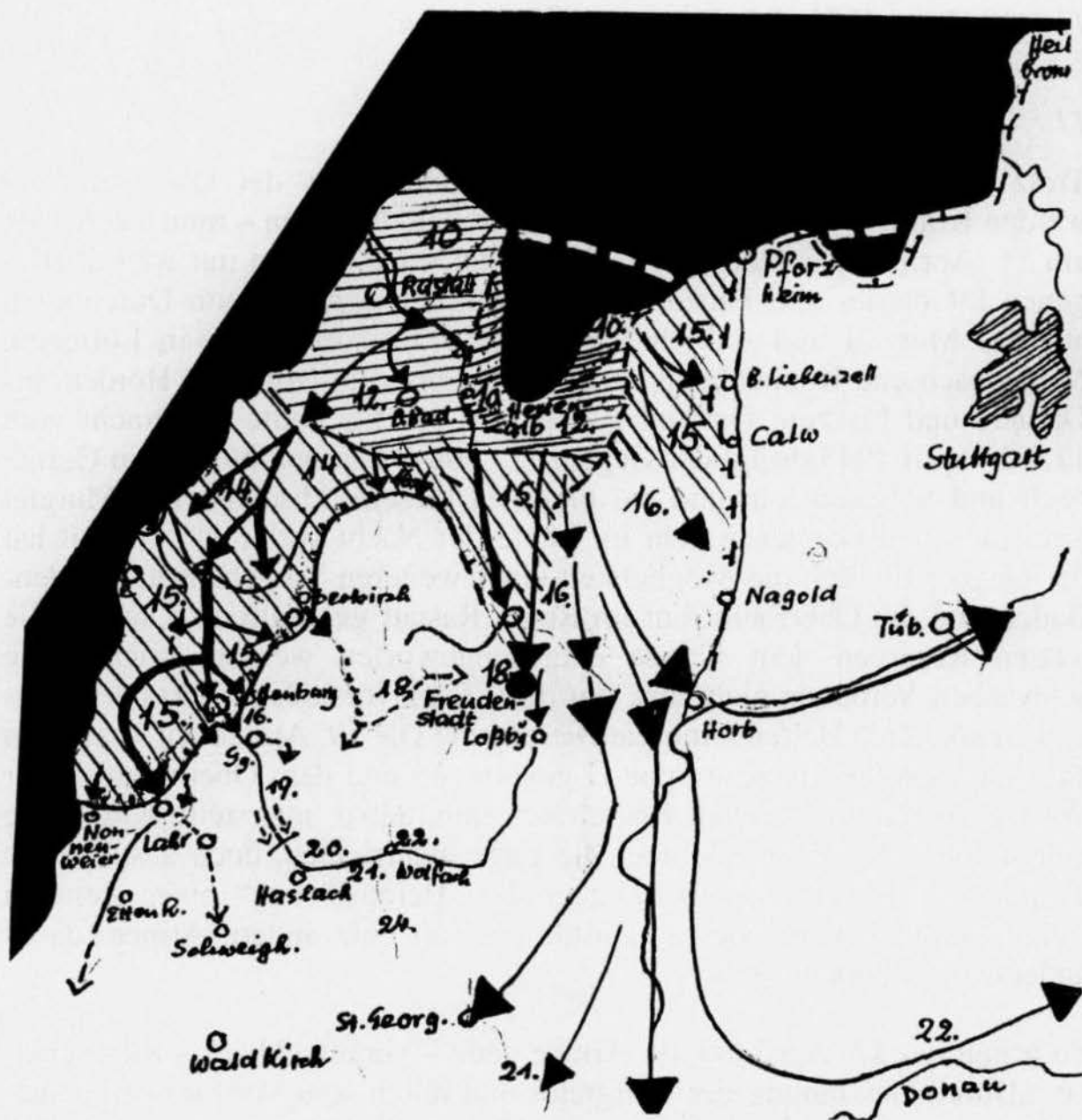
*Der französische Durchbruch im Raum Herrenalb:  
Der Endkampf erreicht Mittelbaden*

*9. April 1945*

„Während der Gegner im Raum Pforzheim und gegen den Ettlinger Riegel Nord infolge der am Vortage erlittenen hohen Verluste und des Abwehrerfolges der im Ettlinger-Riegel eingesetzten Truppenteile seine Angriffe nicht fortsetzt, verlegt er den Schwerpunkt seiner Angriffstätigkeit“ in den „Abschnitt Birkenfeld-Spessart“. – „Der Gegner beabsichtigt, mit je einer Stoßgruppe nach Südosten und Süden auf Neuenbürg zur Umgehung des Pforzheimer-Riegels und Vereinigung mit den aus dem Einbruchsraum Groß-Glattbach vorgehenden Kräften sowie nach Südwesten und westlich Herrenalb und über das Albtal hinweg zur Aufrollung entlang des Ettlinger-Riegels Nord verlaufenden eigenen Front vorzustoßen. Es gelang dem Gegner in diesem Abschnitt nach sehr harten Kämpfen nach Süden und Westen über das Albtal hinweg Boden zu gewinnen und Arnbach, Feldrennach, Schielberg, Pfaffenrot, Burbach und Schöllbronn zu nehmen.“

*10. April 1945*

„Wie erwartet, lag der Schwerpunkt der feindlichen Angriffstätigkeit wieder im Abschnitt Arnbach-Völkersbach.“ – „Der Feind nimmt . . . Neusatz, Dobel, Bernbach, Freiolsheim und Völkersbach“, und „dem Gegner gelingen tiefe Einbrüche bis Herrenalb, das verloren geht, und über Sulzbach bis ostwärts Malsch“. – „Mit diesen Angriffen zeichnet sich klar die Ab-



Die französischen Vorstöße in der Zeit vom 10. bis zum 20. April 1945

sicht des Gegners ab, weiter nach Südwesten auf das Murgtal vorzustoßen und die Oberrheinfront im Raum Rastatt von rückwärts her zu Fall zu bringen.“ Um „eine weitere Ausweitung des Feindeinbruchs aus dem Raum Herrenalbb zu verhindern“, sollen deutsche Kräfte „aus der Oberrheinfront nördlich Rastatt herausgelöst“ und „beschleunigt im Abweherschwerpunkt Herrenalbb zum Einsatz“ gebracht werden. „Dabei muß in Kauf genommen werden, daß der Gegner die Schwächung der Oberrheinfront ausnutzt, um aus dem Raum südlich Karlsruhe weiter nach Süden in die Rheinebene vorzustoßen.“

## *11.–19. April 1945: Die Fronttage der Ortenau*

### *11./12. April 1945*

Trotz sofortiger deutscher Gegenmaßnahmen – aus der Oberrheinfront werden Kräfte in den Einbruchsraum Herrenalb befohlen – muß die Armee am 11. April feststellen: „Der Gegner setzt seine starken mit weit überlegenen Infanterie- und Panzerkräften geführten Angriffe zum Durchbruch auf das Murgtal und südlich Rastatt fort.“ Er „dringt . . . in Loffenau, Michelbach und Kuppenheim ein und stößt bis zum Nordrand Hörden, bis Ottenau und bis zum Ostrand Rastatt vor . . . Im Laufe der Nacht vom 11./12. April 1945 dringt der Gegner . . . von Osten und Norden in Gernsbach und Scheuern ein und hat damit in diesem Abschnitt das Murgtal erreicht. Auch Gaggenau geht im Laufe der Nacht verloren“. „Damit hat der Gegner für sich die Möglichkeit eines weiteren Vorgehens auf Baden-Baden und die Oberrheinfront im Raum Rastatt geschaffen.“ Obwohl die letzten Reserven dem Feinde entgegengeworfen werden, reichen die schwachen Verbände nicht aus, um den „Feindvorstößen wirksam begegnen zu können“. Helfen Umorganisierungen? Die 19. Armee wird noch am 11. April aus der Heeresgruppe G genommen und dem Oberbefehlshaber West, Generalfeldmarschall Kesselring, unmittelbar unterstellt. Kesselring läßt sich an Ort und Stelle über die Lage unterrichten, doch anstatt neue Truppen zu versprechen, befiehlt er die „Herauslösung“ einer weiteren Infanteriedivision und deren „Zuführung“ an eine andere Armee, da es anderswo noch mehr brennt.

So bringt der 12. April der 19. Armee neue – voraussehbare – Rückschläge: „Durch Gewinnung des Murgtales und durch sein Vordringen bis ostwärts Rastatt hat sich der Gegner am Vortage die Ausgangsstellungen für einen Stoß nach Süden in Richtung Freudenstadt und nach Südwesten in die Rheinebene geschaffen. Die Kampfkraft der Einheiten der 106. ID ist durch die Kämpfe der letzten Tage so abgesunken, daß der Aufbau einer zusammenhängenden Abwehrfront in diesem Abschnitt nicht mehr möglich war, sondern nur eine stützpunktartige Besetzung an den Hauptstraßenzügen vorgenommen werden konnte. Der Taktik des Gegners, unter Ausnutzung seiner großen zahlenmäßigen Überlegenheit die eigenen Stützpunkte durch die Berge zu umgehen und dann mit Panzern frontal und mit der durchgesickerten Infanterie von rückwärts anzugreifen, kann mit den zur Verfügung stehenden Kräften nicht wirksam begegnet werden. Der Gegner stößt mit starken Infanterie- und Panzerkräften weiter nach Süden vor und nimmt . . . Försterei Kaltenbronn.“

„Im Murgtal dringt der Gegner mit einem Bataillon und 8 bis 10 Panzern

auf Hilpertsau und Wegegabel 2 km ostwärts Lichtental vor . . . Von Ebersteinburg aus und von Haueneberstein über Baden-Oos gelingt es dem Feind in Bataillonstärke mit 10 bis 15 Panzern im Laufe des Tages in Baden-Baden einzudringen und den Ort zu nehmen. Aus dem Raum südlich Baden-Oos stößt der Feind mit Panzern über Sinzheim nach Süden vor und erzielt so einen tiefen Einbruch in die Front der 106. ID.“ Folglich muß „auch die vordere Linie in der Rheinebene auf die Linie Schwarzach–Steinbach zurückgenommen werden“, d.h. die Westwallbunkerlinie am Rheine bis Schwarzach aufgegeben werden, um den dort stationierten Einheiten das Schicksal des Eingeschlossenwerdens zu ersparen. Rastatt dagegen, das offiziell zum Ortsstützpunkt erklärt worden ist, der auf jeden Fall zu verteidigen ist, hält sich noch: „Die Besatzung von Rastatt leistet den konzentrischen Feindangriffen in erbitterten Häuserkämpfen hartnäckigen Widerstand und kann trotz der zweifelhaften Haltung der Zivilbevölkerung und des teilweisen Versagens des Volkssturms den inneren Verteidigungsring der Stadt halten.“ Diese Verteidigung des Stadtkerns von Rastatt kann den französischen Vormarsch aber nicht wesentlich aufhalten, „bedeutet (doch) der Feindeinbruch über Sinzheim nach Süden eine große Gefahr für die . . . Oberrheinfront in der Rheinebene“.

Zwischen der noch gehaltenen Wegegabel östlich von Lichtental bis Schwarzach soll zwar in Eile eine neue Sperrlinie aufgebaut werden, aber „mit Rücksicht auf die Lage an den anderen Fronten“ muß die Armee eine weitere Division abgeben, da auf den Hauptkriegsschauplätzen die Situation immer dramatischer wird. Dabei bestehen die eigenen Divisionen größtenteils nur noch auf dem Papier, da sie „durch die harten Abwehrkämpfe so mitgenommen (sind), daß sie nur noch als Kampfgruppen anzusprechen sind.“ „Mit den zur Verfügung stehenden Kräften“ sei „der neue Aufbau einer Hauptkampflinie . . . und Verhinderung tiefer Feindeinbrüche nicht mehr sicherzustellen“, heißt es am Abend des 12. April.

*13. April 1945*

Während im Osten französische Truppen „aus dem Raum Kaltenbronn“ in Richtung obere Enz vordringen und im Murgtal Langenbrand einnehmen, liegt westlich des Schwarzwaldes der Schwerpunkt der Angriffe in der Rheinebene. „Es gelingt dem Gegner mit starken Panzerkeilen die eigene schwache Abriegelungsfront zwischen Steinbach und Schwarzach an mehreren Stellen zu durchbrechen und mit etwa 50 Panzern und gepanzerten Fahrzeugen sowie motorisierter Infanterie bis zur Linie Gamshurst–Memprechtshofen vorzudringen. Steinbach, Bühl und Ottersweier am Rande des Schwarzwaldes werden gehalten . . . Mit diesen von starken Panzer-

kräften unterstützten Vorstößen in die Rheinebene zeichnet sich eine ernste Bedrohung der gesamten Oberrheinfront ab. Es greifen in diesem Abschnitt die 9. Kolonialdivision, unterstützt von einer französischen Panzerabteilung an. Mit Heranziehung einer weiteren Panzerabteilung aus dem Raum Baden-Baden muß gerechnet werden. Diesen Kräften kann das XVIII. SS-AK unter äußerster Schwächung der Oberrheinfront nur die dort eingesetzten Volkssturm- und Zollgrenzschutzabtl. entgegenwerfen, auch der Armee stehen weitere Reserven für diesen Abschnitt nicht mehr zur Verfügung. Es muß deshalb mit weiteren tiefen Einbrüchen des Gegners in die Nordfront in der Rheinebene gerechnet werden.“

Am Abend des 13. April verläuft die „vordere Linie“ des XVIII. SS-Armeekorps, dem heute auch die nun im Nordschwarzwald operierende 106. ID unterstellt worden ist (Gefechtsstand Bühlertal), von Bermersbach – „Steinberg–Iberst – Neuweier – Westrand Müllenbach – West- und Südrand Bühl – Nordrand Ottersweier – Nordrand Sasbachried – Nordrand Großweier – Nordrand Gamshurst – Nordrand Membrechtshofen – Nordrand Helmlingen.“

*14. April 1945*

Die 106. ID kann an der Schwarzwaldhochstraße die Feindangriffe „im wesentlichen“ abweisen. „Es gelang jedoch dem Feind durch Nebentäler nach Süden Boden zu gewinnen. Hierbei unterstützte die eigene Zivilbevölkerung das Vorgehen des Feindes durch Wegräumen von Sperren und Einweisung in Umgehungswege.“

„In der Rheinebene tritt der Gegner . . . erneut zum Angriff mit starken Panzerkräften an und durchbricht die eigene besonders infanteristisch schwache Verteidigungsfront an mehreren Stellen. Der in diesem Abschnitt angreifenden 9. Kol. Division, die von zwei Panzer-Kampfgruppen der 1. französ. Panzerdivision unterstützt wird, leistet die eigene in der Masse aus Volkssturmeinheiten bestehende Truppe nicht den erwarteten harten Widerstand.

Durch bataillonstarke Angriffe mit Panzerunterstützung geht Bühl am Vormittag verloren. Aus dem Raum Gamshurst stoßen zwei feindliche Panzergruppen mit je etwa 10 Panzern über Wagshurst und über Önsbach auf Renchen an und nehmen den Ort. Weitere Vorstöße des Gegners mit Panzerunterstützung richten sich gegen Rheinbischofsheim und Diersheim. Es gelingt, die Feindvorstöße zunächst in der Linie Erlach–Leutesheim aufzufangen.“

In der Nacht zum 15. April versucht das XVIII. SS-AK eine neue Widerstandslinie Erlach – Legelshurst – Bodersweier „vorzubereiten“, gleichzeitig werden „Artillerie-Schwerpunkte in den Taleingängen des Schwarzwaldes südostwärts Achern bei Oberkirch und südostwärts Offenburg“ gebildet. Aber: „Die für die Besetzung des Riegels und der Schwarzwaldrandstellung zur Verfügung stehenden Kräfte bestehen fast ausschließlich aus Volkssturmeinheiten, Zollgrenzschutzabtl. und Alarmeinheiten, deren Kampfkraft nur als gering angesprochen werden kann.“

Die „vordere Linie“ verläuft am Abend des 14. April am Südrand des Schwarzenbachstaubeckens – „Kurhaus Bärenstein (6,5 km östl. Neusatz) – Schafhof (3,5 km östl. Neusatz) – Straßengabel (1 km östl. Neusatz) – Ostrand Sasbach – Nordwestrand Achern – Westrand Oberachern – Ostrand Mösbach – Südrand Erlach – von hier in allgemeiner Richtung bis Nordrand Kehl (im Aufbau)“.

Aber noch am gleichen Abend kommt diese Linie erneut in Bewegung: Mit 14 Panzern stoßen die Franzosen 19.40–20.15 Uhr von Zierolshofen nach Legelshurst und Sand vor und dringen von Westen in Appenweier ein. Diersheim wird bereits um 18.00 Uhr „feindbesetzt“. Weiter: „Mit 6 Booten nordwestl. Leutesheim über den Rhein gesetzter Feind wurde sofort von eigenen Gegenstoßreserven angegriffen. Genaue Meldung steht“ – morgens 5.00 Uhr des 15. April – „noch aus“.

### *15. April 1945:*

Während an den Frontabschnitten südlich Pforzheim die Franzosen nach Osten gegen Bad Liebenzell und Calw und aus dem Raum Enzklösterle bis Klosterreichenbach und Altensteig vorstoßen und dort die Absicht eines „Durchbruchs“ nach Süden und Südosten sich „immer deutlicher“ abzeichnet, kann im Bereich des XVIII. SS-AKs die 106. ID den an der Schwarzwaldhochstraße ebenfalls nach Süden drückenden Gegner im wesentlichen abwehren, so daß dieser hier „nur an einzelnen Stellen geringen Bodengewinn“ erzielt.

Auch die Schwarzwaldrandstellung an den westlichen Taleingängen kann gegen die Angriffe der 9. Kolon. Div. und der 2. C.C. einigermaßen gehalten werden, wenn auch Sasbachwalden verloren geht und westlich Kappelrodeck die Front nur durch einen Gegenangriff wiederhergestellt werden kann.

Entscheidender aber ist das, was sich am 15. April in der Rheinebene weiterentwickelt. Hier stoßen die Franzosen „nach Wegnahme von Appen-

weier und Sand“ weiter vor: Die Zwischenmeldung der 19. Armee von 11.00 Uhr an Generalfeldmarschall Kesselring als den OB West meldete: „Feindvorstoß mit etwa 15 Panzern von Sand gegen Griesheim und Bühl. Es gelang dem Feind, die Orte nach heftigen Kämpfen zu nehmen und in gleichzeitigem Vorstoß von Sand nach Westen Willstätt trotz Sprengung der Kanalbrücke zu besetzen. Trotz Sprengung der Kanalbrücke westl. Bühl konnte Gegner mit etwa weiteren 10 Panzern (vermutlich durch eine Furt) Weier nehmen. Z.Zt. Feindvorgehen aus Sand gegen Windschläg und von Bühl gegen Waltersweier. Feind führt aus Sand über Griesheim Verstärkung nach (etwa 40 Fahrzeuge, darunter gepanzerte Fahrzeuge).“

Die Zwischenmeldungen des XVIII. SS-AKs von 12.50 Uhr und der Armee von 15.00 Uhr liefern die genauen Uhrzeiten des französischen Vorgehens nach:

10.15–11.20 Uhr 15 Panzer aus Sand nach Griesheim und Bühl,

9.15–11.20 Uhr Stoß aus Sand nach Griesheim mit 40 Fahrzeugen (dabei gepanzerte Fahrzeuge),

gegen 10.00 Uhr Stoß aus Griesheim nach Bühl (11.10 Uhr),

11.20 Uhr 10 Feindpanzer über Bühl nach Weier,

11.20 Uhr Kinzig zw. Bühl u. Weier mit 6 Panzern in Richtung Hohnhurst überschritten,

gegen 11.00 Uhr Willstätt feindbesetzt.

Undatiert: Flankenstoß aus Sand gegen Windschläg,

11.20 Uhr 10 Feindpanzer aus Bühl mit Stoßrichtung Waltersweier.

Und weiter noch am gleichen 15. April: „Im weiteren Vorstoß mit 2 starken Panzergruppen von Norden und Nordwesten konnte Gegner in Zell und Offenburg eindringen.“ Dabei wurde angeblich „Offenburg . . . von Landeschützen- und Volkssturmeinheiten gegen überlegene Feindkräfte zäh verteidigt. Eigene Kräfte halten noch im Südteil der Stadt.“ Ja, es sollte wenige Stunden später noch besser kommen: „In der Rheinebene stieß Feind zwischen 18.00 und 20.00 Uhr mit starken Panzer- und Mot.-Kräften (ca. 30 Panzer und 60 Mannschaftstransportwagen) über Dundenheim-Kürzell in den Raum nördlich Lahr, wo Feindstoß am Lahrer Riegel zum Stehen kam und feindl. Panzerspitzen durch zusammengefaßtes Artilleriefeuer zum Abdrehen nach Norden gezwungen wurden. Hugsweier stark feindbesetzt. Zwischen 18.00 und 20.00 Uhr feindl. schwache Panzerspitzen in Kippenheim (? wohl Ichenheim gemeint, d. Vfr.) und



Meißenheim. Während der Nacht keine besonderen Kampfhandlungen mehr.“

Damit war die Rheinfront des Westwalls bis auf die Höhe von Nonnenweier und die Rheinebene bis zum Lahr-Riegel verloren. „Um weitere Vorstöße des Gegners aus der Rheinebene gegen die Schwarzwaldrandstellung und nach Süden abzuwehren, hat das XVIII. SS-AK in der Schwarzwaldrandstellung und in der Linie Lahr–Nonnenweier eine Abwehrfront aufgebaut.“ Für den 16. April konnte wiederum nur „Verteidigung“ die Planung sein. Letztlich entscheidend für das Schicksal der Truppen in Schwarzwald und Rheinebene war aber weniger der bestenfalls zu erzielende Abwehrerfolg gegen zu erwartende Angriffe an der eigenen Front als vielmehr die Entwicklung des französischen Angriffs östlich des Schwarzwaldes, wo das Kampfgeschehen an diesem Tage den Raum Besenfeld–Nagold erreicht hatte und sich Freudenstadt immer eindeutiger als nächstes Angriffsziel herauschälte.

#### *16. April 1945*

Östlich des Schwarzwaldes versuchen deutsche Truppen die entstandenen Frontlücken zu schließen und rückwärts eine neue zusammenhängende Verteidigungslinie aufzubauen. So heißt es z.B. in der um 12.00 Uhr an den OB West, Gen. Feldmarschall Kesselring, abgegangenen Zwischenmeldung des AOK 19 „Aufbau einer neuen Verteidigungsfront in der Linie Erzgrube – südl. Igelsberg – Klosterreichenbach . . . im Gange.“ Auch an der Schwarzwaldhochstraße, wo die Kampfgruppe 106. ID steht, ist um 14 Uhr „Lage . . . rechts und Mitte unverändert“. Aber das XVIII. SS-AK muß um 16.30 Uhr doch auch melden: „Gegner konnte in Brandmatt in Kompaniestärke mit 2 Panzern eindringen.“

Schwerpunkt des feindlichen Vorgehens ist heute aber die Schwarzwaldrandstellung und die Rheinebene. Um 12.00 Uhr meldet das AOK 19 an den OB West: „Feindangriffe mit Panzerunterstützung von Norden gegen Ortenberg und Zunsweier (s. Offenburg) wurden abgewiesen.“ Und um 16.00 Uhr wird an Generalfeldmarschall Kesselring gemeldet: „In den Mittagsstunden trat der Gegner in der Rheinebene aus Nußbach gegen Herztal und aus Offenburg gegen Ortenberg mit Panzerunterstützung zum Angriff an. Kämpfe sind noch im Gange. Feindl. Aufklärungsvorstöße in je Kompaniestärke mit Panzerunterstützung aus Hugsweier gegen Dinglingen und aus Allmannsweier gegen Nonnenweier blieben im zusammengefaßten Artilleriefeuer liegen. In den Mittagsstunden griff der Gegner mit stärkeren Kräften an und konnte in den Nordteil des Ortes eindringen. Gegenstoß angesetzt, 2 Panzerspähwagen in Brand geschossen.“

Eine um 16.30 Uhr bei der Armee aufgenommene Zwischenmeldung des XVIII. SS-AKs von 15.00 Uhr meldet dann: „Nach anfänglichem Stop trat Gegner in der Rheinebene aus Nußbach und Offenburg nach Südosten gegen Herztal in Kompaniestärke und aus Offenburg gegen Ortenberg in Kompaniestärke mit 5 Panzern zum Angriff an und steht mit Spitzen zwischen Ortenberg und Ohlsbach. Elgersweier feindbesetzt. Kämpfe sind noch im Gange. Vor Lahrer Riegel bis 12.00 Uhr abwartendes Feindverhalten. 12.35 Uhr drang Feind in Zugstärke mit Panzerunterstützung über den Kanal aus Richtung Allmannsweier in den Nordteil von Nonnenweier ein, eigener Gegenstoß angesetzt. 2 Panzerspähwagen in Brand geschossen.“ Und die Tagesmeldung der 19. Armee fügt hinzu: „In den Abendstunden Feindvorstoß mit Panzerunterstützung aus Friesenheim bis Heiligenzell. Nonnenweier wurde im Gegenstoß wieder genommen.“ Dazu: „Es gelang ihm (dem Feind) Elgersweier, Hofweier, Oberschopfheim und Oberweier mit gepanzerten Kampftruppen zu nehmen. Aus Oberweier konnte Feind nach hartem Kampf im Gegenstoß geworfen werden. Gegen 16.30 Uhr ging der Ort jedoch nach schweren, wechselvollen Kämpfen wieder verloren. Ohlsbach (5 km südostw. Offenburg) wurde während des ganzen Tages gegen mehrfache Feindangriffe gehalten.“

Die Tagesmeldung des XVIII. SS-AKs von 21.00 Uhr liefert zu der Besetzung einige genaue Daten nach, so z.B.: „15.30 Uhr Hofweier von 3 Panzern, 2 Panzerspähwagen und 16 Mannschaftstransportwagen besetzt. 16.30 Uhr Oberschopfheim durch motorisierte Infanterie besetzt.“

Die Tagesmeldung des XVIII. SS-AKs beschreibt die am Abend des 16. April vom Korps gehaltene „vordere Linie“ im ortenauischen Raum so: „Kurhaus Hundseck – Höhe/Südl. Glashütte (Brandmatt ausschl.) – Sasbachwalden – Westrand Kappelrodeck – Verlauf der Schwarzwaldrandstellung – Ostrand Ebersweier – Schwarzwaldrandstellung – Südrand Ortenberg – Ostrand Hofweier – von da an nur stützpunktartige Besetzung, da V. Bad. Volkssturmbataillon weggelaufen (Hauptkampflinie im Aufbau begriffen) – Ostrand Oberschopfheim – Südrand Friesenheim – Lahr-Riegel bis Nordrand Nonnenweier“, bemerkt dazu ausdrücklich: „Desertation von 2 Zügen der 1. Kompanie des V. Bad. Volkssturmbataillons. Ermittlungen eingeleitet.“ Und: „Bürgermeister von Hofweier wurde von der Zivilbevölkerung gezwungen, mit den Franzosen zu verhandeln. Abschreckende Maßnahmen (Anzünden der Höfe der Schuldigen) sind eingeleitet. Einberufung des Standgerichtes erfolgte.“ – Offen zugegebene Auflösungserscheinungen, die auch durch lobende Formulierungen etwa des Fernschreibens der 19. Armee an den OB West: „Die in der Hauptsache aus Volkssturmeinheiten bestehende 405. ID errang . . . am heutigen Tage einen vollen Abwehrerfolg“, nicht mehr aus der Welt geschaffen werden können.

Das Kriegstagebuch der 19. Armee erkennt einigermaßen realistisch: „Mit Fortsetzung der Feindangriffe zur Öffnung der Schwarzwaldtäler und gegen den Lahr-Riegel muß gerechnet werden, da der Gegner auch dort starke Kräfte mit Panzern bereitstellt und erstmalig Artillerie vorgezogen hat.

Die Entwicklung der Lage am 16.4.45 läßt klar 2 Schwerpunkte der feindlichen Angriffstätigkeit erkennen. Einmal Vorstoß auf den Nagold-Abschnitt nach Osten und Südosten, wobei sich die endgültige Stoßrichtung des Feindes noch nicht klar übersehen läßt . . . möglich ist . . ., daß er seine Stoßrichtung im wesentlichen nach Süden richten wird, um . . . bis an die Schweizer Grenze durchzustößen und auf diese Weise die 19. Armee in zwei Teile zu teilen.“

*17. April 1945*

Während beim LXIV. Armeekorps, das den Raum östlich des Murgtales zu verteidigen hat, die Franzosen in den Raum Freudenstadt–Dornstetten vorgestoßen sind und dort und weiter ostwärts eine dramatische Lage entstanden ist, halten sich die deutschen Kräfte westlich des oberen Murgtales noch einigermaßen. „Die Reste des Festungsregiments 31, die z.Zt. noch nordwestlich Freudenstadt halten, werden dem XVIII. SS-Armeekorps zum Schutz der tiefen rechten Flanke der 106. ID unterstellt.“

Wie sieht die Lage im Schwarzwald westlich des Murgtales aus? „Bei XVIII. SS-Armeekorps gelingt der Aufbau einer zusammenhängenden Abwehrfront im Abschnitt der 106. ID in der allgemeinen Linie Baiersbronn–Ottenhöfen–Lautenbach, die gegen schwache Feindangriffe gehalten werden kann.“ Genauere Angaben bringen die um 21.50 Uhr durchgegebenen Tagesmeldungen des Armeekorps: „106. ID: Feindl. Stoßtrupps gegen Münstereck und Riesenköpfe. Bei zweitem Versuch konnte Feind die Nordostecke des Münsterecks nehmen. 14.00 Uhr griff Feind mit 2 Kompanien und 3 Panzern Ruhstein an und konnte einbrechen. Eigene Abriegelung 1 km südlich Ruhstein. 19.45 Uhr wird Feindvorstoß in Stärke von 2 Kompanien 1 km nördl. Gedächtnishaus unter besonders hohen Verlusten bei 2 feindl. Tragtierkompanien abgewiesen. Um Höhe 815 sind harte Kämpfe im Gange, Feindstärke dort unbekannt.“

Wie ist die Lage am 17. April westlich davon an der sogenannten Schwarzwaldrandstellung? Das AOK 19 faßt sie so zusammen: „Der Feind setzt seine Angriffe zur Öffnung der Schwarzwaldtäler fort und stößt nach Wegnahme von Oberkirch bis Lautenbach vor. Ohlsbach im Kinzigtal und Zunsweier gehen verloren. Feindangriffe aus Heiligenzell nach Süden werden abgewiesen.

Wenn auch am heutigen Tage (17. April) der Durchbruch des Gegners in die Rheintäler verhindert werden kann, so sind die Kräfte der Div. Nr. 405 durch die harten Kämpfe der letzten Tage so geschwächt, daß mit einem weiteren Vordringen des Feindes nach Südosten gerechnet werden muß.“

Ausführlicher geben die Tagesmeldungen des XVIII. SS-Armeekorps die Lage am westlichen Schwarzwaldrand wieder: „Hauptkampflinie . . . nur noch stützpunktartig infolge Kräftemangels besetzt. Feind ist im Begriff, aus der Rheinebene die Taleingänge bei Oberkirch und das Kinzigtal beiderseits der Taleingänge mit Schwerpunkt bei Kinzigtal zu öffnen. Feind konnte Oberkirch nach hartem Kampf nehmen, Kämpfe dort noch im Gange.“

Noch detaillierter die Lage bei der Div. Nr. 405, der späteren 719. ID: „Feind griff Oberkirch am Vormittag von Norden und Nordwesten an und drang in die Stadt ein. Von Zell-Weierbach und Fessenbach fühlte der Gegner weiter gegen das Gebirge vor. Landeschützenbataillon 406 hält Hohes Horn (3 km südöstl. Fessenbach). Von Ortenberg stieß Gegner gegen Ohlsbach vor. Zunsweier wurde von Süden und Südwesten genommen. Laufende Angriffe gegen die Höhennase ostw. Zunsweier und Bergrücken zwischen Zunsweier und Diersburg. 2 Panzerabschüsse.“

Von der Rheinebene selbst, dem sogenannten „Lahrriegel“, der von der Division Nr. 805 zu halten war, meldet das Kriegstagebuch der 19. Armee nur: „Feindangriffe aus Heiligenzell nach Süden werden abgewiesen“; ausführlicher die Tagesmeldungen des XVIII. SS-Armeekorps (21.50 Uhr): „Seit dem Vormittag greift Gegner in Kompaniestärke aus Richtung Heiligenzell mit Stoßrichtung Süden an. Angriff abgewiesen. Seit 13.00 Uhr mit 6 Panzern und 3 Kompanien Feindangriff auf Langenwinkel, eigene starke Sicherung hält noch Westteil von Langenwinkel. Starke feindl. Bereitstellung im Südteil des Ottenheimer Waldes und Fährbetrieb über den Rhein westl. Ottenheim.“

Die „vordere Linie“ am Abend des 17. April beschrieb das Armeekriegstagebuch im ortenauischen Bereich so: „Westrand Baiersbronn – Westrand Münstereck – Riesenköpfe – 1 km südl. Hotel Ruhstein – Höhe 815 – Nordrand Ottenhöfen – Südostrand Lautenbach – Westrand Durbach (?) – Hohes Horn – Westrand Ohlsbach – Westrand Berghaupten – Ostrand Diersburg – Ostrand Oberweier – Nordrand Burgheim – (Lahrriegel).“

Verlief die Front also an der Schwarzwaldhochstraße noch nördlich des Schliffkopfes und am Schwarzwaldwestrand noch im Westteil der Talein-

gänge, so waren inzwischen die östlich anschließenden deutschen Verbände weiter nach Süden über Freudenstadt auf Glatten, Loßburg und Horb zurückgedrängt worden. Die 19. Armee war dadurch in zwei Teile aufgespalten, und da in die entstandene Lücke keine ernstzunehmenden deutschen Kräfte herangeführt werden konnten, stand einem französischen Durchstoß bis zur Schweizer Grenze und damit der Abschneidung der noch im Schwarzwald und am Oberrhein stehenden deutschen Verbände nichts mehr im Wege, zumal diese auf höheren Befehl weiter sich an Ort und Stelle zu verteidigen suchten und somit den richtigen Moment für einen strategisch naheliegenden Rückzug verpassen mußten.

*18. April*

*Schwarzwaldfront:*

Die 106. ID, die noch am 17. April nördlich des Schliffkopfes die Stellung gehalten hatte, wies nun einen „kompaniestarken Angriff auf Kniebis gegen 14.00 Uhr“ ab; sie hatte also inzwischen sich auf den Kniebis zurückgezogen. Ja, „nach starker Granatwerferfeuvorbereitung gelang es Gegner, gegen 16.00 Uhr in Kniebis einzubrechen. Gegen 15.00 Uhr nach heftiger Granatwerferfeuvorbereitung Einbruch in Maisach. Gegen 16.00 Uhr Einbruch in Roßbühl.“

Damit hatten die bei Straßburg über den Rhein gesetzten französischen Einheiten ihren Durchmarsch durch das Renchtal vollendet, die Paßhöhen des Kniebis genommen und die Verbindung mit den von Norden nach Freudenstadt vorgestoßenen französischen Einheiten vollzogen. Somit war das ganze Renchtal am Abend des 18. April in französischer Hand.

*Schwarzwaldrandstellung:*

Im Kinzigtal stand noch immer die Division Nr. 405, die nun 719. ID hieß, bei Gengenbach und versuchte den französischen Vormarsch zu stoppen oder doch mindestens zu verzögern. Was ereignete sich bei ihr am 18. April? „14.30 Uhr feindl. Panzer, Stärke unbekannt, von Gengenbach in Richtung Südosten durch gutliegendes eigenes Artilleriefeuer zur Umkehr gezwungen. 16.40 Uhr 1 Feind-Regiment auf Marsch von Elgersweier nach Berghaupten beobachtet (5 km südöstl. Offenburg). Um 13.15 Uhr Gengenbach feindbesetzt.“

Und wie war die Lage am „Lahrriegel“ bei der 352. Volksgrenadierdivision? „Insges. 711 Schuß eig. Artilleriefeuer auf angreifenden Feind nördl. Lahr und Bereitstellungsräume nördl. Lahrer Riegel, dabei 1 feindl. Pan-

zerspähwagen abgeschossen. Lebhaft feindl. Jabetätigkeit über dem Divisionsabschnitt, dabei Bombenabwurf und Bordwaffen auf Orte im Raum Kaiserstuhl. Gegen 16.30 Uhr gelang es Gegner nach starker Artilleriefuehvorbereitung und heftiger eigener Gegenwehr mit stärkeren Teilen von Osten her in Lahr einzudringen. Aus Lahr in Richtung Kuhbach vorstoßender Feind gewann etwas Boden, nachdem eigener Gegenstoß aus Kuhbach heraus nach Anfangserfolgen im Feuer liegenblieb.“

Die Tagesmeldung des XVIII. SS-AKs von 22.10 Uhr des 18.4. faßte die Ereignisse zwischen Murgtal und Rhein so zusammen: „In den Vormittagsstunden verhielt sich der Feind verhältnismäßig ruhig. Erst gegen Mittag begann er mit Schwerpunkt gegen Gengenbach und Lahr, jeweils mit verstärktem Bataillon, unterstützt durch Panzer und Artillerie, anzugreifen. Bis 19.30 Uhr hat Feind dort nach schweren Kämpfen Gengenbach Südrand erreicht und konnte trotz mehrfacher eigener Gegenangriffe bis Südrand Lahr und Dinglingen vordringen. Bereitstellung mit 30 Panzer und 60 Kfz. wurden bei Langenwinkel und im Südteil des Ottenheimer Waldes beobachtet. Gegen die nur schwachen eigenen Kräfte gelang es dem Feind, im Angriff in Bataillonstärke mit 3 Panzern in Oppenau einzudringen. Aufklärungsvorstöße richteten sich gegen Maisach und Ibach.“

Wie beurteilte das Korps die weitere Entwicklung? „Feind wird seine Angriffe bei Gengenbach und Lahr fortsetzen, wobei noch unklar ist, ob er von Lahr mit Hauptstoß Richtung Osten zur Öffnung des Kinzigtales bei Biberach oder ob er von Lahr nach Süden zur Umgehung der westl. Dinglingen eingesetzten Teile den Lahrer Riegel weiter angreifen wird. Wahrscheinlich ist seine Absicht, im Kinzigtal weiter nach Südosten vorzustoßen. Diese Absicht scheint durch das Heranführen eines Regiments nach Berghaupten sich zu bestätigen.“

*19. April 1945:*

Die Franzosen entwickeln vor dem Bereich des 18. Korps zwei Schwerpunkte:

„1. Aus dem Raum Gengenbach beiderseits des Kinzigtales bis Biberach.“

„2. Aus dem Raum Lahr nach Südosten und Süden.“

Im Kinzigtal, wo die jetzige 719. ID (Gefechtsstand Mühlenbach) verteidigen sollte, stießen die Franzosen auf beiden Kinzigseiten nach Süden vor. Sie erreichten „ostwärts der Kinzig mit Panzer- und Inf.-Kräften gegen

17.00 Uhr über Bergach-Schönberg Bruch.“ Westlich der Kinzig gingen sie „in Bataillonstärke aus dem Raum Strohbach nach Süden vor“, drangen „in Fußbach ein“ und standen am Abend „mit Spitze 1 km nordwestlich Biberach“. Von Gengenbach aus ging ein weiterer französischer Vorstoß über den Raum Hochkopf in das obere Nordrachtal; er führte „zum Einbruch in Nordrach“. Vom Renchtal aus setzten sich französische Truppen in Richtung Harmersbachtal in Bewegung: „17.00 Uhr meldet Regiment 766 schwächerer Feindvorstoß aus Richtung Löcherberg über Löcherbergwasen nach Süden.“

Im Raum Lahr, wo die 352. Volksgrenadierdivision für die Verteidigung verantwortlich war, stieß der Gegner „in den Vormittagsstunden . . . aus Reichenbach nach Seelbach und aus Langenhard und über Omersbach nach Seelbach mit Panzer- und Infanteriekräften vor. Seelbach feindbesetzt. Restteile (des) Stammregiments 3 fingen Gegner südlich Wittelbach, durch Flakartillerie wirksam unterstützt, auf. Gegner konnte im Verlauf des Nachmittags“ die deutschen Truppen „bis auf Schuttertal zurückdrücken“, das dabei verloren gegangen sein muß, denn nach den Abendmeldungen verlief die „vordere Linie“ des Armeekorps hier am „Südrand Schuttertal“. Als dies das Korps um 22.15 Uhr an die 19. Armee meldete, war bereits eine neue Lage eingetreten: „Seit 20.45 Uhr Schweighausen feindbesetzt“, lautete hier die 5.05 Uhr durchgegebene Morgenmeldung des 18. Armeekorps vom 20. April. Weiter: „Ab 23.45 Uhr greift Gegner mit stärkeren Infanteriekräften mit Panzerunterstützung, von Norden her kommend, Streitberg westlich Schweighausen an. Eigene Kräfte sind dort sehr gering, da Teile in der Schwarzwaldrandstellung zwischen Sulz und Herbolzheim im Verlaufe der Kämpfe am 19.4.45 größtenteils abgeschnitten wurden.“

Wie aber hatte sich die Lage dort an der Schwarzwaldrandstellung und westlich davon in der Rheinebene, an diesem 19. April im einzelnen entwickelt? Das 18. Armeekorps meldet dazu: „11.30 Uhr Feindangriff bei Kippenheim mit zusammengefaßtem Artilleriefeuer zerschlagen.“ Jedoch: „Unter Umgehung von Kippenheim gelang es feindlichen Panzerkräften Orschweier, Altdorf und Ettenheim zu nehmen. Die französischen Truppen standen am Abend des 19. April „mit Spitze am Nordrand Herbolzheim. Einem weiteren gepanzerten Angriffskel gelang es bei Sulz die Hauptkampflinie zu durchstoßen, Schmieheim zu nehmen und bis Nordrand Wallburg vorzustößen.“

„In der Rheinebene stießen etwa 30 gepanzerte Fahrzeuge aus dem Raum Kappel über Rust nach Süden vor und erreichten Raum von Oberhausen. Gepanzerte Aufklärungsspitze wurde am Nordrand Kenzingen abgewiesen.“

Am Abend des 19. April gab das 18. Armeekorps als „vordere Linie“ an: „Klösterle (1 km südöstl. Bad Rippoldsau) – Großer Hundskopf – Hermersberg – Ostrand Norddrachtal – Südrand Biberach – Steinfirst – Südrand Schuttertal – Südrand Wallburg – Ostrand Ettenheim – Ostrand Herbolzheim – Ostrand Kenzingen – Nordrand Kaiserstuhl.“

Das 18. Armeekorps beurteilte am Abend des 19. April die weitere Entwicklung recht realistisch. Es rechnete „mit Fortsetzung der Angriffe, zum Teil auch in der Nacht. Voraussichtliche Angriffsziele des Gegners zunächst Riegel, dort auch stärkerer Panzereinsatz, Schweighausen, Haslach. Vorläufiges Hauptziel entweder Durchstoß durch Riegeler Riegel und Stoß aus Schweighausen auf Emmendingen, oder Bindung der am Riegeler Riegel eingesetzten Kräfte und Stoß auf Elzach.“

Damit hatten sich die Kampfhandlungen im Raum Schuttertal, Schwarzwaldrandstellung und Rheinebene praktisch aus der Ortenau bereits in den südlich anschließenden Breisgau verlagert.

#### *Die letzten Wehrmachtsmeldungen über das Kriegsgeschehen in der Ortenau*

Für die Tage nach dem 19. April gibt es weder das Kriegstagebuch der 19. Armee noch Meldungen der unterstellten Teile. Bleiben die weiter erscheinenden Wehrmachtsberichte. Aber am 19. April schweigt dieser sich über die neueste Entwicklung am Oberrhein völlig aus, – wohl weil anderswo die Ereignisse noch dramatischer und entscheidender waren. Am 20. April meldet der Wehrmachtsbericht aber dann wieder Geschehnisse des Südwestens: den Einbruch einer „starken feindl. Kampfgruppe in den Raum südöstlich Nagold“ und deren Vordringen bis an den Neckar bei Tübingen, Rottenburg und Horb und: „weiter westlich drängt der Gegner auf den Gebirgsstraßen des Schwarzwaldes, im Kinzigtal und in der Rhein-Ebene südwestlich Lahr nach Süden“, und schließlich am 22. April: „Auch im Schwarzwald und in der Rheinebene südwestlich Lahr dauern schwere Kämpfe mit den auf Rottweil und gegen den Kaiserstuhl vordringenden gaullistischen Verbänden an.“

Da angesichts der dramatischen Entwicklung auf den Hauptkriegsschauplätzen – der Kampf um die Reichshauptstadt Berlin war voll entbrannt – das Geschehen in der deutschen Südwestecke nur noch nachträglich und sozusagen beiläufig Erwähnung im Wehrmachtsbericht fand, nehmen wir den Bericht des Truppenkommandeurs zu Hilfe, in dessen Verantwortung die Verteidigung des Kinzigtales im April 1945 lag: Von Generalleutnant



Willy Seeger, dem Kommandeur der Division Nr. 405, die zuletzt zur „Kampfgruppe 719 ID“ umgetauft wurde, ist ein Bericht erhalten, der von ihm nachträglich in der Gefangenschaft niedergeschrieben wurde. Er ist ohne schriftliche Unterlagen verfaßt, ist deshalb in den Datumsangaben ungenau, ja z.T. nachweislich unrichtig und trotzdem eine wichtige Ergänzung zu den zeitgleich verfaßten Truppenberichten. Als Einsatzauftrag stellt Seeger heraus, „das Vorgehen des Feindes durch den Schwarzwald zu verzögern und möglichst noch intakte Einheiten durchzubringen, die sich im Allgäu mit der 24. Armee vereinigen sollen“. So gelang es bei der Verteidigung des Kinzigtales „unter dem Schutze von Nachtruppen . . . rechtzeitig durch Zerstörung von Kunstbauten das Vordringen feindlicher Panzer mit Erfolg zu verzögern“. In Offenburg selbst habe man eine Ausnahme gemacht und die dortige Eisenbahnlinie nicht zerstört, „um die Wasserversorgung der Stadt nicht zu gefährden“.

Was Seeger im einzelnen dann von den letzten Einsatztagen seiner Division berichtet, sei hier nur noch stichwortartig zusammengefaßt:

19. April: Die Division hält die Steinachlinie.  
Der Feind besetzt Zell und Biberach.
20. April: Feindangriffe bei Steinach.  
Division setzt sich auf die Linie Hausach–Haslach ab.
21. April: Der Feind hat – von Osten kommend – St. Georgen besetzt.  
Damit ist die Division durch neue Feindkräfte schon weit überflügelt.
22. April: Die Division versucht in einer gewaltigen Marschleistung, sich durch den Schwarzwald zurückzuziehen und zu einem Gegenstoß bei St. Georgen zu konzentrieren.
23. April: Da die französischen Truppen von Freudenstadt–Rottweil her bereits den Raum Villingen-Donaueschingen besetzt haben, versuchen die von Kinzigtal und Rheinebene in Eile herangeführten deutschen Kräfte einen Durchbruch nach Osten zu den dort vermuteten deutschen Hauptkräften. Für den Durchbruch werden Kampfgruppen gebildet. Seeger kommt mit seinen Leuten kämpfend bis Dürrheim und Geisingen, wird dann aber aufgerieben. Seeger wird – verwundet – am 29. April mit seinen letzten Leuten gefangen genommen.

## *Anmerkungen*

Sämtliche Zitate sind entnommen:

Bundesarchiv – Militärarchiv Freiburg:

RH 20 – 19/225: Kriegstagebuch AOK 19.

RH 20 – 19/228: Anlagen zu Kriegstagebuch AOK 19, Bd. 3 (11.–15.4.1945).

RH 20 – 19/229: Dass., Bd. 4 (16.–20.4.1945).

RH 20 – 19/223 K: Lagekarten, Bd. 4 (bis 16.4.1945).

(Da die Zitate unter dem jeweiligen Datum leicht auffindbar sind, wird auf einen Einzelnachweis verzichtet).

Gen. Lt. Seeger, Bericht über die Tätigkeit der Div. Nr. 405, Straßburg, vom Sommer 1944 bis Frühjahr 1945. = Bundesarchiv – Militärarchiv Freiburg, C-027.

Vgl. auch: RH 20 – 19/283: Gliederung der 19. Armee am Oberrhein, Okt. 1944 – April 1945.

RH 20 – 19/195: Stellungskarten bis 16. April 1945.

RH 20 – 19/200: Einsatzgliederung in der Schwarzwaldrandstellung bis 17.3.1945.

G. Cordes, Die militärische Besetzung von Baden-Württemberg 1945. = Historischer Atlas von Baden-Württemberg VII, 10: Karte und Erläuterungen.

H. Ehmer, Die Besetzung Badens im April 45. = Oberrhein. Studien 5/1980.

K. Klein, Hausach in den letzten Kriegswochen. = Die Ortenau 68/1988, S. 384–390.

H. Riedel, Ausweglos . . . ! Letzter Akt des Krieges im Schwarzwald, in der Ostbaar und an der oberen Donau Ende April 1945. 1975.

# Chronologie des Kriegsendes in der Ortenau – eine Dokumentation

## Einleitung

*Wolfgang M. Gall*

Die folgenden vier Beiträge der Fachgruppe für Zeitgeschichte dokumentieren das Kriegsende 1945 in der Ortenau. Die Autoren Karl Maier (Nördliche Ortenau und Renchtal), Wolfgang M. Gall (Offenburg und Umgebung), Matthias Reininger (Kinzigtal) und Jürgen Stude (Südliche Ortenau) haben sich zum Ziel gesetzt, zum 50. Jahrestages des Kriegsendes eine Übersicht zu den lokalen Geschehnissen zu geben. Auf Anregung von Heinz G. Huber griffen die Autoren auf eine Sammlung von Berichten katholischer Pfarrer zurück, die nach Dekanaten geordnet, im Erzbischöflichen Archiv Freiburg überliefert sind. Die Berichte stammen aus den Jahren 1945 bis 1947. Hintergrund war ein Runderlaß der Erzdiözese Freiburg an die Dekanate vom 17. Mai 1945, der die Pfarreien aufforderte, zu folgenden Themen Bericht zu erstatten:

1. Die Ereignisse vor der Besetzung, Bombardierung durch die Luftwaffe, Beschuß durch Artillerie, Zahl der Toten und Verletzten, Beschädigungen an kirchlichen und profanen Gebäuden.
2. Die Ereignisse bei der Besetzung. Kampfhandlungen, Übergabe des Ortes.
3. Die Ereignisse nach der Besetzung. Schilderung des Verhaltens der Parteileute. Plünderungen, Vergewaltigungen, andere Schwierigkeiten.
4. Schilderung der Schäden an kirchlichen Gebäuden.
5. Überblick über die gegenwärtige Stimmung der Gemeinde.

Für die historische Überlieferung besitzen diese Niederschriften gerade wegen der besonderen gesellschaftlichen Stellung der katholischen Pfarrer eine besondere Bedeutung. Die katholischen Pfarreien, insbesondere im ländlichen Raum, hatten teilweise fast als einzige Institution ihre moralische Integrität und ihren organisatorischen Aufbau im NS-System bewahrt. Angesichts des Machtvakuum nach dem Mai 1945 nahmen einzelne Geistliche provisorische Amtsfunktionen wahr.

Den Autoren war wohl bewußt, daß es sich bei dieser Quellengattung nur um einen Teil der schriftlichen Überlieferung handelt, deren Aussagen durch andere Quellen ergänzt bzw. korrigiert werden müssen. Jürgen Stude hat die vorliegenden Berichte durch Hinzuziehung weiterer Quellen erwei-

tert, um auch die überwiegend evangelischen Orte im Ried zu berücksichtigen. Eine vergleichbare Quelle aus der Sicht evangelischer Pfarrer existiert allerdings nicht.

### *Differenzen in der Schilderung*

Die Berichte halten nicht nur die lokalen Ereignisse fest, sondern spiegeln auch die damalige Stimmungslage wider. Trotz vieler Gemeinsamkeiten in der schriftlichen Überlieferung ergibt die Serie ein sehr heterogenes und differenziertes Bild über die damaligen Ereignisse. Dieses Bild hing zwangsläufig von den jeweiligen militärischen (und militärstrategischen) Vorkommnissen, von der Haltung des Pfarrers und seiner Gemeinde zum nationalsozialistischen Regime und schließlich vom Auftreten und Verhalten der französischen Truppen ab. Ebenso entscheidend war der Zeitpunkt, an dem der Bericht verfaßt wurde.

So sind von der Offenburger Pfarrgemeinde Heilig Kreuz zwei Varianten der Schilderung überliefert:

„Der heutige Sonntag, ein strahlender Frühling, bringt die Besetzung der Stadt Offenburg durch alliierte Truppen, an der Spitze schwere Panzer (. . .) Ratschreiber Isenmann soll sie übergeben, nachdem der OB Dr. Rombach und viele andere Persönlichkeiten der Partei die Stadt bereits verlassen haben (. . .) Das Gefühl der ‚Befreiung‘ bemächtigte sich vieler Menschen, der sinnlos gewordene Krieg braust vorüber und enthebt uns der ständigen Angst und Sorge. Ich sehe den ersten schweren Panzer von der Pfarrstraße aus die Hauptstraße durchrollen und uns erfaßt ein tiefes Gefühl von Traurigkeit: so mußte das alles enden! Welch ein Meer von Entsetzen, Grauen und Elend schlägt seine letzten Wellen an die Mauern unserer Stadt! (. . .) Man sieht auch freudige Gesichter: Wir haben es überstanden!“<sup>1</sup>

Nur zwei Jahre später schreibt der gleiche Chronist:

„Das Gefühl der ‚Befreiung‘ aus der Not und dem Elend der langen Kriegsjahre weicht sehr rasch einer großen Enttäuschung. Die feindliche Soldateska plündert, manchmal vom deutschen ‚Mob‘ unterstützt, die Geschäfte der Stadt. Die Ablieferung aller Radio- und Photoapparate, die dann von der Truppe an sich genommen bzw. wahllos zerstört werden, ernüchert die Gemüter noch mehr. Da und dort finden Vergewaltigungen statt. 46 Frauen bzw. Mädchen suchen im 1. Vierteljahr ärztliche Hilfe im hiesigen Krankenhaus. Vorstellungen bei der Kommandantur bleiben erfolglos: die Truppe sei undiszipliniert, durch den langen Krieg verroht und

man habe keinerlei Einfluß auf sie. Es wird Vergeltung geübt unter dauernder Berufung auf das Treiben der SS.“<sup>2</sup>

Dieses drastische Urteil des Offenburger Pfarrers vom Januar 1947 entsprach der Haltung der damaligen öffentlichen Meinung, fiel also nicht „aus dem Rahmen“. Die Stimmung der Bevölkerung des Landkreises Offenburg, so ein politischer Stimmungsbericht Mitte 1947, sei „sehr pessimistisch und nahezu auf dem Nullpunkt angelangt . . .“<sup>3</sup> Man sprach mehr von den Fehlern der Alliierten als von den nationalsozialistischen Verbrechen.

Die Irrtümer, Fehlleistungen und Mißgriffe der französischen Besatzungsmacht wurden teilweise mit den Vergehen der Nationalsozialisten auf eine Stufe gestellt.<sup>4</sup>

Zwischen beiden Offenburger Schilderungen lag ein Ereignis, das die Stimmung zwischen der französischen Besatzungsmacht und der Bevölkerung verschärfte und eine Veränderung in der subjektiven Wahrnehmung und politischen Bewertung des Kriegsendes spürbar machte: die entsetzlichen Explosionen in der Offenburger Ihlenfeldkaserne am 4. Mai 1945, bei der 114 russische und polnische Zwangsarbeiter, darunter viele Frauen und Kinder, und Kriegsgefangene ums Leben kamen, und die Plünderungen und Räumungen von Wohnungen im Anschluß an dieses Massaker.

Die Wahrnehmung des Kriegsendes, wie sie aus den Berichten der Offenburger Pfarreien (die heute eingemeindeten Ortschaften inbegriffen) hervorgeht, läßt sich in vier Varianten der Schilderung zusammenfassen.

(1) Der knappe und nüchtern gehaltene Bericht, der wertende, klagende oder zukunftsorientierte Äußerungen ausspart. Beispielsweise der Waltersweierer Pfarrer:

„Dem hochwürdigsten Erzb. Ordinariat teile ich nach Umfrage bei der Bevölkerung das Nachfolgende mit: Das Dorf Waltersweier war durch die Nähe Offenburgs zwar schwer gefährdet, hat aber nicht den geringsten Verlust erlitten (. . .) Die Besetzung vollzog sich am Sonntag, den 15. April, ohne besondere Ereignisse.“

(2) Einige Chronisten erwecken den Eindruck, als ob die Besetzung durch die Franzosen der Beginn der Apokalypse wäre. Vor allem der Einmarsch farbiger Truppen und die zahlreichen Requirierungen stoßen auf Unbehagen, nach dem Motto: „Bei allem Verständnis für die Siegermacht, die Franzosen schießen über das Ziel hinaus. So wie die sich aufführen, waren wir nun aber wirklich nicht!“ Im nächsten Fall werden Taten gegeneinander aufgezählt, wie z.B. Bohlsbach, das in der Nachbarschaft des Offenburger Kriegsgefangenenlagers lag:

„(. . .) die ganze Methode der Gefangenenbehandlung erregt Abscheu und Empörung. Es ist bedauerlich, daß dadurch in fast allen Kreisen der Bevölkerung Haß und Verachtung gegen die Franzosen entsteht.“

Gleichwohl mit einem drohenden Unterton schreibt der Pfarrer: „Es wäre wohl angebracht, den gutgesinnten und anständigen Franzosen klaren Wein einzuschenken, wenn nicht diese von blinder Revanche getriebene Methoden sich in der Zukunft an Frankreich selber rächen sollen.“

(3) Eine weitere, theologisch gefärbte Schilderung stammt aus der Pfarrei Weingarten. Für den dortigen Pfarrer erschien die Besetzung als das gerechte Ende einer Katastrophe, als folgerichtige Bestrafung für die Abkehr vieler Gläubigen vom Christentum. Der dortige Pfarrer hegte dabei keineswegs Sympathien mit den Besatzern, sondern interpretierte die damalige Lage als selbstverschuldet. Er verschwieg dabei keineswegs seine nachträgliche Genugtuung.

„Die Bevölkerung erkennt nun klar, daß der Pfarrer stets vor der Gottlosigkeit und Schlechtigkeit dieses Systems und seiner Folgen: Krieg, Verfolgung der Kirche und allgemeine Not gewarnt hatte, daß er durch mancherlei Bedrängnisse, durch systematische Hetze seitens der Nazis durch ununterbrochene Verfolgung durch die Gestapo viel zu leiden, aber wirklich recht behalten hatte mit seinen Warnungen und Mahnungen, (. . .)“

(4) Die seltenste, vierte Variante begrüßt das Ende von Nationalsozialismus und Krieg und bewertet den Einmarsch der Franzosen positiv bzw. nicht negativ, z.B. der Ort Zunsweier: Das Jahr 1945 wird eindeutig mit dem Jahr 1933 in Verbindung gebracht. Für diese Gemeinde bedeutet der 8. Mai auch in der unmittelbaren Wahrnehmung eine wirkliche Befreiung.

### *Die letzten Tage*

In einigen Pfarrgemeinden gab es Widerstand gegen die letzten militärischen Aktionen vor Ort. Als die Panzer vor der eigenen Haustür standen, ergriffen einige Bewohner die Initiative und leisteten teilweise, unter Todesgefahr, Sabotage.

In Zell-Weierbach und Rammersweier entfernten Männer Panzersperren. Während in der Pfarrei Weingarten sich lediglich ein Teil der Bevölkerung wehrte, stand im Fall Hofweier wohl die Mehrheit aktiv hinter einer Verweigerung: Dort hinderte die Bevölkerung den NS-Bürgermeister an der Flucht, holte ihn vom Fahrrad herunter und zwang ihn, mit einer Abord-

nung nach Höfen zu gehen und die kampflose Übergabe des Dorfes anzubieten.

Die angedeuteten Aktionen können nicht darüber hinwegtäuschen, daß hinter nahezu allen Chroniken die unter der deutschen Bevölkerung allgemein verbreitete Haltung stand: „Man hat viele Opfer gebracht, hat den Krieg erlitten, war selbst unschuldig, weil man ja zu alledem, was einem die Siegermächte vorwerfen, befohlen war oder weil man selbst von nichts eine Ahnung hatte.“

Die nationalsozialistische Propaganda über die angeblichen Greuelthaten der alliierten Truppen wirkte sich auf die Wahrnehmung der französischen Truppen durch die Deutschen negativ aus.

Einige Pfarrer gehen auf das Verhalten der örtlichen Nationalsozialisten ein. Nur wenige kritisieren deren Rolle während des zu Ende gegangenen Dritten Reiches. Kritik findet ihr Verhalten hauptsächlich als „Feiglinge“ und „Verräter“, da sie meist das Weite suchten und die Bewohner ihrem Schicksal überließen. Eine Mischung aus später Schadenfreude (wir haben es ja schon immer gewußt) und Enttäuschung (die Herren von einst lassen uns im Stich). Wir müssen das Ganze ausbaden! Schuldig waren die flüchtigen Nazis, die Dorfgemeinschaft blieb das unschuldige Opfer. Damit begann bereits ein erster Schritt zur Entsorgung der NS-Vergangenheit.

In den Berichten der Pfarreien des Amtsbezirks Offenburg taucht häufig die Person des NS-Kreisleiters Wolfram Rombach auf, der bis kurz vor Kriegsende in verschiedenen Dörfern die Bevölkerung zum Durchhalten zwang und sich dann selbst aus dem Staub machte. Die Rolle Rombachs während des Dritten Reiches bedarf einer dringenden Aufarbeitung.

(4) Das Verhalten der französischen Besatzungstruppen, insbesondere die Plünderungen und Vergewaltigungen, werden in den Berichten unterschiedlich bewertet. In manchen eher strategisch unwichtigen und kampflos übergebenen Ortschaften zogen die Franzosen nach der Besetzung zügig weiter, in anderen mußte die Bevölkerung viel Leid ertragen.

### *Nachwirkung der Propaganda*

Das Thema „Vergewaltigung durch Besatzungstruppen“ nimmt innerhalb der Diskussion anläßlich des 50. Jahrestages des Kriegsendes nicht zuletzt durch neue Beiträge und Forschungsansätze aus der historischen Frauenforschung einen besonderen Raum ein. Die Pfarrer machten dem Ordina-

riat ebenfalls Meldung. Auch in diesen Fällen läßt sich beobachten, daß die Zahl von Vergewaltigungen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt verschieden war. Auffällig erscheint die fast ausschließliche Erwähnung von Übergriffen schwarzer Truppenangehöriger. Ohne diese schrecklichen Vorkommnisse zu verharmlosen oder ableugnen zu wollen, darf in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, daß die nationalsozialistische Propaganda in den Monaten vor dem Einmarsch der Franzosen deren Soldaten als abstoßende Afrikaner beschrieben hatte, die „blonde, arische“ Frauen belästigten. Die badische Bevölkerung reagierte deshalb mit Entsetzen, als nun tatsächlich Algerier, Tunesier und vor allem die grimmig-verwegen aussehenden Berber aus dem marokkanischen Hohen Atlas in Süddeutschland einzogen.

Kein Zweifel kann darin bestehen, daß die bunt zusammengewürfelte französische Invasionsarmee sich beim Vormarsch eine Fülle von Übergriffen und Verbrechen zuschulden kommen ließ. Dies verschaffte ihr, von den sowjetischen Truppen abgesehen, den schlechtesten Ruf in der deutschen öffentlichen Meinung jener Zeit.

### *Konkurrierende Erzählungen*

Die konkurrierenden Erzählungen des Kriegsendes repräsentieren einen Ausschnitt aus verschiedenartigen subjektiven Erfahrungen und Einstellungen. Dieses kleine Segment aus der historischen Überlieferung der Regionalgeschichte unterstreicht die Aussage von Gerhard Hirschfeld und Irina Renz, wonach viele Deutsche, wenn nicht sogar die Mehrheit, das Ende des Dritten Reichs zunächst keineswegs als Befreiung, sondern durchaus als Niederlage und Katastrophe empfanden. Nicht nur die Parteigenossen und Parteigenossinnen und Funktionseliten in Wirtschaft, Staat und Gesellschaft, auch die vielen Mitläufer und Mitläuferinnen, Opportunisten und Nutznießer des Systems.

„Aber auch redliche Frauen und Männer sahen – angesichts der unauflöselichen Dialektik von Niederlage und Zerstörung einerseits und Befreiung und Neuanfang andererseits – das Ende des Nazi-Regimes vor allem als Zusammenbruch und Katastrophe.“<sup>5</sup> Damit erging es ihnen anders als den Gegnern und Opfern des Nationalsozialismus, die den 8. Mai als Tag der Befreiung empfanden.

Daß der 8. Mai nach jahrzehntelangen Debatten nun als „Tag der Befreiung“ bezeichnet wird, ist, so Klaus Naumann in der ZEIT vom 3. Februar 1995, „Ausdruck eines kollektiven Lernprozesses. Die Deutschen haben in



ihrer überwiegenden Mehrzahl die Chancen akzeptiert, die das von außen erzwungene katastrophale Scheitern des NS-Regimes ihnen bot“.

#### *Anmerkungen*

- 1 Zit. nach Ruch, Martin, Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1944, S. 540. Nähere Schilderung der Ereignisse in Offenburg: Huber, Franz, Offenburg 1945–1952. Gesichter einer besetzten Stadt, Offenburg 1952; Köhler, Werner, Offenburg nach 1945, Freiburg 1993; Nachlaß des ehemaligen Offenburger OB Dr. Rombach.
- 2 Stadtarchiv Offenburg (StaO) 30/1 Pfarrei Heilig Kreuz, Pfarrchronik (unverz.).
- 3 Schriftlicher Stimmungsbericht des Gendamerie-Kommissär und Kreisführers vom 15. 7. 1947, zit. nach: Bosch, Manfred, Der Neubeginn. Aus deutscher Nachkriegszeit 1945–1950, Konstanz 1988, S. 43 f.
- 4 Wolfrum, Edgar, „Jammert im Leid der Besiegte, so ist auch der Sieger verloren“. Kollektive Alltagserfahrungen in der französischen Besatzungszone nach 1945, in: Die „Franzosenzeit“ im Lande Baden von 1945 bis heute, Freiburg 1992, S. 21 ff.
- 5 Hirschfeld, Gerhard, Renz, Irina (Hrsg.), Besiegt und Befreit. Stimmen zum Kriegsende 1945, Gerlingen 1995.

Signaturen der Quellen: EAF B 2-35/147–150.

Am Ende jedes Abschnittes steht das Datum, an dem der Bericht geschrieben wurde.

## Von Rastatt bis Appenweier, Rheinseitentäler

### *Karl Maier*

**12. / 13. 4. Rastatt** gleicht mit seinen Panzersperren, Schützengräben usw. einer Festung. Der SS-Major fordert als Kampfkommandant durch Maueranschlag zum „Kampf bis zum Äußersten“ auf. Am 10. schießt der Feind Flugblätter in die Stadt und verlangt die Übergabe. Auf der Baden-Badener Brücke wird der Kampfkommandant und sein Begleiter durch eine Granate getötet. Die Einwohner sind erleichtert bei dieser Nachricht. Bestände eines Weinlagers der SS und der Milchzentrale werden an die Bevölkerung ausgegeben. Großer Gebäudeschaden entsteht durch die Sprengung der Eisenbahnbrücken über die Murg und den Gewerbekanal, was große Verbitterung erregt.

In der Nacht vom 11. zum 12. starker Beschuß. Am Vormittag des 12. überwindet französische Infanterie die schwache Volkssturmbesatzung, die den Südrand der Stadt verteidigt, und dringt über die Murgbrücken, bevor sie gesprengt werden können, auf das rechte Murgufer und in die Stadt vor. Das Gebiet links der Murg wird vom Süden (Niederbühl) und von Norden (Steinmauern-Rheinau) her erobert.

Da aus Wohnhäusern auf die Franzosen geschossen wird, erschießen die Soldaten einen Parteifunktionär, in dessen Keller sie Waffen gefunden haben. Auch drei Zivilisten werden auf dem Leopoldsplatz als Geiseln standesrechtlich hingerichtet, ohne daß man die eigentlichen Gründe bekanntmacht.

Am 12. abends brennen die Mädchenschule samt Kirche und das Holz- u. Möbellager der Gebr. Stier ab. Beide Brände sollen von abziehenden deutschen Truppen gelegt worden sein.

Während der Nacht und am Vormittag des 13. schalten die Franzosen die letzten deutschen Widerstandsnester aus. Die erneute Kapitulationsaufforderung wird um 13.00 Uhr angenommen, nachdem der Feind mit einer schweren Bombardierung gedroht hat.

Das 81. französische Infanterieregiment verzeichnet bei diesen Kämpfen 6 Tote und 50 Verwundete bei wesentlich höheren Verlusten auf unserer Seite.

Die Soldaten dieser Einheit, die ganz aus Freiwilligen besteht, haben sich gemeldet,

1. um die Heimat bzw. das Elsaß vom Hitler-Joch zu befreien,
2. um Gewalttätigkeiten, die von Deutschen, besonders von der SS, an ihren Angehörigen begangen wurden (an Gut und Blut), zu rächen.

Plünderungen während der ersten Tage der Besetzung, 10 Vergewaltigungen. Manche deutsche Frauen benehmen sich unwürdig, indem sie sich an die Besatzungssoldaten heranmachen.

Am 15. 4. müssen sich die männlichen Einwohner zwischen 16 und 65 Jahren in der Ludwig-Wilhelm-Kaserne melden, nach 4 Tagen werden alle, die über 45 Jahre alt sind, entlassen, die restlichen mit ungewissem Ziel abtransportiert. Zur Zeit der Abfassung des Berichts (12. 6. 45) sollen sie in Colmar sein. (12. 6. 1945)

**12. 4. Baden-Oos** sollte zunächst verteidigt werden, wie Lichtental, die Mittelstadt wollte man kampflos übergeben, doch treffen die Feinde auf geringen Widerstand, eine kleine Eisenbahnbrücke wird gesprengt. Plünderungen, doch anscheinend nur 2 Vergewaltigungen. In den folgenden Nächten Beschuß durch deutsche Artillerie, wobei ein Mann stirbt. Die Parteileute sind geflohen. (3. 4. 1946)

**12. 4. gegen 12.45 Uhr.** Durch **Baden-Baden** ziehen am Abend des 11. und in der Nacht unaufhörlich deutsche Wehrmachtsteile mit Panzerfahrzeugen, Kanonen und Autos von der Wolfsschlucht her über die Gernsbacher Straße herunter zum Leopoldsplatz und von da nach Lichtental, andere Truppen kommen aus Oos. Noch am 12. 4. um 6.30 Uhr stehen deutsche Soldaten aller Waffengattungen dicht gedrängt auf den Durchgangsstraßen, und noch um 8.00 Uhr marschiert eine Einheit singend durch die Stadt. Gegen Mittag rückt die Polizei ab. Gerücht: Der Feind steht dicht vor Baden-Baden.

Die Franzosen nehmen den Weg aus dem Murgtal über die Wolfsschlucht. Kurhaus, Rathaus, Neues Schloß werden besetzt, die Richard-Wagner-Schule, in der sich Volkssturm und Hitlerjugend verschanzt haben, erhält den Volltreffer einer Panzergranate. Ein junger Bürger stirbt an den Kugeln einer Maschinenpistole. Erste Vergewaltigungen. Am 13. 4. plündern Soldaten, ausländische Arbeiter und Angestellte, aber auch viele Deutsche, Lebensmittel- und Manufakturwarengeschäfte. Danach, den Tag über und während der Nacht schwere Übergriffe betrunkenen Marokkaner und Schwarzer in den Privathäusern mit schlimmen Vergewaltigungen und Räubereien.

In der Nacht zum 15. 4. kommen mehrere Personen in einem brennenden Gebäude neben der Post ums Leben. Beim Löschen helfen auch französische Soldaten.

(4. 2. 1947)

**12. 4. nachmittags.** Deutsches Militär ordnet an, daß **B.-B.-Lichtental** verteidigt wird, es stehen jedoch kaum Soldaten zur Verfügung. Zwei Kanonen ziehen nach wenigen Schüssen ab. Trotzdem sterben 13 Personen im kopflosen deutschen Beschuß. Verschiedene Plünderungen und Vergewaltigungen. (12. 12. 1946)

**13. 4. abends.** Auf dem Gebiet von **B.-B.-Geroldsau** legen deutsche Truppen, nachdem sie Baden-Baden aufgegeben haben, am 12. eine neue Verteidigungslinie an, verlassen sie aber bereits in der Nacht wieder. Die Wachmannschaften des Lagers Malsch bringen ihre Gefangenen nach Bühl. Deutsche Artillerie in den Wäldern kann zunächst den französischen Angriff aufhalten, erst am Abend ist das Dorf fest in der Hand des Feindes. 2 deutsche Soldaten fallen. Schwere Plünderungen, doch nur 2 Vergewaltigungen. Etliche Frauen und Mädchen benehmen sich der „Besatzung gegenüber schamlos und entehrend“. (8. 8. 1945)

**12. 4. 17.00 Uhr.** Am Tag vor der Besetzung **Sinzheims** werden bei einem Jaboanriff auf die zurückflutenden deutschen Truppen ein Soldat und eine Frau aus der Pfarrgemeinde getötet. Nach kurzem Artilleriebeschuß, bei dem 3 deutsche Soldaten fallen und mehrere Zivilisten verletzt werden, nehmen die Franzosen den Ort ein, ohne auf Widerstand zu stoßen. Während der Nacht beschießt eine deutsche Batterie das Dorf, wobei eine Frau stirbt. Die beiden ersten Tage erweisen sich für die Einwohner als die schlimmsten: viele Hausdurchsuchungen, Lebensmittelrequisierungen mit Lebensbedrohungen, 1 Dutzend sichere Fälle von Vergewaltigungen. Nach der Kapitulation des Reiches versucht der Ortskommandant die Deutschen vor Übergriffen zu schützen, was nur teilweise gelingt. (10. 5. 1945)

**13. 4. 9.00 Uhr.** Panzerspähwagen nehmen **Hügelsheim** kampflos ein. Die nachfolgenden Fußtruppen requirieren alle Fahrräder, die sie finden können. Frauen und Mädchen werden belästigt, aber keine vergewaltigt. Ein ehemaliger Kriegsgefangener verhindert als Ortskommandant wilde Lebensmittelrequisitionen durch französisches Militär, indem er geregelte Ablieferungen durchführt. (22. 5. 1945)

**13. 4. 9.30 Uhr.** In **Stollhofen** liegt deutsche Einquartierung seit dem 5. Januar, am 12. 4. ziehen alle ab, daher können die Franzosen den Ort problemlos in Besitz nehmen. Sie bleiben nur einen Tag, trotzdem Plünderungen, aber keine Schändungen. (22. 5. 1945)

**13. 4. 10.45 Uhr.** Am 12. beschießt deutsche Artillerie von **Weitenung** aus französische Truppen bei Sinzheim, diese antworten und richten erheblichen Sachschaden an. Ein junger Bauer wird in der Nähe seines Hauses getötet, zwei Mädchen werden leicht verletzt. Drei Panzerkolonnen umstellen das Dorf, das in großer Gefahr schwebt, da der Feind annehmen muß, der Ort solle verteidigt werden. Doch

hat der Volkssturm angesichts der Übermacht und auf gutes Zureden hin seine Stellungen geräumt. Plünderungen, eine Vergewaltigung. Am 16. 4. nehmen Kindergarten und Nähschule ihre Arbeit wieder auf, und täglich wird Religionsunterricht erteilt. (13. 5. 1945)

**13. 4.** Ein Bombenangriff auf **Steinbach** zerstört am Vortag die Friedhofskapelle und ein ehrwürdiges Kreuz, einige auswärtige Zivilisten werden getötet. Unter der Bevölkerung ist man sich einig, Widerstand zu vermeiden, daher werden die Panzersperren nicht geschlossen. Militär und Volkssturm verschwinden rechtzeitig. Einige Fanatiker bleiben und werden vom Feind, während er ins Dorf eindringt, bald ausgeschaltet. An jedem Ortseingang fällt ein deutscher Soldat, ein Mann und eine Frau erliegen ihren Schußwunden. Später schießt deutsche Artillerie ins Dorf. Plünderungen, 6 Vergewaltigungen. (17. 5. 1945)

**13. 4. 11.00 Uhr.** In **Vimbuch** sehen die Sprengkommandos die Sinnlosigkeit ihrer Befehle ein, so bleiben die Brücken erhalten. Die französischen Panzerspitzen fahren aus nördlicher Richtung in Vimbuch und Oberbruch ein, ohne daß Widerstand geleistet wird.

Am 13. und 14. rollen rund 3000 Motorfahrzeuge und Panzer durch das Gebiet der Pfarrei. Schwerer als die andern beiden Orte trifft es Balzhofen, besonders viele französische Soldaten sind dort einquartiert. Vor der „Krone“ schießt ein Unbekannter auf das Auto eines Generals, daraufhin brennen die Soldaten das Gasthaus nieder. Schwere Plünderungen. Große Angst liegt auf den Gemütern. Viele Soldaten benehmen sich korrekt, die Offiziere versuchen, Disziplin zu wahren. Ein Neuphilologe aus Straßburg, der seit dem 26. 3. im Pfarrhaus wohnt, verhindert viel Unheil. Gebäudeschäden durch deutsche Artillerie in Balzhofen. Je 2 Vergewaltigungen in Balzhofen und Oberbruch. (14. 5. 1945)

**13. 4. vormittags.** Gegen 10.00 Uhr steht ein französischer Panzerspähwagen vor der gesprengten Brücke zwischen **Moos** und Oberbruch. Er wird von deutscher Artillerie vertrieben. Doch dann kommen Panzer auf der Straße von Schwarzach-Hildmannsfeld und auch von Balzhofen her, hier kann die Brücke nicht mehr gesprengt werden. Zwei deutsche Soldaten fallen. Während die Franzosen Haus um Haus durchkämmen, beschießen deutsche Geschütze den deutschen Ort und richten großen Schaden an.

Deutschsprechende Angehörige der französischen Truppen beruhigen die verängstigten Einwohner, es geschehe ihnen nichts, wenn sie keinen Widerstand leisten. In einem Fall von Gegenwehr eines Soldaten reagieren sie hart gegen die Zivilbevölkerung. Plünderungen, aber keine Vergewaltigungen. Um die Jahreswende 1944/45 hat die Pfarrgemeinde Moos ein Gelübde abgelegt und sich verpflichtet, in jedem Monat Mai einen Vormittag der Mutter Gottes zu weihen, wenn das Dorf verschont bleibt. Jedes Haus hat seine Unterschrift gegeben. Am 16. 5. beginnen die Gläubigen, ihr Versprechen auszuführen.

„So schmerzlich an sich für das gesamte deutsche Volk der verlorene Krieg ist, so viele Millionen unschuldiger Menschen umsonst nun das Opfer ihres Lebens, Hab und Gut und Heimat geben mußten, in religiöser Hinsicht, wollen wir hier ein offenes Wort sprechen, haben wir gewonnen.“ (21. 5. 1945)

**13. 4. 11.30 Uhr.** Der Anmarsch auf **Unzhurst** erfolgt unerwartet durch die I. französische Armee direkt von Steinbach über Vimbuch/Balzhofen mit der ganzen Masse der Panzer unter Umgehung von Bühl und Ottersweier. 5 Stunden lang leisten deutsche Batterien aus den beiden Bunkern Unzhurst/Oberwasser und den Wäldern um den Ort Widerstand, wodurch der Feind Panzer- und Mannschaftsverluste erleidet. Nach der Besetzung bis zum Morgen des 16. andauernder Beschuß durch deutsche Artillerie, der von den Franzosen aus Unzhurst erwidert wird. Ein Zivilist stirbt dabei. Wohl infolge des längeren Widerstandes, der Verluste und der Unmasse des Durchgangsverkehrs schwere Ausschreitungen gegen die Bevölkerung: nach vorsichtigen Schätzungen 20–30 Schändungen, die genaue Zahl dürften nur die Ärzte kennen. 50–60 Personen suchen Zuflucht im Pfarrhaus, die letzten gehen erst nach 14 Tagen wieder. Auch später plündern und vergewaltigen französische Soldaten, die aus Achern kommen. (17. 5. 1945)

**13. 4. Schwarzach** nehmen die Franzosen ohne Zwischenfälle ein. Eine Stunde nach der Übergabe schießt deutsche oder französische Artillerie in den Ort, ohne größere Schäden anzurichten. Teilweise Verwüstungen und Plünderungen durch feindliche Soldaten; viele andere benehmen sich jedoch korrekt, manche sogar nobel. Wahrscheinlich vier Vergewaltigungsversuche. (22. 5. 1945)

**13. 4. 16.00 Uhr.** Nach **Ulm** kommen die Franzosen von Schwarzach her. Am 1. Bunker werden 7 Männer des Volkssturms erschossen. Abgabe von Waffen, Radio, Fahrrädern, auch Wegnahme von Inventar und Lebensmittel. (16. 5. 1945)

**13. 4. Zwischen 16.30 und 17.30 Uhr** wird **Gamshurst** erobert. Die letzten Verteidiger sind ein Zollgrenzschutzbataillon. Ein Maschinengewehr vor dem Pfarrhaus feuert, bis eine Panzergranate den Schützen zerfetzt, die andern werden vertrieben. 5 Soldaten fallen, ein Zivilist stirbt, Plünderungen, 9 Vergewaltigungen. (5. 6. 1945)

**13. 4. Großweier** wird **zwischen 18.30 Uhr und 20.00 Uhr** durch französische Panzertruppen erobert, die von Unzhurst her kommen. Eine Volkssturmbatterie am Ortseingang verliert das Duell mit den Panzern; 5 Kanoniere fallen. Flüchtende Volkssturmmänner werden „mit Roß und Wagen“ niedergewalzt. Insgesamt lassen 10 deutsche Soldaten, 5 Zivilisten, darunter ein Elsässer und ein Pole, und mindestens ein französischer Soldat ihr Leben. Später deutscher Artilleriebeschuß des Dorfes, aus dem französische Panzer die deutschen Linien beschießen. Am 14. Abmarsch der Fahrzeuge in Richtung Gamshurst–Wagshurst bzw. Sasbach–Achern.

Die ersten 10 Tage verlaufen ruhig in der Ortschaft, danach beginnt eine schwere Zeit. Kaum reguläre Truppen, sondern bewaffnete Elemente kommen während der Nacht und plündern im großen Stil. Abend für Abend versammeln sich die Mädchen und Frauen aus der langgezogenen Ortschaft in Pfarrhaus, Kirche, Privathäusern in der Dorfmitte. Trotzdem werden 6 Frauen, darunter eine Siebzehnjährige, vergewaltigt, Frauen und Kinder blutig geschlagen, wenn sie um Hilfe schreien, Männer mit der Waffe bedroht, weil sie die Verstecke ihrer Frauen und Töchter nicht verraten. (7. 6. 1945)

**14. 4.** Von Gamshurst her fahren französische Panzer in der Frühe in **Wagshurst** ein. Die Parteileute sind am Ort geblieben und bewirken mit, daß kein weiterer unnützer Widerstand geleistet wird. Trotzdem feuert ein deutscher Soldat seine Panzerfaust auf einen Panzer ab, der neben der Kirche steht, trifft aber das Fahrzeug nicht, sondern die Kirchenwand. Die schon vorbereitete Sprengung der Renchbrücke erfolgt nicht. Plünderungen, 5 Vergewaltigungen, die Zahl der Versuche und Bedrohungen liegt bedeutend höher. Viele hier einquartierte frühere französische Gefangene aus dem Renchtal versuchen den Einwohnern zu helfen. Vor dem Ort, Renchen zu, versperren deutsche Soldaten den Feinden vergeblich den Weg, drei fallen. (14. 6. 1945)

**14. 4. Neuweier** wird am 13. 4. von Baden-Baden und Sinzheim aus durch französische Artillerie heftig, meist mit 15,5 cm Granaten beschossen, die Folge: 4 tote und 2 schwerverletzte Zivilisten, schwere Schäden am unteren Schulhaus, am Pfarrhaus und an der Pfarrkirche. Die Gemeindeverwaltung versäumte, den französischen Soldaten, die an diesem Tag durch den Ort und wieder zurückfahren, die Übergabe anzubieten, daher beschießen die Feinde, da sie größeren Widerstand befürchten, das Dorf während der Nacht und am Samstagmorgen. Die Kirche droht einzustürzen und ist nicht mehr benutzbar. Noch während der Beschießung gehen zwei Bürger mit der weißen Fahne nach Steinbach, um die Übergabe anzubieten. Die Franzosen nehmen an, lehnen aber dasselbe Angebot der offiziellen Gemeindevertreter – auch der Bürgermeister und der Ortsgruppenleiter sind erschienen – ab. Plünderungen, aber keine Vergewaltigungen. (10. 5. 1945)

**14. 4.** Zwei Tage vor ihrem Einmarsch in **Bühl** beschießen die Franzosen die Stadt, töten dabei 7 Zivilisten und verletzen 20 schwer. Einen Tag später sprengen deutsche Pioniere die Brücke über die Büllot, wodurch die benachbarten Häuser völlig zerstört, weitere stark beschädigt und alle Kirchenfenster zertrümmert werden. Am 14. früh um 7.00 Uhr kommen nach dem Läuten der Rathausglocke alle Männer aus Bühl auf dem Rathausplatz zusammen, um die kampflose Übergabe der Stadt zu verlangen. Auf dem Rathaus und in der Hauptstraße hängen bereits weiße Tücher. Bürgermeister Dr. Liewer teilt die Forderung dem Wehrkommando mit. Ein Major und ein Oberleutnant stellen sich der Menge, lehnen strikt ab und ordnen an, daß man die weißen Fahnen entfernt. Die Männer protestieren und eilen zu den Ortseingängen, um die Panzersperren zu öffnen, der Oberleutnant folgt ihnen mit einigen Soldaten und drängt darauf, die Sperren wieder zu schließen. Als der siebzigjährige Blechnermeister Karl Fanz sich dreimal weigert, den Befehlen des Oberleutnants zu gehorchen, läßt ihn der Offizier erschießen. Im selben Augenblick rollt die französische Panzerspitze von Steinbach her vor den Ortseingang. Das Militär stiebt auseinander, die Stadt wird besetzt. Die Franzosen durchsuchen die Häuser, nehmen einige deutsche Soldaten gefangen, erschießen einen Polizisten, auch ein Zivilist verliert das Leben. Am Nachmittag verurteilt ein französisches Gericht einen Bürger zum Tode, weil er angeblich mit den deutschen Soldaten, welche die Brücke gesprengt haben, konspiriert hat. Trotz Einspruch des Ortspfarrers wird der Mann von 12 Soldaten standrechtlich erschossen. Am 18. gerät das Benzinlager der Franzosen in Brand. Der Ortskommandant befiehlt, daß 10 Geiseln gestellt werden, droht damit, 5 Geiseln zu erschießen und

5 Häuser samt Inventar niederzubrennen, wenn nicht innerhalb von 2 Stunden der Brandstifter gefunden wird. Glücklicherweise stellt sich heraus, daß ein betrunkenen „polnischer Russe“ in das Lager geschossen hat.

Nachdem 10 Frauen vergewaltigt worden sind, bitten Bürgermeister und Ärzte den Ortsgeistlichen, beim Kommandanten vorstellig zu werden. Die Aussprache zeigt gute Folgen: alle größeren Aufregungen und Beunruhigungen unterbleiben.

(19. 5. 1945)

Die Besetzung von **Bühl-Kappelwindeck** vollzieht sich ohne besondere Vorkommnisse. An den folgenden Tagen kommt es zu Plünderungen durch fremde Soldaten, ausländische Zwangsarbeiter und freigewordene Gefangene. 15 Vergewaltigungen werden geschätzt. Das Verhalten der Einquartierung ist unterschiedlich. Die örtliche Parteiführung hat geplant, am Tage des Einmarsches der Franzosen die Kirche zu sprengen, mehrere Häuser, darunter das Pfarrhaus, anzuzünden. Dieser Plan läßt sich durch Akten nicht belegen. Beweisen kann man eine Liste von katholischen Pfarrangehörigen, die erschossen werden sollten. (10. 5. 1945)

**14. 4. Um 9.00 Uhr** fahren französische Panzer, die von Wagshurst kommen, in **Renchen** ein, sie feuern mit kleineren Kanonen und Maschinengewehren, treffen aber nur auf geringen Widerstand: ein Haus, das deutsche Soldaten verteidigen, wird in Brand geschossen, und bei der Trinkerheilanstalt, wo sich Kreisleitung und Hitlerjungen verschanzt haben, gibt es ein kleineres Gefecht. Als der Ort schon besetzt ist, kommen der stellvertretende Bürgermeister und einige Bürger mit der weißen Fahne, um den Ort zu übergeben. Sehr viele gefangene Franzosen werden befreit. Beim Einmarsch kommen 2 Männer ums Leben, ein Mitarbeiter der Kreisleitung und ein Siebzjähriger, der zu früh aus dem Keller steigt. Plünderungen in erheblichem Rahmen, 16 Vergewaltigungen. (10. 6. 1945)

**14. 4. Vormittags** dringen französische Truppen in das Unterdorf von **Urloffen** ein. Durch die ausgedehnten Waldungen im Norden und Nordosten waren sie auf ihrem Weg von Zierolshofen her gut geschützt. Die deutsche schwere Flak steht am Zimmerweg und Landhag in einem ungünstigen Höhenverhältnis zum Feind und kann wenig ausrichten. Pfarrverweser Göppert entgeht, als er die weiße Fahne auf dem Kirchturm hissen will, nur mit Mühe der Hinrichtung durch die Verteidiger. Im Oberdorf leistet eine deutsche Einheit erbitterten Widerstand bis in die Nacht hinein, vier Soldaten und eine Frau aus dem Ort kommen dabei um. 6 Gebäude werden völlig zerstört, 2 Straßenbrücken von deutscher Nachhut gesprengt.

(Bericht des Ortspfarrers fehlt, Erich A. Huber, Dreizehnhundertjährige Heimat, Urloffen 1971.)

**14. 4. Gegen 23.00 Uhr** erkundet ein feindlicher Spähtrupp die Lage in **Ulm** b. Oberkirch, zwei Stunden später trifft die Hauptmacht ein. Ihnen liefert eine deutsche Gruppe, die sich aus Richtung Renchen absetzt, ein kurzes Gefecht und verliert einen Mann. 4 Soldaten fallen bei Kämpfen an den Bergabhängen des östlichen Ortsrandes. Am 16. trifft eine deutsche Granate die Kinderschule, eine Ordensschwester, ein Franzose und ein Kind kommen um.

Ein Marokkaner tötet angetrunken ein Bübchen und verwundet seine Schwester. Am nächsten Tag wird er standrechtlich erschossen. Auch ein anderer Soldat wird zu diesem Schicksal verurteilt, er hat eine Frau umgebracht, die ihre Tochter vor ihm schützen wollte. Vor der Exekution empfängt er vom französischsprechenden Ortspfarrer das Buß- und Altarsakrament, da wird der Vorgang unterbrochen und erneut vor ein Kriegsgericht gebracht. Vergewaltigungen einiger aus Leutesheim evakuierter Frauen werden gemeldet. (1. 6. 1945)

**14. 4. 15.30 Uhr.** Das deutsche Militär räumt **Bühlertal** am 12. Nur 3 Panzerabwehrgeschütze bleiben, um drei wichtige Ortseingänge zu sichern, und Volkssturmänner aus Rastatt halten die Höhen um das Dorf schwach besetzt. In der Nacht vom 13. zum 14. beschießt feindliche Artillerie Untertal, richtet aber nur geringen Schaden an.

Am 14. rollen französische Panzer von Baden-Baden her über die Wintereck ins Tal. Ohne ein Schuß abgegeben zu haben, fährt die Pak davon. Allein gelassen mit Infanteriegewehren und leichten M.G.s, wird der Volkssturm rasch niedergekämpft. 5 Männer fallen, der Rest gerät in Gefangenschaft oder flieht in die Wälder. Im Dorf kommen der Gendarm und ein Zivilist aus Köln durch eigene Unvorsichtigkeit ums Leben. Am Abend liegt der Zinken Reichenbach unter deutschem Artilleriebeschuß. Plünderungen, gegen 20 Vergewaltigungen trotz Maßnahmen der Offiziere. (14. 5. 1945)

**14. 4. Gegen 16.00 Uhr** fahren die ersten Feindpanzer das Tal herauf und nehmen den eigentlichen Ortsteil **Oberbühlertal**, der nicht verteidigt wird, problemlos ein. Doch auf den höher gelegenen Zinken hat sich eine Handvoll deutscher Soldaten unter einem Leutnant eingenistet. Etwas über dem Hotel Schindelpeter versperrt den Panzern eine Barrikade den Weg, sie erhalten Feuer von Infanteriewaffen und antworten mit ihren Kanonen. Zwei Zivilisten finden den Tod, einer davon wird von den Deutschen erschossen. Abends bricht der Widerstand zusammen. 10 oder 12 beteiligte Panzer fahren ins Untertal zurück, 2 bleiben ohne Besatzung liegen, sie sind abgerutscht. Ein Offizier ruft die deutschen Einwohner in der Nähe zusammen und droht, die Ortsteile Längenberg, Hof und Deni in Brand zu schießen, wenn den Panzern etwas geschehe. Als die Franzosen weg sind, kommt der junge deutsche Leutnant mit Panzerfäusten. Auf die dringenden Vorstellungen der Leute antwortet er, es käme auf die paar Häuser auch nicht mehr an, und schießt auf einen der Panzer, trifft aber nicht. Daraufhin gibt er auf und verschwindet. Am nächsten Morgen nehmen die Franzosen die Höhen kampflos ein.

Die französischen Offiziere der Kolonialtruppen, die nach der ersten Welle ins Dorf kommen, halten auf strenge Disziplin, so daß nur leichte Plünderungen geschehen. Die Soldaten zahlen sogar oder tauschen, wenn sie etwas haben wollen; drei Vergewaltigungen werden genannt. Manche Einwohner begehen den Fehler, den Soldaten Schnaps zu geben, trotz der Warnung der Offiziere. Eine Frau zeigt auf der Kommandantur mit einer Zeugin an, zwei Marokkaner seien in ihr Haus eingedrungen und hätten sie vergewaltigt. Der Kommandant läßt die Mannschaft antreten, und die Frauen bezeichnen den Übeltäter. Am Nachmittag werden die beiden Soldaten auf dem Breitmarktplatz erschossen. (12. 5. 1945)



**14. 4. 14.45 Uhr. Ottersweier** wird durch den Bürgermeister und Ortsgruppenleiter durch monatelange Schanzarbeiten und den Bau von Panzersperren auf die „Verteidigung bis zum letzten Mann“ vorbereitet. Im Befehlsbunker lagern ca. 200 Panzerfäuste. Doch vernünftige Bürger arbeiten in aller Stille dagegen. Der örtliche Volkssturm wird überredet, nach Hause zu gehen, der auswärtige mit freundlichen Worten und guter Kost bewogen, nach Lauf weiterzuziehen.

Als die Panzer von Hatzenweier her ins Dorf eindringen, versuchen Ortspfarrer und Lehrer in gebrochenem Französisch den Feind von der friedlichen Gesinnung der Einwohner zu überzeugen. 10 Tage nach der Besetzung dringen 7 Schwarze in einem Zinken in ein Haus ein und vergewaltigen zwei Frauen, während die Eltern mit der Waffe bedroht werden. Dies bleibt der einzige Vorfall dieser Art. Plünderungen, auch durch rachsüchtige Elsässer, obwohl die Kommandantur hart durchgreift. (14. 5. 1945)

**14. 4. nachmittags. Eisental** wird von den Franzosen ohne besondere Begleiterscheinungen besetzt, sieht man davon ab, daß Häuser nach deutschen Soldaten durchsucht und einige Autos beschlagnahmt werden. Unter größeren Belästigungen hat die Bevölkerung erst in der 3. Aprilwoche und Anfang Mai zu leiden, im wesentlichen wird Müllenbach an der Landstraße durch Masseneinquartierungen getroffen. 2 Vergewaltigungen. (24. 5. 1945)

**14. 4. Am Nachmittag** wird **Neusatz** 1½ Stunden lang von deutscher (?) Artillerie beschossen, obwohl die französischen Soldaten erst **um 18.00 Uhr** ohne Kampf in den Ort einfahren und die Häuser durchsuchen. Einen Tag später kommen Marokkaner, sie nehmen Geld und Armbanduhren neben Hasen und Hühnern mit, Vergewaltigungen gibt es aber keine. Heftiges Artillerieduell zwischen Deutschen und Franzosen bei den Kämpfen bei Neusatzack. Splitter treffen 6 Kinder einer Familie, die im Hof spielen, 3 sind sofort tot, eines wird sehr schwer, die beiden andern leicht verwundet. (10. 5. 1945)

**14. 4. 20.00 Uhr. In Altschweier** sprengen Pioniere am Abend des 13. die beiden Brücken über die Büllot, wodurch 20 Häuser erheblichen Schaden erleiden. Artilleriebeschuß diesen ganzen Tag über und während der Nacht. Ein Volkssturmann auf dem Heimweg nach Kappelrodeck wird tödlich getroffen. Am 14. feuern die deutschen Geschütze, die in der Nähe des Dorfes stehen, nicht mehr, aber von Bühl aus wird streng verboten, auf dem Kirchturm die weiße Fahne auszuhängen. Eine kleine Gruppe deutscher Soldaten will mit Panzerfäusten die Straße für die erwarteten Feindpanzer sperren, am frühen Abend rücken sie jedoch ab. Um 20.00 Uhr fahren französische Panzer durch das Dorf. Erst 2 Tage später quartieren sich 45 französische Soldaten ein, ihr Kapitän bestimmt einen neuen Bürgermeister. Keine Plünderungen. Ein Mädchen und eine Frau werden vergewaltigt, auch eine hier arbeitende Russin. (11. 5. 1945)

**14. u. 15. 4. Sasbachried, Sasbach und Obersasbach** werden durch den jeweiligen Bürgermeister ohne Widerstand den Feinden übergeben. Erst hinterher stoßen 3 fremde versprengte SS-Leute auf französische Soldaten. Ein Sasbacher Bürger, der vermitteln will, kommt ums Leben. In der folgenden Schießerei fallen zwei

der Deutschen, der dritte wird gefangengenommen. 3 Häuser werden durch Panzerschüsse beschädigt. 19 Vergewaltigungen, die „Selbstabwehr der Bürger, unterstützt von französischen Soldaten“, bringt Abhilfe. Trotzdem vielfache und heftige Plünderungen, ein Haus wird angezündet, die Ökonomie brennt ab. Einige Tage nach der Besetzung wird ein zwölfjähriges Mädchen durch deutschen Artilleriebeschuß getötet. (10. 6. 1945)

**15. 4. Önsbach** lassen die Franzosen zunächst unbehelligt, als sie am 14. von Unzhurst über Gamshurst und Wagshurst nach Renchen vorstoßen. In Kämpfen zwischen Wagshurst und Önsbach fallen einige deutsche Soldaten. Eine deutsche Haubitzenbatterie und Infanterie, die zur Verteidigung eingerückt sind, ziehen nach Kappelrodeck ab. Daher leistet niemand Widerstand, als die Franzosen, darunter „keine schwarzen Truppen“, in der Morgenfrühe des 15. in das Dorf eindringen. Es gibt keine Vergewaltigungen, die Plünderungen bleiben erträglich. Als am 25. 4. ein Trupp deutscher Zivilgefangener durch den Ort zieht, verhaften die Wachsoldaten kurzerhand 6 Männer, die zufällig auf der Straße stehen, und nehmen sie nach Offenburg ins Lager mit. Während der vergangenen Nacht seien über hundert aus dem Transport geflohen, nun wolle man die Zahl wieder auffüllen. Nach 14 Tagen kommen die sechs wieder nach Hause. (o. D.)

**15. 4. ca. 7.00 Uhr.** Nach einigen Schüssen, aber ohne Kampf, besetzen die Franzosen **Mösbach**, die feindlichen Soldaten unterhalten sich freundlich mit den Einwohnern und verteilen Schokolade. Am Ortsrand zum Kapplertal kommt es plötzlich zu einem Kampf, der auf beiden Seiten Tote und Gefangene kostet, doch müssen unsere Truppen weichen. Später Beschuß durch deutsche Artillerie, ein befürchteter deutscher Gegenangriff mit Panzern kommt nicht. Plünderungen, 10 Vergewaltigungen, Mißhandlungen, bei denen zwei Männer und eine Frau erschossen werden. (1. 6. 1945)

**15. 4.** Letzter Akt der Verteidigung **Acherns** ist die sinnlose Sprengung der Brücken über die Acher und eine kleinere Schießerei am 14., zwei deutsche Soldaten fallen, zwei französische geraten in deutsche Gefangenschaft, dann Abzug unseres Militärs nach Kappelrodeck. Daher können die Franzosen am 15. 8.10 Uhr problemlos einmarschieren. Am selben Tag setzt eine allgemeine Plünderung ein, die sich während der folgenden Wochen fortsetzt. Dabei setzen französische Soldaten 5 Häuser in Brand, darunter das Hotel „Adler“, dessen Bausubstanz bis 1470 zurückgehen soll. 30 Vergewaltigungen werden bekannt. Am 25. 4. verhaftet die Besatzungsbehörde 75 Männer und Jugendliche zwischen 14 und 74 Jahren, transportiert sie nach Offenburg und läßt sie im Verlauf der nächsten Wochen wieder frei, merkwürdigerweise die Parteileute zuerst. Später: „... . sittlicher Tiefstand deutscher Frauen und Mädchen gegenüber der französischen Besatzung“. (24. 6. 1945)

**15. 4. 8.30 Uhr.** Am 13. 4. greifen Jabos die Panzersperren in **Oberachern** an und beschädigen 6 Häuser schwer. Am 15. 4. in der Frühe Beschuß durch feindliche Artillerie, um 8.30 Uhr besetzen die Franzosen den Ort kampflos. Abends schießt ein deutsches Flugzeug mit Bordwaffen in das Dorf. Plünderungen, 8 Vergewaltigungen. (11. 6. 1945)

**15. 4. 9.00 Uhr. Fautenbach** liegt am 13. u. 14. wieder unter dem Beschuß feindlicher Kanonen. Man erwartet den französischen Angriff von Großweier und Gamshurst her, daher sprengen deutsche Soldaten die Straßenbrücke über die Rench nach Gamshurst. In der Nacht zum 15. ziehen alle deutschen Truppen ab. Am Morgen des 15. um 9.00 Uhr kommen zwei Autos von Önsbach her und fordern den Ort zur Übergabe auf, die ohne Widerstand erfolgt. An der Straße stehen schon Flüchtlinge aus Gamsheim, Herrlisheim und Hoffenheim – seit ca. 6 Wochen leben 220 Elsässer in Fautenbach – und empfangen den Feind: „Jetzt kommen unsere Soldaten!“ Für 14 Tage Plünderungen und Vergewaltigungen (ca. 19), obwohl französische Soldaten versuchen, die Deutschen zu schützen. „Vorher sehr gehässige Naziweiber“ verwandeln sich in große Franzosenfreundinnen und führen Franzosen in die Häuser von Nazigegnern, damit sie dort requirieren. (o. D.)

**15. 4. In Erlach** sprengen am 14. deutsche Pioniere die Renchbrücke, ohne sich um den heftigen Protest der Einwohner zu kümmern, denen das Militär sogar mit Gewaltmaßnahmen droht. An 12 Häusern, auch an Kirche und Pfarrhaus, entstehen schwere Schäden. Der Einmarsch der Franzosen bringt keine Zwischenfälle. Zwar Plünderungen, aber keine Belästigungen und Vergewaltigungen bekannt.

(4. 6. 1945)

**15. 4. 12.30 Uhr. In Stadelhofen** verhindern am 14. und 15. 4. einheimische Männer zweimal, daß einer unserer Soldaten die Brücke über die Rench mitten im Dorf sprengt, auch weigern sie sich, Panzersperren zu besetzen und zu verteidigen, wozu sie auch gar keine Mittel haben. Die Franzosen können einrücken, ohne daß ein Schuß fällt. Französische Zivilarbeiter aus der hiesigen Fabrik vereinigen sich sofort mit ihnen. In den nächsten 14 Tagen zahlreiche Einquartierungen, größtenteils „Schwarze“. Durchmärsche zu Last- und Panzerwagen und zu Pferd. Nur einzelne Fälle von Vergewaltigungen. Ortskommandant wird ein früherer Zivilarbeiter.

(5. 6. 1945)

**15. 4. 12.50 Uhr.** Vom 10.–11. 4. kommen durch **Lauf** viele deutsche Truppen auf dem Rückzug. Am Nachmittag des 14. – es befindet sich kein deutscher Soldat mehr im Dorf – starker Beschuß mit Schrapnells, später ein zweiter Feuerüberfall. Große Schäden an den Häusern in der Mitte des Ortes und vier Verwundete sind die Folge. Am nächsten Tag bleiben die Panzersperren offen, um die Mittagszeit rücken 20 französische Soldaten ein. Die Rundfunkapparate müssen abgegeben werden, man hofft, daß das Schlimmste vorbei sei. Da berichtet eine zurückkehrende Patrouille, eine Viertelstunde vom Dorf entfernt stünde SS. Sofort verlassen die Franzosen das Dorf und beschießen später Lauf und die Zinken Höfe, Butzenwinkel und Gehrengraben. Eine Mutter von drei Kindern und ein Mann aus Ottersweier kommen dabei um. Am 16. besetzt dann ein starker marokkanischer Verband den Ort endgültig. Er liefert sich mit ca. 100 deutschen Verteidigern oberhalb der Glashütte ein kurzes Gefecht. Zwei Volkssturmänner fallen, die andern kommen in Gefangenschaft.

Mehrere Vergewaltigungen, darunter auch – wohl der einzige Fall in unserem Gebiet – von zwei Jünglingen. Ein fünfzehnjähriges Mädchen wird erschossen, als es vor Marokkanern flieht, ein anderes von einem ehemaligen französischen Kriegs-

gefangenen mit Gewalt gerettet. Auch andere frühere Gefangene bemühen sich in vorbildlicher Weise um den Schutz der Frauen und Mädchen. Die Einwohner sind sehr verängstigt. Die Nächte verbringen viele zusammen in einzelnen Häusern, auch in dem St. Josefshaus, dem Pfarrhaus und der Kirche. Plünderungen im üblichen Rahmen durch Soldaten, Elsässer, Polen und Russen. (14. 5. 1945)

**15. 4. mittags.** Obwohl **Appenweier** durch Laufgräben, Unterstände und Schützenlöcher zur Verteidigung vorbereitet ist, ziehen die deutschen Truppen ab, bevor es zu Kämpfen kommt. Die Franzosen rücken von Urloffen her durch die Bahnhofstraße und von Zimmern über die R 3 gegen die nicht geschlossenen Panzersperren an. Bürger, begleitet von einem Dolmetscher, gehen ihnen mit der weißen Fahne entgegen. Da die Parteiführer geflohen sind, übergibt der Ratschreiber den Ort. Für die Einwohner beginnt nun eine schwere Zeit. Die Feinde beschlagnahmen an die 15 der besten Häuser, holen Haustiere aller Art aus den Ställen, plündern Papier- und Schuhlager, zünden Bahnhof, Post, die große Güterhalle und eine Villa mutwillig an. 10 Vergewaltigungen. Ca. 20 politische Leiter der NSDAP werden verhaftet, ein Teil mißhandelt und blutig geschlagen, der Schulleiter, der Apotheker und ein Sanitäter ohne Gerichtsverfahren umgebracht. (o. D.) (Dazu: Adolf Götz, Kriegszeit 1870–1945. In „1100 Jahre Appenweier“, Appenweier 1984, S. 186 f.)

**15. 4. Haslach b. Oberkirch** wird ohne Kampf und Widerstand besetzt. Die Parteileute, die mit einer Ausnahme nie aktiv oder fanatisch gewesen sind, bleiben am Ort unbehelligt. Plünderungen im üblichen Rahmen, keine Vergewaltigungen. (1. 6. 1945)

**15. 4.** Am 14. rückt das in **Tiergarten** einquartierte deutsche Militär nach Durbach ab. Gegen Mittag des 15. wird das Schießen immer lauter, von Ulm her kommen einige Verwundete, ein Bauer muß zwei kleine Geschütze über Tiergarten nach Ringelbach abschleppen. 15 hungrige und müde deutsche Soldaten, die mit einem Geschützwagen ankommen, werden verköstigt, ihr Urteil über die Lage: „Der Schwindel ist aus“. Sie fahren nach Oberkirch weiter. Besetzung des Dorfes um 19.30 Uhr ohne besondere Vorkommnisse. Am 16. kommen „Kommunisten und Terroristen, junge wutschnaubende Kerls“, ins Dorf und rauben und plündern. Eine Frau wird vergewaltigt. Auch in den folgenden Wochen Plünderungen. Am 17. schwere Kämpfe auf den Höhen zwischen Tiergarten und Oberkirch, 30 französische Großpanzer fahren ins Rebgelände hinauf, deutsche Gegenangriffe werden zurückgeschlagen. Nachmittags führen Wachen einen Trupp gefangener Deutscher durchs Dorf, es sind meist ältere Männer, 60 Mann. (o. D.)

**15. 4. 20.00 Uhr.** Am 14. 4. rücken Wehrmacht und Volkssturm, die **Zusenhofen** verteidigen sollten, nach Oberkirch ab. Die Volkssturmmänner aus dem Ort bleiben gleich bei ihren Familien. Als am folgenden Tag die Franzosen in Stadelhofen stehen, fährt ihnen ein in Rußland schwer verwundeter Soldat mit dem Fahrrad

entgegen und leitet sie, auf dem ersten Panzer sitzend, mit einer weißen Fahne in der Hand, in den Ort hinein. Elsässer aus Gambenheim, die nach Zusenhofen evakuiert worden sind, begrüßen die Truppen mit „Vive la France“. Französische Kriegsgefangene, die man erst vor Tagen entlassen hat, kommen mit den Kampftruppen zurück. Der stellvertretende Bürgermeister – der Amtsinhaber ist geflohen – übergibt das Dorf. Schwere Plünderungen. Eine Frau und ihre fünfzehnjährige Tochter werden vergewaltigt, zwei Frauen, die vor zudringlichen Soldaten flüchten, durch Bauchschüsse schwer verletzt.

Oberkirch wird drei Tage von unseren Truppen verteidigt, daher und durch die Sprengung der Renchbrücken stauen sich in Zusenhofen und Umgebung die Massen der Angreifer. Vom Ortsrand aus nehmen schwere Geschütze die deutschen Stellungen unter Feuer, von dort antwortet Artillerie zwei Tage lang. Ein Junge wird von Splintern schwer verwundet und stirbt, obwohl sich feindliche Sanitäter und Ärzte eifrig um ihn bemühen, in einem Lazarett in Baden-Baden. (2. 12. 1946)

**16. 4.** Ohne Schuß nehmen französische Truppen **Nesselried** ein, dabei werden vier Frauen durch „farbige Krieger vergewaltigt“. Plünderungen halten sich auch in der Folgezeit in Grenzen, dafür sorgen gute Ortskommandanten. (5. 9. 1945)

**16. 4.** Am 13. 4. sind Stellungen vor **Nußbach** mit dem Hanauer Volkssturm I besetzt, während alle Wehrmachtseinheiten abgezogen sind. Einen Tag später bombardieren zwei französische Flugzeuge die Rohrhirsch- und die Gerdesmühle in Müllen und töten dabei Müllermeister Rohrhirsch. Am 15. läßt ein junger SS-Oberst die Panzersperren schließen und ordnet noch einmal unter schweren Drohungen die Verteidigung des Ortes mit allen Mitteln an, aber der Hanauer Volkssturm setzt sich schon ab, entweder nach Hause oder in die umliegenden Wälder. Doch noch am Nachmittag fordert Kreisleiter Rombach die Einwohner auf, dem Feind vor den Toren des Renchtales eine blutige Abfuhr zu erteilen, bis die Wehrmacht aus dem Gebirge hervorbreche und ihn über den Rhein zurückwerfe.

Am nächsten Morgen fahren die Franzosen ein, ohne ihre Waffen zu gebrauchen. Der Bürgermeister übergibt das Dorf und bleibt im Amt. Kaum sind die Franzosen da, beschießen deutsche Geschütze aus Meisenbühl das Dorf, über 200 Granaten werden gezählt, fünf französische Soldaten und drei Zivilisten sterben dabei, die Erbitterung ist groß. Der Feind ist nicht gnädiger, gegen 20 Frauen und Mädchen werden vergewaltigt. Die Bewohner von Herztal und dem Nußbacher Oberdorf müssen für 3 Tage ihre Häuser verlassen und ins Unterdorf ziehen. In dieser Zeit räumen die Soldaten das Inventar der Wohnungen auf große Lastwagen, der Lehrer verliert 3 Geigen, eine Gitarre und viele Bücher. Einrichtungen, auch Kruzifixe und Heiligenbilder werden zertrümmert als Entgelt für die Untaten der SS in Frankreich, erklärt man. Die Drohung, Nußbach niederzubrennen, weil die Ferngeschütze von Meisenbühl Straßburg beschossen haben, machen die Feinde nicht wahr. (30. 11. 1946)

(Ortschronik des Hauptlehrers Artur Frank. In: Heinz G. Huber, Nußbach im Renchtal. Oberkirch 1994, S. 265 ff.)

**16. 4. Mittag.** Bereits am Vormittag des 15. fahren französische Panzer von Achern her bis vor Sandweg, dem ersten Zinken **Sasbachwaldens** und bleiben

dort stehen. Während des Nachmittags ziehen sich die deutschen Verteidiger nach Kappelrodeck zurück. An diesem Tag sterben im Artilleriebeschuß 2 Zivilisten. Das SS-Erholungsheim ist schon vor Wochen geräumt worden, der Volkssturm tritt nicht an, die Panzersperren bleiben offen. Daher können am 16. die ersten Panzerspähwagen, ohne Widerstand zu finden, durch den Ort zur Brandmatt fahren, wo unsere Truppen eine neue Verteidigungslinie aufgebaut haben. Der Bürgermeister und Ortsgruppenleiter übergibt den Ort. Auch im Gebirge ist der Feind nicht aufzuhalten, am 17. nimmt er die Hornisgrinde ein. Plünderungen während der nächsten Wochen durch Franzosen, Russen und Polen. Es gibt Familien, die ihre ganzen Lebensmittel und ihr Geld verlieren. Etwa 15 Frauen und Mädchen, besonders aus den abgelegenen Höfen, werden vergewaltigt. Ein Evakuierter aus Karlsruhe wird durch Splitter getötet. (11. 6. 1945)

**16. 4. 15.45 Uhr. Seebach** erwartet den Feind von zwei Seiten. Vom Breitenbrunnen kommen deutsche Soldaten: der Feind stehe schon dort, andere melden, er habe bei der Legelsau die ersten Häuser der Gemeinde besetzt. Spät abends bezieht eine kleine Gruppe, abgekämpft und müde, Quartier im Schulhaus. Am nächsten Morgen zieht sie auf den Moosbuckel ab, den sie tagsüber verteidigt. Ein gefallener deutscher Leutnant wird beerdigt. Einheimische bringen auf einem mit einer Kuh bespannten Handkarren einen Verwundeten vom Grimmerswald, später einen vom Bosenstein. Eine Stunde lang kreist ein Flugzeug über dem Ort. Um dreiviertel drei reiten vom Grimmerswald her im gestreckten Galopp Marokkaner ein: Schießen vor dem Rathaus, deutsche Essenholer werden überrascht und gefangengenommen. Gegen 18.00 Uhr rollt ein endloser Zug Panzer von der Schwarzwaldhochstraße das Seebachtal herunter. Heftige Schießerei mit den Soldaten auf dem Moosbuckel bis in den Abend hinein. Dann marschieren die Panzer auf Ottenhöfen zu. Der Pfarrer nimmt Kontakt mit den Franzosen auf, die ihn korrekt behandeln, ihm aber auch Greuelthaten der Deutschen in Frankreich vorhalten. Ein Bauer gerät aus eigener Schuld zwischen die Linien am Moosbuckel, sein Bruder sucht in der Nacht die Kinder seiner Nachbarin, beide werden getötet. Plünderungen im üblichen Rahmen. Vergewaltigungen – 8 sind bekannt – werden vom Kommandanten nach Vorsprache des Pfarrers unterbunden, als später wieder erfolgen, verspricht die Gemeinde den Bau einer Kapelle, damit dieses Unheil aufhöre. (9. 6. 1945)

**17. 4.** Bevor **Oberkirch** an diesem Tag von den Franzosen erobert wird, muß die Stadt, von Verteidigern wie Angreifern als wichtiger strategischer Punkt angesehen, bitter leiden. Der Beschuß durch französische Artillerie und Bombenangriffe am 13. 4. töten Zivilisten und verwunden andere schwer. Das französische Ultimatum vom 15. 4., die Stadt zu übergeben, wird, obwohl sich der katholische Stadtpfarrer und einflußreiche Bürger für eine Annahme einsetzen, nicht beantwortet. Erneute Bombardierungen und Jaboangriffe folgen am 16. Gehöfte und Häuser brennen ab, die Ringelbacher Kirche geht in Trümmer. Deutsche Soldaten sprengen die Schlüsselbrücke und die Obere Brücke über die Rench. Unter schwerem Trommelfeuer der Franzosen verlassen die Verteidiger die Stadt, um eine neue Widerstandslinie in der Umgebung aufzubauen.

Um 15.00 Uhr des 17. dringen Franzosen von Ulm her über die Höhe und durch

Ringelbach, Wolfhag und Gaisbach in die Innenstadt ein. Nach schweren Straßenkämpfen und heftigem Artilleriebeschuß stellen sie ein neues Ultimatum: Oberkirch müsse bis 18.00 Uhr offiziell übergeben sein, sonst würde es durch 70 Geschütze, die im Westen bereitstünden, zerstört werden. Da der Bürgermeister geflohen ist, kommt sein Stellvertreter der Forderung nach.

Verluste dieser Kämpfe: 15 deutsche, 9 französische Soldaten, 11 Zivilpersonen. Während der folgenden Wochen Plünderungen und Vergewaltigungen, obwohl die Truppenkommandeure streng dagegen einschreiten. (14. 5. 1945)  
(Hans-Martin Pillin, Oberkirch, Die Geschichte der Stadt III 1919–1976, Oberkirch 1984, S. 148 f.)

**17. 4.** In **Kappelrodeck** wird am 15. 4. ein Zivilist getötet, als französische Artillerie den Zinken Bernhardshöhe beschießt. Die Besetzung am 17. ca. 15.00 Uhr erfolgt kampflos durch marokkanische Gebirgstruppen, die von den Bergen herunterkommen. Von ihnen wird ein Mann im Keller erschossen. Ein Dutzend Vergewaltigungen meldet man dem Pfarrer, die wirkliche Zahl soll aber höher liegen. Der Ortsgruppenleiter ist als Führer des Volkssturmes abgerückt, die andern Parteileute bleiben im Ort und verhalten sich nicht unwürdig. (4. 6. 1945)

**17. 4. abends.** Bevor der Gegner **Ottenhöfens** Ortsteil Hagenbruck besetzt, gibt es ein kurzes, aber hitziges Gefecht an einer Panzersperre auf der Straße nach Seebach. Einige Häuser erhalten Volltreffer. In das geschlossene Dorf rücken die Franzosen am 18. ein; ohne Kampf, aber es gibt keine weißen Fahnen. Der Bürgermeister hält auf seinem Posten aus, der Ortsgruppenleiter ist geflohen. Schwache Verteidigung der Zinken in den Bergen zum Renchtal. Viele deutsche Soldaten, auch zwei einheimische Zivilisten kommen in Gefangenschaft, Plünderungen ohne größeres Ausmaß, wahrscheinlich 3 Vergewaltigungen. (11. 6. 1945)

**18. 4.** Das **Meisenbühler** Bunkersystem zwischen Nußbach und Oberkirch ist als Teil des Westwalles 1938 gebaut worden. Nach jahrelanger Pause begannen seine Kanonen Anfang April wieder auf die Rheinlinie zu feuern. Bei den aus mehreren Richtungen vorgetragenen Angriffen auf Oberkirch lassen die Franzosen die Stellung zunächst liegen. Erst nachdem die Stadt eingenommen ist, rücken schwere Panzer aus dem Durbach- und dem Renchtal an. Es gelingt der Besatzung jedoch, die Innenwerke zu sprengen und zu flüchten. Mindestens 6 deutsche und ebenso viele französische Soldaten fallen bei den Kämpfen.

(Frank, s. Nußbach, und Ortsgeistlicher von Appenweier)

**18. 4.** Pak und Artillerie verteidigen **Oppenau** gegen die Franzosen, die von Lautenbach und über den Sohlberg aus dem Achertal kommen. Eine Frau wird dabei getötet. Gegen Mittag ziehen sich unsere Truppen zurück, und am Spätnachmittag besetzen die Feinde den Ort kampflos und erhalten die offizielle Übergabe. Zahlreiche Plünderungen, etwa 70 Frauen werden vergewaltigt. Mehrere Häuser und Höfe brennen nieder in den nächsten Tagen. Am 19. rücken die Franzosen, ohne Widerstand zu finden, über Bad Peterstal und den Kniebis nach Freudenstadt weiter. (29. 11. 1946)

**19. 4. Bad Peterstal** wird durch einen Hotelier den Franzosen übergeben. Verwüstungen gibt es keine, auch nicht in Bad Griesbach, allerdings werden 60 Frauen vergewaltigt und ein Familienvater, der einen Soldaten abwehren will, wird erstochen. (Dekanat Offenburg, o. D.)

**21. 4. Ödsbach.** Erst einige Tage nachdem die Kämpfe im vorderen Renchtal beendet sind, nehmen französische Truppen Ödsbach in Besitz. Schon am 17. verläßt das deutsche Militär den Ort, ein Teil der Soldaten zieht nach Oppenau und Petersstal, viele aber beginnen den Weg in ihren Heimatort oder gehen freiwillig in die Gefangenschaft. Der Ortspfarrer fährt an die französische Front, um mitzuteilen, daß in seiner Gemeinde kein Widerstand zu befürchten sei, und um sich über das weitere Schicksal zu erkundigen. Der französische Kommandant erklärt ihm, erst nachfolgende Truppen würden Ödsbach einnehmen.

Während der Tage bis zur Besetzung dankt der bisherige Bürgermeister ab, und einige Einwohner wählen einen neuen. Als die Marokkaner dann kommen, erleidet Ödsbach dieselben Drangsale wie die anderen Orte: Plünderungen, Vergewaltigungen (5 Frauen), ein Mann, der Frau und Tochter schützen will, wird erschossen.

(26. 3. 1946)

**18. / 19. 4.** Vor Klosterruine und Gasthof **Allerheiligen** steht eine Menge Autos und Troßfahrzeuge, auch einige intakte, feuerbereite Geschütze. Soldaten ruhen sich aus, Volkssturmmänner, die ihre Einheit verloren haben, suchen ihre Marschziele. Dem Feind gelingt es, unbemerkt die Höhen über Allerheiligen zu erreichen, schießt unerwartet und vertreibt die Deutschen. Ungeordneter Rückzug des Volkssturmes über Oppenau, Maisach und Griesbach nach Schapbach, die Straße Griesbach-Schapbach ist vollgestopft mit unseren Kolonnen, die zurückgehen.

(Nach: Dr. Josef Astfäller, Volkssturmunterführer. In: Hermann Riedel, „Ausweglos . . .!“ Letzter Akt des Krieges im Schwarzwald, in der Ostbaar und an der oberen Donau, Ende April 1945. Villingen-Schwenningen 1975, S. 18 ff.)

## Ortschaften in der Umgebung von Offenburg

**15. bis 19. April 1945**

*Wolfgang M. Gall*

**Kehl** wurde am **15. April** von französischen Truppen besetzt. Davor sprengte die deutsche Wehrmacht die Kinzigbrücken bei Kehl und Neumühl. Die Stadt wurde am 23. November vollständig geräumt. Nach Angaben des katholischen Pfarrers soll Kehl zu 50–60 Prozent zerstört worden sein, ebenso die Orte **Auenheim**, **Sundheim**, **Querbach** und **Odelshofen**.

In Kehl wohnten ausschließlich noch französische Militärpersonen. Das Landratsamt befand sich in Renchen, die Stadtverwaltung in Willstätt, das Finanzamt in Rheinbischofsheim.

(10. März 1946)



**Marlen** und **Goldscheuer** wurden am **15. April** kampflös übergeben. Die Dörfer waren seit dem 8. Dezember 1944 evakuiert, die Bewohner auf 80 Gemeinden verteilt. Deutsche Soldaten plünderten einen Tag später die verlassenen Häuser. Viele Wohnhäuser und Scheunen wurden infolge des Artilleriebeschusses zerstört. Während der Besetzung kam es zu 50 Vergewaltigungen. (20. Juli 1945)

**Haslach** und **Honau** wurden am **15. April** besetzt. Der Pfarrer berichtet: „Wir konnten am Morgen noch einen Sonntagsgottesdienst halten. Gegen 11 Uhr begann die Beschießung. Sie dauerte bis gegen 1 Uhr. Die beiden Eingänge des Ortes waren durch zwei Batterien besetzt. Gegen 1 Uhr bekam die nördliche Batterie einen Volltreffer und war kampfunfähig.“ Danach flüchtete die Einheit mit Hilfe von Pferdengespannen nach Ringelbach. Nach der Rheinüberquerung der französischen Truppen war der Westwall zwischen Kehl und Auenheim geräumt und die Brücken gesprengt worden. Am 25. April konnten die Bewohner wieder zurückkehren. Im Mai kamen über 1000 evakuierte Kehler in die Pfarrei. (20. Dezember 1945)

Die Besetzung von **Griesheim** fand am **15. April** statt. „Sonntag vormittags 5 Minuten vor 7 Uhr rollten die schweren Panzerwagen das Dorf herein, von Sand kommend. Widerstand gab es keinen. Jedermann war damit einverstanden gewesen, daß das Dorf im letzten Augenblick nicht durch unnütze Manöver gefährdet würde. Es geschah dem so. Die Besetzung des Dorfes wickelte sich in größter Ruhe ab. Es fiel nicht ein einziger Schuß. Punkt 8 Uhr konnte wie üblich die Frühmesse gelesen werden.“

Tagsüber stellten sich immer mehr französische Truppen ein. Griesheim lag den Tag über in der Kampflinie, da von hier aus der Vormarsch über das Dorf Bühl nach Offenburg weiterging. Ein Brigadegeneral hatte sich mit seinem Stab im Dorf bzw. im Pfarrhaus einquartiert.

Die Pfarrgemeinde Griesheim legte während der Kriegszeit das Gelübde ab, „fortan den großen Muttergottesdienst (Mariä Himmelfahrt) in besonderer Weise und durch eine feierliche Prozession zu begehen. Auch wurde auf dem Marienaltar ein prächtiges Votivbild (Holzschnitzerei) in Dankbarkeit für den wunderbaren Schutz, der der Pfarrgemeinde während der Kriegszeit zuteil geworden ist.“

(1. Oktober 1945)

Beim Bombenangriff auf Offenburg vom 27. November 1944 fielen im Dorf **Bühl** 4 Bomben auf das Dorf. Die kampflöse Besetzung erfolgte am **15. April 1945**, vormittags um 10.30 Uhr. Die französischen Truppen erreichten Bühl über die Straße von Griesheim und verließen das Dorf 11.30 Uhr in Richtung Bohlsbach. Das Granatfeuer der deutschen Truppen traf einige Gebäude. „Parteileute“ sprengten die Kinzigbrücke in die Luft. Für drei Wochen blieben etwa 100 französische Soldaten im Dorf einquartiert. Vergewaltigungen kamen keine vor.

(27. März 1947)

Am **15. April** um 13.05 Uhr fuhren die französischen Panzer in das Dorf **Windschlag**, nachdem der Kirchturm vorher drei Granattreffer erhalten hatte. Der nachfolgende deutsche Artilleriebeschuß kostete zwei Menschenleben. Am 16. April wurde das Dorf „ausgiebig mit französischen Truppen belegt“. (29. August 1945)

**Schutterwald** blieb von Bombenangriffen fast ganz verschont. Das Dorf wurde am **15. April 1945** um 17 Uhr kampflos übergeben. Am Tag zuvor beschossen Jagdbomber Höfen. „Am Abend kamen noch etliche ‚Truppen‘, um ‚morgen die Panzersperren zu schließen, um das Dorf zu verteidigen‘. Aber schon in der gleichen Nacht waren diese Soldaten schwarzwaldwärts abgezogen.“

Der Einmarsch erfolgte um 17 Uhr „in aller Ruhe, nicht ohne gewisse Feierlichkeit“. Das Verhalten der Franzosen wird als lobenswert bezeichnet. Es kam nur zu kleinen Plünderungen. Die französischen Kommandanten „pfl egten geradezu ein freundschaftliches Verhältnis zum Pfarrer“.

(6. September 1945)

**Waltersweier** wurde am **15. April** kampflos besetzt. Das Dorf hatte trotz der Nähe zu Offenburg keine Verluste erlitten.

(30. November 1946)

Die Bevölkerung der Gemeinde **Bohlsbach**, die fast ganz im Bereich des Rangierbahnhofes Offenburg lag, mußte durch die Fliegerangriffe viel erleiden: „Als Mitte November Straßburg von den Alliierten besetzt worden war, wurde Bohlsbach auch durch feindliche Ari beschossen, u. als dann am 27. November ein erneuter Bombenangriff schweren Schaden angerichtet hatte, wurde das Dorf evakuiert, nur etwa 200 Personen blieben zurück.“

Das Dorf wurde am **15. April** durch französische Truppen kampflos besetzt. Zwei Häuser gingen in Flammen auf.

„Geplündert wurde in der üblichen Weise. Vergewaltigungen wurden hier nicht bekannt.“

(27. August 1945)

Die französischen Truppen erreichten **Weier** am **15. April** aus Richtung **Hesselhurst**. Zuvor wurde der Ort von Bühl-Dorf aus beschossen.

(14. Januar 1947)

In **Offenburg** fanden nur unwesentliche Kampfhandlungen statt. Die Stadt wurde am **15. April** nachmittags zwischen 14 Uhr und 16 Uhr kampflos übergeben. Am Nachmittag schoß die deutsche Artillerie von Ortenberg in die Stadt. Dabei trafen zwei Schüsse die Dreifaltigkeitskirche.

In der Pfarrchronik schreibt der Offenburger Pfarrer:

„Der heutige Sonntag, ein strahlender Frühling, bringt die Besetzung der Stadt Offenburg durch alliierte Truppen, an der Spitze schwere Panzer . . . Ratschreiber Isenmann soll sie übergeben, nachdem der OB Dr. Rombach und viele andere Persönlichkeiten der Partei die Stadt bereits verlassen haben . . . Das Gefühl der ‚Befreiung‘ bemächtigte sich vieler Menschen, der sinnlos gewordene Krieg braust vorüber und enthebt uns der ständigen Angst und Sorge. Ich sehe den ersten schweren Panzer von der Pfarrstraße aus die Hauptstraße durchrollen und uns erfaßt ein tiefes Gefühl von Traurigkeit: so mußte das alles enden! Welch ein Meer von Entsetzen, Grauen und Elend schlägt seine letzten Wellen an die Mauern unserer Stadt! . . . Man sieht auch freudige Gesichter: Wir haben es überstanden!“

In einer zweiten Chronik heißt es:

„Die feindliche Soldateska plündert, manchmal vom deutschen ‚Mob‘ unterstützt, die Geschäfte der Stadt. Die Ablieferung aller Radio- und Photoapparate, die dann von der Truppe an sich genommen bzw. wahllos zerstört werden, ernüchert die Gemüter noch mehr. Da und dort finden Vergewaltigungen statt. 46 Frauen bzw.

Mädchen suchen im 1. Vierteljahr ärztliche Hilfe im hiesigen Krankenhaus. Vorstellungen bei der Kommandantur bleiben erfolglos: die Truppe sei undiszipliniert, durch den langen Krieg verroht und man habe keinerlei Einfluß auf sie.

(1947, 16. Januar)

Am **15. April**, abends 18.30 Uhr näherte sich die französische Panzerspitze von **Höfen-Schutterwald** durch den Viehweg zum westlichen Dorfeingang **Hofweiers**. Der dortige Bürgermeister, der den Befehl zur Verteidigung des Dorfes erteilt hatte, wollte das Dorf verlassen, um nach Niederschopfheim zu flüchten, wohin seine Familie sich schon tags zuvor in Sicherheit gebracht hatte. Er wurde, so der Hofweierer Pfarrer, aber „vor der Krone vom Fahrrad heruntergeholt und in aufregender Szene von wackeren Bürgern gestellt und gezwungen, mit einer Abordnung nach Höfen zu gehen und die kampflöse Übergabe des Dorfes anzubieten. Tapfere und wackere Männer trafen hierfür die nötigen Vorbereitungen, denn es war die Überzeugung aller, daß ein Widerstand vor unserem Dorf zwecklos und sinnlos ist und nur das Dorf und seine fast 2000 Bewohner in letzter Stunde noch in aller größte Gefahr bringt“.

Am **16. April** wurde das Dorf den Franzosen übergeben.

In der Nacht hatten Bewohner die Panzersperren niedergelegt und an den Ortsausgängen weiße Fahnen angebracht. Dann erschien eine deutsche Militärstreife und fahndete nach dem Bürgermeister und sechs Männern. Sie sollten hingerichtet und das Dorf zur Strafe angezündet und niedergemacht werden.

Nachdem die Panzer in das Dorf eingedrungen waren und das Dorf besetzt hatten, eröffneten einzelne deutsche Flak- oder Artilleriebatterien das Feuer gegen das Dorf. Eine 21jährige Frau wurde durch „deutsche Gewehrschüsse“ getötet. „Man vermutet einen feigen Racheakt! Durch den Feind selbst kam es im Dorf nicht zu Kampfhandlungen und für die Beschießung der Kirche bestand kein militärischer Grund, da sich auf dem Kirchturm weder eine weiße Fahne noch ein feindlicher Befehlsstand befand. Auch dieser letzte sinnlose Ansturm gegen das ‚schwarze Hofweier‘ war umsonst: das Dorf war gerettet!“

Nach der Übergabe des Dorfes zogen französische Kampftruppen durch das Dorf zum weiteren Vordringen nach Niederschopfheim, Oberschopfheim, Diersburg, Zunsweier, Elgersweier. Später blieb das Dorf ohne feindliche Besatzung.

(3. September 1945)

Am **16. April** morgens 10 Uhr nahm eine französische Patrouille von 12 Mann **Ebersweier** kampflös ein und entfernte sich wieder. Das deutsche Militär hatte sich zurückgezogen, aber einen Beobachtungsposten auf den Kirchturm gestellt. Kaum war die Patrouille abgezogen, war das deutsche Militär wieder da. „Nachmittags 4 Uhr kam dann eine französische Kompanie zur Besetzung. 3 Maschinengewehre eröffneten das Feuer. 10 französische Granaten trafen Turm und Dach der Kirche und verursachten schweren Schaden. Ein deutscher Soldat mußte im letzten Augenblick noch im Rathaus Munition holen und wurde auf der Brückennahe von einem franz. MG getroffen.“

Der Kommandant soll gegen das Pfarrhaus „sehr nobel gewesen sein, er hielt sich genau an den Befehl Eisenhauers (!), daß keine Soldaten ins Pfarrhaus gelegt werden dürfen“.

Rückblickend hält der Pfarrer fest: „Als wir im April 1941 hierher kamen, war zu unserem größten Erstaunen fast alles in der NSDAP organisiert. Fast hätten wir gleich Schulverbot bekommen. Der Hitlergeist ist noch nicht ganz ausgestorben. Durch planmäßige Arbeit ist wieder religiöser Geist eingezo- gen . . .“

(13. Dezember 1946)

Am **16. April** vormittags  $\frac{1}{2}$  11 Uhr zog eine „kleine Abteilung Franzosen“, gedeckt durch einen Panzer, in **Zell-Weierbach** ein und übernahmen dann die Gewalt. Ebenso auch in **Fessenbach** und in **Rammersweier**. Eine Handvoll Soldaten, die noch in den Dörfern verblieben waren, wurden gefangen genommen.

Nach dem Einmarsch der Franzosen in Offenburg hatten Nationalsozialisten an den Eingängen der drei Dörfer überall Panzersperren errichtet. In Rammersweier entfernten zwei Bewohner die Hindernisse. Im nahen Bohlsbacher Wald ließ ein deutscher Offizier drei deutsche Soldaten erschießen, die sich von der Truppe entfernt hatten und ihre Leiber ohne Erkennungs- marken verscharren, nachdem sie ihr eigenes Grab vorher haben schaufeln müssen.

„Weil nun einige sture Hauptleute mit zwei bis dreihundert Soldaten ohne Mut und ohne Waffen in Zell-Weierbach und Fessenbach Widerstand leisten wollten, kam die Bevölkerung in große Erregung; denn ein Widerstand war in Anbetracht der großen Sachlage töricht wenn nicht verbrecherisch gegen die Allgemeinheit, da von vorneherein die Aussichtslosigkeit des Kampfes feststand und die Dörfer in Gefahr brachte, ganz zertrümmert und zerstört zu werden. Selbst am Montag, den 16. April, gegen Vormittag hatten sich ein Offizier mit Soldaten bei der Kirche postiert, um mit Panzerfäusten Widerstand zu leisten. Die schöne Kirche und Pfarrhaus und Mesnerhaus sollten in Trümmer geschossen werden. Als die Bewohner des Pfarrhauses und ein Teil der Bevölkerung sich dagegen auflehnten, wurde ihnen von dem Offizier gedroht, sie standrechtlich erschießen zu lassen wegen Zersetzung des Abwehrwillen. Drei mutige Frauen: Frl. Maria Barlage, Frau Englert und Frau Lienert ließen sich nicht einschüchtern und sagten, man solle sie lieber erschießen als die Wallfahrtskirche in Gefahr bringen und meldeten sofort dem Pfarrer die drohende Gefahr. Der Pfarrer kehrte soeben von einer Beerdigung zurück, begab sich vor die Kirche, um ebenfalls zu verhandeln, konnte aber dann feststellen, daß die Truppe bereits nach Zell-Weierbach sich zurückgezogen hatte. Die Bevölkerung hatte sich bei der Ungewißheit und großem Bangen vor einem sie ja nur schädigendem Widerstand zum Teil in die Höhlen und Talwege und im nahen Wald verborgen, andere blieben in den Häusern zurück um die Übergabe zu erwarten.“

Die Franzosen waren wider Erwarten am 15. April nicht weiter als nach Offenburg gekommen. Schuld daran hatten die schweren Gefechte bei Ortenberg. „Einige beherzte Männer unter Guttheißung des inzwischen bestimmten Bürgermeisters Franz Schmidt, der vor der Hitlermacht Bürgermeister war, hißten vorzeitig die weiße Fahne auf dem Rathaus. Eine Abordnung kam auch zum Pfarramt mit dem Verlangen, auf der Kirche die weiße Fahne zu hissen. Der Pfarrer erkannte jedoch die persönliche Gefahr, in der die beherzten Männer schwebten, gab ihnen den Rat, sich zu verstecken und mit dem Zeigen der weißen Fahne noch abzuwarten, bis die Offiziere aus dem Dorfe weggezogen wären, da einige unbelehrbar und

ohne Rücksicht auf die Bevölkerung und Häuser einfach Kampf bis zum letzten wollten. Wie angebracht dieser Rat war, zeigte sich alsbald. Der Stützpunktleiter, Ratschreiber Josef Hauser und andere Parteileute hatten diese Leute benachrichtigt und es sollten einige Männer unter anderem auch Bürgermeister Schmidt deswegen standrechtlich erschossen werden. Mit Rücksicht auf sein hohes Alter erklärte der „Befehlshaber“ wolle er nochmals Gnade vor Recht ergehen lassen . . . Zunächst blieb noch alles still und ruhig. In der Ferne Richtung Biberach–Haslach hörte man noch Kanonendonner. Man konnte bei Tage ungehindert umhergehen. Gegen Abend kamen einzelne Abteilungen in die Häuser und suchten nach Soldaten, Munition und Waffen, nach Photoapparaten und Radios. Man hatte den Eindruck, daß es diesen weniger um Waffen als um die Erbeutung von Habseligkeiten und Lebensmitteln und Beraubung der Bevölkerung von Uhren, Radios, Kleider und Wäsche, um Hühner u. Hasen, Eier und Wein ging . . . Zum Teil hatten sie auch schon stark dem Alkohol zugesprochen und bedrohten dauernd die einzelnen mit vorgehaltenen Revolvern und Maschinenpistolen . . . Solche Räubereien waren nun bald da bald dort tägliches Geschehen . . . Oft hörte man Schüsse knallen an allen Ecken und Winkeln, und man hatte den Eindruck es bestände völlige Rechtslosigkeit und Zügellosigkeit und die Besatzungsmacht wolle und könne nicht die einzelnen wild und wahllos umherziehenden und räubernden Soldaten zur Ordnung bringen, habe vielmehr freies Plünderungsrecht ihnen eingeräumt . . .“

(1. Februar 1947)

Die französischen Panzer rückten am **16. April** um 15.15 Uhr von Hofweier aus in das Dorf **Niederschopfheim** ein. Der Volkssturm hatte den Zixerberg besetzt. „Die Männer von hier hatten manche Auseinandersetzung mit den Führern, die mit Gewalt das Dorf verteidigen sollten. Noch am Morgen 1/212 Uhr war der Kreisleiter Rombach von Offenburg hier, um den Widerstand zu fordern. Die Volkssturmlaute waren gescheitert und zogen sich rechtzeitig zurück gegen Diersburg zu. In der Huckengasse wurde ein Volkssturmmann getötet, der hier beigesetzt wurde. Die am lautesten früher Heil Hitler geschrien hatten, schwenkten jetzt am lebhaftesten die weiße Fahne, die anderen blieben würdevoll und ruhig an den Häusern stehen . . .“

Am Gründonnerstag waren in Niederschopfheim 200 russische Kriegsgefangene angekommen, für die im Schulhaus und in der Fabrik Stacheldrahtzäune errichtet wurden. Eine Woche später transportierte die SS die Gefangenen ab und ermordeten sie. Den Ort des Verbrechens nennt der Pfarrer nicht.

Der „Hitlergeist“, so der Bericht, würde nicht leicht aus Niederschopfheim verschwinden. Es fehle vor allem an Aufklärung über die wahren Geschehnisse des Dritten Reichs.

„Das Vertrauen zur Wahrheit ist durch die 12 Jahre so erschüttert, daß es erst langsam wieder zurückkehren wird. Soviele haben das selbständige Denken so verlernt, daß sie auf Gründe und Beweise nicht mehr eingehen können. Und das Gedächtnis ist so schwach geworden, daß viele Menschen sich an nichts mehr zu erinnern scheinen. Das militaristische Denken steckt der Jugend so tief im Blut, als daß sie so schnell pazifistisch und normal umlernt.“

(23. August 1945)

Am **16. April** begann der französische Angriff auf **Ortenberg**. „Sie machten am Sonntagabend ungefähr 2 km vor Ortenberg halt. Ortenberg sollte als Eingangstor

ins Kinzigtal mit allen Mitteln verteidigt werden.“ Volkssturmänner bewachten Panzersperren vor der Kirche. Diese sollen unter sich ausgemacht haben, diese zu öffnen, sobald die französischen Truppen herannahten. Der Plan wurde verraten, der Volkssturm durch reguläre Truppen abgelöst.

„Am Montag früh ging ein Stoßtrupp vom Käfersberg gegen Offenburg. Bald hörte man Maschinengewehrfeuer. Um 1/27 Uhr fiel der erste Arieschuß von unserer Art(illerie). Es folgte die Erwidernng durch französische Panzer . . . Der Widerstand dauerte 7 Stunden. Eine Anzahl Häuser wurde teilweise, 3 ganz zerstört, ferner brannte das ganze Fabrikgebäude der Emailfabrik nieder . . . Der Kampf wurde um 1/22 Uhr eingestellt.“

Aus Ohlsbach und Berghaupten wurde das Dorf von deutscher Seite weiter beschossen. (24. Juli 1945)

**Berghaupten** sollte als „Tor zum Kinzigtal“ besonders stark verteidigt werden. Zwischen dem 12. und 15. April verlegten die deutschen Truppen immer mehr Artillerie in das Dorf. Vor dem Einmarsch der französischen Truppen verursachte der Abwurf einer Bombe leichte Gebäudeschäden. Die deutschen Truppen versuchten den ersten Widerstand im Kinzigtal zu leisten. Hierbei kam es zur Beschießung und Zerstörung von sieben Bauernhäusern und Beschädigung des Kirchturms. Ein Bewohner starb.

„Am 15. April setzte das Artilleriefeuer ein; der kritische Tag war der Dienstag. Als der Feind in die Nähe kam, reisten der Kreisleiter (Rombach) und die Generäle schleunigst ab . . . Der erste Panzer lief 20 Minuten vor dem Dorf auf ein Minenfeld und flog in die Luft. Gleichzeitig setzte vom Botenbach her Infanteriefeuer ein. Die Panzer drehten dorthin ein und bald stand der größte Bauernhof und ein weiteres Haus in hellen Flammen.“ Dabei kam der Bauer Karl Zapf ums Leben. Um das „gut katholische Haus“ soll absichtlich Infanterie postiert worden sein, da die Familie „beim Ortsvorstand gar nicht gut angeschrieben“ gewesen war. Die kampflöse Übergabe Berghauptens scheiterte an der SS, die „jeden niedergeschossen hätte, der eine weiße Fahne gezeigt hätte“.

Die Besetzung erfolgte am **17. April**, nachmittags. Der Ort wurde durch Ratsschreiber Zapf den Franzosen übergeben. Von Berghaupten aus beschossen die französischen Truppen das mittlere Kinzigtal bis Hausach. Es kam zu Plünderungen und Besetzungen von Häusern (u.a. auch das Pfarrhaus) durch das französische Militär. Dabei sollen „Subjekte aus den Nachbarorten“ sich beteiligt haben. „Über das Verhalten der Parteileute kann keine Klage geführt werden.“

(7. Juni 1945/15. Februar 1947)

Am **17. April** wurde **Ohlsbach** besetzt, nachdem die französischen Truppen die Verteidigung zwischen Ortenberg und Ohlsbach durchbrochen hatten.

(19. November 1945)

Am Dienstag, den **17. April**, nachmittags erfolgte kampflös die Einnahme von **Elgersweier** durch französische Infanterie und Panzer. Diesen schlossen sich am kommenden Tage vormittags Kampftruppen an. 150 Mann werden im Dorf einquartiert.

Am 15. April war „den ganzen Tag über eine heftige Kanonade seitens der Deutschen“ über das Dorf Elgersweier hinweggefegt. Am 16. April, um 6 Uhr

früh, begann der französische Angriff und die Beschießung des Dorfes. Mehrere Geschosse explodierten in der Nähe der Kirche, diese verlor drei Fenster durch Sprengstücke und eine Anzahl Ziegel. Ein Bewohner kommt dabei ums Leben.

„Wie durch ein Wunder geschah es, daß der Pfarrer von hier und der von Marlen, die sich eben anschickten, das hl. Opfer darzubringen, noch rasch aus der Sacristei unter den Turm flüchten konnten und so dem sicheren Tod in der schwer getroffenen Sacristei entgingen.“

Nach einer Viertelstunde hörte die Beschießung des Dorfes auf, aber den ganzen Vormittag bis zum späten Nachmittag wurde am Eingang des Kinzigtals heftig gekämpft. Durch Sprengstoffe verwundet, fanden in den kommenden Tagen noch zwei weitere Einwohner des Dorfes den Tod. (4. September 1945)

Die Besetzung des Dorfes **Zunsweier** erfolgte am 17. April kampflos, nachdem sich die starke Artilleriestellung ins Kinzigtal zurückgezogen hatte und die „Häupter der NSDAP“ sich geflüchtet hatten. Die Zunsweierer Zivilbevölkerung suchte zur Hälfte Schutz in den Wäldern und alten Bergwerken. Vier deutsche Soldaten fielen hier beim Rückzug. (27. August 1945)

Die Besetzung von **Gengenbach** erfolgte am **18. April**, am **19. April** die Besetzung von **Schweibach** und **Fußbach**. In den umliegenden Wäldern leisteten einige Soldaten noch Gegenwehr. Der Volkssturm war von „maßgeblichen Persönlichkeiten“ am Abend zuvor aufgelöst worden. Einer der Volkssturmführer entging nur durch „eine List und durch Flucht dem Tode, der ihm vom Kreisleiter zuge-dacht war“. Durch den Beschuß der deutschen Artillerie kommen zwei Frauen und ein Kind ums Leben. (3. Dezember 1946)

**Diersburg** besetzen die französischen Truppen kampflos am **19. April**. Die Abnahme der Waffen und Radioapparate erfolgte durch „zwei von der Besetzung von Zunsweier geschickte Soldaten“. Auf Bitten des Rathauses stationierten die französischen Truppen zwei Gendarme im Dorf, um Plünderungen zu verhindern. (10. August 1945/31. Januar 1947)

**Durbach** wurde in den letzten Tagen des April besetzt. Am 27. November 1944 wurde Durbach wie Offenburg bombardiert. Etwa 40 Bomben trafen das Dorf. Menschen kamen dabei nicht zu Schaden. Im Winter 1944/45 flüchteten viele Bewohner aus dem Rheintal und der Umgebung Offenburgs in das Dorf. Der Chronist bezeichnet den Zeitraum zwischen dem 15. und 21. April 1945 als besonders schlimm: „Die Dörfer in der Ebene und die Stadt Offenburg hatten rasch kapituliert. Bei uns am Eingang in den Schwarzwald war für die längst kriegsmüden Soldaten von „hochprozentigen“ Offizieren die Parole ausgegeben: ‚Durbach‘ mit biegen und brechen muß verteidigt werden. Die Bevölkerung wehrte sich dagegen und war aufs höchste erbittert. Die feindliche Artillerie schoß in die Berge, die hinter dem Durbachtal liegen. Den deutschen Soldaten blieb schließlich nichts anderes übrig, als sich so rasch als möglich abzusetzen.“ Durbach blieb deshalb ziemlich unversehrt. Deutsche Truppen sprengten vor ihrem Abzug die großen Munitionsdepots im Offenburger Wald in die Luft. (August 1945)

## Kinzigtal

*Mathias Reiningger*

Im Frühjahr 1944 begannen die Bombardierungen **Biberachs** durch feindliche Flugzeuge, die gegen Ende des Jahres immer mehr an Heftigkeit zunahmen. So am 24. und 25. Dezember 1944: „Den ganzen Tag Flieger“. Der Eintrag am 2. Februar 1945 steht für die sich verschärfende Situation gegen Ende des Krieges: „Den ganzen Tag Flieger. Morgens 9 Uhr 2 Eisenbahnwagen in Brand geschossen. 2 Bomben auf den Bahnhof, Geleise zerstört. Kurz vor 3 Uhr kreisen Bomberverbände über dem Wald zwischen Zell und Unterenbach und setzen ein Benzin- und Öllager in Brand. Starke Rauchentwicklung. Aus westl. Richtung fortwährend starkes Art.feuer hörbar.“

Da die deutsche Militärführung die Absicht hatte, in Biberach den feindlichen Angriff zu stoppen und den weiteren Vormarsch ins Kinzigtal zu verhindern, wurden auf den umliegenden Höhen starke Artilleriestellungen eingerichtet. Diese Absicht blieb den Franzosen nicht verborgen, so daß sie ihrerseits die Angriffe auf Biberach und Umgebung mit großem Materialaufwand fortsetzten.

Die Kämpfe erreichten am **19. April** mit heftigem Artilleriebeschuß und Jagdbomberangriffen ihren Höhepunkt. An diesem Tag brannten in Biberach 26 Häuser. Am Abend gegen halb zehn rollten die ersten französischen Panzer durch den Ort und postierten sich vor dem Rathaus.

Die Schilderung über die Zeit nach der Besetzung fällt recht knapp aus. Der Pfarrer schreibt, daß sich die Besatzungstruppen im großen und ganzen anständig benehmen. Er schließt mit den Worten: „Eine neue Zeit beginnt. Ein ‚Tausendjähriges Reich‘ hat nach 12 Jahren sein Ende gefunden.“ (30. 3. 1946)

Die ersten Angriffe erlebte **Nordrach** 1944 (abgesehen von einem einzelnen Bombenabwurf 1939, der einem Munitionslager in einem Seitental geglückt und sein Ziel verfehlt hatte). Es handelte sich um Bombenangriffe, die jedoch keinen größeren Schaden anrichteten. Anders dagegen im Frühjahr 1945, als Kampfflugzeuge der Alliierten auf der Dorfstraße stehende deutsche Militärlastwagen angriffen. Es entstand erheblicher Sachschaden am Schulhaus und an acht weiteren Gebäuden. Einen Tag vor der Besetzung fällt ein fünf Jahre alter Junge einem Fliegerangriff zum Opfer.

Im Verlauf der Besetzung am **19. April** kam es zu vereinzelt Gefechten auf der Höhe des Mühlsteines und im Untertal, dabei wurden 8 Soldaten bzw. Volkssturmmänner getötet.

Nach der Besetzung verhielten sich die ehemaligen Parteimitglieder ruhig. Zur Lage der Gemeinde schreibt der Pfarrer, daß die Situation vor Ort recht gut sei, die Besatzungstruppen sich anständig verhielten und das religiöse Leben in keiner Weise behindert werde. In bezug auf die weibliche Bevölkerung schreibt er weiter: „Das Verhalten einiger Frauen und Mädchen aus der Pfarrei ist zur Zeit bedauerlich leichtsinnig und ärgerniserregend. Es sind solche, die zuvor ganz besonders ‚national‘ eingestellt waren.“

Zum Schluß seiner Ausführungen geht der Pfarrer auf das religiöse Leben ein und



stellt abschließend fest, daß „die Teilnahme an der Prozession mustergültig wie nie in den früheren Jahren“ war. (1. 8. 1945)

In **Zell a.H.** scheint nach Angaben des hiesigen Pfarrers die Kriegszeit ruhig verlaufen zu sein. Erst am Vorabend der Besetzung setzte kurzer Artilleriebeschuß ein, der aber weder Menschenleben forderte, noch größeren Sachschaden anrichtete. Dies änderte sich im Verlauf des **19. April**, als Zell von Nordrach aus unter starken Artilleriebeschuß kam. Zusätzlich war der Ort an diesem Tag einem schweren Jagdbomberangriff ausgesetzt. Zu allem Unglück richteten abziehende deutsche Truppen großen Schaden an, indem sie strategisch unwichtige Brücken und Stege innerhalb des Ortes sprengten, wobei die umliegenden Häuser schwer in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die Kämpfe an diesem Tag forderten 15 Todesopfer, darunter sieben französische Kriegsgefangene, sechs Stunden vor ihrer Befreiung aus fünfjähriger Gefangenschaft.

Gegen halb sechs Uhr erreichten die ersten französischen Einheiten den Ort, laut Berichterstatte „furchterregende und schreckeinflößende Gestalten!!“ Gemeint sind die Kolonialtruppen der Franzosen, hier vor allem Marokkaner.

Der Ort wurde vom Bürgermeister übergeben, der im Gegensatz zu den übrigen ehemaligen Parteimitgliedern nicht geflohen war.

Zur Situation in der Gemeinde zum Zeitpunkt des Berichts schreibt der Pfarrer folgendes: Außer ein paar „ehrvergessenen Frauenzimmern“ verhalte sich die Bevölkerung gegenüber den Besatzungstruppen ruhig und diszipliniert. Die Parteileute seien nun kleinlaut geworden und würden am liebsten ihre Vergangenheit vergessen machen. Der Besuch der Kirche hätte wieder zugenommen, wengleich noch nicht alle „Abgestandenen“ zurückgefunden hätten. (2. 7. 1945)

Die Darstellung der Ereignisse in **Prinzbach** ist sachlich, die Geschehnisse kurz vor, während und nach der Besetzung werden fast stichwortartig zusammengefaßt. Prinzbach hatte zeitweise eine sehr hohe Einquartierungsquote, wie der Stand vom 1. März 1945 zeigt, als den 330 Einwohnern 435 auswärtige Personen gegenüberstanden. Darunter befanden sich 185 Mann Militär, 225 Evakuierte und 25 Ausländer (französische Kriegsgefangene, russische und polnische Zwangsarbeiter). Menschenleben unter der Zivilbevölkerung gab es laut Bericht bei den zwei erwähnten Bombenangriffen vom 20. März 1944 und 4. März 1945 nicht zu beklagen, jedoch brannten dabei vier Höfe ab.

Zu Kampfhandlungen kurz vor dem Einmarsch der Franzosen am **20. April** kam es nur in der Filiale Schönberg, ansonsten wurde der „Pfarrort . . . ordnungsgemäß übergeben“.

Nach der Besetzung verschwanden die Parteileute aus dem öffentlichen Leben und verhielten sich sehr reserviert. Zum Thema Plünderungen heißt es in dem Bericht: „Dem Pfarrer wurde durch einen räuberischen Akt das Auto weggenommen, ohne Requisitionsschein“. (9. 3. 1946)

Die Kriegszeit verlief ruhig in **Bad Rippoldsau**, der vereinzelte Artilleriebeschuß kurz vor der Besetzung richtete keinen großen Schaden an. Um so trauriger erscheint das Schicksal eines vermutlich desertierten Soldaten aus Waldshut, der vom Volkssturm am Karsamstag 1945 aufgegriffen und von drei

SS-Männern ohne Gerichtsverhandlung im Wald ermordet und verscharrt wurde.

Nachdem die Gauleitung, die sich vierzehn Tage im Ort aufgehalten hatte, abgezogen war, wurde Bad Rippoldsau am **20. April** kampflos den Franzosen übergeben. Im Bezug auf Plünderungen machte der Pfarrer die interessante Beobachtung, daß die eigentlichen Nazi verschont blieben. Zwei ehemalige Parteimitglieder wurden von den Franzosen verhaftet, die übrigen verhielten sich ruhig.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren äußerst schlecht, da kaum Versorgungsgüter von außen in die Gemeinde gelangten und nur wenig selbst produziert werden konnte. Außerdem mußte das wenige mit der zeitweise 300 Mann starken Besatzungstruppe geteilt werden. Trotzdem bezeichnete der Berichtersteller das Verhältnis zwischen der Bevölkerung und den Franzosen als gut. Ebenso als gut beschreibt er das kirchlich religiöse Leben im Pfarrort. (1. 8. 1945)

Sehr ausführlich geht der Pfarrer von **Schenkzell** auf die Ereignisse zum Kriegsende ein. Wie in anderen Orten des Kinzigtals herrschte hier bis ins Jahr 1944 relative Ruhe, die dann immer häufiger von feindlichen Flugzeugen gestört wurde. So etwa am 22. Februar 1945, als Jagdbomber den Ort angriffen. In Folge der Fliegerangriffe kamen vier Personen, ein Mann aus dem Sudetenland und drei russische Arbeiter, ums Leben. Der Feldbau wurde nicht gestört, dagegen mußte der Gottesdienst auf die Morgen- und Abendstunden verlegt werden.

Mitte April spitzte sich die Lage immer weiter zu, „auf dem Rathaus wurden die Hitlerbilder abgehängt, die Parteiabzeichen entfernt, Fahnen und Akten verbrannt“. Unklar war bis zuletzt, ob der Ort verteidigt werden sollte. Am Abend des **20. April** kam der Pfarrer aus Schiltach zurück und fand sich plötzlich in der Ortsmitte von französischen Soldaten umgeben. Es handelte sich dabei um ein Vorauskommando, das von der Stadtverwaltung die Öffnung der Panzersperren für den nächsten Morgen forderte. Bei Einbruch der Dunkelheit kam es dann zu einem Feuergefecht zwischen dem französischen Spähtrupp und der Nachhut der abziehenden deutschen Truppen. Dabei wurde eine Zivilistin, die sich trotz der offensichtlichen Gefahr auf die Straße begeben hatte, getötet. Am frühen Morgen des 21. April wurde der Ort den Franzosen übergeben.

Die Parteileute waren „kleinlaut und wie aus den Wolken gefallen“. Der ehemalige Ortsgruppenleiter sowie ein weiterer Parteiangehöriger wurden von einem Franzosen erschossen, „der auf eigene Rechnung Rache übte“.

Die Bevölkerung war sehr verärgert über das Verhalten der Parteileute kurz vor der Besetzung der Gemeinde, durch das unnötige Gefahr und Zerstörung verursacht worden war. So etwa die Sprengung der Eisenbahnbrücke, bei der benachbarte Häuser beschädigt wurden, oder der Beschuß der französischen Vorhut durch abziehende deutsche Truppen. Doch die Besetzung gab noch keinen Anlaß zur Beruhigung, da bekannt war, daß einige Männer der Gestapo in der Umgebung Lebensmittellager für den Partisanenkampf angelegt hatten. Dieser fand aber zum Glück nicht statt.

Nach der Ortsübergabe wurden die Häuser durchsucht. Als beachtenswert hält der Pfarrer fest: „Die Kirchen blieben unbetreten, was man immerhin als Kulturfortschritt in den Pfarrchroniken vermerken soll.“

Die Situation in der Gemeinde war, verglichen mit anderen Orten, gut, was vor al-

lem an dem ordentlichen Verhalten der Besatzungstruppen lag. Auch in sittlicher Hinsicht gab es bis auf wenige Ausnahmen keine Beanstandungen. Obwohl die Schulen geschlossen waren, konnte die religiöse Unterrichtung der Kinder stattfinden. Ebenso wurde die übrige Seelsorgearbeit in keiner Weise beeinträchtigt. Am meisten beschäftigte die Bevölkerung das Schicksal der deutschen Soldaten, die noch nicht heimgekehrt waren, und von denen man lange keine Nachricht mehr erhalten hatte. (23. 7. 1945)

Im Gegensatz zu anderen Ortschaften, hatte **Steinach** mehr unter den feindlichen Fliegerangriffen zu leiden, die seit dem Herbst 1944 an Heftigkeit zunahmen. Mehrere Häuser brannten vollständig ab, und es entstand zum Teil erheblicher Flurschaden. Auch an kirchlichen Gebäuden entstand großer Schaden. Vier Soldaten fanden den Tod.

Am Abend des **20. April** wurde Steinach besetzt, nachdem den ganzen Tag über zwischen Biberach und Steinach gekämpft worden war. Bei diesen Kämpfen kamen acht Soldaten ums Leben. Unter der Zivilbevölkerung forderte der Krieg ein Todesopfer.

Die schlechte Behandlung der ehemaligen Zwangsarbeiter hatte für einige Männer ein Nachspiel. Sie wurden vor ein französisches Militärgericht geladen und bestraft. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Beschreibung des Verhaltens der ehemaligen Parteimitglieder: „Die Parteileute waren nach der nunmehr erfolgten Niederlage sehr zugänglich und freundlich zum Geistlichen. Sie halfen eifrig mit an der Instandsetzung der Kirche.“ (26. 6. 1945)

Bei den Ende 1944 immer zahlreicher werdenden Fliegerangriffen auf **Haslach** kamen zahlreiche Menschen ums Leben, darunter 16 ortsansässige Personen. Da Haslach bis zum letzten Mann verteidigt werden sollte, flüchtete ein Großteil der Bevölkerung in das Bergwerk „Vulkan“. Zum propagierten Widerstand kam es dann aber doch nicht. Die deutschen Truppen zogen sich in der Nacht vom 20. auf den 21. April vollständig zurück. Nur die auf den umliegenden Höhen stationierte Artillerie schoß weiter.

Am Morgen des **21. April** besetzten französische Truppen die Stadt. An den anschließenden Plünderungen beteiligten sich auch Fremdarbeiter, Angehörige des Sicherungslagers und Einheimische. Pfarrer Vetter schließt das Kapitel Plünderungen mit den Worten: „Die Häuser, die Sicherungshäftlinge aufgenommen hatten, Pfarrhaus und Schwesternhäuser, blieben vollständig verschont. Eine Anzahl von Häftlingen hat sich rühmlich für die Bevölkerung eingesetzt.“ (12. 8. 1945)

Der Bericht aus **Hausach** ist äußerst kurz gehalten und schildert das Kriegsende sehr sachlich. Die Fliegerangriffe gegen Ende des Krieges forderten in Hausach keine Todesopfer. Es wurden mehrere Häuser schwer beschädigt, teilweise unbewohnbar. Am Abend des **21. April** gegen fünf Uhr wurde die Stadt kampfflos übergeben. Das Ausmaß der Ausschreitungen nach der Besetzung blieb zum Glück gering. Zur Situation vor Ort heißt es: „Stimmung gedrückt, religiöses Leben gut; mancher hat den Weg in die Kirche wieder gefunden.“ (5. 7. 1945)

Am 18. April 1945 traf ein deutscher Divisionsstab in **Mühlenbach** ein. Zu seiner

Unterbringung sollte das Pfarrhaus beschlagnahmt werden, was durch das beherzte Vorgehen des Pfarrers verhindert werden konnte.

Auf Grund der großen Anzahl von Soldaten, die sicherlich auch den anrückenden Franzosen nicht verborgen geblieben war, befürchteten die Einwohner, daß es zu einem größeren Gefecht mit unabsehbaren Folgen für ihr Dorf kommen könnte. Auf die Bitte nach Schonung antwortete ein anwesender Propagandaoffizier wörtlich: „Kameraden! 20 Millionen haben in Deutschland keine Behausung mehr, da kommt es wirklich auf ein armseliges Dorf nicht mehr an.“ Und der Pfarrer schreibt weiter: „Räder, Fuhrwerke, Pferde wurden requiriert und erbarmungslos mitgenommen. Man verhielt sich zum Teil schon so, als ob man in Feindesland wäre.“

Trotz gegenteilig lautender Propaganda verließen die deutschen Truppen Mühlenbach am **21. April**. Eine Volkssturmbatterie mußte mit drei Geschützen den Abzug decken. Gegen acht Uhr morgens eröffnete die Batterie das Feuer auf die näherkommenden Franzosen, die im Verhältnis 10 : 1 antworteten. Doch damit nicht genug, auch Geschosse deutscher Kanonen, die auf der Straße Gutach–Oberprechtal oder in Oberbüchern aufgestellt waren, schlugen nun in Mühlenbach ein. So entstanden praktisch am letzten Kriegstag die größten Zerstörungen. Fünfzehn Gebäude wurden schwer getroffen, ein Haus ganz zerstört. Auch die Kirche blieb von Beschädigungen nicht verschont.

Interessant sind die Bemerkungen des Pfarrers zum Verhalten der Parteileute und zu den Zuständen nach der Besetzung. Glaubt man dem Pfarrer, so gab es in Mühlenbach überhaupt keine Nazis und wenn „nur einige Mitläufer, die aber wohl kaum sich der Tragweite ihres Verhaltens bewußt waren. Die materiellen Vorteile waren für sie ausschlaggebend. Religiös haben sie mitgetan wie die andern auch.“ Auch die Schikanen von seiten der ehemaligen Zwangsarbeiter, die nun als Polizei eingesetzt waren, versteht der Berichterstatter nicht. Schreibt er doch über diese: „Sie wurden von unsern hiesigen Leuten gut behandelt, sie hatten es gut.“ Die ganze Unzufriedenheit kommt im Schlußsatz zum Ausdruck: „Da wir wirklich nicht zu den Nazi-Dörfern zählten, hätten wir eine andere Behandlung verdient.“

(24. 6. 1946)

Das Kriegsende in **St. Roman** verlief sehr ruhig. Zweimal kam es zu Bombenabwürfen, bei denen es sich aber vermutlich um sogenannte Notabwürfe gehandelt haben dürfte. Der Ort selbst wurde kampflos am **21. April** übergeben. Nach der Besetzung verhielten sich die ehemaligen Parteimitglieder „wie überall“.

(7. 7. 1945)

Ähnlich wie in St. Roman erlebten die Einwohner von **Welschensteinach** keine Beeinträchtigung des öffentlichen Lebens durch feindliche Angriffe während des Krieges. Erst in den letzten Tagen bzw. Stunden vor der Besetzung kam der Krieg tatsächlich in den Ort. Welschensteinach sollte verteidigt werden und zwar von einem in der Nacht vom 19. auf den 20. April hier eingetroffenen deutschen Bataillon. Den Franzosen blieb diese Truppenbewegung nicht verborgen, und so eröffneten sie am Freitagnachmittag das Artilleriefeuer auf Welschensteinach.

Die deutschen Truppen stellten sich dem Kampf, mußten aber nach einigen Stunden den Rückzug Richtung Hofstetten antreten.

In den frühen Morgenstunden des **21. April** wurde der Ort besetzt. Nach der Besetzung spielte sich zwei Wochen lang ein trauriges Schauspiel in der Gemeinde ab. Da Welschensteinach der Kommandantur in Haslach unterstellt war, versuchte sich nach Angaben des Pfarrers ein 22jähriger Jude als „Ortskommandant“. Er schikanierte die Bevölkerung und bediente sich dabei der Hilfe der ehemaligen Zwangsarbeiter. Grausamer Höhepunkt dieser Willkürherrschaft war die Ermordung eines Offenburger Beamten, der sich im Nachbarort aufhielt und auf dem Friedhof von Welschensteinach erschossen wurde. Der „Kommandant“ mußte den Ort verlassen, nachdem er sich am Eigentum eines Deutschamerikaners vergriffen hatte. Im Nachhinein stellte sich heraus, daß der „Kommandant“ ein ehemaliger französischer SS-Freiwilliger war, der sich als elsässischer Jude ausgegeben hatte (Vergl.: Hildenbrand, Manfred. Das mittlere Kinzigtal zur Stunde Null – Kriegsende und Besetzung 1944/45, in: Die Ortenau, 65/1985, S. 267).

Von diesen schrecklichen Ereignissen geschockt, waren die Einwohner froh, daß sich bald darauf ein Ortskommandant fand, der sich darum bemühte, die Bevölkerung vor Übergriffen zu schützen. (20. 7. 1945)

In **Wolfach** war vor allem der Bahnhof das Ziel der Luftangriffe gegen Ende des Krieges. Dabei kamen mehrere Personen ums Leben, und einige Häuser wurden beschädigt. Großen Schaden richtete am **21. April**, dem letzten Kriegstag für Wolfach, die Sprengung der Stadtbrücke durch abziehende deutsche Truppen an. Am frühen Nachmittag rückten die Franzosen von Schiltach her in Wolfach ein. Es handelte sich dabei um ein Vorauskommando, das die Lage in der Stadt erkunden sollte. Am Sonntag, den 22. April, erfolgte die „endgültige Besetzung“.

Durch das energische Eingreifen des Pfarrers, „der bei den franz. Offizieren Hilfe und Unterstützung findet, werden weitere Plünderungen und Vergewaltigungen besonders auf den Höfen des Kirchspieles verhindert“.

Die Parteiführer verließen fluchtartig die Stadt. Der ehemalige Kreisleiter wurde von seinen eigenen Parteifreunden erschossen, nachdem er die drohende Niederlage eingestanden hatte. Zu geplanten Partisanenaktionen kam es nicht mehr.

Ein besonders trauriges Kapitel für die Stadt Wolfach bildet die Ermordung von 20 französischen Zivilgefangenen kurz vor der Besetzung der Stadt. Der Pfarrer schildert ausführlich und ergreifend das Schicksal dieser Gefangenen.

Unter den Gefangenen befanden sich auch zwei Geistliche aus dem Elsaß, zu einem konnte der Wolfacher Pfarrer Kontakt aufnehmen. Dieser wurde am 29. März 1945 freigelassen und fand beim hiesigen Pfarrer Unterkunft. Doch das Schicksal der Häftlinge blieb ungewiß.

Sie wurden am 17. April 1945 mit Waffengewalt aus dem Gefängnis abgeholt und wohl am selben Tag von SS- oder Gestapo-Leuten ermordet. Erst nach der Besetzung und dem Abzug der deutschen Truppen konnte nach dem Verbleib der Gefangenen gesucht werden. In einem Tannenwald nahe der Stadt fand man die Gräber der Ermordeten. Zum Ausgraben der Leichen wurden ehemalige Nationalsozialisten herangezogen. Der freigelassene Geistliche setzte sich beim französischen Truppenkommandanten für die Schonung der Bevölkerung ein, die nichts mit der Ermordung der Gefangenen zu tun gehabt hatte.

Als Zeichen ihrer Betroffenheit nahm die Bevölkerung unaufgefordert an der Beisetzung der zwanzig Opfer auf dem Wolfacher Friedhof teil. (10. 11. 1945)

Außer einem Bombenabwurf erlebte **Fischerbach** keinen direkten feindlichen Beschuß. Es waren deshalb während des ganzen Krieges keine Toten oder Verletzten unter der Zivilbevölkerung zu beklagen.

Der Ort wurde am **21. April** gegen halb vier Uhr nachmittags kampflos übergeben. Auch nach der Besetzung ist die Lage in der Gemeinde ruhig, es „herrscht im Pfarrort Ruhe und Ordnung“.  
(6. 8. 1945)

„Weil **Wittichen** so weit und einsam abgelegen ist, so hat es keine besonderen Kriegserlebnisse aufzuweisen.“ Dies steht am Anfang des Berichts und macht die Situation vor Ort deutlich. Beschuß fand in keiner Weise statt, und somit waren auch keine Schäden zu verzeichnen. Die Besetzung schildert der Pfarrer mit folgenden Worten: „... am **21. April** kam von Schenkzell ein Auto mit wenig Franzosen, die auf das Rathaus gingen, und damit war alles geschehen.“ Selbst von Plünderungen und Vergewaltigungen blieb der Ort vollständig verschont. Auch den Schluß möchte ich hier wörtlich wiedergeben: „Krieg und Besatzungszeit und Parteizeit sind im großen und ganzen spurlos an Wittichen vorübergegangen. Die Lage ist die von 1938, vielleicht etwas eifriger. Viele Soldaten sind schon zurückgekommen. Auf die anderen wartet man noch, sonst würde man fast kaum etwas vom vergangenen Geschehen merken. Arbeit und Lebenshaltung der Leute ist immer die gleiche bescheidene.“  
(ohne Datum)

**Oberharmersbach** mußte weder Bombardierung noch Artilleriebeschuß erleben und hatte somit keine Toten und Verletzten unter der Zivilbevölkerung. Auch nach der Besetzung am **22. April** herrschte Ruhe in der Gemeinde. Plünderungen fanden nicht statt, zwar wurde mehrmals bei Einzelbauernhöfen etwas gefordert, „aber nie mit Gewalt. Vergewaltigungen und andere Schwierigkeiten haben sich nicht ereignet“.

Drei ehemalige Parteileute, darunter der frühere Bürgermeister, wurden verhaftet, nach kurzer Zeit aber wieder entlassen. Der ehemalige Ortsgruppenleiter flüchtete am 21. April, wurde aber von den Franzosen gefaßt und nach Frankreich zur Arbeit abtransportiert.  
(2. 7. 1945)

Der Ereignisbericht aus **Oberwolfach** gliedert sich in zwei Abschnitte. Ein Bericht ist auf den 25. April datiert, gleich nach der Besetzung am **22. April**, ein weiterer folgt am 6. Juli 1945. Inhaltlich unterscheiden sie sich nur wenig, der zweite ist etwas ausführlicher, der erste emotionaler. So spricht der Pfarrer hier von den marokkanischen „Horden“, den „unheimlichen Gesellen“, wobei man unwillkürlich an die NS-Propaganda erinnert wird. Auch für die ehemaligen russischen und polnischen Zwangsarbeiter findet er kein gutes Wort. Ansonsten schließt der Berichtersteller mit den Worten: „Besonderheiten im Pfarrort sind nicht zu berichten“.  
(25. 4. / 6. 7. 1945)

Am 21. und 22. April bauten deutsche Truppen rings um **Schönwald** Geschütze ein, und es sah so aus, als ob der Ort verteidigt werden sollte. Es kam aber dann am 23. April doch zum Rückzug, nachdem etliche Autos und Geschütze samt Munition gesprengt worden waren. So blieb Schönwald auch in den letzten Kriegstagen von größeren Zerstörungen verschont und hatte keine Toten und Verletzten

zu beklagen. Ein französischer Spähtrupp erreichte am **24. April** gegen halb acht Uhr abends von Triberg aus den Ort. Den ganzen folgenden Tag über zogen französische Truppen durch Schönwald, Kampfhandlungen fanden nicht statt. Bis zum 17. Mai blieb der ehemalige Ortsgruppenleiter und Bürgermeister im Amt, danach wurde er vom französischen Kommandanten in Triberg abgesetzt. An seine Stelle trat ein ehemaliges Zentrumsmitglied.

Der Pfarrer beschreibt die Situation in der Gemeinde als ruhig, wenn sich auch die andauernden Plünderungen negativ auf die Stimmung der Bevölkerung auswirkten. Das religiöse Leben „geht seinen gewohnten Gang“. Wohl aus gutem Grund wird der Vortrag „Die Gefährdung der Frau und des Mädchens in der Gegenwart und die christliche Haltung derselben“ besonders erwähnt. (3. 7. 1945)

**Triberg** erlebte gegen Ende des Krieges mehrere Bombenangriffe, bei denen zahlreiche Menschen ihr Leben lassen mußten. Die Gebäudeschäden waren verhältnismäßig gering. Dies änderte sich am 23. April beim Abzug der deutschen Truppen, die Straßen, Brücken und Eisenbahntunnels sprengten. Dabei wurde besonders die Wallfahrtskirche in Mitleidenschaft gezogen, „Kirchendach und Fenster an der Straßenseite schlimm zerstört. Das Innere des Heiligtums voll Staub und Schutt“. Am **24. April** wurde Triberg kampflos übergeben, nachdem sich der zusammengestellte Volkssturm schon vorher aufgelöst hatte.

Nach der Besetzung herrschte auch hier das gewohnte Bild, wobei vor allem auf das wilde Treiben der Russen hingewiesen wird. (17. 5. 1945)

Der Bericht aus **Nußbach** zeichnet sich durch seine genaue Schilderung der letzten Tage und Stunden vor der Besetzung aus. Nußbach sollte verteidigt werden. Panzersperren wurden errichtet und Straßen gesprengt, wobei großer Sachschaden an den umliegenden Häusern entstand. Sollten in den letzten Tagen schlimme Ereignisse wie Zerstörung und Tod, von denen man bislang verschont geblieben war, hier eintreten? Der Bürgermeister und die Parteifunktionäre taten nichts, um den planmäßigen Zerstörungen entgegenzuwirken. Im Gegenteil, sie versuchten zu fliehen. Der Pfarrer führt weiter aus: „Überall liefen Spione herum, aufgestellt von der Partei. Jungen von 16 und 17 Jahren wurden mit Panzerfäusten und anderen Kampfmitteln versehen. Das Ende schien grausam zu werden.“

Doch innerhalb der Truppe gab es Meinungsverschiedenheiten, die einen wollten den Kampf einstellen, die anderen wollten bis zum Schluß kämpfen. Die Bevölkerung war in großer Sorge. Niemand wagte es, die Waffen niederzulegen, da immer noch fanatische SS-Kämpfer im Ort waren. Dem Pfarrer „drohte ein SS-Mann mit vorgehaltenem Gewehr mit sofortiger Inhaftnahme oder Erschießung, wenn er die Agitation für die Schonung des Ortes nicht sofort unterlasse“. Alles schien auf einen erbitterten Kampf hinzudeuten. Warum dann aber doch noch der Befehl zum Rückzug erfolgte, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls verließen die letzten deutschen Truppen am **24. April** gegen Mittag Nußbach, das dadurch von großem Unheil verschont wurde. Gegen 2.30 Uhr am selben Tag besetzte französische Kavallerie kampflos den Ort. Da sich kein Parteimitglied blicken ließ, ging „ein beherzter Mann, von den Nazis sehr gehaßt, . . . dem führenden Offizier entgegen, reichte ihm die Hand als Zeichen der Übergabe“.

Nach der Besetzung versuchten sich einige ehemalige Parteimitglieder bei der

französischen Besatzungstruppe einzuschmeicheln, indem sie deutsche Soldaten denunzierten.

Zur Situation in der Gemeinde schreibt der Pfarrer, daß vor allem die unzureichende Ernährungslage große Sorgen bereitet. Bei den auftretenden Plünderungen wird das Verhalten der Russen als besonders schlimm angesprochen, eine „wirkliche Landplage“.

(25. 7. 1945)

„Bis Oktober 1944 war **Hornberg** eine Oase des Friedens . . .“. So beginnt der Bericht über die Kriegseignisse, die ab Oktober 1944 auf die Bevölkerung zukamen. Bei mehreren Luftangriffen wurden 17 Personen getötet und rund 60 Häuser ganz zerstört. Auf Grund der ständigen Gefahr aus der Luft, verließ etwa die Hälfte der Bevölkerung Hornberg, um in den benachbarten Ortschaften Zuflucht zu suchen. Die meisten davon kehrten noch vor der Besetzung zurück.

Hornberg wurde nicht verteidigt. Die letzten deutschen Soldaten zogen in der Nacht vom 21. auf den 22. April ab. Der Volkssturm wurde aufgelöst und die Männer nach Hause geschickt. Es kam zu keinerlei Kampfhandlungen. „Französische Zivilarbeiter übernahmen das Regiment in der Stadt, die vollkommen ruhig war.“ Die französischen Truppen rückten erst am Morgen des **24. April** in Hornberg ein. Beim Rathaus erfolgte die Übergabe durch den Bürgermeister.

Die ehemaligen Parteimitglieder wurden kurz nach der Besetzung verhaftet. Der Pfarrer äußert sich zu deren Verhalten: „Man kann fast durch die Bank die Beobachtung machen, daß diese sich jetzt sehr würdelos benehmen. Keiner will mit der Partei etwas zu tun gehabt haben. Einzelne kehren auch zur Ausübung ihrer Christenpflichten zurück. Andere schämen sich dessen noch. Einzelne, die noch vor kurzem nur so vor Heldenmut glühten, können sich nicht genügen, sich bei den Franzosen anzubiedern, besonders Frauen und Mädchen. Die Würdelosigkeit wirft ein bezeichnendes Licht auf den Tiefstand der deutschen Nation.“

(10. 7. 1945)

Für **Niederwasser** war der Krieg am **24. April** mit dem Einmarsch französischer Kavallerie zu Ende. Kampfhandlungen vor oder während der Besetzung fanden nicht statt. Der Bürgermeister des Ortes konnte verhindern, daß abziehende deutsche Truppen die Dorfstraße samt Bahnkörper sprengten.

Zu dem am 15. Juli 1945 abgefaßten Bericht, der soweit keine Besonderheiten aufweist, gehört noch ein Nachtrag vom 12. August 1945. Darin geht der Pfarrer ausführlich auf den tragischen Tod eines Bauern ein, der bei einem Fluchtversuch von französischen Soldaten erschossen worden war. Außerdem schildert er die dramatische Zunahme von Vergewaltigungen, die ihn dazu veranlassen, den Frauen den Schutz der Kirche anzubieten.

(15. 7. / 12. 8. 1945)

„Vor der Besetzung hatten wir Ruhe.“ So beginnt die Schilderung des Kriegsendes in **Gremelsbach**. Am **25. April** zogen französische Truppen auf ihrem Weg nach Triberg durch den Ort, der selbst nicht von Truppen besetzt und somit auch nicht offiziell übergeben wurde.

(23. 3. 1945)



# Der Landkreis Lahr

*Jürgen Stude*

## 15. April 1945

Die französische 9. Kolonial-Infanteriedivision überschritt am Nachmittag des 15. Aprils 1945 bei Altenheim die Grenze des Landkreises Lahr. Ihren weiteren Vorstoß führten sie entlang der Rheinstraße (B 36). Erst bei Lahr-Dinglingen konnten sie durch das Feuer der auf dem Schutterlindenberg und am Galgenberg installierten deutschen Geschütze gestoppt werden. Angesichts der massiven Abwehr drehten die Panzer um und suchten Deckung im Wald zwischen Hugsweier und Kürzell. Zwei Panzern gelang es nicht mehr, rechtzeitig den Wald zu erreichen; sie wurden von den Granaten getroffen.

Auch die Versuche der Franzosen, westlich von Lahr Richtung Süden weitzervorzudringen, scheiterten am heftigen Widerstand der Wehrmacht. Diese hatte den Schutterentlastungskanal zu einer „Hauptkampflinie“ ausgebaut, den sie zäh verteidigte. Diese Linie wurde in den Wehrmachtsberichten als „Lahr-Riegel“ geführt, denn ihre Aufgabe war es, das Rheintal nach Süden hin abzuriegeln. Als die französischen Panzer den Kanal erreichten, fanden sie nur noch gesprengte Brücken vor; der Bau von Behelfsbrücken war im Nahbereich der deutschen Batterien nicht möglich. Die Franzosen benötigten vier Tage, um den deutschen Widerstand zu brechen, ehe sie ihren Vormarsch nach Freiburg fortsetzen konnten. Die am 15. April 1945 besetzten Gemeinden mußten eine mehrtägige Besatzung durch die Kampftruppen hinnehmen, mit allen üblen Begleiterscheinungen wie Plünderungen und Vergewaltigungen.

In **Dundenheim** wurde in der Nacht vom 14./15. April 1945 die in der Nähe des Dorfes liegende deutsche Artillerie abgezogen. Bauern aus dem Dorf mußten mit ihren Gespannen Munition und Gerät in südliche Richtung abfahren. Kurz bevor die französischen Panzer das Dorf um 16.30 Uhr von Altenheim her erreichten, öffneten Dundenheimer Männer die Panzersperren. Durch nachfolgende Truppen und polnische Kriegsgefangene kam es zu schweren Plünderungen.

(16. 10. 1945/Nußbaum-Jacob/Wimmer)

Die Panzer rollten weiter Richtung **Ichenheim**, das wie Dundenheim kampflos gegen 17.00 Uhr in die Hände der Franzosen fiel. Die Bevölkerung hatte zuvor die noch im Ort befindlichen deutschen Soldaten davon überzeugen können, Ichenheim zu verlassen. Danach öffnete sie die Panzersperren. Die abziehenden Soldaten versuchten, die nach Süden vorstoßenden französischen Panzerspitzen um 17.30 Uhr zwischen Kürzell und Ichenheim aufzuhalten. Dabei kam es zu einem

etwa zehnminütigen Gefecht, bei dem zwei Panzer mit einer Panzerfaust abgeschossen wurden. Die Besatzung eines der Panzer verbrannte im Inneren des Fahrzeuges. Fünf bei dem Gefecht umgekommene deutsche Soldaten wurden im Wald beigesetzt, zwei auf dem Ichenheimer Friedhof.

(16. 10. 1945/Nußbaum-Jacob/Wimmer)

**Kürzell** wurde gegen 19.00 Uhr kampfflos besetzt. Trotzdem richteten Maschinengewehrfeuer und Panzer kleinere Schäden an. Ein Dorfbewohner wurde am Tag des Einmarsches vermutlich von polnischen Kriegsgefangenen gehängt. Mehrfach kam es zu Vergewaltigungen. Am 16. und 17. April 1945 diente der Kirchturm als Beobachtungsposten für die auf Lahr schießenden französischen Batterien. Kürzell wurde deshalb zum Ziel deutscher Granaten. Ein Bauernhaus neben der Kirche brannte ab, vier Franzosen und ein Volkssturmmann verloren ihr Leben. (20. 9. 1945/Wimmer/Baader)

**Meißenheim** wurde ebenfalls am 15. April 1945 besetzt. Bürgermeister Ernst Löffel im Rückblick: „Die Bevölkerung wurde dabei schwer heimgesucht, es wurde geplündert, geraubt und vergewaltigt.“ (Wimmer)

Die in den Westwallbunkern bei **Ottenheim** stationierten Wehrmachtssoldaten zogen am Morgen des 15. April 1945 Richtung Süden ab, so daß die Besetzung des Dorfes kampfflos bei Einbruch der Dunkelheit vonstatten ging. In der Nacht kam es zu einem Zwischenfall: Ein „fanatischer Oberfeldwebel“ warf Handgranaten gegen einen französischen Panzer. Die Franzosen steckten als Vergeltungsmaßnahme die Kinderschule und zwei Wohnungen in Brand. Ein Volkssturmmann aus Oberkirch wurde erschossen. Wie in allen anderen am 15. April 1945 besetzten Gemeinden, kam es in Ottenheim zu schweren Plünderungen und Vergewaltigungen. (27. 1. 1947/Nußbaum-Jacob/Wimmer/Baader)

**Hugsweier** wurde am 15. April 1945 um 18.00 Uhr von den Franzosen eingenommen. Kurz danach setzte der Beschuß durch die deutsche Flak auf dem Schutterlindenberg ein. Am 16. und 17. April 1945 unternahmen die Franzosen von Hugsweier aus Panzervorstöße gegen Dinglingen, ohne ihr Ziel, die Eroberung des Lahrer Stadtteils, zu erreichen. (Baader)

## 16. April 1945

Die Franzosen hatten erkannt, daß die „Festung Lahr“ mit ihren über 3000 deutschen Soldaten, darunter viele SS-Männer, nicht ohne weiteres zu erobern war. Deshalb versuchten sie einen Ring um die Stadt zu ziehen. Dazu mußten sie einerseits den „Lahr-Riegel“ überschreiten und andererseits die vom Volkssturm gehaltene „Schwarzwald-Randstellung“ an den Waldrändern von Oberweier und Heiligenzell durchstoßen.

Gedeckt durch die Artillerie auf den Vorbergen rings um Lahr erwies sich der „Lahr-Riegel“ weiterhin als unüberwindbar. Ein Versuch der 9. Kolo-

nial-Infanteriedivision, mit Infanterie nach Nonnenweier einzudringen, schlug fehl. Dagegen verlief die Besetzung der Gemeinden nördlich des Schutterlindenbergs für die Franzosen relativ unproblematisch. Diese Orte nahmen sie als Basis für die Beschießung von Lahr und zur Durchbrechung der „Schwarzwald-Randstellung“.

Der Versuch, **Langenwinkel** zu besetzen, scheiterte. Als am Nachmittag die ersten Panzer das Dorf ansteuerten, ging ihnen der Bürgermeister mit einer weißen Fahne entgegen. Noch im Ort befindliche ukrainische Soldaten unter deutscher Führung schossen auf die bis zur Dorfmitte vordringenden Panzer. Nach heftigem Artilleriebeschuß durch die deutsche Batterie bei Mietersheim drehten sie wieder ab. Bei diesem Kampf fielen vier Ukrainer und zwei Franzosen, eine Frau wurde durch Granatsplitter getötet. Am 17. April 1945 erfolgte die endgültige Besetzung von Langenwinkel. Es gab keine Vergewaltigungen oder Plünderungen. (Wimmer)

Am 16. April 1945 wurde **Allmannsweier** von den Franzosen besetzt. Am Abend zuvor hatten Bauern aus dem Ort die Geschütze der nach Kippenheim und dem Kaiserwald abziehenden deutschen Soldaten wegschleppen müssen. Die Wiesen rings um das Dorf waren unter Wasser gesetzt und die Brücken über den Schutterentlastungskanal gesprengt, um die französischen Eroberer am Weiterkommen zu hindern. Die Franzosen zwangen die Allmannsweierer, die auf der Straßenkreuzung stehenden Panzersperren zu entfernen. Mit der Erschießung von 5 Geiseln wurde gedroht, falls einem französischen Militärangehörigen etwas zustoßen würde.

Einer kleinen französischen Truppe gelang es, den Schutterentlastungskanal zu überschreiten. Allmannsweier diente den Franzosen nun als Artilleriestützpunkt für die Beschießung von Lahr. Die Wehrmacht schoß zurück, einige französische Soldaten kamen dabei um. Als Reaktion darauf kam es zu schweren Plünderungen und Vergewaltigungen. (Nußbaum-Jacob/Baader)

Für **Schuttern** berichtet Pfarrer Landis: „Am Montag, den 16. April 1945, nachmittags zwei Uhr kamen die Franzosen aus Richtung Schutterzell. Unsere Panzersperren waren offen. Es fiel nicht ein einziger Schuß. Es geschah keine Gewalttat, keine Plünderung. Kein Mädchen und keine Frau wurden verletzt. Die einmarschierenden Truppen verhielten sich korrekt.“ Ähnlich verlief der 16. April 1945 in den anderen Orten rings um Friesenheim; kampflose Übergabe; zu Plünderungen größeren Ausmaßes und Vergewaltigungen wie tags zuvor in den Rieddörfern kam es nicht. Am frühen Morgen des 17. April 1945 verließ die französische Vorhut Schuttern, das nun keine weiteren Einquartierungen mehr erdulden mußte.

(24. 5. 1946/Wimmer)

In **Oberschopfheim** hatten in der Nacht vor dem Einmarsch einige Einwohner die für die Schließung vorgesehenen Baumstämme zersägt. Ein Volkssturmführer drohte mit Erschießungen, als keine neuen Stämme gebracht wurden. Man gehorchte dem Befehl des mit einer Pistole herumfuchtelnden Mannes. Die neuen Stämme wurden jedoch bewußt um 20 cm zu lang geschnitten. Beim Anrücken

der Franzosen setzten sich die meisten Volkssturmmänner ab. Einige unter der Führung des Volkssturmführers versuchten die Sperre zu schließen. Doch da die Stämme zu lang waren, mußten sie dieses Vorhaben aufgeben. (8. 3. 1946/Wimmer)

Gegen 18.00 Uhr, in letzter Minute, räumten in **Friesenheim** ältere Bürger die hier zahlreichen Panzersperren aus dem Weg. Eine große Zahl von Panzern und Panzerspähwagen sammelte sich im Dorf. Von hier aus wurde der Angriff auf Lahr geleitet. Fast in jedem Haus waren französische Soldaten einquartiert.

(Baader/Wimmer)

In **Oberweier** gelang es den dort einquartierten Volkssturmmännern gerade noch, rechtzeitig vor dem Einmarsch der Franzosen, das Dorf zu verlassen. Dann, nach 18.00 Uhr, „kamen feindliche Vorhuten ins Dorf und schossen mit MP und Gewehren wie rasend überall herum, ohne jemanden zu verletzen“. Bürgermeister Lauer wurde von den Franzosen zuerst festgenommen und dann wieder in sein Amt eingesetzt, „weil er kein gefährlicher Nazi war“. Der Kirchturm diente während des Angriffs auf Lahr als Artilleriebeobachtungsposten.

(13. 3. 1946/Wimmer)

Mit der Besetzung von **Heiligenzell** gegen 18.30 Uhr waren die Franzosen ihrem Ziel, Lahr in die Zange zu nehmen, unter großen Verlusten ein Stück näher gekommen. Wenige Stunden später begannen die auf dem Schutterlindenberg sitzenden deutschen Zollgrenzschutzsoldaten das Dorf mit Flugabwehrkanonen zu bombardieren. Dabei wurden zwei Heiligenzeller Bürgerinnen getötet. Ein Beschuß Heiligenzells durch den am östlichen Waldrand verschanzten Volkssturm konnte durch Heiligenzeller Volkssturmmänner verhindert werden.

(15. 9. 1945/Wimmer/Baader)

Noch am Abend des 16. Aprils 1945 gelang es den Franzosen, am Waldrand oberhalb **Kuhbachs** Stellung zu beziehen. Zuvor war es zu Kämpfen bei der Tafeltann gekommen, wobei mehrere französische Soldaten und Volkssturmmänner zu Tode kamen. Bei Vorstößen der Franzosen wurden zwei Panzer von einer in Kuhbach stationierten SS-Einheit mit Flak abgeschossen. Am 18. April 1945 um 17.00 Uhr rollten französische Panzer und Panzerspähwagen nach Kuhbach, begleitet von Infanterie und berittenen marokkanischen Soldaten. Unmittelbar vor dem Einmarsch der Franzosen hatte deutsche Artillerie drei Häuser zerstört. Eine Frau wurde von einer Granate getroffen und verstarb im Lahrer Krankenhaus.

(28. 9. 1945/Wimmer/Baader)

## 17. April 1945

Der 17. April 1945 wird als einer der schwärzesten Tage in die Geschichte der Stadt **Lahr** eingehen. Der Beschuß durch die nördlich und westlich der Stadt eingesetzten französischen Geschütze setzte am frühen Morgen ein. Trotz der Unterstützung durch die Artillerie gelang es den Panzern nicht, in die Stadt einzudrin-

gen. Ein Vorstoß gegen den Burgbühl scheiterte am Abwehrfeuer des dort liegenden Panzerjagdzuges des Volkssturms und der deutschen Batterie. Die Franzosen setzten nun auf die Wirkung ihrer Luftwaffe; Lahr und seine Verteidiger sollten mürbe gemacht werden. Pausenlos flogen französische Flieger Bombenangriffe auf die Stadt, Jagdbomber attackierten die Stellungen auf dem Schutterlindenberg. Die Lahrer flüchteten sich in die Bunker; weit über 800 Menschen sollen im Krankenhausbunker ausgeharrt haben.

Dreizehn tote Zivilisten waren am 17. April 1945 zu beklagen. In der Bevölkerung wuchs die Angst. Gerüchte wurden laut, daß die Franzosen die Stadt in Schutt und Asche legen würden, wenn die deutschen Soldaten nicht die Waffen streckten. Die ersten weißen Fahnen tauchten auf. Hunderte von Frauen zogen vors Landratsamt und forderten von Landrat Strack die Übergabe der Stadt an die Franzosen. Auch die Pfarrer beider Konfessionen sprachen bei Strack vor. Der Landrat versprach zu vermitteln. Doch Stadtkommandant Römer blieb hart: Die Stadt wird weiter gehalten, bis „die Stellungen bei Breisach ausgebaut seien“. Die Tücher mußten wieder abgehängt werden. In der Nacht warfen Flugzeuge zwei große weiße Laken ab, viele Lahrer hingen, trotz der drohenden Todesstrafe, wieder ihre Tücher in die Fenster.

(Wimmer/Baader/Nußbaum-Jacob)

## 18. April 1945

**Sulz** wurde völlig überraschend um 9.00 Uhr von den Franzosen genommen. Der Sulzer Pfarrer konnte mit dem kommandierenden französischen Offizier ein gutes Einverständnis herstellen. Zu Vergewaltigungen kam es nicht; Plünderungen durch ehemalige „Ostarbeiter“ auf dem Langenhardt wurden von der Kommandantur unterbunden. Der Wirt des Gasthauses „Zur schönen Aussicht“ auf dem Langenhardt mußte am 18. April 300 französischen Soldaten Quartier bieten.

Im Sulzbachtal entwickelte sich ein Gefecht zwischen den Franzosen und fliehenden Volkssturmmännern. Beide Seiten hatten einen Gefallenen zu beklagen.

(28. 3. 1946/Wimmer/Baader)

Die Franzosen hatten bereits am 16. April 1945 mit einer etwa 100 Mann starken Gruppe versucht, **Nonnenweier** zu besetzen. Sie wurden aber durch heftige Gegenwehr von Soldaten der Waffen-SS und Volkssturmmännern wieder auf die Nordseite des Schutterentlastungskanals geworfen. Hierbei gab es auf beiden Seiten Tote. Vom Entlastungskanal aus beschossen die Franzosen das Dorf, das einige Schäden davontrug.

Von Allmannsweier kommend, eroberten marokkanische Soldaten am 18. April 1945 um 12.00 Uhr Nonnenweier. Die Panzersperren waren von Dorfbewohnern geöffnet worden, obwohl ein Volkssturmführer vergeblich versuchte, Widerstand zu erzwingen. Das französische Kommando hielt sich nicht in Nonnenweier auf, sondern wandte sich nach Osten gegen das noch nicht eroberte Lahr.

Am 1. Mai 1945 konnte die evakuierte Nonnenweierer Bevölkerung wieder in ihr Heimatdorf zurückkehren.

(Wimmer/Nußbaum-Jacob)

Die Erstürmung **Lahrs** wurde um 11.00 Uhr mit einem Dauerbombardement eingeleitet, das über den Mittag hin anhielt. Jagdbomber flogen wieder gegen die Stellungen am Schutterlindenberg, die sich auch weiterhin zäh verteidigten, während sich nach und nach die deutschen Soldaten aus Lahr in Richtung Schuttertal und in die Berge zurückzogen. Inwieweit die Bemühungen des Burgheimers Otto Schmidt, der mit einer weißen Fahne die Eroberer am Burgbühl empfangen hatte, dazu beigetragen haben, die Beschießung einzustellen, bleibt offen. Auch über das Ende der Kampfhandlungen in Lahr herrscht keine Übereinstimmung. Die meisten Autoren nennen den 18. April 1945 als Ende der Kämpfe um Lahr. Manche Tagebuchaufzeichnungen legen nahe, daß einzelne Widerstandsnester am Schutterlindenberg noch bis zum Morgen des 19. Aprils 1945 weiterkämpften.

Die in Lahr verbliebenen Wehrmachtsangehörigen, Volkssturmmänner und Polizisten wurden gefangengenommen. Unter den 600 Gefangenen war auch der SS-Mann und Kreisstabsführer Steck. Er wurde nach Verlesung seines Todesurteils sofort erschossen. Als Bilanz des Kampfes um Lahr gibt der Oberweierer Pfarrer Schreiber an: 400 Tote auf der französischen Seite, 150 auf deutscher. Die Division 405 zählte nach dem Fall der Stadt 1486 Vermißte, die meisten von ihnen waren Überläufer. (10. 9. 1945/13. 11. 1946/Wimmer/Baader/Nußbaum-Jacob)

Bevor die Franzosen in **Mietersheim** eindrangen, setzten sie das Dorf bei Einbruch der Dunkelheit einem schweren Bombardement aus. Dieser Angriff forderte einige Todesopfer; kaum ein Haus blieb unbeschädigt. Am Abend erfolgte die Besetzung. (Wimmer)

**Reichenbach** wurde vor dem Einmarsch der Franzosen gegen 20.00 Uhr von französischer und deutscher Artillerie gleichzeitig beschossen. Zwei Schwestern, das zweijährige Kind einer der beiden Frauen sowie ein Mann wurden durch den Beschuß getötet und mehrere Menschen verletzt. Die Besetzung erfolgte schließlich im Morgengrauen des 19. Aprils 1945 (7.00 Uhr). Gefangengenommene Volkssturmmänner wurden auf Bitten französischer Kriegsgefangener wieder auf freien Fuß gesetzt. (2. 9. 1945/Wimmer/Baader)

Nach dem Fall von Lahr ergaben sich viele deutsche Soldaten und Volkssturmmänner den französischen Siegern. Wer nicht in die Gefangenschaft gehen wollte, flüchtete in die östlich der Stadt gelegenen Wälder oder durch das Schuttertal. Ihr Ziel war die Region um den Streitberg und der Geisberg bei Schweighausen. Dort sollte eine neue Hauptkampflinie errichtet werden, um den Abzug in Richtung Allgäu abzusichern.

Der „Schwarzwald-Randstellung“ entlang den westlichen Waldrändern war die gleiche Aufgabe zgedacht. Am 18. April ließ der Lahrer NSDAP-Kreisleiter Richard Burk noch ein Rundschreiben an ihre Verteidiger verteilen, indem er sie zum Weiterkämpfen aufstachelte: „Behaltet die Nerven, der Tag des Sieges wird kommen!“ Um ihren Rückzug zu sichern, schleppte die Nachhut der Wehrmacht Geschütze mit sich, mit denen sie den nachdrängenden Franzosen mehrere Gefechte lieferte.

Die Franzosen gönnten sich keine Atempause und teilten die 9. Kolonial-Infanteriedivision in zwei Gruppen auf. Die Hauptgruppe marschierte weiter in Richtung Ettenheim–Freiburg, während eine kleinere Gruppe den durch das Schuttertal abziehenden Resten der deutschen Divisionen 405 und 805 auf den Fersen blieb.

## **Der Vormarsch entlang der Vorbergzone und in der Rheinebene: 19. April 1945**

**Mahlberg** konnte um 9.30 Uhr von den Franzosen kampflos besetzt werden. Eine deutsche Artilleriestellung wurde am Abend vor dem Einmarsch der Franzosen abgezogen. Niemand öffnete die Panzersperren, obwohl kein Militär zu deren Verteidigung anwesend war. Während die französischen Voraus- und Spähtrupps sich keine Ausschreitungen zu Schulden kommen ließen, plünderten die nachrückenden Kampftruppen. Es kam auch zu mehreren Vergewaltigungen.

(1. 8. 1945/Wimmer)

In den Tagen vor der Besetzung kam es zu harten Auseinandersetzungen zwischen dem katholischen Ortsgeistlichen Pfarrer Keller und dem Chef der in **Grafenhau-****sen** stationierten deutschen Artillerie. Die Batterie zog am Abend des 18. April 1945 ab, am Morgen des 19. April 1945 um 10.00 Uhr rückten französische Panzer vom Norden und Osten her gegen das Dorf vor. Durch einen Feuerstoß wurde ein Anwesen in Brand gesetzt, bei dem eine Frau starb. Als die Panzer ins Dorf fuhren, waren die Panzersperren beiseite geräumt; Pfarrer Keller war ihnen mit einer weißen Fahne entgegengegangen. Auf den einrückenden Panzern saßen deutsche Kriegsgefangene.

(7. 8. 1945/Wimmer)

Zwei Stunden bevor die Franzosen in **Kappel** einmarschierten, sprengten Wehrmachtsangehörige die zwei über die Elz führenden Brücken. Die Kappeler Volksturmänner öffneten die Panzersperren, Widerstand wurde keiner geleistet. Einige Frauen und Mädchen, die in Sulz evakuiert waren und gleich nach der Besetzung in ihr zerstörtes Heimatdorf zurückkamen, mußten Vergewaltigungen erleiden.

(1. 8. 1945/Wimmer/Nußbaum-Jacob)

Bereits am 17. April 1945 hatten **Wittenweierer** Bürger weiße Fahnen gerichtet. Aus dem Befehlsbunker des Wittenweierer Westwallabschnittes kam ein deutscher Offizier und drohte den versammelten Männern mit Erschießung, wenn sie die Fahnen nicht wieder wegpackten. Das Dorf wurde schließlich am 19. April 1945 gegen 15.30 Uhr von den Franzosen in Besitz genommen. Die zehnköpfige Gruppe war mit Pkws vom Süden her nach Wittenweier gefahren. Ein mit einer Wittenweierin verheirateter Elsässer ging ihnen entgegen.

(Wimmer/Nußbaum-Jacob/Baader)

Nachdem **Rust** am Abend des 18. April 1945 von den deutschen Soldaten verlassen worden war, kam am Morgen des 19. April 1945 eine SS-Abteilung von 50

Mann ins Dorf. Sie ließ die bereits offenen Panzersperren wieder schließen und sprengte sämtliche Brücken über die Elz. Schließlich verschanzte sie sich am Dorfausgang Richtung Niederhausen, südlich des Baches. Während sie die Franzosen erwartete, ging eine Gruppe Ruster nach Aufforderung durch den Pfarrer mit weißen Tüchern den von Kappel, Grafenhausen und Ringsheim kommenden französischen Panzern (ca. 60) entgegen. Die Gruppe informierten die Franzosen über die SS, die nach einem kurzen Gefecht gefangenommen werden konnte. Erster Militärkommandant wurde ein ehemaliger französischer Kriegsgefangener, ein Priester, der nach der Niederlage Frankreichs eine Zeitlang in Rust gelebt hatte. Es kam zu kleineren Plünderungen, Vergewaltigungen kamen nicht vor.

(1. 12. 1946/Wimmer)

Auf den Hügeln bei **Kippenheim** waren ab dem 14. April 1945 vier bis fünf deutsche Batterien installiert, die pausenlos die französischen Stellungen im Ried und bei Dinglingen beschossen. Am Abend des 18. April 1945 (17.00 Uhr) nahmen die Franzosen Kippenheim und die Batterien unter Artilleriebeschuß, zum Teil mit Phosphorgranaten. Eine auf dem Feld arbeitende Frau wurde dabei getötet. Die katholische Kirchengemeinde hielt Bitt- und Bußandachten ab, um ein unblutiges Ende der Kampfhandlungen zu erwirken. Ein Blindgänger zerriß die Brunnen-schale des Stockbrunnens. Die Tatsache, daß die Madonnenfigur dabei nicht beschädigt wurde, werteten viele Kippenheimer als gutes Omen über den Ausgang der bevorstehenden Besetzung. Der Stockbrunnen war 1721 zum Dank für die Errettung aus Kriegsnot errichtet worden.

Etwa 150 deutsche und ukrainische Soldaten verschanzten sich mit Panzerfäusten im Ort, die Dorfbewohner hatten sich größtenteils in das Leimental in selbstgegrabenen Stollen in Sicherheit gebracht. Die Franzosen umgingen Kippenheim und begannen ihren Angriff von Mahlberg aus. Am Morgen des 19. April 1945 gegen 8.00 Uhr setzte der Beschuß mit Panzergranaten ein. Die Wehrmacht zog sich schließlich mit der Batterie aus dem Dorf zurück. Die Franzosen entfernten selbst die Panzersperren. Die Kippenheimer Bevölkerung durfte für einige Stunden ihr Dorf noch nicht betreten, da die deutsche Artillerie zurückschoß.

Die katholische Pfarrgemeinde hatte am 15. Oktober 1944 den Bau einer Kappelle zu Ehren der „Königin des Friedens“ gelobt, wenn der Ort nicht evakuiert und keine schweren Kriegsschäden erleiden müsse. Bereits an Maria Himmelfahrt 1945 wurde auf dem Kappellenplatz auf dem „Hohbühl“ ein Marienbildstock geweiht, die Kappelle „Maria Frieden“ konnte am 15. August 1947 geweiht werden.

(8. 8. 1945/Wimmer/Baader)

**Kippenheimweiler** wurde vom Osten her durch französische Soldaten besetzt. Beim Eindringen der Franzosen wurden eine junge Frau erschossen und zwei Gebäude durch Panzerbeschuß zerstört.

(Wimmer)

Am frühen Vormittag des 18. April 1945 flogen die Franzosen einen Tieffliegerangriff gegen die Panzersperren von **Aldorf**, dabei wurden drei Wohnhäuser mit Stallungen und vier Scheunen in Brand geschossen. Da das anwesende Militär sich weigerte, die Panzersperren zu öffnen, konnte nur eingeschränkt den Bränden begegnet werden.



Am 19. April 1945 befanden sich nur noch drei Wehrmachtsangehörige im Dorf. Sie bewachten die Panzersperre Richtung Ettenheim. Die Volkssturmmänner hatten sich ihrer Uniform entledigt und die Waffen weggeworfen.

Ein „Zivilfranzose“ und mehrere Italiener gingen den um 11.30 Uhr von Mahlberg her kommenden Franzosen entgegen. Hauptlehrer Wetterer führte einige von ihnen durch das Dorf, um zu zeigen, daß keine Soldaten mehr im Dorf waren. Nachdem die Altdorfer die Panzersperren weggeräumt hatten, fuhren die französischen Panzer gegen 13.00 Uhr durch das Dorf weiter, Richtung Ettenheim. Um diesen Zeitpunkt herum, erhielt Altdorf Beschuß von deutscher Artillerie bei Bleichheim. Mehrere Häuser wurden von den Granaten getroffen.

(10. 7. 1945/Wimmer/Bader)

**Orschweier** wurde ebenfalls am 19. April 1945 besetzt.

(Baader)

Am 18. April 1945, 15.00 Uhr, flogen die Franzosen Tieffliegerangriffe gegen die geschlossenen Panzersperren von **Ringsheim**. Als diese am 19. April 1945 gegen 13.00 Uhr in das Dorf eindrangen, stießen sie auf keine Gegenwehr: Die Panzersperren waren geöffnet, die Volkssturmmänner blieben in ihren Häusern. Der Bürgermeister übergab ihnen das Dorf. Als Besatzung blieben Soldaten zurück, die früher in Rust als Kriegsgefangene gearbeitet hatten.

(Wimmer)

Im Biele bei **Ettenheim** stellte die Wehrmacht am 13. April 1945 trotz Protest aus der Bevölkerung eine erbeutete russische Feldhaubitzenstellung auf, die nach Dinglingen feuerte. Am 18. April 1945 wurden Panzerfäuste verteilt und die Panzersperren geschlossen. In der Nacht vom 18. auf 19. April 1945 gingen schwere Störungsfeuer auf die Stadt nieder, das am frühen Morgen wieder aufgenommen wurde. Gegen 14.00 Uhr rollten die Panzer von Altdorf und Orschweier her auf Ettenheim zu. Während französische Kriegsgefangene die Panzersperren beseitigten, schoß deutsche Flak.

Der Pfarrer verweigerte den französischen Soldaten den Kirchturm erfolgreich als Beobachtungsposten. Sein Argument: Auch die Wehrmacht hätte den Turm nicht benutzen dürfen. Plünderungen und einige Vergewaltigungen fanden statt; polnische und französische Kriegsgefangene übernahmen die Kommandantur.

Bei Gefechten östlich der Stadt wurden drei französische Panzer bei der Mittelmühle in Brand geschossen.

(25. 6. 1945/Wimmer)

Die bei der Mittelmühle liegengebliebenen Panzer wollten nach **Ettenheimweiler** vordringen. „Bei einem Umgehungsversuch blieb ein weiterer in einer Hohl-gasse stecken. Darauf erfolgte von Truppen hier kein Einzug.“

(Baader)

In **Schmieheim** sammelten sich etwa 300 Volkssturmmänner, die die Franzosen von Sulz her vor sich hergetrieben hatten. Als die französischen Soldaten von Norden her in das Dorf eindrangen, lieferten ihnen einige der Volkssturmmänner einen zweistündigen Straßenkampf. Vier Volkssturmmänner fielen. Wer sich nicht den Franzosen ergab, flüchtete weiter Richtung Wallburg.

(Baader)

**Wallburg** wurde von deutscher Artillerie zäh verteidigt. Ein deutscher und ein ukrainischer Soldat kamen durch deutsche Granaten zu Tode. Nachdem der Widerstand gebrochen war, ging der Wallburger Bürgermeister gegen 16.00 Uhr den von Schmieheim her kommenden Franzosen mit der weißen Fahne entgegen. Ein im Schulhaus einquartierter Stab des Volkssturms konnte festgenommen werden. Deutsche Soldaten stellten sich an Straßenkreuzungen, um sich gefangennehmen zu lassen. Ein ehemaliger französischer Kriegsgefangener aus Münchweier übernahm die Kommandantur vor Ort. (1. 8. 1945/Wimmer/Baader)

Von Wallburg und Ettenheimmünster herkommend, fuhren die französischen Panzer gegen 19.30 Uhr nach **Münchweier**. Zuvor hatten Jagdbomber die Ortsmitte von Münchweier beschossen, zwei Häuser und drei Ökonomiegebäude fielen den Flammen zum Opfer. Ihr Ziel waren die nach Osten durchziehenden Truppen und Trüppchen der fliehenden Wehrmacht. „Zivilfranzosen“ brachten auf dem Kirchturm eine weiße Fahne und die Trikolore an. Dies machte den Ort zur Zielscheibe der in der Nähe stehenden deutschen Artillerie. Ein junger Mann wurde durch französischen Panzerbeschuß getötet und mehrere Menschen verletzt. In den Gewannen Hundsrücken und Weier fanden Gefechte mit der deutschen Nachhut statt. (1. 8. 1945/Wimmer/Baader)

**Ettenheimmünster:** In den das Münstertal säumenden Wäldern errichtete die Wehrmacht in der zweiten und dritten Aprilwoche Panzersperren, um den Franzosen den Vormarsch in den Schwarzwald zu verwehren. Der Lahrer Kreisleiter Burk hatte noch am 18. April 1945 ein Rundschreiben verteilen lassen, das jedem, der es gewagt hätte, eine weiße Fahne zu hissen, den Tod androhte. Marokkanische Soldaten kamen am 19. April 1945 um 19.30 Uhr mit Panzerwagen von Wallburg und Lahr über das Helgenstöckle. In der Nähe des Köcherhofes fielen vier deutsche Soldaten, an der Lauterbachstraße zwei Lahrer Volkssturmmänner. Eine Panzersperre östlich des Dorfes vermochte die Panzer nicht aufzuhalten, die sich talwärts wandten. Da niemand das Dorf übergab, schossen die Franzosen eine halbe Stunde lang in das Dorf, bis sie überzeugt waren, daß sich keine Soldaten mehr dort befanden. Dabei fingen zwei Anwesen Feuer. Das Haus des Ortsgruppenleiters wurde schwer beschädigt, das Pfarrhaus und die Kirche verschont. Volkssturm und Militär versuchten, sich auf den Streitberg oder in das Bleichtal abzusetzen.

Der stellvertretende N.S.V.-Kreisamtsleiter Ehler wurde in Ettenheimmünster einige Tage nach der Besetzung festgenommen, er soll in Verbindung mit „Werwölfen“, die sich noch in den Wäldern aufhielten, gestanden haben.

(31. 7. 1945/Wimmer)

### **Der Vormarsch im Tal der Schutter:**

Die Paßstraße auf dem **Schönberg** sollte nach dem Willen der deutschen Militärs so lange wie möglich gehalten werden, um eine Vereinigung der im Kinzig- und im Schuttertal vorgehenden französischen Einheiten zu verhindern. Volkssturm und Wehrmacht waren im Gasthaus „Löwen“ einquartiert. Diese schossen zwei von Steinbach her vorrückende französische Panzer ab. Mehrere Franzosen star-

ben; ein Franzose mit schweren Verbrennungen wurde von den deutschen Soldaten in den Löwen“ gebracht und dort verbunden. Nachdem französische Panzer auch vom Kinzigtal her vordrangen, zogen sich die Deutschen in Richtung Sodhof zurück.  
(Wimmer/Baader)

Um die Franzosen beim Eindringen in das Schuttertal zu hindern, bezog am 17. April 1945 eine Batterie mit vier Geschützen (Flak) Stellung am **Seelbacher Sauberg**. Die Batterie zog nach Einwendungen eines Seelbacher Offiziers am 19. April 1945 weiter, ohne einen Schuß abgegeben zu haben. In der Nacht vom 18. auf 19. April 1945 war das Dorf einem zweistündigen Bombardement durch die Franzosen ausgesetzt. 84 Häuser wurden beschädigt, ein Junge getötet. Sieben Volkssturmmänner, die auf der Gemarkung von Seelbach fielen, wurden auf dem dortigen Friedhof beerdigt. Der Einmarsch der Franzosen erfolgte am Morgen vom Langenhardt, nicht, wie erwartet, von Reichenbach her.

(14. 9. 1945/Wimmer)

Bei **Wittelbach**, an der Gemarkungsgrenze zu Schuttertal, formierte sich erneut eine deutsche Flakstellung, die sich mit den gegen 10.30 Uhr von Seelbach her vorrückenden Franzosen ein mehrstündiges Feuergefecht lieferte. Dabei wurden auch einige Wittelbacher Häuser beschädigt. Als gegen 16.00 Uhr ein Flakgeschütz und der dazugehörige Munitionswagen durch einen Volltreffer zerstört wurden, flüchteten die deutschen Soldaten in die umliegenden Wälder. Zwei deutsche Flaksoldaten fanden bei dieser Auseinandersetzung den Tod.

Polnische Kriegsgefangene setzten sich bei den Franzosen für die Bewohner Wittelbachs ein; tatsächlich gab es keine Vergewaltigungen oder Plünderungen.

In eine Waldarbeiterhütte im „Großen Grassert“ sollen sich führende Parteileute aus Lahr geflüchtet haben.  
(Wimmer)

Auf dem Gebiet der Gemeinde **Schuttertal**, die am Nachmittag besetzt wurde, sind fünf deutsche Soldaten getötet worden, drei davon hinter der Front durch Genickschuß. Ausschreitungen durch die Franzosen wurden nicht registriert. Am 11. Mai 1945 setzten französische Soldaten den auf der Höhe zwischen dem Schutter- und dem Kinzigtal gelegenen Neuhäuserhof in Brand. Einer ihrer Offiziere soll dort beim französischen Vormarsch am 19. April 1945 erschossen worden sein.

(5. 4. 1946/Wimmer/Baader)

**Dörleinbach:** „Bei der Besetzung des Ortes durch den Feind am 19. April 1945 (17.00 Uhr) fanden hier keine Kampfhandlungen statt. Wir hatten weder Verluste an Menschen noch Schaden an Gebäuden. Vergewaltigungen sind hier nicht vorgekommen.“ Französische Kriegsgefangene waren den Franzosen mit einer weißen Fahne entgegengelaufen und sorgten für einen friedlichen Ablauf der Besetzung. Deutsche Flakgeschütze, die an der Straßenkreuzung zum Streitberg (Steig) standen, richteten noch kleinere Schäden im Dorf an.

(23. 3. 1946/Wimmer)

Die deutsche Stellung an der Steig bei **Schweighausen** hatte die Aufgabe, den Franzosen den Zugang zum Streitberg und zum Geisberg zu verwehren, wo sich

viele Soldaten und Volkssturmmangehörige aufhielten, um von dort weiter Richtung Osten zu fliehen. Bei ihrem Versuch, die von Dörleinbach her vorrückenden Franzosen aufzuhalten (ca. 17.00–19.00 Uhr), wurde der Fixenhof zerstört. Schließlich zogen die Deutschen mit ihren Flak ab. Die Besetzung des Dorfes war um Mitternacht abgeschlossen. Der Schweighauser Ortsgruppenleiter konnte bei einer Säuberungsaktion am 20. April 1945 im Loh gefangengesetzt werden.

In den Wäldern rings um Schweighausen kam es noch zu mehreren Scharmützeln, dort hatten sich die flüchtenden Volkssturmmänner gesammelt. Viele von ihnen versuchten über den Geisberg in das Elztal zu flüchten. Eine Batterie beim Höhenwirthaus sollte ihren Rückzug sichern. Beim Kampf um den Geisberg gab es sieben deutsche Tote. (15. 4. 1946/Wimmer)

In der Nacht vom 19. auf 20. April 1945 besetzten die Franzosen den **Prinzenbacher** Ortsteil Emmersbach. Zu Kämpfen kam es nicht, da die deutsche Besatzung das Dorf kurz vorher verlassen hatte. Die Besetzung der ganzen Gemeinde konnte am 20. April abgeschlossen werden. Prinzbach ist die letzte Gemeinde im ehemaligen Landkreis Lahr, die von den Franzosen eingenommen wurde.

(Wimmer/Baader)

# Ein Ende mit Schrecken

## Aufzeichnungen des Oppenauer Bürgers Adolf Bruder

Als ich diese Zeilen zu schreiben beschloß, war es Winter. Der erste Nachkriegswinter (1945/46) nach dem furchtbaren Zusammenbruch Deutschlands. Nichts Eigenes mehr ist uns geblieben: außer Luft u. Wasser haben unsere Besieger uns buchstäblich alles enteignet u. größtenteils weggenommen: Herren- u. Frauenkleider, Bett-, Tisch- u. Leibwäsche, Schuhe u. Hüte, Tisch u. Stühle, Betten u. Schränke, Geschirr u. Glas, Herd, Haus u. Wohnung, Gold u. Silber, Uhren, Radio, Näh- u. Schreibmaschinen, Füllfederhalter, Photoapparate, Ferngläser, ferner Maschinen, ganze Fabrikeinrichtungen, Rohstoffe, Leder u. Fertigwaren u. als Schlimmstes für unser Zuschußgebiet – Lebensmittel: Milch, Butter, Fett, Fleisch, Zucker, Obst, Gemüse, Wein usw., so daß bittere Not u. Krankheit in den meisten Familien eingekehrt ist. Eigentum u. Recht wird dem deutschen Volke nicht mehr zuerkannt, ja auch die Ehre wird ihm abgesprochen, u. schlimmer als Sklaven werden wir auf alle erdenkliche Art gedemütigt. Mit allen selbst den teuflischsten Mitteln werden die ehrlichsten u. opfervollsten Bestrebungen der schwer ringenden Bevölkerung, wieder hoch zu kommen, verhindert u. zunichte gemacht.

Es ist Winter auch im Dasein des deutschen Volkes!

Zu Millionen werden heute noch, fast 1 1/2 Jahr nach Kriegsende, die Deutschen von Haus u. Hof vertrieben, u. Hunderttausende starben im letzten Winter u. sterben immer noch auf der erbarmungslosen Landstraße eines grausamen u. unmenschlichen Todes. Hier aber ist kein Kläger u. kein Richter für die hierfür verantwortlichen Verbrecher; die Machthaber sind ja keine Deutsche, u. die Opfer sind nur Deutsche! Wir sind in der trostlosesten Lage, in der je ein besiegtes Kulturvolk sich befunden hat u. noch ohne jede Aussicht auf Besserung. Das deutsche Volk in seiner Tüchtigkeit wäre in der Lage u. gewillt, sich aus der grauenvollen Not, in die es allerdings nicht ohne seine Mitschuld geraten ist, wieder emporzuarbeiten; die Feinde aber in ihrem blinden Haß u. ihrer Unvernunft verhindern dies mit voller Absicht. Dabei müssen die in Deutschland erscheinenden Zeitungen von Demokratie u. Völkerversöhnung, von christlichem Geiste u. Hilfsbereitschaft unserer Gegner schreiben, wo wir tagtäglich rings um uns das Gegenteil davon sehen u. erleben.

Winter ist es auch in meinem Lebenslauf. Meinen Lebensabend, den ich mir bis vor wenigen Jahren noch so schön vorgestellt hatte, verbringe ich gegenwärtig nach meiner schweren Erkrankung im letzten Jahre ... im Vinzentiushaus in Oppenau. Meine Frau ist nicht mehr in der Lage, eine Haushaltung selbständig zu führen, u. so sind wir gottfroh, daß wir noch so gut versorgt untergekommen sind. Schwer ist es allerdings für uns, in den alten Tagen erstmals die Not u. Entbehrung kennen zu lernen u. wehmütig u. sehnsüchtig gehen die Gedanken aus der trostlosen Gegenwart zurück in jene glücklicheren Zeiten, wo auch wir einst ein schönes Vaterland hatten.

In diesen besinnlichen Stunden kam mir der Gedanke, für meine Enkel u. späteren Nachfahren ein Bild von mir u. unserer Zeit zu hinterlassen. Ich dachte dabei an die Bilder aus deutscher Vergangenheit von Gustav Freytag, die mich sehr fesselten ...

\*

Die Tätigkeit der Jabos über unserm Städtchen nahm im April 1945 immer mehr zu u. wurde immer gefährlicher: bei einem Angriff auf den hiesigen Bahnhof, speziell auf die Lokomotive des Zuges, gab es 2 Tote u. einige Verwundete; auch ein auf der Straße stehendes Lastauto wurde zus.geschossen u. der Eisenbahn- u. Straßenverkehr völlig unterbunden. Da hieß es; „Die Franzosen stehen am Eingang des Renchtals!“ Genaues u. absolut Zuverlässiges wußte jedoch niemand. Da erfolgte am 16. April vorm. durch 4 Jabos ein mehrmaliger Angriff auf das Städtchen, wobei es wiederum einige Verwundete u. ziemlichen Sachschaden an Dächern, Häusern u. Möbeln gab.

Mein Neffe Otto Braun war stellvertretender Ortsgruppenleiter u. hatte als solcher vor allem den Kampfeswillen, den Glauben an den Sieg u. die Begeisterung für die Partei hochzuhalten. Zwar hatte er manchmal lichte Augenblicke, wo er die Lage u. das Kommando klar sah, aber immer wieder ließ er sich durch die Großsprechereien der Parteileitung, durch ihre Drohungen u. Befehle beeinflussen, im Sinne der Nazi zu sprechen u. zu handeln. Und so wie ihm erging es einem großen Teil der Bevölkerung.

„So unverschämt u. in aller Öffentlichkeit können sie uns nicht anlügen“, hieß es. „Wenn sie die schon seit Monaten angekündigte Geheimwaffe, die den Gegner sicher vernichten wird, nicht hätten, würden sie nicht so siegessicher auftreten u. immer noch weiter kämpfen. In unterirdischen Fabriken, 60 m unter dem Boden, liegt die neue Waffe fix u. fertig. Der Umschwung muß jetzt jeden Tag kommen“, sagten die einen; die andern aber: „Seht doch an den Himmel: lauter feindliche Flieger! Wo sind unsre Flieger? Wir haben kein Benzin mehr. Unsre Fabriken sind zerstört; wir können keinen Widerstand mehr leisten. Der Feind besetzt mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks täglich mehr deutsches Gebiet: die Russen stehen vor Wien u. Berlin u. können in wenigen Tagen den Amerikanern u. Engländern die Hand reichen; unsere Soldaten in Dänemark u. Norwegen sind abgeschnitten; die Italiener haben uns wie bei ihnen üblich verraten u. sich auf die Seite der Sieger geschlagen; die Franzosen „erobern“ Süddeutschland!“

Die so sprachen, erwarteten hoffnungsfroh die „Befreiungsarmee“. Noch durften sie nicht laut u. offen aussprechen, was sie wünschten; denn die Nazi machten wirklich Ernst, wenn sie einen Mießmacher erwischten; noch bis in die letzten Tage u. Stunden ihrer Herrschaft ließen sie Hunderte, wenn nicht gar Tausende erschießen, die nicht mehr kämpfen wollten.

In Oppenau lagen etwa 150–200 Mann Militär mit einigen Geschützen u. Maschinengewehren. In Hubacker an der engsten Stelle des Tales waren 2 Tankhindernisse aufgebaut. Der Ortskommandant hatte, wie übrigens ganz allgemein jeder Orts-

kommandant, den strikten Befehl, das Städtchen zu verteidigen, das damit dem sichern Untergang geweiht gewesen wäre. Einige Bürger beschworen ihn, mit den Truppen abzuziehen, was er dann am letzten Tage auch tat. Die Soldaten wollten ja alle nicht mehr kämpfen; die Franzosen gewannen daher ihre Schlachten in der Regel sehr leicht ...

Am Tage vor u. am Tage des Einmarsches selbst wurden jeweils etwa 60–80 17 cm-Granaten auf die Gegend vom Friedhof, Linde, Bahnhof, Karl-Friedrichstraße, Biesle u. Schlüssel geworfen ...

Am 16. April hörte man, bei Oberkirch werde gekämpft, Oberkirch werde beschossen, es sei von den Franzosen schon eingenommen; aber niemand konnte etwas verbürgen. Da fuhr am Abend Herr Büchele von Oberkirch bei Bruders vor u. erzählte, daß sein Schwager, Metzgermeister Herzog, von einer Granate in seinem Hause getötet u. dessen Tochter ein Bein abgerissen worden seien; er wolle sie soeben in seinem Auto nach Bad Peterstal ins dortige Krankenhaus verbringen, wo sie vermutlich sicherer sei als in Oberkirch. So erfuhr man, daß die Front also in nächster Nähe war.

Am 18. April, dem Tage des Einmarsches, fühlten feindliche Panzer am Vormittage bis zur Dreikönigsbrücke vor, wurden aber von den aus Oppenau abgezogenen Geschützen u. Maschinengewehren, die sich im nahen Ibach beim vorderen Bühl u. den angrenzenden Höhen aufgestellt hatten, mit Feuer empfangen u. zogen sich wieder zurück. Bei der darauf einsetzenden Beschießung wurde im neuen Schulhaus am Biesle ein Zahlmeister u. im Steinenbach ein Mädchen getötet; 3 Bauernhäuser u. das Bahnwärterhaus daselbst brannten nieder. Gegen 1/2 12 Uhr wurde es ruhig; meine Schwägerin kochte einen Riesentopf voll Suppe für all die Sicherheit Suchenden, u. wer Appetit hatte, aß bis er satt war. Jedermann fühlte, daß jetzt die Entscheidung unmittelbar bevorstand. Etwa um 2 Uhr standen 2 Soldaten im Hof der Bierbrauerei u. sagten, es werde gleich krachen; sie hätten den Auftrag, das Vierlingsmaschinengewehr zu sprengen, da kein Benzin für dessen Weitertransport mehr vorhanden wäre! Nachdem die Sprengung beim neuen Schulhaus erfolgt war, gingen sie als die letzten Soldaten aus Oppenau weg, talaufwärts, Ibach Löcherberg zu: Oppenau war unverteidigt.

Auch die Geschütze vom vorderen Bühl zogen ab, u. nachdem noch die obere Finkenbrücke in völlig sinnloser Weise gesprengt worden war, denn man konnte dennoch rechts u. links davon mit Mann u. Roß u. Wagen ungehindert vordringen!! u. auch der Ortsgruppenleiter Otto mit seiner Familie sich lautlos verzogen hatte, wurde alles, was das Militär zurückgelassen hatte: Brot, Schweizer Käse u. sonstige Lebensmittel, ferner Hemden, Unterhosen, Wolldecken usw. unter die Bevölkerung verteilt. Währenddessen gegen 6 Uhr nachmittags hieß es plötzlich, sie kommen!

Gendarm Boschert ging mit einer weißen Fahne vom Rathause aus nach dem Ortseingang bei der Linde u. traf dort auf die französischen Soldaten: es waren Marokkaner. Boschert meldete dem Befehlshaber, daß in Oppenau selbst keine Truppen

mehr seien, das Städtchen also nicht verteidigt würde, die Franzosen demnach ungefährdet einziehen könnten. Der Offizier nahm die Meldung zur Kenntnis, machte aber den Gendarmen darauf aufmerksam, daß er, der Bürgermeister u. der Gemeinderat, für jedes feindliche Vorkommnis verantwortlich gemacht werden würden. Nun begann der Einmarsch. Während noch die Bevölkerung die Lebensmittel in Empfang nahm u. heimtrug, rückten oder besser schlichen zu beiden Seiten der Hauptstraße die Marokkaner mit schußbereitem Gewehr unterm Arm vor, an der gaffenden Menge vorbei. Jeweils einzelne gingen in jedes Haus u. durchsuchten alle Räume vom Keller bis zum Speicher nach deutschen Soldaten oder Bewaffneten oder Waffen. Wo die Bewohner nicht anwesend waren u. abgeschlossen war, wurden die Türen oder Fenster kurzerhand eingeschlagen oder aufgebrochen, bis alle Häuser durchsucht u. Oppenau besetzt war.

Währenddessen schossen die in Löcherberg stehenden Batterien u. die auf den umliegenden Höhen vereinzelt noch anwesenden Maschinengewehre auf die besetzenden Truppen, wodurch noch einige Häuser getroffen wurden ...

Die Franzosen wollten nun festgestellt haben, daß aus der Richtung des unteren Hugenhofes, ja aus diesem selbst, auf sie geschossen worden sei. Bei der Durchsuchung des Hauses wurden aber weder Bewaffnete noch Waffen gefunden; der Eigentümer war noch in Kriegsgefangenschaft, u. die allein anwesenden Frauen u. Kinder beteuerten, daß nicht geschossen worden sei; trotzdem wurde der große Bauernhof angezündet, u. nichts durfte daraus gerettet werden.

In der Wohnung unserer Tochter hatte sich schon ein Posten von 5 Mann häuslich niedergelassen. Eine in der Nähe einschlagende Granate hatte die Fenster eingedrückt, u. so konnten die Türen leicht von innen geöffnet werden. Am Gartenzaun bei der Treppe war ein Maschinengewehr in das Gebüsch eingegraben, Richtung Ibach, der am weitest vorgeschobene Vorposten. Aus den Betten waren einige Matratzen in den Keller gebracht worden für die abgelösten Soldaten. Der den Posten führende Sergeant, übrigens ein weißhäutiger Franzose, machte uns in fließend deutscher Sprache auf den lichterloh brennenden Hugenhof aufmerksam u. sagte, das wäre zur Vergeltung dafür, daß aus dem Hause heraus auf sie geschossen worden sei.

Als wir den Maschinengewehrstand sahen u. überlegten, daß in nächster Nähe noch unsere Truppen standen, erkannte ich das Gefährliche der Lage, u. wir beschlossen, wieder in unser Quartier der letzten Nacht zurückzukehren. Aber wie ich eben mit einem Kinde auf dem Arm u. meiner Tochter weggehen wollte, brauste der Sergeant auf: warum wir weggingen? uns geschehe nichts von seinen Leuten, wir könnten ruhig hier schlafen. Ich wies ihn auf die gefährliche Lage hin, unsere Leute seien noch ganz in der Nähe u. wenn ein nächtlicher Angriff erfolge, sei das Häuschen u. seine Bewohner verloren. Das sah er nun ein u. da mein Schwiegersohn erklärte, im Hause zu übernachten, war er zufrieden u. ließ uns ziehen. Die Nacht verlief vollkommen ruhig u. als der Posten am anderen Vormittag weiter talaufwärts zog, war im ganzen Hause nicht der geringste Verlust festzustellen: vorbildliche Soldaten!



Schon auf dem Rückwege zu unserer Wohnung sahen wir überall in den Höfen Feuer brennen, daran die Marokkaner Hühner brieten, während ringsum die Federn u. Eingeweide sehr unappetitlich umherlagen. Wie wir dann sahen, verlangten sie zuerst pro forma „pol = poule (Hühner) payer“ zu kaufen; da man die Eierleger jedoch nicht gerne entbehren wollte, hatten sie im nächsten Augenblick mit sehr geübtem Griff ein Huhn ergriffen, drehten ihm seelenruhig den Hals um u. richteten es ebenso selbstverständlich vor den Augen der früheren Besitzer zu ihrem Mahle her; genau auf dieselbe Weise verschafften sie sich lapin (Stallhasen).

Am anderen Tage erfuhr man dann schon, daß die Marokkaner in der Nacht in die Häuser eingedrungen waren, – die Türen durften nicht verschlossen werden! – u. viele Frauen u. Mädchen vergewaltigt hatten, (nach u. und nach in Oppenau über 100!). Da schaute man sie schon nicht mehr so harmlos an u. als man sie beim Durchsuchen der Häuser beobachtete, wie sie Gold- u. Silberwaren, überhaupt alles Glänzende u. Glitzernde stahlen, wie sie den Leuten am hellen Tage auf offener Straße im Angesicht ihrer Offiziere Uhren, Fingerringe, Eheringe, Füllfederhalter usw. raubten, da war die Achtung u. die Freude über die „Befreiungsarmee“ verschwunden. Es war klar, diesen Marokkanern, die als Kanonenfutter die Spitze der Kampftruppen bilden mußten, war von den Franzosen Plünderungserlaubnis erteilt worden, u. um diesen Lohn hatten sie sich freiwillig gemeldet. Sie gehorchten daher auch außerhalb der Kampfhandlungen keineswegs den Befehlen der franz. Offiziere, wie sich deutlich zeigte, als ein Marokkaner die Frau Hoferer, gegenüber der Wohnung meiner Tochter, am hellen Tage vergewaltigen wollte. Ein zuhelfe gerufener Offizier mußte erst Soldaten herbeiholen, seinen Revolver schußbereit machen, dann erst konnten sie den Schandkerl überwältigen, nicht ohne daß dieser den Offizier sehr feindselig ansah, ja bedrohte. Von Strafe aber keine Spur, er ging kurz darauf mit einem gestohlenen Huhn wieder am Hause vorbei! Ein deutscher Soldat wäre in einem solchen Falle einfach kurzerhand nach den international geltenden Kriegsgesetzen erschossen worden. So beachteten die Franzosen die Genfer Konvention.

Ich selbst wurde wenige Tage später von zwei baumlangen Marokkanern auf der Straße beim Schlüssel angehalten; der eine wollte mir zuerst die Ringe vom Finger ziehen, aber sie steckten zu fest; hernach griff er nach meiner Uhr; aber da brüllte ich ihn an: non, non! da stand er beinahe stramm u. fragte fast ängstlich: soldat?, worauf ich etwas in meinen Bart brummte u. die beiden sich entfernten. Meine Uhr u. meine Ringe waren gerettet u. verschwanden natürlich für die nächste Zeit aus den Augen der Räuber.

So war nun die Front über uns hinweggeschritten; wir waren vom Nazijoch befreit; die Befreiungsarmee war da; die französischen Zivilarbeiter, die sich in den entscheidenden Stunden mutig in die Wälder verzogen hatten, waren auch wieder da; sie sahen das Treiben ihrer Landsleute; sie schämten sich, eingedenk der Behandlung, die sie bei uns in Deutschland erfahren hatten; sie zogen sich möglichst zurück. Wir aber waren bitter enttäuscht u. empört über eine solche mittelalterliche, barbarische Kriegführung, die namentlich die alten Soldaten des 1. Weltkrie-

ges für unmöglich gehalten haben. Wie tief war die Moral u. die Kultur in der ganzen Welt in den letzten Jahren doch in die Barbarei abgesunken! Dieses Mal hat das Radio bei der Verbreitung der Greuelnachrichten der Franzosen nicht gelogen; im Gegenteil, sie sind eher noch durch die Tatsachen übertroffen worden.

Die Front entfernte sich u. mit ihr die gefürchteten Marokkaner. Aber ihnen folgten verwilderte, zerlumpte, unheimliche Gestalten, Mauleseltreiber (Goumiera), die ihre ganzen Halbseligkeiten, Proviant u. Diebesbeute auf ihren Mulis mit sich führten. Diese Gesellen waren von einer unglaublichen Frechheit u. Zudringlichkeit, stahlen u. raubten womöglich mit noch größerer Gewandtheit als ihre Vorgänger u. wo sie nicht gleich Erfolg hatten oder verschlossene Türen vorfanden, wurde sogleich Gewalt angewendet. So konnte eine Abteilung, die auf dem Biesle bei der neuen Schule kampierte, nicht in das verschlossene Haus des Frl. Schneider eindringen: sie schlugen daher morgens in aller Frühe Türen u. Fenster ein, gossen Benzin in Keller u. Zimmer u. zündeten es an. Die einheimische Bevölkerung durfte erst um 7 Uhr vorm. die Straße betreten; als daher die Feuerwehr am Brandplatz erschien, war das Haus niedergebrannt. Die Bewohner des Hauses, drei alleinstehende Fräulein, hatten sich tags zuvor aus Furcht vor Belästigungen durch diese Halbwilden zu Bekannten begeben u. fanden bei ihrer Rückkehr nur noch die rauchende Trümmerstätte vor.

Ebenso wurde gleich am 1. Tage nach dem Einmarsch ein Haus in der Lindenstraße, in dem ein berüchtigter Nazi in Miete wohnte, von den Franzosen niedergebrannt; dieser selbst aber in die Gefangenschaft abgeführt.

In Peterstal widersetzte sich der „Bieländer“ (Huber), der Besitzer der Peterstaler Sprudelwerke, der Vergewaltigung seiner Töchter u. wurde vor deren Augen unter der Zimmertüre von den vertierten Marokkanern erstochen.

Daß durch solche Greuelthaten die wehr- u. waffenlose Bevölkerung entsetzt u. wie gelähmt war, ist nur zu begreiflich ...

Unterdessen rückte die reguläre franz. Armee der Front nach, vollständig amerikanisch bis zum letzten Knopf ausgerüstet u. motorisiert; Autokolonne auf Autokolonne, Tag u. Nacht ununterbrochen, dazwischen leichte, schwere u. schwerste Panzer zogen vorüber. Auch die Maultiertreiber verschwanden, u. es hieß, daß jetzt aktives franz. Militär einquartiert werden solle. Alles atmete auf u. hoffte auf Besserung, wenn endlich zivilisierte Soldaten kämen. Sie kamen auch auf Auto mit roten Fähnchen! Aber welche Enttäuschung! ...

*Wir danken dem Enkel Adolf Bruders, Herrn Rainer Fettig, der uns freundlicherweise erlaubte, Auszüge aus den privaten Aufzeichnungen seines Großvaters zu veröffentlichen. Das Original liegt bei der Mitgliedergruppe des Historischen Vereins in Oppenau. Die Redaktion.*

# Kriegsende in Gengenbach

## Auszüge aus dem Tagebuch Professor Franz K. Gießlers

Professor (Religionslehrer) Gießler betreute als Benefiziat von 1936–1966 die selbständige Pfarrstelle des ehemaligen St. Erhardsfonds in Gengenbach.

Die Vorlage wurde uns freundlicherweise von Herrn Julius Roschach aus Gengenbach zur Verfügung gestellt:

**Freitag, 6. 4. 1945.** Nachricht verbreitet, die Franzosen seien vor Offenburg.

**Sonntag, 8. 4.** Weißer Sonntag, 6.00 Uhr Erstkommunionfeier, abgekürzt. Die Kinder bleiben in ihren Bänken. Kommunion im Chor. Die Feier bleibt ungestört. Aber nach 8.00 Uhr 2 mal Alarm.

**Montag, 9. 4.** Viel Alarm.

**Dienstag, 10. 4.** Wir richten uns für die Nacht im Keller ein.

**Mittwoch, 11. 4.** Unsere Haushilfe meldet sich krank und geht auf ihren heimatlichen Hof in Wingerbach. Viele Flieger über uns. Meist kein Alarm! Nachts kommen immer mehr Leute zu uns in den Keller, weil er als einer der besten gilt!

**Freitag, 13. 4.** Nachmittags gehe ich nach Schwaibach und Bergach zum Religionsunterricht. Aber wenig Kinder da. Öfters Flieger! Offenburg wird ziemlich kampflös besetzt. Nachts heißt es, die Franzosen seien in wenigen Stunden da. Ich gehe ins Krankenhaus. Dort ist nichts bekannt. Nur das Reservelazarett im Mutterhaus rüstet zum Abzug.

**Montag, 16. 4.** Untertags viel Alarm. Abends gehe ich ins Krankenhaus. Viele Kranke sind den ganzen Tag im Keller. Das Allerheiligste ist fast den ganzen Tag dort im Nottabernakel. Die Franzosen stehen vor Ortenberg.

**Dienstag, 17. 4.** Nach der hl. Messe um 6.00 Uhr Alarm. Wir richten uns ganz im Keller ein. Es gehen allerhand Gerüchte. Fabrikant Köhler soll verhaftet sein; weil er den Volkssturm aufgelöst. Sparkassendirektor Braun rettet sich mit der Familie in den Wald, weil er vom Kreisleiter verhaftet werden sollte. Untertags Artilleriebeschuß. Unsere Flüchtlinge aus Bochum flüchten in den Bierkeller im Oberdorf und nach Haigerach. Frl. Baumann, die uns jetzt im Haushalt hilft, möchte Mutter nach Dantersbach (Bernhard Müller) bringen. Mutter will hierbleiben. Abends höre ich vom Krankenhaus aus in Ohlsbach und Berghaupten schießen. Vom Bergle aus sehe man die Panzer. Wir richten den Keller als Nachtquartier her. Um 1/2 3 Uhr hören wir die Granaten sausen.

**Mittwoch, 18. 4.** Um 5.00 Uhr gehe ich zur hl. Messe ins Krankenhaus. Unterwegs begegnet mir der gestern zum Bürgermeister eingesetzte Kaufmann Bruder. Er bittet mich um die Generalabsolution. Es werde heute gefährlich und für ihn besonders verantwortungsvoll. Gestern abend hieß es, Gengenbach werde sich kampflös ergeben. Aber noch ist der Kreisleiter von Offenburg hier und will kämpfen! Als ich heimkomme ist unsere Kellerfamilie beisammen. Nachbars Huber, die einen schlechten Keller haben, sind zu uns gekommen. Der junge Hermann Fautz ist als Beobachter bei uns und schaut, was oben los ist. Nach 8.00 Uhr wird die Kinzigbrücke und ein Teil des Munitionslagers auf dem Nollen gesprengt. Nach 9.00 Uhr kommt eine Botin aus dem Pfarrhauskeller und sagt, Gengenbach werde sich nicht ergeben. Wir müßten mit Brandbomben rechnen. Ich sage den andern nichts davon. Es ist heute Schutzfest des hl. Josef. Wir stellen uns unter seinen Schutz und beten den Rosenkranz miteinander. Unsere Kundschafter berichten, die Franzosen seien schon in Berghaupten; andere kämen von Reichenbach über den Berg. Wir warten ab. Wir hören in der Nähe schießen. Maschinengewehr? Panzer? Man hört auf der Straße sprechen. Französisch? Gegen 12.00 Uhr gehen wir Männer einmal hinauf. Gegenüber stehen Armbrusters auf der Straße und sagen Gengenbach sei kampflös übergeben worden. Schon kommt ein Franzose mit dem Gewehr auf uns zu: a l'Hotel! Wir müssen alle in den „Adler“. Dort ist schon ein ganze Anzahl Männer und Jungen versammelt. Auch Geistl. Rat Kast ist darunter. Ich Sorge mich, wie es daheim gehen wird. Aber niemand darf fort. Inzwischen beginnt die deutsche Artillerie von Biberach aus zu schießen. Ein Mann fällt im Saal um. Man ruft nach einem Arzt, nach einem Geistlichen, ein Kommandant erlaubt, daß ich heimgehe, um das hl. Oel zu holen. Dabei kann ich Mutter beruhigen. Als ich wieder ins Hotel komme, ist der Mann zu sich gekommen und es geht ihm wieder gut. In der Küche finde ich Bürgermeister Bruder und Fr. Vorbeck als Dolmetscherin. Der Kommandant erlaubt, daß wir Geistlichen heimgehen. Um 4.00 Uhr komme ich zum Mittagessen! Ich kann nun das Haus bewachen, da inzwischen die Franzosen die Häuser nach deutschen Soldaten und Munition durchsuchen. Es wird verkündet, daß wir von 7.00 Uhr abends bis 7.00 Uhr morgens das Haus nicht verlassen dürfen, untermittags auch nicht die Stadt. Alle Räder, Radios und Photoapparate müssen abgegeben werden. Es kommen immer wieder Einschläge von Granaten. Eine schlägt gegenüber hinter, Metzger Fautz ein, macht aber keinen großen Schaden. Wir schlafen deshalb noch einmal im Keller.

**Donnerstag, 19. 4....** Es schießt immer wieder. Ich bleibe am Vormittag daheim. Inzwischen hören wir, wie es gestern gegangen. Der Kreisleiter wollte Gengenbach verteidigen lassen, sah wohl ein, daß die paar Soldaten, alte Männer und Jungen die Panzersperren, die primitiv aufgestellt waren, nicht halten konnten. Er zog es vor, mit den andern Größen sein Heil in der Flucht zu suchen. Bürgermeister Bruder ging dann mit der weißen Fahne den Franzosen entgegen. Einige mutige Frauen aus dem Pfarrhauskeller hatten trotz der drohenden Lage eine Wallfahrt auf das Bergle gemacht. Der Tag bleibt im allgemeinen ruhig. Es kommen nur immer wieder französische Soldaten, auch Marokkaner und wollen Wein oder Schnaps. Das Auto, das ein aus Koblenz geflüchteter Schuhfabrikant untergestellt hat, sticht ihnen in die Augen. Der Besitzer sagt, es gehöre einem franz. Offizier. Der Wagen wird trotzdem abgeschleppt. Wir schlafen heute wieder oben.

**Freitag, 20. 4.** Heute zelebriere ich wieder um 7<sup>1</sup>/<sub>4</sub> in der Stadtkirche. Im Haushalt hilft jetzt Frl. Baumann. Am Nachmittag schaue ich nach Frau Schöndienst. Sie ist der Brückensprengung wegen zu Claassen gezogen. In ihrer Wohnung ist, wie ich sehe, viel geplündert und zerstört worden. Besonders aber oben bei Fabrikant Köhler. Ich sehe auch im Krankenhaus nach, wie es dort geht. Die Kranken sind wieder in den Zimmern. Als ich heimkomme, stehen zwei Franzosen da und wollen nach deutschen Soldaten und Waffen suchen. Ich muß mit ihnen in den Keller. Sie finden nichts. Als sie fort sind, kommt Frau Braukmann, unser Flüchtling aus Bochum, und sagt, sie habe mit Schrecken zugesehen. Denn sie habe ohne mein Wissen den Säbel ihres Mannes im Keller versteckt! Sie hätte das ganze Haus gefährden können. Sie muß ihn sofort im Garten vergraben.

**Samstag, 21. 4.** Heute nichts Besonderes. Man hört nur von vielen Plünderungen und Zerstörungen. Heute nachmittag sehr wenig im Beichtstuhl zu tun. Die Leute trauen sich nicht von den Häusern weg. Abends früh zu Bett. Seit Mittwoch haben wir kein Licht und die Kerzen sind auch bald zu Ende.

**Sonntag, 22. 4.** Wir dürfen erst um 7.00 Uhr das Haus verlassen. Um 8.00 Uhr halte ich Gottesdienst mit kurzer Predigt. Heute ist auch das erstemal wieder ein Amt. Die Gottesdienste sind sehr gut besucht, trotzdem die Filialisten ihre Gemeinden nicht verlassen dürfen. Einige Mutige sind gekommen und erzählen, wie es gegangen. In Schwaibach ist es schlimm gewesen. Die kleine Brücke beim Schulhaus ist gesprengt worden von den Deutschen, das Schulhaus angezündet worden, weil Lebensmittel darin lagen, die der Feind nicht bekommen sollte! Hauptlehrer Luem, der Stellung dagegen nahm mit dem Hinweis, daß alle Gemeindeakten und auch noch ein großer Teil seiner Möbel darin seien, erhielt von dem deutschen Offizier eine Ohrfeige und wäre um ein Haar erschossen worden, weil er dagegen gesprochen und sein Hab und Gut und die Rathausakten in Sicherheit bringen wollte. In Schönberg ist W. Gießler gestorben, auf eine Mine gekommen. – Heute hatten wir eine Schreckensnacht für manche Frauen und Mädchen. Die Marokkaner laufen aus und suchen Frauen und Mädchen zu vergewaltigen, wenn sie sich ins Freie wagen. Im Löwenberg'schen Palais springen die jungen Frauen zum Fenster heraus, nachdem sie 3 Stunden von den Marokkanern mißhandelt wurden. Niemand konnte ihnen helfen. Auch anderswo sind solche Fälle vorgekommen.

**Mittwoch, den 25. April.** Allmählich wird es ruhiger. Aber immer noch einzelne Fälle von Durchsuchungen durch „Heimkehrer“. Polen, Ukrainer u. R. plündern.

**Freitag, den 27. April.** Nachmittags Krankenbesuch in Schwaibach und Bergach. Auf dem Heimweg komme ich gerade dazu, wie die Kamine des unnötig verbrannten Rat- und Schulhauses umgelegt wurden. An der Schneckenmatte werde ich von einer Frau zu Hilfe gerufen. Die Kerls fluchen und kommen mir entgegen. Ich bat einen Wachposten zu helfen. C'est la guerre! erhielt ich zur Antwort. Eine andere Patrouille hilft wohl in der Stadt, aber nicht hier draußen. Auch Offiziere, denen ich den Fall vortrage, verweisen mich an eine andere Stelle. So geht fast eine Stunde drauf.

**Samstag, den 28. April.** Nachmittags Kinderbeicht. Die Filialkinder fehlen fast ganz, haben Angst. Heute wird neue Ausgehzeit verkündet von 6.00 Uhr morgens bis 9.00 Uhr abends.

**Sonntag, den 29. April.** Erste Messe wieder 6<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr. Viele beichten. Das Amt ist sehr gut besucht. Nur merkt man, daß die Filiasten noch gänzlich fehlen; können die Höfe nicht allein lassen. Nach der Nachmittagsandacht mit Herrn Stadtpfarrer nach Schönberg. Viele Besuche gemacht, 4 bei den Hinterbliebenen der beiden letzten Kriegsoffer. Ein Mann ist noch gestorben, weil eine Handgranate, die er aufgehoben, explodierte. Auch in Schönberg erzählten die Leute von den Plünderungen. Eine Krankenschwester ist als Schutz für die Frauen und Mädchen da. Die Ausgehzeit wurde abends wieder auf 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub>9 Uhr festgesetzt.

**Montag, den 30. April.** ... Nachmittags Krankenbesuche in Bermersbach und Wingerbach. Auf dem Wege sind die Leute sehr verängstigt. Fr. A. besucht. Auch dort war ein Marokkaner, hat aber den Mädchen nichts gemacht.

**Sonntag, den 6. Mai.** Bittsonntag. Wieder viel Beicht am Morgen. Die Maianacht ist der abendlichen Sperrstunde wegen um 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub>3 Uhr. Sehr gut besucht. Es ist nun in Gengenbach jetzt auch ruhiger geworden. Die meisten Frauen und Mädchen schlafen wieder daheim. Abends 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub>9 Uhr werde ich zum Versehen geholt zu Frau K.

**Montag, den 7. Mai.** 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr Flurprozession auf das Bergle. Sehr starke Beteiligung, auch von den Filialen. Der Kommandant weiß von der Prozession und hat nichts dagegen, wie Frau Vorbeck hat sagen lassen. Die ganze Bevölkerung, Männer von 16–60, Frauen von 17–45 müssen antreten, um die ..., Gräber wieder in Ordnung zu bringen. Auch morgen. Nachmittags gehe ich mit Stadtpfarrer nach Offenburg zur Kongregation. Sehr heiß! Kurz bevor wir weggehen 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr kommt ein großer Transport deutscher Kriegsgefangener auf Autos durch, macht vor dem Haus halt. Man bringt Zigaretten, Äpfel, Most usw., die Franzosen haben nichts dagegen; einige Tage vorher haben Wehrmänner geschossen, als die Mädchen etwas bringen wollten. Es gab schon einige traurige Bilder. Viele mußten laufen und wurden förmlich getrieben, sollen auch geschlagen worden sein. Immer heißt es, die Deutschen und die SS haben es noch schlimmer getrieben. Auf der Wanderung nach Offenburg sahen wir wie der Krieg in Ohlsbach und Ortenberg schlimmer gehaust hat wie bei uns. Dort wurde Widerstand geleistet. In Ohlsbach sind eine Anzahl Häuser niedergebrannt oder zerstört gewesen. Ähnlich in Ortenberg. Vor 2 Monaten sahen wir noch die schweren deutschen Geschütze aufgestellt. Jetzt liegen sie zerschossen da. An den Wegen liegt auch Munition und anderes, was die Deutschen nicht mehr fortschaffen konnten. In Ortenberg ist die Fabrik von Boos & Hahn zusammengeschoßen. Auch durch die Flieger ist viel zerstört. Ich habe es mir eigentlich noch schlimmer vorgestellt. Wir kommen allerdings nicht zum Bahnhofviertel. Die Kirche von Hl. Kreuz hat auch von den Granaten abbekommen, ebenso das Vincentiushaus. Hier haben wir seit langem wieder ein Mal eine Kongregation mitgemacht, nachher dies und Austausch der Erlebnisse. Der Pfarrer von Oberkirch erzählt von deutschem Widerstand und

## Die Franzosen sind da!

Aus den Tagebuchaufzeichnungen des Pfarrers Erich Reitingen von Schweighausen

*Gerhard Finkbeiner*

Am 19. April 1945 sind die Franzosen als eine der vier Siegermächte des Zweiten Weltkriegs ins obere Schuttertal einmarschiert. Über dieses außerordentliche Geschehen hat uns der damalige Dorfpfarrer von Schweighausen, Erich Reitingen, bemerkenswerte Tagebuchaufzeichnungen hinterlassen.

Pfarrer Reitingen schildert nicht nur detailliert die örtlichen Ereignisse jener Zeit, er reflektiert auch das Verhalten der Dorfbewohner und der feindlichen Soldaten. Manche seiner Darstellungen versieht Reitingen mit treffenden, tiefgründigen Anmerkungen, die heute noch eine lesenswerte Brisanz besitzen.

Was auch immer an Missetaten in Schweighausen während der Tage der Besetzung geschehen sein mögen, die Übergriffe der siegreichen Krieger haben exemplarischen Charakter. Alles, was der Ortsgeistliche, der übrigens gut Französisch sprach, niedergeschrieben hat, hat sich so oder in vergleichbarer Weise beim Einmarsch der Sieger überall ereignet. Die Abrechnung mit dem Kriegsverlierer scheint einer inneren, unbegreifbaren Zwangsläufigkeit zu folgen – und dies weltweit bis zum heutigen Tag.

Was hat sich nun in den kritischen Tagen des Einmarsches der französischen Truppen im oberen Schuttertal zugetragen?

*Dienstag, den 17. April 1945. Von der Außenwelt abgeschnitten*

Für den Mittag war eine Versammlung der Priesterkongregation nach Reichenbach angesetzt. Ich fuhr mit dem Rad hinunter, nahm den Kuraten von Dörlinbach mit und den Pfarrverweser von Seelbach. Wir waren dann auch die einzigen, die da waren, begreiflicherweise!

Es schoß den ganzen Tag mit Ari (Artillerie), Flieger waren am Himmel; um Lahr wurde gekämpft. Ich hatte es mir so ähnlich gedacht; nur wollte ich genau wissen, wie es im Untertal aussieht. In Seelbach sah man einige deutsche Batterien – Flak, die hauptsächlich zur Panzerabwehr eingesetzt werden sollte. Von

entsprechenden Folgen. Ca. 350 Vergewaltigungen. Offenburg weniger. Auf dem Heimweg im Pfarrhaus von Ohlsbach angekehrt.

**Dienstag, den 8. Mai.** Heute seit 11.00 Uhr Offizielle Waffenniederlegung. Kapitulation! Heute früh Flurprozession nach Reichenbach, sehr große Beteiligung. Ich selbst habe die Kommunion nach Schwaibach und Bergach getragen über die Schanze bis zu Gmeiner. An der Schanze waren in der Nacht die Marokkaner; die Jungen suchten Schutz bei der alten Urgroßmutter. So ist außer Plünderung nichts geschehen. Droben am Berg wars bis jetzt ruhig. Nur Hühner wurden geholt. Über den Berg nach Danterbach hinunter. Aber ganz erledigt, der große Marsch hat angestrengt ...

Julius Roschach veröffentlichte die Tagebuchaufzeichnungen Professor Gießlers der Monate April und Mai 1945 in „Der Kinzig-Bote“ am 4. und 11. April 1985.





*Blick auf den Schweighausener Kirchbühl, wie er sich 1945 dem Besucher des Bergdorfes darbot. Foto-Archiv: Gerhard Finkbeiner*

der Außenwelt sind wir jetzt ganz abgeschnitten. Der Omnibus verkehrt nicht mehr, Post war in den letzten Tagen kaum noch eingegangen. Das deutsche Verkehrsnetz war durch den dauernden Fliegerangriff fast völlig zerstört. So hören wir von draußen nichts mehr. Nur das eine wissen wir: Bald werden auch wir besetzt sein.

*Mittwoch, den 18. April 1945. Die Bauern müssen mit Ochsen Vorspann leisten*

Der Tag verläuft ruhig. Deutsche Soldaten in kleinen Trüppchen kommen durch, müde und abgehetzt; aber keine Verbände oder geschlossene Formationen. Gruppen von 10 oder 12 Mann. Manche mit Rädern, andere mit Leiterwägelchen, auf denen sie ihr Gepäck ziehen. Kaum Artillerie, überhaupt keine Panzer. Die bestausgerüstete Armee der Welt – so hat Hitler oft prahlend geredet – macht einen jämmerlichen, zerrissenen Eindruck. Die Lastwagen bleiben an den Steigungen hängen, die Bauern müssen mit ihren Ochsen Vorspann leisten, um die Karren weiterzubringen. Das ist schon mehr als eine geschlagene Armee, das ist die Auflösung und das Ende.

An diesem Tag wird Lahr besetzt. Zwei Tage waren hier die Franzosen aufgehalten worden; um die Stadt mußten sie ziemlich schwer kämpfen.



*Beim Vormarsch der Franzosen in das obere Schuttertal am 19. April 1945 wurde der Fixenhof in der Steig von Wehrmachtssoldaten mit Phosphormunition in Brand geschossen. Foto: Gerhard Finkbeiner*

*Donnerstag, den 19. April 1945. Der Fixenhof wird in Brand geschossen*

Die Nervosität wächst. Jeder weiß, nun kann es nicht mehr lange dauern, dann sind sie, nämlich die Franzosen, da. Wir schaffen im Laufe des Tages wertvolle Gegenstände aus dem zweiten Stock in den Keller – wir befürchten Beschuß und die Brandgefahr – vergraben etwas Geld, einige Lebensmittel ... Zwischen 5 und 7 Uhr am Nachmittag haben wir Ari-Feuer in ziemlicher Nähe. Später hören wir, daß deutsche Batterien in der Steig geschossen hatten, um französische Panzer, die bis zum Fixenhof vorgedrungen waren, aufzuhalten. Dabei wurde leider der große schöne Fixenhof in der Steig von deutschen Granaten in Brand geschossen. Die Bewohner konnten fast nur das Leben retten, einige wenige Habseligkeiten konnten sie mitnehmen. Eine evakuierte Frau von Niederhausen wurde bei der Flucht zum Käsbauernhof an der Hüfte durch einen Granatsplitter verletzt. Das Vieh verbrannte mit dem Hof; eine Kuh und das Schaf wurden gerettet.

*Volkssturmmann tödlich getroffen*

Der gleiche Mittag brachte ein fast noch schmerzlicheres Kriegsoffer. In der Nähe seines Heimathofes, des Wanglerhofs in der Hub, fiel der Volkssturmmann Mat-

thias Wangler (22. 06. 1890–19. 04. 1945), Fixenhofbauer im Hinteren Geisberg. Der Volkssturm konnte sich, wie vorauszusehen war, militärisch gegen den Feind nicht behaupten. Er lief fast auseinander, und jeder suchte sich zu retten, so gut er konnte. So schlug sich auch Wangler mit seinem Kameraden und Nachbarn Singler (Josef Singler, 1905–1981, von „Singler-Seppe“) durch die Wälder bis zu seinem Heimathof durch. Dort machte er kurz Station. Als er hörte, daß die Franzosen schon in Dörleinbach seien, wollte er gleich weiter. Als sie auf der linken Talseite durch den Wald gingen, entdeckte sie ein französischer Panzerspähwagen. Dieser schoß nach ihnen und traf unglücklicherweise den Matthias Wangler tödlich. Herbes Leid für seine Frau (Barbara Wangler-Fix, geb. Stulz), die nun schon den zweiten Mann durch einen jähen Tod verlieren mußte. Um ihn trauern auch die vier Töchter aus der ersten Ehe der Frau und seine eigenen drei Kinder, die er gut und christlich erzogen hatte. Auch er ein Opfer der sinnlosen und verbrecherischen Fortsetzung des schon verlorenen Krieges.

### *Die Franzosen sind da*

Gegen Abend wird es wieder ruhiger; das Arifeuer (Artillerie-Feuer) hört auf. Einzelne deutsche Truppen kommen noch durch. Es wird 21.00 Uhr. Wir hoffen schon, daß wir diese Nacht noch einmal ungestört bleiben.

Gegen 22.00 Uhr kommen einige Leute aus der Nachbarschaft, die in unserm doch etwas sicheren Keller die Nacht verbringen wollen. Sie richten sich eine notdürftige Lagerstätte her ... Gegen 22.30 Uhr gibt es plötzlich im Ort eine Schießerei. Man sieht Leuchtspurmunition aus Maschinenpistolen das Tal hinunterflitzen. Wir glauben aber noch nicht ganz an die Nähe der Franzosen, vermuten in dem Geschieße die Nervosität eines deutschen Soldaten. Gegen 23.00 Uhr gehe ich einmal kurz aus der Waschküche und höre um das Haus das Flüstern von männlichen Stimmen, kann aber nicht erkennen, ob es deutsch oder französisch ist. Um 23.15 Uhr schlägt es schwer an die Haustüre. Ich öffne – vor mir steht ein französischer Spähtrupp mit Gewehr im Anschlag und Maschinenpistolen. Die Franzosen sind da! Ich sage ihnen, daß dies das Pfarrhaus ist, daß keine deutsche Soldaten, keine Waffen im Hause sind. Sie durchsuchen flüchtig den 1. und 2. Stock, gehen auch kurz in den Keller. Dann erklären sie: Alle Zivilisten müssen in den Keller. Sie selber bleiben für einige Stunden im Hause und werden dann in der Morgenfrühe weiterziehen ...

### *Freitag, den 20. April 1945. Kasten und Kästen durchwühlt*

So nahte der Morgen. Gegen 5 Uhr krachte ein Schuß aus dem Pfarrhaus! Der Posten schoß aus dem 2. Stock, wo zur Sicherung auch ein Maschinengewehr aufgestellt war, auf eine Person, die sich auf der Straße bewegte. Es war eine Frau, die die Hebamme holen wollte, da gerade in dieser Nacht eine Frau in Geburtsnöte gekommen war. Gegen 6.30 Uhr gehe ich zur Kirche. Nur ganz wenige haben sich begreiflicherweise eingefunden, darunter auch zwei Hintertäler, die keine Ahnung

hatten, was sich im Dorf während der Nacht abgespielt hatte. Ich zelebrierte an diesem Morgen nicht und teilte nur die hl. Kommunion aus. Gegen Morgen krochen dann auch die andern aus dem Keller. Das Haus war unversehrt. In den Zimmern des 1. Stocks, in denen die Franzosen kampiert hatten, waren die Kasten und Kästen durchwühlt. Weggenommen waren nur einige Kleinigkeiten; es war erträglich.

### *Der Ort wimmelt von französischen Soldaten*

Im Laufe des Vormittags rückte dann die französische Hauptmacht an. Lastwagen auf Lastwagen rollte heran, besetzt mit Infanterie. Dann brummt Panzer heran. Ein eindrucksvolles Bild militärischer Macht, verglichen vor allem mit dem kläglichen Bild, das die deutsche Wehrmacht wenige Stunden zuvor noch geboten hatte. Dagegen war auch mit den in der Propaganda so viel gepriesenen und oft versprochenen deutschen Wunderwaffen nicht anzukommen. Die letzte und entscheidende war übrigens in den Aufrufen der letzten Tage „das unbesieglige deutsche Herz“. Versuche, was Du damit gegen Panzer und Flugzeuge machen kannst! Unser Ort wimmelt von französischen Soldaten; jedes Haus ist belegt. Gleich geht auch ein riesiges Geschiesse los, aber nicht auf Menschen, sondern auf Hühner. Wir im Pfarrhof haben 8 Hennen und 1 Hahn eingebüßt. In unserem Haus waren an diesem Tag etwa 35 Mann. Sie beschränkten sich auf die Räume im 1. Stock. In der Küche wurde gekocht, gebacken und gebraten. Sie brachten ihre gestohlenen Hühner, Eier, die sie „organisiert“ hatten, Butter, den sie „gefunden“ hatten. Und dabei hatten sie eine Verpflegung aus amerikanischen Beständen – es war überhaupt alles amerikanisch, was die Franzosen hatten, vom Hemd angefangen bis zu den Panzern, die leicht hätten unsern Neid erregen können.

### *Die Soldaten entdecken ein Lager mit Likör*

Ungemütlich wurde es am Nachmittag, als die Franzosen in der Krone ein großes Lager mit Likör, das von der Firma Zimmermann in Lahr dort untergebracht war, entdeckten. Nun feierten sie Hitlers Geburtstag, indem sie sich alle besoffen. Zum Glück wurde die meist besoffene Abteilung noch im Laufe des Spätnachmittags zu einer Säuberungsaktion gegen das Loh und den Hünersedel zu eingesetzt. So konnten sie ihren Alkoholdunst durch die Bewegung etwas vertreiben.

Am Geisberg spielten sich kleinere Kämpfe ab. Die Franzosen kamen dorthin von allen Seiten, das Tal herauf, durch den Prinschbach, den Durenbach. Vor sich her trieben sie den Volkssturm, der zum Widerstand natürlich unfähig war. In der Nähe des Höhenwirthshauses stand eine deutsche Batterie, die noch einige Stunden feuerte. Einige Salven gingen auch über das Dorf hinweg und schlugen in der Steig ein. Schaden haben sie nicht gemacht.

Für die Nacht hatten wir ca. 30 französische Soldaten im Quartier. Sie blieben im 1. Stock. Wir konnten wieder im 2. Stock schlafen, drei von uns schliefen im Kel-

ler, um die dort untergebrachten Sachen etwas zu schützen. In dieser Nacht schlief die Kronenwirtin mit ihren Kindern bei uns, in deren Haus es drunter und drüber ging. An diesem Tage hörte ich noch im Rundfunk die Göbbelsrede zu Hitlers Geburtstag. Es war unerträglich! Sein verlogenen-pathetisches Getue von der germanischen Gefolgschaftstreue bis zum Tode. Vom Endsieg hat er diesmal nicht mehr gesprochen.

*Samstag, den 21. April 1945. Wir sind die „sales boches“*

Das gleiche militärische Schauspiel wie am Tage zuvor. Ein Teil der Autos rücken ab, dafür kommen andere. Zum Mittagessen sind 35 Mann im Haus. Für 20 wird die Verpflegung gestellt, die andern verköstigen wir. Im Laufe des Tages verhandle ich – wie schon am Tage zuvor – mit dem französischen Colonel wegen der Durchführung der Gottesdienste. Sie sollen durch die bestehende Ausgangssperre in keiner Weise behindert werden. Der Colonel war korrekt, aber sehr distanziert. Wir sind für ihn die „sales boches“.

### *Erste Vergewaltigung*

Auch die Leiche des gefallenen Matthias Wangler darf überführt werden. Sie wird gegen Abend ins Pfarrhaus gebracht und dort aufgebahrt.

An diesem Tag geschah die erste Vergewaltigung im Ort. Eine Evakuierte, Mutter von zwei Kindern, die schon vorher durch ihr saloppes Wesen unangenehm aufgefallen war, produzierte sich etwas provozierend – in Männertracht und mit betonter Figur – vor französischen Soldaten. Sie schnappten die Frau und fünf (Soldaten) sollen sie mißbraucht haben.

Man hat sonst noch von gelegentlichen Versuchen ähnlicher Art in den ersten Tagen gehört. Aber die Eltern konnten sie immer noch abwehren und ihre Mädchen in Sicherheit bringen.

Die Nacht verlief bei uns im Pfarrhaus ruhig. Wieder übernachteten etwa 20 Mann, die schon die Nacht zuvor bei uns waren, hier. Sie waren gegen Abend zurückgekommen. In anderen Häusern ging es unruhiger und lebhafter zu.

### *Volkssturmmänner kehren zurück*

Im Laufe dieser Tage kamen auch unsere Volkssturmmänner zurück, diese armen „Mußsoldaten“. Sie waren bei ihrem Verein davongelaufen – das Vernünftigste, was sie tun konnten. Durch die Wälder schlugen sie sich durch, immer in der Sorge, von einer französischen Streife gestellt und sogar erschossen zu werden. Fünf Schweighausener wurden bei der Ettenheimer Hütte geschnappt und gefangen fortgeführt.

Am Freitag und Samstag wurde eine ganze Anzahl deutscher Gefangener nach Schweighausen gebracht. Männer, die einem wahrhaftig leid tun konnten. Die Be-

völkerung konnte sie verköstigen. Unter ihnen war auch unser Ortsgruppenleiter Josef Zehnle, der sich im Loh mit einigen Gesinnungsgenossen zur Wehr gesetzt hatte in einem Bunker. Am Samstag wurde er wieder entlassen. Sein Weg durch den Ort das Loh hinauf war ein richtiges Spießrutenlaufen; die Bevölkerung entlud ihren Groll in schweren Schimpfereien und Verwünschungen.

*Sonntag, den 22. April 1945. Viele Franzosen einquartiert*

In der Früh hatten wir unsern Gottesdienst wie an den letzten Sonntagen: um 6.30 Uhr die erste hl. Messe, zu der sich noch nicht viele einfanden. Um 8.00 Uhr Beerdigung des gefallenen Matthias Wangler, anschließend das Amt. Auch einige Franzosen waren in der Kirche. Das militärische Leben und Treiben im Ort ist das gleiche wie in den vergangenen Tagen, nur sind die Kämpfe zu Ende. Vom Kinzigtal her hört man noch schießen: dort scheint es noch nicht aus zu sein.

Unsere Einquartierung rückt im Laufe des Nachmittags ab; am Abend ist unser Haus wieder leer. Sonst sind aber noch viele Franzosen in der Gemeinde; der Geisberg steht voll mit ihnen.

Dort geschah an diesem Abend die zweite Vergewaltigung. Drei Franzosen, schon etwas angetrunken, erschienen im Hause des Schuhjörg. Sie verlangten erst etwas zu essen und zu trinken; dann verlangten sie Mädchen. Es waren drei im Hause; die siebzehnjährige Tochter und zwei etwa gleichalterige Verwandte aus Lahr. Alles Bitten und Betteln nützte nichts. Der eine Franzose schleppte das eine Lahrer Mädchen in die Kammer, der zweite Franzose blieb im Gang, der dritte in der Stube. Und nun warf sich die ganze Familie vor dem Muttergottesbild auf die Knie und begann zu beten, wie sie – so sagten sie nachher – noch nie gebetet haben. Plötzlich stand der Franzose in der Stube auf, ging raus und rief seinem Kameraden. Dann gingen sie weg; wahrscheinlich ist das Mädchen nicht vergewaltigt worden.

*In den Hühnerstall eingestiegen*

Am gleichen Mittag hatte ich zwei Franzosen gestellt, die in unseren Hühnerstall eingestiegen waren. Der eine wollte sich verziehen, als er des Pfarrers ansichtig wurde; der andere nahm sich ein Huhn mit. Auf meine Vorhaltungen erzählte er das, was in diesen Tagen jeder Franzose behauptete: Die Deutschen (boches) hätten es in Frankreich noch viel schlimmer getrieben; sie hätten seinen Vater und seinen Bruder getötet, seine Heimat verbrannt. Man solle auch bei uns alles zusammenbrennen. Es ist wie eine Schallplatte; jeder erzählt das gleiche. Wenn man ihnen glauben könnte, müßte ganz Frankreich zerstört sein. In Wirklichkeit ist es die Ausrede, das ihr ungerechtes, haßerfülltes und oft verbrecherisches Vorgehen rechtfertigen soll. Daß in Frankreich und den übrigen besetzten Gebieten viel Böses von unserer Wehrmacht und besonders der SS geschehen ist, steht außer Zweifel.

Gegen die SS richtet sich auch der besondere Haß der Franzosen; bei ihr machen sie keine Gefangenen. Aber Unrecht wird nicht durch Unrecht wieder gutgemacht.

*Montag, den 23. April 1945. Wir weinen ihnen nicht nach*

Die kleineren Kämpfe auf unserer Gemarkung haben leider auch einigen Volksturmännern das Leben gekostet. Im Laufe dieser Tage wird gemeldet, da liegt ein Toter, dort liegt einer und so fort. Die Franzosen kümmern sich nicht um die toten deutschen Soldaten. Sie nehmen ihnen, was sie an Wertsachen haben, und lassen sie liegen. An diesem Morgen gehen der Bürgermeister (Johann Baptist Hummel, 1929–1945) und ich zum Ortskommandanten – es war nur noch ein Leutnant da –, um die Erlaubnis zu holen, daß wir die Leichen bergen dürfen; sie wird uns gegeben.

Im Laufe dieses Tages rücken dann die Franzosen ab. Am Morgen kommt eine große Kolonne leerer LKW. Sie fahren den Geisberg hinauf und kommen am Mittag vollbesetzt zurück. Im Ort machen sie nochmals kurz Station, und dann setzt sich die Kolonne in Bewegung. Wir weinen ihnen nicht nach. Manche kleine Kinder, die von den Franzosen viel Schleckereien und Süßigkeiten erhalten hatten, bedauern allerdings ihr Scheiden; aber dafür sind es Kinder!

*Glimpflich davongekommen*

Im Rückblick auf diese Tage der feindlichen Besetzung dürfen wir sagen, daß wir noch einigermaßen glimpflich davongekommen sind. Es ist Unrecht geschehen in diesen Tagen, und neues Leid über manche Familie gekommen – es sei erinnert an den abgebrannten Fixenhof und den gefallenen Fixenbauern Matthias Wangler; aber wir werden wohl versuchen müssen, es im Geiste der Sühne zu tragen. Was gestohlen und geraubt wurde, läßt sich irgendwie ja wieder ersetzen. Manche Familien waren mit ihrer Einquartierung recht zufrieden. In vielen Häusern haben sie sehr brutal gehaust, alles durchwühlt und mitgenommen, was ihnen gefiel. Mir gegenüber betonten sie immer wieder, daß sie gute Katholiken seien. Fast alle trugen religiöse Medaillen oder hatten den Rosenkranz bei sich. Aber darin scheint sich bei vielen auch das Christentum erschöpft zu haben. Ich sage das allerdings mit Vorsicht.

Die meisten Franzosen waren Gaullisten – sie trugen als ihr Abzeichen das Lothringer Kreuz, ein Kreuz mit zwei Querbalken. Einige gehörten zur FFI (Forces Françaises de l'Intérieure), und die sind kommunistisch eingestellt.

Zwischen den beiden scheint nicht das beste Einvernehmen zu herrschen. Vielleicht wird es da einmal noch eine schwere Auseinandersetzung geben. Der Sieg des Kommunismus wird auch für uns von noch unabsehbaren Konsequenzen sein. Nun sind sie fort, aber damit ist der Krieg für uns ja nicht zu Ende. Die Folgen des verlorenen Krieges werden sich erst langsam in ihrer Schrecklichkeit enthüllen.



*Gedenkstein zu Ehren des Matthias Wangler (22. 6. 1890–19. 4. 1945) in der „Unteren Steig“. Tagebucheintrag von Pfarrer Reitingner:*

*„Am Ostermontag 1946 hielten wir an der Stelle, wo am 19. April 1945 der Volksturmmann Matthias Wangler gefallen war, die Weihe des Gedenkkreuzes. Das Wetter war wenig freundlich; es war stürmisch und kalt, aber ohne Niederschlag. Trotzdem waren die Schweighausener und Dörleinbacher erschienen. Das Kreuz steht in der unteren Steig, etwa 7 Minuten oberhalb des Wanglerhofs, auf der linken Talseite.*

*Die Feier weckte all die Erinnerungen an die Zeit vor einem Jahr: Besetzung durch die Franzosen, Brand und Zerstörung des Fixenhofs, Kämpfe in unseren Wäldern. Wie ich an diesem Tag erst erfuhr, soll damals auch eine ganze Anzahl Franzosen gefallen sein, die sofort von ihren Kameraden abtransportiert wurden.“*

*Foto: Gerhard Finkbeiner*





*Das Hofkreuz von 1826, das bei dem Beschuß des Fixenhofs ebenfalls zerstört wurde, hat der Historische Verein Seelbach-Schuttertal mit Hilfe von Spenden aus der Bevölkerung restaurieren lassen. Am Sonntag, den 7. Mai 1995, 50 Jahre nach Kriegsende, wurde das Hofkreuz in einer kleinen Feier dem heutigen Hofeigentümer wieder übergeben.*

*Foto-Archiv: Gerhard Finkbeiner*

Pfarrer Erich Reitingen, dessen Tagebuchaufzeichnungen einen analytischen Geist verraten, hat sich letztendlich in seinem Schlußsatz erfreulicherweise geirrt. Der „Kalte Krieg“, eine der schlimmen Folgen des Zweiten Weltkriegs, hat nach 50 Jahren ein unerwartetes, schnelles Ende gefunden. Man wagt wieder zu hoffen!

*Quelle:*

Erich Reitingen, Chronik der Pfarrgemeinde Schweighausen. Begonnen im Juni 1938, beendet am 30. 11. 1948, S. 185–1991, Pfarrarchiv Schweighausen. Die Zwischentitel verfaßte der Herausgeber Gerhard Finkbeiner.

# Mit der NS-Herrschaft geht es zu Ende

## Ettenheim 1945

*Robert Furtwängler*

In voller Blüte stehen Bäume und Sträucher in diesem April 1945. Es ist ein Frühjahr, wie man es selten so schön erlebt, und es verspricht ein gutes Jahr. Doch es naht der Krieg, den man für immer fern wähnte. Von Norden wälzt er sich heran. Eine gewaltige Macht führen die Franzosen ins Feld. Mit 130 000 Mann, 10 000 Fahrzeugen, starken Panzerverbänden, die sie südlich Speyer über den Rhein gesetzt haben, stoßen sie nach Südosten und in die Rheinebene vor. Jagdbomber (Jabos) schirmen den Luftraum ab, unterbinden, zumindest tagsüber, jeglichen Eisenbahn- und Straßenverkehr, machen gar Jagd auf Radfahrer und selbst den Bauern auf dem Acker.

Wenig kann die deutsche 19. Armee dem Feind entgegenstellen. Ihre Lage ist hoffnungslos, gar seit sie die letzte Felddivision in andere Frontabschnitte beordern mußte. Soldaten des Ersatzheeres, bunt zusammengewürfelt, mangelhaft ausgebildet und ausgerüstet, stehen in ihren Einheiten und außerdem noch Volkssturmverbände. Dürftig ist der Artilleriepark; er besteht aus Beutegeschützen, etwa 80 Panzerabwehrkanonen sind vorhanden, 16 Jagdpanzer, und Flugzeuge fehlen völlig. Insgesamt 44 000 Mann zählt die Armee, und über Reserven verfügt sie nicht. Die Amerikaner schätzen Anfang April, daß diese Armee lediglich 10 500 Mann an Kampftruppen besitzt.

Langsam, quälend langsam, finden viele, die auf das Ende des Krieges warten, wälzt sich die feindliche Streitmacht heran. Nach mehr oder minder harten Kampfhandlungen fällt aber den Franzosen doch rasch Stadt um Stadt in die Hand. Es sollen, so lautet ein Befehl, Ortsstützpunkte gebildet und zur Rundumverteidigung eingerichtet werden, in Offenburg, Lahr, Waldkirch und anderswo. Auch in Ettenheim bereitet man sich auf den französischen Angriff vor. Am nördlichen Marbachhang gehen vier russische oder tschechische 15,2 Zentimeter-Haubitzen in Stellung; ein Geschütz steht unter den Linden beim Marbach-Brünnele. Im Erlenwäldle, auf dem Myßberg und Münchberg, nahe dem Roser'schen Haus, werden Pak-Geschütze postiert, mit denen ins Münstertal oder nach Weiler fahrende Panzer bekämpft werden können. An den Ortseingängen, so bei der Brauerei Lienhard, bei der Kleiderfabrik, der Belzmühle und bei der Reparaturwerkstätte Ostermann, werden mit mächtigen Baumstämmen Panzersperren errichtet. Panzereinmärsche sollen sie verhindern oder verzögern.

„D’Werkstatt wurd abbrennt sie, wänn alles rum isch“, befürchtet der Ostermann-Schorsch.

Die Volksstimmung ist eigenartig. Manches, was gesagt, getan wird, erscheint unwirklich, so als habe es keinen sicheren Bestand. Die Sorge gilt dem Haus, der Wohnung, dem bißchen Habe. Gerüchte sind im Umlauf, Widersprüchliches, das verzagt macht. Nur die Landwirte stehen fest im Leben; bestellen sorgsam das Feld. Sie fühlen, ihr Tun ist wichtig, gerade in diesen Tagen des Wandels. Selbst Bürgermeister Eduard Seitz, der im Wollen und Handeln gescheitert ist, mag dies erahnen. Eben hat ihn der Landrat (am 14. 4. 45) seines Amtes enthoben, weil er „infolge der drohenden Besetzung der Stadt durch französische Truppen seine Dienstgeschäfte verlassen“ habe. Der Stadtrechner Fridolin Störk soll das Bürgermeisteramt ausüben. Und Fridolin Störk weiß, daß er dies um der Bürger willen tun muß, und er handelt, wie er handeln muß: die NS-Zeichen, die Hakenkreuze, Fahnen und Hitler-Bilder werden aus dem Rathaus entfernt. Auf dem Blumenberg richtet derweil Eduard Seitz, gemeinsam mit seiner Frau, den Garten her, gräbt um, lockert das Erdreich, setzt Pflanzen. Die beiden, die da gärtner, wissen, daß sie hier nicht mehr ernten werden.

Die Menschen reden von ihren Hoffnungen, Sorgen, Zweifeln. Einige von denen, die vor dem Unteren Tor stehen, hoffen noch auf den Einsatz der „Wunderwaffen“, die den Krieg wenden sollen; andere wissen, daß der Krieg verloren ist. Die zwölf Jahre des Regimes sind Thema eines Gesprächs in Altdorf: von den Erwartungen wird geredet, die es geweckt, von der Zuversicht, die es den Jungen eingeflößt und was daraus geworden ist. Und noch weiß man nichts oder kaum etwas von den Verbrechen, die es verschuldet hat. Um Söhne, Brüder, Gatten, die im Felde stehen, sorgt man sich, weil jede Nachricht fehlt. Und nicht unversehenes geraten ins Blickfeld das Schlimme, das den Juden angetan wurde und die Drangsalierung der Kirchen, und noch so manches andere, was das Regime getan hat und das man nicht abwenden konnte.

Für die Leute ist das Leben schwieriger geworden und die Versorgung knapper. Die Frauen richten her, was sie als Habseligkeiten in die Schutzbunker mitnehmen wollen. Mit Sorge hört man die Nachrichten, die ein neuer Rundfunksender, seiner Nähe wegen wird er „Brogginger Sender“ genannt, verbreitet. Aufreizend ertönt oft die kesse Stimme einer Sängerin: „Ich bin heut’ frei, meine Herrn, wer ist so frei, meine Herrn“ – es ist dies die alte Masche, kampfunwillige und kampfmüde Soldaten wieder anzustacheln. Zeitweilig fällt der Sender aus; der Strom ist ausgefallen. Eine Karbidlaterne, die aus dem Bergwerk stammt, oder eine Ölfunzel spenden Licht.

Am Stammtisch im „Deutschen Hof“ rätselt man, was nach der Besetzung zu erwarten und zu befürchten ist. Zunächst könne es schlimm sein, meint Emil Adler, doch es werde allmählich besser werden, so lehre ihn die Erfahrung aus der Offenburger Besatzungszeit Anfang der 20er Jahre. Erstmals wird offene Gegnerschaft zum NS-Regime deutlich, aber immer noch schweift, wenn sie vorgebracht wird, der berüchtigte „deutsche Blick“ über die Runde – niemand weiß, ob nicht ein Spitzel zuhört.

Soldaten, mehr als bisher, sind im Ort, der einige Tage einem Etappenstädtchen gleicht. Im Kretzenbach verlegen sie Telefonleitungen nach Süden, bald werden, wenn der Feind naht, Beobachter auf den Bäumen sitzen. Am Finkenberg sieht man mit Panzerfäusten ausgerüstete Soldaten, unter der Linde beim Amtsgericht wird ein Geschütz in Stellung gebracht. Anlieger beschwören die Soldaten dringend, abzuziehen, was diese ablehnen, aber bald, weil „jetzt alles doch keinen Sinn mehr habe“, das Weite suchen.

Seit Monaten ist die Stadt Standort des Arme-Sanitätsparks, der in der Volks- und Winterschule Magazine hält, mit Verbandsmaterial, Medikamenten, Decken, Bettenstoff und anderen nützlichen Sachen. Noch um diese Zeit spielt ein Oberarzt Kommiß, geht auf Kontrollrunde, läßt Soldaten, die in Lokalen weilen, Männchen bauen, kontrolliert Soldbücher, Marschbefehle und Urlaubsscheine, besteht darauf, daß sie den Zapfenstreich einhalten. Doch bald rückt der Sanitätspark ab. Im Magazin holen sich nachts Leute, was sie brauchen: Bettlaken, Decken, Geschirr – die Medikamente werden später den ortsansässigen Ärzten überlassen.

Die Männer sind zum Volkssturm einberufen. In zwei Kompanien sind sie erfaßt, insgesamt 150 Mann zählen sie, und untergebracht sind sie in der „Sonne“ in Altdorf oder anderen Lokalitäten. Der Landwirtschaftsrat Traut ist Einheitsführer, ein „Spieß“ ist eingesetzt, und militärisch-zackig gehts zu. Ein „Stab“, für Verpflegung und Munition muß er sorgen, wird gebildet; ein pferdebespanntes Fahrzeug steht für ihn bereit. Vor dem Ort, zwischen der Stadt und Altdorf, sollen die Volkssturmmänner Schützengräben ausheben. Die Hitlerjugend „schanzte“ zuvor schon in Kappel, später in Wallburg, von wo aus sie ins Hinterland verlegt werden sollte. Die meisten Jungen suchten jedoch den Weg nach Hause. Nach Weltkriegsmanier werden vom Volkssturm auch Unterstände gebaut. Die Arbeit leitet Anton Müller, der Krummholz, der als Feldwebel Dienst tut; seine Kommentare zu diesem nutzlosen Tun hätten für einige Jahre Bau gereicht.

Nach mehr oder weniger harten Kämpfen hat der Gegner zahlreiche badi-sche Städte eingenommen. Er muß, wenn er weiterhin rasch vorankommen

will, den sog. „Lahrriegel“, der die Rheinebene sperrt, aufbrechen. In Kürzell stoßen die Franzosen jedoch auf Widerstand, es gelingt ihnen erst am folgenden Tag, nach Lahr durchzubrechen. Vom Marbach aus greifen nachts die Haubitzen in den Kampf ein. Manche befürchten, daß bald zurückgeschossen wird.

Die Parteigrößen rufen nochmals zum Widerstand auf. In einem Lokal verfassen Kreisleiter Richard Burk und Eduard Seitz einen Aufruf, der hektografiert unter die Leute gebracht wird. „Behaltet die Nerven“, fordert der Kreisleiter die Leute auf, denn „der Tag des Sieges wird kommen!“.

Alarm am Abend vor dem Einmarsch, der Volkssturm muß sich in Altdorf sammeln. Weinend lassen die Frauen ihre Männer ziehen, doch ältere und kriegsversehrte Männer werden abends wieder nach Hause geschickt. Sonderbar, die Panzersperre nach Altdorf zu wird wieder geöffnet, doch anderntags werden alle Sperren geschlossen. Der Volkssturm marschiert in die Einsatzgebiete in den Bunkern bei Kappel, in der Mahlberger Gegend, der „Stab“ zieht sich zurück nach Wallburg und Schmieheim.

In der Nacht dröhnt Kanonendonner, weckt die Leute. Auf die Hausdächer nahe dem Gymnasium und bis hinter die „Schanz“ prasseln Geschosse, wohl Schrappnells, auf die Dächer, richten Schäden an. Selbst die Bäume entlang des Ettenbachs werden vom Beschuß entlaubt. Als es Tag wird, erkennt jeder, daß jetzt, am 19. 4. 45, der Einmarsch der Franzosen erfolgt. Am Vormittag kurven Jabos in der Luft, sie greifen Altdorf an; in der Mahlberger Straße brennen, wie man hört, zwei Häuser, auch in der Schmieheimer Straße gibt es Gebäudeschäden. Die Frauen packen die Habseligkeiten auf Leiterwägele, bringen sie in die Bunker. Den ganzen Vormittag herrscht ein hektisches Kommen und Gehen auf den Straßen, von Sorgen verzerrt sind viele Gesichter, den Kindern und vor allem den Mädchen gilt die arge Sorge. Aufgeregtes Treiben überall, auch im Spital, wo, begleitet von Eduard Seitz, der Kreisleiter erscheint. Er ist gestürzt, am Arm wurde er verletzt, Hans Guttenberg, als Verwundeter aus der Wehrmacht entlassen, verbindet ihn – nicht zur Freude aller Leute: eine Handgranate, meint einer, sollte man unter des Kreisleiters Auto legen und abziehen!

Trubel und Vorfreude auf das Kriegsende, jedoch auch Besorgnis herrschen im „Deutschen Hof“ – Mathilde Winterer, die Wirtin, ladet zu einem Glas Sekt ein. Eine fast fröhliche, doch auch unsichere Spannung liegt über dieser Szene: auf was soll man trinken? Niemand gibt Antwort auf diese Frage.

Und dann nehmen Hast und Trubel ab, die Frauen bringen mit ihren Leiterwägle die Habseligkeiten in die Stollen und Keller, halten die Kinder an der Hand. Die letzten deutschen Soldaten verlassen das Städtle; an der Friedhofsmauer sieht man um die Mittagszeit noch zwei Landser, die ihr Kochgeschirr auslöffeln. Es wird still und immer stiller im Städtchen, bleierne Ruhe herrscht, wie sie vor dem Eindringen fremder Soldaten sich immer über die Orte legt. Von der Reichsstraße (Bundesstraße) beim Zollhaus biegen französische Panzer in die Rheinstraße ein. Junge Männer beobachten von einem Hang bei der Volksschule (Realschule) den Anmarsch. Die Panzersperre bei der Belzmühle und nachher jene nahe der Reparaturwerkstätte Ostermann zwingen zum Halten. Der französische Zugführer stutzt, geht erstmals in Lauerstellung, fordert Infanterie an, die helfen soll, die Sperre zu öffnen. Mit dem Jeep fährt der Befehlshaber der französischen Einheit, General Caldaïrou, heran, drängt auf Eile, gibt Befehl zum schnellen Weitermarsch. Mit Hilfe von freigewordenen Kriegsgefangenen werden die Sperren geöffnet. Die Panzer fahren in die Stadt, drehen bei der Dirnlebrücke, wo sie auf dem stärkeren östlichen Brückenteil fahren – man weiß dies offenbar – in die Altstadt ein. Die Kirchturmuhrl schlägt gerade 15.45 Uhr als Paul Fuchs den ersten Panzer zum Nepomukbrunnen fahren sieht. Infanteristen schwärmen durch die Straßen, durchsuchen den Freyhof, durchkämmen Gehöfte; auf Ketterers (heute Bauers) Hausmäuertele sitzend, sieht eine Frau, wie ein Soldat, das Gewehr in der Hüfte, um Hermann Machleids Hausecke in die Ettikostraße läuft. Zur Stadtkirche zieht ein Trupp hinauf, verlangt Einlaß, weil befürchtet wird, daß sich auf dem Kirchturm ein Beobachtungsposten aufhält. Von Mayer-Mesners wird den Soldaten gezeigt, daß der Turm verschlossen ist, und damit geben sich die Franzosen zufrieden. Einige Zeit später übergibt Fridolin Störk, bei dem sich auch der Ratsdiener Emil Hoch befindet, auf der Rathaustreppe stehend, die Stadt an französische Offiziere.

An der Hauswand von Vennemans Fabrik, nahe dem Nepomukbrunnen, stehen mit erhobenen Händen zwei Polizisten. Der eine wird von gefangenen Polen jämmerlich verprügelt, und verdroschen wird im Stammgäßle auch der wegen seines Bartes „Balbo“ (nach einem italienischen Marschall) genannte Gendarm. Dem ersten Polizisten, der auf den Boden geworfen wird, zieht man auch die Stiefel von den Beinen.

Langsam rückt die Panzerkolonne stadtaufwärts, hält beim „Lamm“ an, wo den Soldaten von der verängstigten Wirtin Bier angeboten wird. Es trinken einige, andere lehnen das Getränk schroff ab, schmettern schließlich die Gläser an die Wirtshauswand. Auf einem der Panzer sitzen, dazu gezwungen, zwei Deutsche, ein verwundeter Zivilist aus Kippenheim und der hiesige Hilfspolizist Josef Sonneck. Hans Guttenberg, der im weißen Ärztemantel auf der Haustreppe steht, macht einen französischen Leutnant

darauf aufmerksam, daß es sich bei den deutschen „Beifahrern“ nicht um Soldaten handelt. Der Offizier ist einsichtig, läßt die beiden vom Panzer heruntersteigen. Er besichtigt gemeinsam mit zwei Soldaten, die bewaffnet sind, den tiefen „Lamm“-Keller, wo Frauen und Kinder Schutz gesucht haben. Ein fürchterliches Wehgeschrei empfängt die drei, das den Leutnant erschrecken läßt und der seine bewaffneten Kameraden vom Betreten des Kellers abhält.

Auch im alten Brauereikeller vor dem Oberen Tor und in den Räumen der Stumpfenfabrik Weber & Söhne weilen Frauen und Kinder und noch einige Männer. Dorthin geht der Leutnant, kontrolliert die Insassen, spricht mit einigen Frauen, nimmt ihnen so die Angst, zeigt ihnen Bilder von seiner Frau und seinen Kindern. Zwei Marokkaner sind auch in des Offiziers Geleit. Sie merken, daß eine Frau von einem Asthma-Anfall geplagt wird, führen sie behutsam hinaus ins Freie, setzen sie auf eine Bank, damit sie dort ausruhen und frische Luft schöpfen kann. Zwei Kindern streicheln sie sacht über die Haare, geben ihnen Schokolade, lösen auf diese Weise Angst und Spannung. Unter den Frauen befindet sich auch ein verwundeter deutscher Soldat (in Uniform sogar); der Leutnant bittet den Kriegsgefangenen Fernand, der bei Emil Vögele arbeitet, den Mann nach Hause zu bringen. Hilfsbereit verhalten sich auch die hier lebenden französischen Kriegsgefangenen. Sie mäßigen Zorn und Abneigung der einrückenden französischen Truppen, stellen sogar tagelang eine Wache vor dem Hause des Arztes Dr. Gustav Guttenberg auf, der sie die ganzen Jahre genau so fürsorglich wie seine einheimischen Patienten betreut hat. Es gibt, wen wundert es in schlimmen Kriegszeiten, auch andere: im Brauereihof zeigt einer, voller Verachtung, den blanken Hintern, eine ältere Frau sucht nach einer Vergewaltigung blutend Schutz im Keller eines Nachbarn, manches Haus wird durchsucht, was oft nicht ohne Folgen vor sich geht.

So wird in Schneiders Laden die Theke umgestürzt und einiges zerstört, die Schränke werden durchwühlt, Kleider herausgerissen und auf ein Bett geworfen – ein Witzbold legte ein Hitler-Bild darauf. Aus des Werber-Schneiders Wohnung flog ein Eier-Ständle auf die Straße, ein Gehrock samt Zylinder wird aus dem Fenster gefeuert. Ins Säge-Becke Schopf muß ein Guller sein Leben lassen; er wurde dort gerupft, gebraten und von Marokkanern verspeist. Der Steudel-Stollen wurde durchstreift – einige Insassen meinten, es seien deutsche Soldaten zurückgekommen. Ein Volksturmmanngab sich dort, ein französischer Soldat warf sich auf die Erde und schoß in die Altwickgasse hinein.

Der Panzertruppe eilt es, sie fährt in den Mühlenweg, sichert aber auch, mit Geschützen oder einem Spähpanzer, gegen den Kretzenbach und die





Kahlenberggasse ab. Von hier eilt Josef Duffner nach Hause zu, wird kontrolliert, darf weitergehen, merkt später, daß er noch Pistolenmunition mit sich führt, was, wäre es entdeckt worden, böse Folgen hätte haben können. Die Kampfswagen stoßen schnell in Richtung Ettenheimweiler vor, fünf Panzer sind es, die aufbrechenden Widerstand brechen sollen. Doch plötzlich geraten sie unter den Beschuß der nördlich postierten Pakgeschütze. Der am weitesten vorgepreschte Panzer „Provence“ erhält einen Schuß in den Turm, zwei weitere Treffer in den Motor, und gerät in Brand. Auch die Panzer „Gascogne“ und „Poitu“ erhalten Treffer. Fast zu Tode erschrickt die in der Küche weilende Mittelmüllerin Helene Henninger bei diesen Pak-Treffern. Schwer verletzt können der Leutnant Coutncats, seine Funker und Beifahrer gerettet werden. Für den Funker Antoine Molina im

Panzer „Gascogne“ gibt es keine Rettung; er stirbt im brennenden Panzer einen schrecklichen Tod. Er wird vorläufig auf dem Acker südlich der Mittelmühle beigesetzt und später exhumiert, nach Frankreich überführt.

Vor dem Pak-Beschuß sucht sich der Panzer „Alsagne“ zu retten. Er klettert auf ein Grundstück südlich der Mittelmühle hinauf, will in Stellung gehen, um die Pak zu bekämpfen, wühlt sich dabei aber so tief und fest in den Ackerboden ein, daß er, weil unbeweglich geworden, von der Besatzung verlassen werden muß. Nur der Panzer „Savoi“ ist noch einsatzfähig; er nimmt die Pakgeschütze unter Beschuß, schaltet mit einem Treffer an Rad und Kanonenrohr das Geschütz auf dem Myßberg aus, wobei ein deutscher Soldat getötet wird. Er trifft, nach französischen Angaben, auch noch ein zweites Geschütz, nebelt sich dann ein und weicht in Richtung Herbolzheim aus.

Von der Mittelmühle aus, in die sie eindringen, nehmen die Franzosen die Pak unter Beschuß. Es schlagen dabei auch Geschosse in die Sägerei Schwarz, wo es zu brennen beginnt. Die Feuerwehr, zu Hilfe gerufen, muß fern bleiben, weil die Straße nach Münchweier von Militärfahrzeugen blockiert ist. So muß Karl Schwarz mit seinen Helfern das Feuer löschen.

In der Mühle bedrängen die Franzosen die Magd, weil sie als Elsässerin bei Deutschen im Dienst ist, lassen aber auf gutes Zureden wieder von ihr ab. In der Nacht hält ein Trupp Soldaten dort draußen Stellung; die Hausbewohner halten sich, verängstigt, im Keller auf.

Nach dem Scharmützel bei der Mittelmühle ziehen sich die Franzosen recht eilig zurück, schießen auf dem Rückmarsch drohend Salven in die Luft, auch dem Pater Fischer, der das Todegäßli herunter kommt, eine Ladung vor die Füße, so daß er schnell Deckung in der Straßenrinne sucht. Als die Franzosen die Stadt verlassen haben, gehen die Leute wieder in ihre Wohnungen zurück. Die Nacht ist still und dunkel; geradezu unheimlich mutet sie Eugen Eisinger an, der sich vorsichtig im Städtle umsieht und erkennt, daß der Ort frei von jeder Besatzung ist. Die Wohnungen sind dunkel, der Strom ist immer noch ausgefallen.

Was ist mit dem Volkssturm los? Die meisten kehrten ihren Einsatzorten, sobald es möglich war, den Rücken und fanden auf Schleichwegen, wie der Chavoen-Schneider, nach Hause zurück. Nur dem „Stab“ ging es übel; er war nach Schmieheim ausgerückt. Von dort wollte mancher „abhauen“, doch am Dorfeingang stand SS. So irrten viele umher, einige zwischen Wallburg und Schmieheim, bis sie sich, als sie einen Gefallenen liegen sahen, den Franzosen ergaben. Sie wurden nach Dinglingen in eine Wirt-

schaft verbracht, und mit weiteren Gefangenen – ca. 300 waren es – nach Kehl, dann Straßburg und schließlich nach Frankreich transportiert. Auch der „Kranz“-Wirt Fritz Herr wurde „geschnappt“ – am anderen Tag wurde er in einem Panzer in das Städtchen gefahren, um den Marienbrunnen herumfuhr der Kampfwagen. Fritz Herr rief „der Allendorf isch gfall“, was nicht stimmte, winkte mehrmals während der Abfahrt mit der Hand. Mehrere Jahre dauerte es bis diese Männer wieder in die Heimat zurückkehren durften.

Die Franzosen rücken ins Münstertal vor. Die deutsche Artillerie schießt beim Einmarsch der Panzer, trifft den Münchweierer Kirchturm. Schwer verwundet wird mit einem Schuß der Bleicher Adolf Burger. Ein Sanitätsfahrzeug transportiert ihn ab, doch er kehrt nicht wieder in die Heimat zurück. Ein Schuß tötet beim Durchmarsch der Franzosen einen Mann, der auf einer Treppe steht.

In Ettenheimmünster gibt es noch Schußwechsel mit deutschen Soldaten, die sich in den Wäldern aufhalten; vier Tote sind zu beklagen, zwei Wohnhäuser mit Ökonomiegebäuden brennen ab. Mehr Glück als andere haben jene Volkssturmmänner, die beim Ziegler, Karl Strickler, Rast machen. Er spendiert ihnen reichlich Wein, soviel, daß sie müde werden und einschlafen, erst wieder aufwachen, als der Krieg zu Ende ist. Die Panzerfäuste, die sie mit sich führen, wirft der Gerbermeister Richard Henninger in den Bach.

Auch ins hiesige RAD-Lager ist Volkssturm einberufen worden. Als sich die Gelegenheit bietet, lassen die Männer Waffen und Ausrüstung in den Baracken liegen und nehmen Reißaus. Viele Volkssturmlaute suchen in jenen Tagen ein Schlupfloch, durch das sie wieder nach Hause gelangen können. In einer Baumschule westlich der Ortsgrenze halten sich immer wieder vor der Gefangennahme fliehende Volkssturmmänner versteckt. Ihnen helfen Anlieger, die sie mit warmer Nahrung und mit anderen Hilfsmitteln versorgen.

Am Tag nach dem Einmarsch fahren auf einem Lkw ehemalige Gefangene durch die Stadt. Sie schleifen eine Hitler-Fahne durch den Staub und ziehen eine Hitlerbüste hinter dem Fahrzeug her, feiern fröhlich den Sieg und ihre Befreiung. Auch für die Einwohner ist der Krieg zu Ende. Die Franzosen sind als Besatzungsmacht im Land, eine harte, entbehrungsreiche Zeit mit allerlei Drangsalen hebt an. Es dauert lange, bis sich die Völker zu Verständigung und zum Frieden bereit finden.

Und noch ein Nachspann: etwa zwei Wochen nach dem Einmarsch durchstreifen Jugendliche die Pakstellung im Erlenwäldle, finden die Geschütze, hantieren herum, bis sich ein Schuß löst, die Granate fliegt weit ins

Land, detoniert irgendwo. Binnen kurzer Zeit sind Jabos am Himmel, suchen den Anlaß zu ergründen. Nur leicht verletzt wurden ein oder zwei junge Leute – es hätte viel schlimmer ausgehen können.

### *Zuletzt blieben nur Leid und Trauer*

Bis Ende März 1938 war Karl Voegele Bürgermeister der Stadt, dann trat er vorzeitig, freiwillig oder gezwungen, wegen Erreichen der Altersgrenze zurück. Es stand schon ein Nachfolger bereit. Der Parteibeauftragte der NSDAP, das war nach der Deutschen Gemeindeordnung der Kreisleiter, hatte den aus Heiligenzell stammenden und als Gerichtsvollzieher in Überlingen tätigen Eduard Seitz vorgeschlagen, der im Einvernehmen mit dem Landrat ins Amt berufen wurde. Er übte es bis zur Amtsenthebung kurz vor dem Einmarsch der Franzosen aus. Nachher war er geflohen, und niemand wußte, wo er Unterschlupf gefunden hatte.

In jener Zeit zeigten sich einige Leute bereit, der Besatzungsmacht in vielerlei Hinsicht behilflich zu sein, so auch bei den Schwarzwaldbauern Ferkel zu kaufen. Bei der Suche fanden sie die Spur von Eduard Seitz, und sie meldeten dies dem Henri Tarenne, der einst beim Uhrmacher Walter Nann gearbeitet hatte und nunmehr als eine Art Stadtkommandant tätig war. Als ehemaliger Kriegsgefangener kannte er den früheren Bürgermeister. Er stellte sofort ein Kommando mit Franzosen und Polen zusammen, bewaffnete sie, zog auch Leute hinzu, die als Vermittler zwischen der Besatzungsmacht und dem neuen Bürgermeister wirkten, beschaffte Fahrzeuge und fuhr mit dem Trupp nach Oberbiederbach. An das Bauernhaus, in dem Seitz weilte, schlich sich die Gruppe des nachts heran. Als der Hofhund bellte, trat der Bauer zur Tür heraus, bestätigte, daß er Fremde beherberge, die auf der Flucht seien. Es handelte sich, wie aus der Personenbeschreibung zu ersehen war, um Eduard Seitz und seine Frau.

Leise schlich der Trupp die Treppen hinauf; mit einem gewaltigen Satz warf sich ein Pole auf die Zimmertür, die aufbrach. Eduard Seitz, der im Bett ruhte, griff zwar nach seiner Pistole, doch verzichtete er auf Widerstand als er einsehen mußte, daß dies sinnlos war. Seitz und seine Frau wurden abgeführt; zunächst ging es in eine Wirtschaft, wo tüchtig gevespert wurde, und auch die Festgenommenen einen Riegel Speck erhielten. In aller Frühe kam man in der Stadt an, es war Montag, der 7. Mai 1945, an dem die Bittwoche mit der ersten Flurprozession begann.

Wild begannen Franzosen und Polen, als die Kolonne in die Stadt einfuhr, in die Luft zu schießen. „Mr hänn sie“, schriegen die Deutschen laut, „mr

hänn dr Burgemeischder“. Durchs Untere Tor ging der Zug, schwenkte in die Rohanstraße ein, dem Rathaus zu, und nahezu ununterbrochen feuerten die Bewaffneten in die Luft, trafen zuweilen einen Dachkähler. Schnell zuckten die Köpfe jener zurück, die, wie die Strickler-Becki, gerade aus dem Fenster schauten, wenn Kugeln in die Hauswand einschlugen.

Wirres Herumtreiben, Brüllen und Toben, als der Zug, mit Eduard Seitz in der Mitte, auf dem Marktplatz weilte. Ein Trupp löste sich aus dem Haufen, drang in die gegenüber dem Rathaus stehende „Sonne“ ein, in der sich jetzt nur noch Wohnungen befanden. Man erzwang sich Zugang in die Behausung von Gymnasialprofessor Ernst Schaaf, der als „scharfer Nazi“ bekannt war. Man holte ihn aus den Räumen heraus, stieß ihn, der nur spärlich bekleidet war, wie Zeugen wissen, unsanft die Treppe hinunter, in die aufgebrachte Rote hinein. Entsetzt floh Frau Schaaf, weinend, ihr kleines Kind auf dem Arm haltend, suchte sie Schutz in der Spitalkirche, wo sie sich den ganzen Tag über aufhielt.

Zum Oberen Tor hin setzte sich, unter Gezeter, Drohungen und Geschrei, der Zug wieder in Marsch. In Furcht und Entsetzen erlebten die Zuschauer diesen Ausbruch. „Mache d’Läde zue“, rief eine vom üblen Auftritt schauernde Frau, „un au d’Fenschder“, verlangte der Löwen-Wirt von seinen Leuten. In die Allee-Straße schwenkte der Umzug ein. Ihm voraus schritten zwei Leute aus der Stadt, ihnen folgte Eduard Seitz: aufrecht und mannhaft habe er sich gehalten, erzählte ein junger Mann, der ihn durch ein Astloch im „Schiere-Door“ gesehen hatte. Zwei Bewaffnete, die Gewehre umgehängt, flankierten den Delinquenten, den sie mit seiner Frau zum Meyer’schen Haus in der Austraße führten, wo beide Lieder singen mußten.

Die Sonne brannte heiß hernieder an diesem Tag, und die Verhafteten dürstete es. „Der Hedrich Franz“, soll Eduard Seitz gesagt haben, als der Weg durch die Talstraße führte, „wird ein Herz haben und uns ein Glas Wasser reichen“, und er erhielt es auch – jedoch ein Pole schlug ihm, nahe der Martinsbrücke beim Amtsgericht, ob versehentlich oder absichtlich, das Glas aus der Hand. An der Ecke der Dirnle-Brücke hielt dann der Zug. Und urplötzlich waren die Verhafteten umsäumt von einer 20 bis 30 Köpfe zählenden Menschenschar, die wütend aufschrie, auf die Gefangenen roh einschlug, sie anspuckte, beschimpfte und schmähte. Es tobte ein Aufruhr, der die Nachbarn zutiefst erschreckte, Abscheu erregte und sie befürchten ließ, daß ihnen selbst Übles widerfahren werde, wenn die Meute in ihre Häuser eindringt. Übel erging es vor allem Frau Seitz, um die sich ihr Mann zuvor schon gesorgt hatte. Sie verlor einen Zahn, blutete aus dem Mund, ein Stahlhelm wurde ihr auf den Kopf gedrückt, und auch den Man-

tel wollte ihr jemand gewaltsam vom Körper reißen. Heftig traktiert wurden auch die Männer, und Ernst Schaaf erhielt, als Strafe für eine Lappalie, wie der Täter sich rühmte, einen Fußtritt versetzt. Abscheu und Ekel rief dieses Treiben hervor; man müsse sich schämen über diese Übeltaten, zürnte ein Zuschauer, und zog sich mit seinem Nachbarn angewidert vom Schauplatz zurück. Mancher Zeuge aber mochte sich wohl an jenen Novembertag im Jahre 1938 erinnern, als auf Eduard Seitz' Aufstacheln hin im Städtle die jüdischen Mitbürger gehetzt, gejagt, ihre Wohnungen samt Mobiliar beschädigt und teilweise zerstört wurden. Und jenes schreckliche Geschehnis rächte sich nun. Zu ihrer Wohnung in der Luisenstraße geführt, sahen die Eheleute Seitz, daß sie aufgebrochen worden war. Ein ehemaliger Kriegsgefangener, der „Russe-Peter“, der in einer Gärtnerei arbeitete, soll dort übel gehaust, Möbel und Einrichtung beschädigt, allerlei Habseligkeiten vom Balkon aus auf die Straße hinunter geworfen haben. Ob die Gefangenen wohl an die alte Untat dachten?

Über den Ziegelweg und die Bienlestraße hinein in die Altstadt wurden die Gefangenen geführt und schließlich hin zum Anwesen C. F. Dietrich, wo sie und ihre Eskorte auf den Abtransport nach Lahr harrten. Es war etwa 17 Uhr als ein mit zwei französischen Offizieren besetztes Auto vorfuhr, die Gefangenen in ihr neues Gewahrsam gebracht wurden.

Es seien einige, die ihn so übel bedrängt hatten, seine Freunde gewesen, hielt man später Eduard Seitz vor, und er widersprach nicht.

Es war nur zwei Tage später, da eilte Friedrich Ochs, der Lehrer, in den Filmersbach, wo gerade die Mesner-Familie Mayer auf einem „Mag-some“-Acker (mit Mohn bepflanzter Acker) arbeitete. Die deutsche Wehrmacht, so seine Botschaft, habe nun bedingungslos kapituliert, und zu Ende sei nun der fürchterliche Krieg. Und Elise Mayer eilte in die Stadt, läutete in der Pfarrkirche die einzige, noch im Gotteshaus verbliebene Glocke. Das leise, silberne Geläut – oh welch ein Omen – des Schutzengel-Glöckleins breitete sich über die Stadt aus, erzählte, daß nun das Unheil aufhören soll und auch die Zeit nahe, daß – wie jetzt noch immer – nicht mehr geschändet, getötet, gemordet, Menschen aus ihrer Heimat vertrieben, in Lagern gepeinigt, Drangsalen und Hunger und Elend überlassen werden. Und es klang flüsternd, fast unhörbar im Ton des Glöckleins die Hoffnung mit, daß sich das Los der Menschheit doch noch zum Guten wenden möge.

### *Literaturhinweise*

- Oberrheinische Studien, Band V: Kriegsende 1945 und demokratischer Neubeginn am Oberrhein, herausgegeben von Hansmartin Schwarzmaier, Karlsruhe 1980, insbes. Ehmer, Hermann: Die Besetzung Badens im April 1945, S. 35 ff.
- Ehmer, Hermann: Die Besetzung Südwestdeutschlands, in: ‚Der deutsche Südwesten zur Stunde Null‘, Karlsruhe 1975, S. 92 ff.
- Hittinger, Joseph: Vormarsch des französischen Landheeres durch den Breisgau, in: Göhri, Josef F.: Breisgauer Kriegstagebuch 1939–1945, Horb a. N. 1984, S. 243 ff.
- Wimmer, Georg: Der Landkreis in den Tagen des Zusammenbruchs 1945, in: Geroldsecker Land, Band 9/1966/67, S. 183 ff.
- Ferdinand, J. B.: Kriegschronik der Stadt Ettenheim, unveröffentl. Manuskript (im Nachlaß – aufbewahrt im Stadtarchiv Ettenheim)
- Stadtarchiv Ettenheim – verschiedene Akten und Berichte
- Berichte von Augenzeugen

# Das Soldatengrab im Friesenheimer Wald

*Ekkehard Klem*

Der II. Weltkrieg liegt in den letzten Zügen. Die französische Angriffswelle rollt den Schwarzwald entlang nach Süden. Am 13. April kapituliert Achern. Auf dem Vormarsch entlang des rechten Rheinufer wird Kehl erreicht; am 15. April 1945 fällt Offenburg.

Den Friesenheimern war klar geworden, daß es nur noch Stunden dauern konnte, bis sich die Kampfhandlungen auch auf ihren Ort verlagern würden. Die Panzersperren an der B3 mußten im Auftrag der SS geschlossen werden; doch beherzte Friesenheimer Bürger entfernten bei Einbruch der Dunkelheit die Sperren, um eine Beschießung des Ortes zu verhindern.

Im Hause des Friesenheimer Landwirts August Wilhelm Erb, Rösslegasse, waren im April 1945 Angehörige der Waffen-SS einquartiert. Von diesem Personenkreis wußten die Friesenheimer, daß ihr Ort bis zum letzten Mann verteidigt werden sollte. Zur Verteidigung gehörte auch der Befehl zur Schließung der Panzersperre beim Anwesen Rossnagel an der heutigen Bundesstraße 3. Mutige Friesenheimer Frauen zersägten jedoch bei Nacht heimlich die dicken Holzbalken und entfernten die Sperre. Die Angst, als Saboteure erschossen zu werden, war groß. Zur Vermeidung eines Blutbades durch die Waffen-SS machte sich der damalige Ratschreiber Michael Siefert auf den Weg zu den Franzosen, um diese nach Friesenheim zu geleiten. Durch diese Heldentat konnten die Ortschaften Friesenheim, Oberweier und Heiligenzell vor einer Beschießung durch die französische Armee gerettet werden. Die feindlichen Panzerverbände rollten ohne Widerstand durch unsere Gemeinde. Nur der historische Stockbrunnen vor dem Rathaus (1545) wurde durch einen Panzer angefahren und erhielt einen Riß, der jedoch geflickt werden konnte. Die Narbe am Brunnen erinnert heute noch an den Einmarsch der französischen Truppen in unsere Gemeinde.

Friesenheim wurde drei bis vier Tage geplündert. Die deutschen Truppen hatten sich auf den nahen Schutterlindenberg zurückgezogen und leisteten heftigen Widerstand. Von dort nahmen die deutschen Soldaten auch das vom Feind besetzte Friesenheim unter Beschuß.

Bei Bürgermeister Josef Roth in Heiligenzell hatten vier deutsche Soldaten Unterschlupf gefunden. Als die Franzosen in Friesenheim einmarschierten und auch die Waffen-SS sich aus Friesenheim entfernt hatte, machten sich auch die vier Wehrmachtsangehörigen auf den Marsch, um nicht in französische Kriegsgefangenschaft zu geraten. Für die vier Soldaten war der Krieg bereits zu Ende, sie wollten sich zu Fuß in ihre Heimat nach Rheinfeldern absetzen. Zuerst wollten sie sich im nahen Wald verbergen, dann die feindlichen Linien umgehen, um in Richtung Süden zu marschieren.



Dieses Vorhaben sollte den vier Soldaten jedoch nicht gelingen. Zuflucht und Rettung im Wald fanden sie leider nicht.

Der Heiligenzeller Förster Hermann Schabinger machte in den ersten Maitagen bei einem Reviergang auf dem Höhenweg eine grausame Entdeckung. Unter Laub verscharrt ragten die Stiefel von drei erschossenen Soldaten aus dem Unterholz. Die Leichname waren von Maschinengewehrsalven durchsiebt. Die drei Toten waren die Soldaten, die bei Bürgermeister Josef Roth Unterschlupf gefunden hatten. Der vierte Soldat wurde später im Gewann Leimrot erschossen aufgefunden.

Der Sohn des Heiligenzeller Försters, Hans Schabinger, erinnert sich noch an die damalige Zeit. Er hatte als kleiner Junge den Einzug der Franzosen in Heiligenzell miterlebt. Man erzählte sich damals, die deutschen Soldaten wären von den Franzosen erschossen und dann im Wald verscharrt worden.

Eher zu vermuten ist jedoch, daß die vier Soldaten als Deserteure von der Waffen-SS, die sich im Wald versteckt hatten, standrechtlich erschossen wurden. Endgültige sichere Beweise über die Todesursache gibt es jedoch nicht. In den Sterbeurkunden heißt es lapidar in der Soldatensprache „gefallen“.

Hans Schabinger erinnert sich auch noch an die Beschießung der französischen Soldaten. Die Waffen-SS hatte sich im Wald verschanzt und nahm die feindlichen Truppen aus den Bäumen heraus unter Beschuß. Die Verluste der Franzosen waren erheblich, denn laufend wurden verwundete Franzosen in Militärfahrzeugen durch die Ortschaft Heiligenzell gefahren.

Die drei auf dem Höhenweg gefallenen Soldaten wurden an Ort und Stelle begraben. Auf dem Kreuz des Kriegsgrabes ist zu lesen:

„An dieser Stätte starben den Heldentod am 17. April 1945  
August Eckert          Martin Ott          Adolf Zimmermann  
alle aus Rheinfeldern“

Das Kriegsgrab wird heute vom Heiligenzeller Förster Heinrich Jestand sorgfältig gepflegt. Leider wurde jedoch erst vor kurzem der Wehrmachtsstahlhelm auf dem Grabkreuz von Souvenirjägern gestohlen.

Ein Blick in das Heiligenzeller Sterbebuch gibt uns Auskunft über das Alter der gefallenen Soldaten. Vorarbeiter August Eckert aus Rheinfeldern war bei seinem Tode 49 Jahre alt, der Maurer Martin Ott stammte aus Nordschwaben, Kreis Säckingen und mußte mit 40 Jahren sterben, während der Maurer Adolf Zimmermann aus Rheinfeldern sein Leben im Alter von erst 41 Jahren beenden mußte. Der jüngste der vier Soldaten war jedoch der Volkssturmmann Otto Hermann aus Wehr im Wiesental, der im blühenden Alter von 33 Jahren im Gewann „Leimrot“ seinen Tod als Soldat fand.

Seit den schrecklichen Kriegstagen sind inzwischen 50 Jahre vergangen. Es dauerte lange, bis aus den damaligen französischen Feinden, Freunde wurden. Die Grenzen in Europa fallen; über den Rhein hinweg wurden zwischen den Nationen Frankreich und Deutschland Freundschaftsbande geknüpft. Die schreckliche Kriegszeit zwischen den beiden Völkern gehört der Vergangenheit an.



*Der Weg vom Lahrer Altvater zur Burgruine Geroldseck führt unmittelbar vor der Tafeltanne an das Soldatengrab. Drei Soldaten, für die der Krieg bereits vorbei war, mußten auf dem Marsch in ihre Heimat sterben.*

# Wilhelm Hausenstein (1882–1957) und seine Vaterstadt Hornberg

*Karl Volk*

Das Land Baden war für Wilhelm Hausenstein, den Kunst- und Reise-schriftsteller, den Essayisten und Redakteur, den Kunstkritiker und Übersetzer, den Generalkonsul und Botschafter in Paris, das Land, das ihn prägte, das er im Mannesalter mit der Seele und mit allen Sinnen suchte, Heimat seiner Ahnen, Paradies seiner Kindheit, Geschichte seit dem Limes der Römer, dessen politische Gestalt von Napoleon gewollt, doch ohne den Rhein nicht denkbar war, Großherzogtum, deutsche Revolution von 1848, Republik, Demokratie, Freiburg, Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim, „Landschaft, die von den kühlen Höhen des Schwarzwaldes zu den Phönix-Palmen des Bodensees, zu den Basiliken und fruchtbaren Feldern der Reichenau sich niederläßt und zu den Orangenbäumen der gleichsam lombardischen Mainau ...“<sup>1</sup>. Und im Land Baden liegt Hausenstein's Geburtsstadt Hornberg – zeitlebens war er überzeugt, „nicht von ungefähr an einer bestimmten Stelle geboren“<sup>2</sup> zu sein. In Hornberg, dem badischen Landstädtchen des ausgehenden 19. Jahrhunderts, wo er 1882 zur Welt kam, im Glück eines viele Jahrzehnte währenden Friedens, empfing er im zarten Kindesalter die Eindrücke, die für ein langes Leben bestimmend waren. Er erfuhr die Güte und Sorge von Mutter und Großmutter, freiheitliche Gesinnung und Festigkeit des Charakters von Vater und Großvater.

Zu seiner Kindheit gehörten das Spielen mit seinen Altersgenossen, Erfahrungen mit der Welt der Schule, die Gastlichkeit, vollendet gelebt im Gasthaus zum „Bären“ des Gottlob Baumann, des Großvaters. Er lernte das Ethos eines Wirts kennen, höchste Eßkultur, erste Vorstellungen vom Humanismus und praktizierte Ökumene in Jahren, lange bevor sich die beiden christlichen Konfessionen zu ihr bekennen mochten. Was müssen das für prächtige Menschen gewesen sein – diese Angehörigen der beiden Hausenstein vorausgegangenen Generationen!

Beneidenswertes Hornberg! Ein „Angehöriger einer der letzten humanistischen Generationen“<sup>3</sup>, erstattete mit Zins zurück, was er von seiner Stadt empfangen, malte ein Bild seiner Stadt, ein Sprachmeister, der wie Adalbert Stifter von inniger Liebe zum Detail erfüllt war, nach „Badische Reise“ (1936) und „Buch einer Kindheit“ (1936) im autobiographischen Roman „LUX PERPETUA“ („Ewiges Licht“ 1947) dargestellt, an den er selbst dichterische Maßstäbe anlegte – wie sollte da nicht vom „ewigen

Licht“, vom göttlichen Geist, interpretieren wir es richtig, ein Widerschein auf Hornberg fallen? Ist je liebenswürdiger, je Liebenswürdigeres über eine Stadt geschrieben worden, wiewohl viele Literaten ihrer Stadt ein Denkmal gesetzt haben? Aus einer in jeder Weise großen Entfernung hielt Hausenstein für alle Zeiten das Bild der Amtsstadt im Schwarzwald zu Ende des letzten Jahrhunderts fest, er schrieb Geschichte, wie sie freilich nicht der Stil einer wissenschaftlichen Darstellung oder einer Chronik sein kann. Da die Poesie tiefere Möglichkeiten als der Bericht eröffnet und sie ihm zu Gebote stand, war ihm „jede dichterische Freiheit eingeräumt, solange sie als eine Form der Notwendigkeit hilft, die Wahrheit zu vollziehen und zu verstärken“<sup>4</sup>.

Um die Menschen ist es Hausenstein zu tun, sie liegen ihm am Herzen, die Besten zu schildern ist sein Anliegen, die Zukunft aller seine Sorge. In seiner gesamten Reiseliteratur charakterisiert er nirgendwo konkrete Menschen. Anders in den Texten, die er Hornberg, seiner Kindheit und der Gymnasialzeit in Karlsruhe widmet. Die Gestalten, die er hier schildert, sollen andern Vorbild sein. 1947 veröffentlichte er den ersten Teil seiner Biographie, also in einer Zeit, in der die Untergangsvisionen seiner Jugendjahre Wirklichkeit geworden waren. Er will wesentliche Teile der Kultur des 19. Jahrhunderts für die neue Zeit retten und stellt sie an den Menschen und Erlebnissen seiner Kindheit verklärend dar. Dem Werteverfall seiner Gegenwart setzt er das Natürlich-Gute entgegen. Es wäre daher ein Mißverständnis, seinen Lebensroman als ein romantisch-schönes Bilderbuch verflossener Jahre zu begreifen. Nicht vorüber sollte das Vergangene sein – Goethes Wort, das Motto dieses Buches, wurde mit großem Bedacht gewählt – was Menschen schufen, sollte fort und fort Menschen geschenkt sein und sie verpflichten. Als Aufforderung zum Humanen sollte sein ganzes Leben und Werk verstanden werden. Kein Ausspruch könnte treffender Wesen und literarische Absicht Hausensteins in Worte fassen als der des griechischen Dichters Menander: „Etwas wie Anmutiges ist der Mensch, wenn er Mensch ist“<sup>5</sup>.

Die lichte Welt, die zu beschreiben er sich bemüht, wird gestaltet von seinen Nächsten, zuerst in der Heimat, danach im weiteren Umkreis. Der Leser darf gleichsam den sechzigjährigen Autor auf seiner Fahrt nach Hornberg begleiten, er läßt behutsam Schwarzwaldhöfe, Burg und Stadt vor ihm entstehen<sup>6</sup>, geht mit ihm unter der Eisenbahnbrücke hindurch, erklimmt den Hang zur Markgrafenschanze, besucht den Friedhof, er nennt ihn noch altertümlich „Gottesacker“, steigt im „Bären“ ab und hat damit den Übergang zur Geschichte seiner Familie und seiner eigenen gefunden. In seine Zeilen mischt er, da vorbehaltlose Unbeschwertheit und oberflächliche Heiterkeit nie seine Sache war, Melancholie, bedingt durch die abnehmen-

den Kräfte im Alter und den Blick auf das in fremde Hände gekommene Erbe der Ahnen, und die Trauer um das ausgestorbene Geschlecht.

Um wenigstens einige Beschreibungen seiner frühen Erlebnisse, eigentlich Stimmungsbilder, anzudeuten: in LUX PERPETUA, dem reifsten und gedrängtesten Werk gelten mehr als hundert Seiten seiner frühen Kindheit, seinen Hornberger Jahren, die wir, seiner postumen Zustimmung gewiß, „goldene“ nennen dürfen. Eingefügt in die Schilderung einer fiktiven Reise nach Hornberg, werden die Motive preisgegeben, die den Plan einer Biographie entstehen ließen, die Ziele genannt und die Schwierigkeiten bedacht, die dem Verfasser beim Schreiben begegnen könnten<sup>7</sup>.

Breiten Raum nehmen die Betrachtungen zu seiner evangelischen Taufe ein. Wo, wenn nicht hier, kann er ein erstes Mal die in Tiefe und Weite gehenden Überlegungen über das religiöse Leben, sich auflösende Bindungen zur Konfession, zuvorkommende Toleranz anstellen, über Gewissensfreiheit und Gewissensnot? Es ist die erste Andeutung seiner späteren Konversion. Ankündigungen dieser Art wiederholen sich mehrfach, etwa auch in den „Abendländischen Wanderungen“<sup>8</sup> mit der Erwähnung des Osianderhauses in Hornberg, dessen Name für die religiöse Streitfrage der Rechtfertigungslehre steht. Die Abstammung der Träger dieses Namens, der damaligen Bürgerfamilie Osiander, von Andreas, dem Reformator Nürnbergs, und seinem Sohn Lukas Osiander, dem Theologen, Schriftsteller und Komponisten, muß Hausenstein im ungewissen lassen. (Sie ist bis heute ungeklärt.) Der Leser der Nachkriegszeit durfte von Anfang an auf ihre literarische Verarbeitung in einem der folgenden Bände gespannt sein, als noch nicht feststand, daß die Autobiographie ein Torso bleiben, der Vorgang des Übertritts zur römischen Kirche nie in die immer so wohlgesetzten Worte Hausensteins eingehen würde – ein ewiger Verlust. Gewiß nicht die heile Welt (die ein Phantom ist), doch die gute Welt des damaligen Hornberg strahlt in der gütigen Gestalt der Großmutter auf, vom Enkel als „gewinnende Vorbildlichkeit christlicher Nächstenliebe“<sup>9</sup> empfunden, wenn er in ihrem Auftrag zwischen Gutach und Niederwasser junge Mütter mit einer stärkenden Suppe beschenken durfte. Das Charakterbild der Großmutter und die Vorstellung vom Kinderglück in Hornberg im Kapitel „Brezeln aus Niederwasser“<sup>10</sup> tragen ohne jeden Zweifel den Preis der schönsten Schilderung von Menschlichkeit davon.

Die Problematik jener Jahre, die Nachwehen des Kulturkampfes, Pressekampagnen gegen die „Ultramontanen“, die im Innern das Klima vergifteten, aufkommender Imperialismus, der die Erinnerung an die große, gemeinsame europäische Geschichte verschüttete und die Idee einer möglichen Einigung nicht aufkommen ließ, sucht man in den Werken, die seine

Kindheit beschreiben, nahezu vergebens, sei es, daß er sie als Kind noch nicht erkennen konnte, sei es, daß er sie als Schriftsteller bewußt aus seinen ersten Jahren verdrängte und nichts den Zauber des Anfangs trüben durfte. Dennoch fehlt die Politik nicht ganz, wenn sie in ihrer nicht mehr aktuellen Bedrohung das Leben des Knäbleins in der Erinnerung des Großvaters, eines noch im Alter leidenschaftlichen Demokraten, eines Revolutionärs von 1848, eines begeisterten Anhängers des italienischen Freiheitskämpfers Garibaldi, noch berührt.

Schon mehr als eine Ahnung empfing der kleine Wilhelm von der Kunst der Musik und von der Wissenschaft der Theologie durch das Klavierspiel und das Gespräch mit dem Dekan in seiner Nachbarschaft. Immerhin ist in so frühen Jahren nach seinen eigenen Worten das „künstlerische Fundament“<sup>11</sup> gelegt worden – auch hier ein Stück Kultur, wie sie in Hornberg erfahrbar war.

In erschreckendem Gegensatz dazu bricht in dieses kleine Reich des Jungen im und um den „Bären“ mit den Fahrten in Begleitung und unter der geistigen Führung des Vaters in das Städtedreieck Freiburg, Basel, Straßburg und zur Götzenburg am Neckar die grausame Ungerechtigkeit, die ihm in der Schule widerfährt: körperliche Züchtigung durch den Lehrer, weil er den Text eines Liedes nicht versteht („Zu Straßburg auf der Schanz“<sup>12</sup>). Dennoch könnte man von einer glücklichen Kindheit reden, hätte ihr nicht die Todeskrankheit seines Vaters entgegengestanden, die ihn dem Kleinen so früh entriß. Auf frühe Phantasien in der Hornberger Kirche („Die Kanzel“<sup>13</sup>, der Knabe sah den Dekan die Wand hinauf zur Kanzel steigen, die Treppe in der Mauer wollte er nicht wahrhaben), eine Episode, die einen Zornesausbruch seines Großvaters auslöste, von der er – in reifen Jahren darüber meditierend – nicht hätte sagen können, ob „mit der fabulierenden Unschuld schon der Frevel verschwistert“<sup>14</sup> gewesen sei, führte er seine spätere Angst vor Türen zurück, eine Angst immerhin, die so quälend und so wenig abzuschütteln war, daß er Ausführungen dazu für den zweiten Teil seiner Biographie ankündigt<sup>15</sup>. Die Türe wird nicht in einem banalen, konkreten, sondern einem philosophischen, einem symbolischen Sinne zu verstehen sein, die Türe als Bild für den Schritt ins Unge-  
wisse.

Wie aus einer anderen Welt ragt der englische Lord, Onkel Vere Douglas-Hamilton, der Schwiegersohn des Bärenwirts, in die Welt des Kleinen, nein, sogar darüber hinaus, in das Hornberger Stadtleben hinein. Dieser, Sohn eines englischen Diplomaten, den dem Erzählen nach ein Unfall daran hinderte, ebenfalls in den diplomatischen Dienst zu treten, der deshalb in Karlsruhe ein Ingenieurstudium absolvierte und so zum Bau an der

Schwarzwaldbahn und nach Hornberg gekommen, nach getaner Arbeit sich das Leben mit geringen Mitteln nach seinen sonderbaren, spleenigen Ideen gestaltete, als Pensionär, Gourmet, Angler und Experimentator mit Heilbädern und Mineralsalzen, aber ohne systematische Arbeit, mit nächtlichen Spaziergängen und der Hoffnung, im Alter noch Herzog zu werden. Trotz dieser exzentrischen Lebensweise war er von der Einwohnerschaft Hornbergs hochgeachtet, wurde, da die Aussprache des Wortes „Hamilton“<sup>16</sup> schwierig war, „Himmelanton“ genannt, aber mit „Herr Baron“ angedredet. Bei Beerdigungen hatte er die Familie Baumann zu vertreten, und seine Gestalt beherrschte den Trauerzug – mehr noch als der Trauerwagen selbst. „Die Straße war seine Via triumphalis“<sup>17</sup>. Gewiß eine Einmaligkeit auf der ganzen Welt, diese einsame Gestalt im Straßenbild Hornbergs. Und Hausenstein hält es der Erinnerung für wert, daß seine Großmutter, eine Köchin von Gottes Gnaden, die „feine Meisterin der Küche, zwischen Straßburg, Paris und Wien inmitten“<sup>18</sup>, diesem Sonderling allabendlich das Beefsteak selbst briet.

So hat die Welt des noch nicht Zehnjährigen aus unmittelbarem Erleben tiefe menschliche, geistige, geistliche, künstlerische, selbst schon in Ansätzen politische Dimensionen. Die Grundlagen für ein reiches geistiges Leben sind in Hornberg gelegt worden. Es sollte ihm vergönnt sein, mit seinen Pfunden zu wuchern.

Erst nach Jahrzehnten, Ende der Zwanzigerjahre, sah Hausenstein die Stadt seiner Kindheit wieder. Beinahe ungewollt, wie vom Instinkt geleitet, unterbrach er mit seiner Mutter eine Reise von Karlsruhe nach Basel, um die Heimat wiederzusehen. Im Zug durch das Kinzigtal erlebte er eine knappe Stunde voller Spannung und Erregung. Die Berge von Hornberg, die Burg, die Stadt in ihrem dunkelgrünen Trichter aus Fichten, die Häuser, der „Bären“, fast alles ist noch wie einstens, aber die Angehörigen sind tot – und die Veränderungen im ehemals großelterlichen Gasthof schmerzen, kein Vetter mehr, der die beiden willkommen heißt, Gäste sind sie wie die übrigen, ein Gang durchs Haus machte die Mutter „halb aufgebracht, halb traurig“<sup>19</sup>, obwohl der Sohn meint, die Veränderungen bestünden nur in Nuancen, der gute Brauch des zweiten Frühstücks ist geblieben, eine zufällige Begegnung mit dem Maler Armbruster<sup>20</sup>, einem Verwandten, kam über die gegenseitige Vorstellung kaum hinaus. – In der Geburtsstadt zu schlafen erscheint unmöglich, sie wählen das Schwarzwaldhotel in Triberg.

Haben die Dinge in der Zeit dazwischen einen guten Verlauf genommen? Der wache Beobachter der Zeitläufte, der Literat Hausenstein, konnte nichts dergleichen finden. Nichts ist besser geworden, nichts schöner – in

nahezu 40 Jahren nicht. Fader dagegen alles, unpersönlicher. Freilich darf man fragen, was hätte eine Vervollkommnung erfahren, welche Höhe hätte noch überboten werden können nach den wahrhaft beseligenden Erlebnissen der Frühe.

Noch einmal zeichnet Hausenstein ein Bild von seiner Vaterstadt. In den „Abendländischen Wanderungen“ widmet er ihr ein Stimmungsbild von unwiderstehlichem Zauber. Er taucht Hornberg ins Licht des fast noch vollen Mondes um die Mitternacht und überläßt sich seinen Gedanken und Gefühlen, indem er zunächst vom Hotelfenster aus, dann von der Burg herab wie vom Bug eines Schiffes auf die nächtliche Stadt und die sie einschließenden Waldeshöhen seinen Augen und Erinnerungen Freiheit zum Sehen, Denken und Träumen gewährt. Er gibt sich in der Einsamkeit der Nacht dem erregenden Erlebnis hin, nach einem halben Jahrhundert Bekanntes wiederzuentdecken. Und alles ist auf sein innerstes Wesen bezogen, wird ihm zum Symbol dafür, was er in frühen Kindertagen ins Leben hinaus mitnahm, wofür Hornberg die Voraussetzungen schuf.

Daß dieser späte Minnesänger Hornbergs nichts von jenem frühen Minnesänger wußte, dem Bruno von Hornberg, der von dieser Burg auszog, wenn er, der „gouch“, der „tor“, der „tumbe“<sup>21</sup> seine Klage nicht gar an dieser Stelle seinen Liedern anvertraute! Ewig unausgesprochen wird das Wort bleiben, das Hausenstein, der sensible Stilist, mitfühlend, zartfühlend der unerfüllten Liebe des Rittersohnes hätte widmen können. Vom Platz Brunos aus sieht er denn auch auf die Dachlandschaft Hornbergs und auf die Reichenbachbrücke, und das alles geborgen in „diesem tannendunklen Landschaftsschoß“<sup>22</sup>, dem Ort seiner Herkunft und Geburt, in diesem Augenblick fühlt er sich vom Schwarzwald wieder angenommen.

Wie kann er jedoch von Hornberg schreiben, ohne das „Hornberger Schießen“ anzudeuten? Die Oftverlachten, die ihr Pulver voreilig verschossen, vergleicht er mit Ritter Don Quijote, den er hoch verehrte, ihn gar als Urbild eines Ritters schätzte – und stellte sie damit auf die gleiche Stufe wie ihn. Eine größere Ehrung kann ihnen nicht mehr zuteil werden. So gehen seine Ausführungen, die von „Glück und tödlicher Traurigkeit“<sup>23</sup>, „mit Wonne, so mit unendlichem Weh“<sup>24</sup> durchzogen waren, in denen er „alles sehr nah, bald unwiederbringlich entrückt“<sup>25</sup> in einem fühlte, in einen Anflug von Humor und zur philosophischen Begründung seines Schreibens, seiner Kunst, über. Die Übertreibung der Akteure des „Hornberger Schießens“ sei auf ihn übergegangen in der Form der poetischen Übertreibung, „die Gegenstände größer und herrlicher zu sehen, als sie an sich selbst sich erweisen“<sup>26</sup>.



In einem unveröffentlichten Manuskript „Mein Leben, erzählt für meine Tochter“ bekennt er sich noch einmal zur Voreiligkeit seiner Hornberger Vorfahren. Er habe es bis ins Alter „nicht verlernen können, aus einem allzu vergnüglichen oder allzu betrübenden, ja der Verzweiflung zutreibenden Überschwang der Phantasie den Wirklichkeiten vorzugreifen“<sup>27</sup>.

In der dunklen, qualvollen Zeit des Zweiten Weltkrieges sind Zeugnisse der Verbundenheit mit der Vaterstadt selten. Auf den ersten Blick befremdlich knapp fallen denn auch die Worte aus, die er sich abringt, als er durch einen nichtgenannten Absender von der Bombardierung Hornbergs am 8. und 9. Februar 1945 erfährt: „Gestern die Nachricht, daß meine Heimatstadt Hornberg zerstört ist. Ich hätte dergleichen nicht für möglich gehalten und bin bis auf den Grund gespalten“<sup>28</sup>. Nach diesen zwei einzigen Sätzen wendet er sich wie zum Trost einer gleichzeitig ins Haus gekommenen Ansichtskarte von Karlsruhe zu. Die schreckliche Botschaft erreichte ihn in einer Woche im Februar 1945, die für ihn so schwer durchzustehen war, daß er sie zu den schlimmsten seines Lebens rechnete und das Grausen ihn daran hinderte, dafür sogleich Worte zu finden.

Die Stadt Hornberg darf es sich zur Ehre anrechnen, nach dem Krieg die Verbindung mit Wilhelm Hausenstein wieder aufgenommen zu haben. Anlaß dafür war die Verleihung des Hebel-Literaturpreises des badischen Staates 1949 für seine „LUX PERPETUA“. Bürgermeister Gustav Fimpel konnte ihm die erfreuliche Mitteilung machen, daß sein Geburtshaus noch stehe und die Fliegerschäden ausgebessert seien<sup>29</sup>. Die Einladung, Hornberg zu besuchen, konnte der Geehrte so schnell allerdings nicht wahrnehmen. Denn sehr bald übernahm er eine der diffizilsten politischen Aufgaben, die die junge Bundesrepublik Deutschland zu vergeben hatte: er wurde deutscher Generalkonsul, später Botschafter in Paris. Wieder gratulierte die Stadt Hornberg. Bewegten Herzens antwortete Hausenstein (28. Mai 1950): „Es ist ein gutes, ein wahrhaft tragendes Gefühl für mich, eine Vaterstadt zu haben, die in manchem bedeutsamen Moment meines Lebens teilnehmend meiner gedacht hat ... als der getreue Sohn Hornbergs, der ich immer gewesen zu sein glaube und weiterhin immer zu sein hoffe“, grüßt er die Stadt und wünscht ihr und ihren Kindern alles Gute. Keinen Monat später konnte Bürgermeister Fimpel zum 68. Geburtstag Hausensteins die Gedenktafel an seinem Geburtshaus enthüllen und so dem Schriftsteller und Gelehrten, dem Träger des Hebelpreises und Generalkonsul in Paris ein Denkmal setzen. Hausenstein war darüber hocherfreut: „der Wortlaut der Inschrift ist sehr gut stilisiert und das Schriftbild ist klar, würdig, angenehm.“

Und schließlich wurde ein offizieller Besuch in Hornberg doch Wirklichkeit. Den 70. Geburtstag wollte Hausenstein in Hornberg feiern. Die Fest-

lichkeit hat er in einem Dankschreiben in seiner unvergleichlichen Weise selbst geschildert (7. Juli 1952): „Sie haben mir im Rathaus einen so schönen, bewegenden Empfang bereitet. Sie haben mir ein Andenken verehrt, das mir die heimatliche Landschaft suggestiv vergegenwärtigt. Sie haben mein Geburtshaus mit Girlanden schmücken und vor der Plakette, die meines Namens in so ausgezeichnete Weise gedenkt, wunderschöne Blumen aufstellen lassen. Sie haben mich, lieber Herr Bürgermeister, mit den Herren Stadträten zum Friedhof begleitet. Die Stadt Hornberg hat durch tatkräftigen Beistand die Veröffentlichung der stattlichen Festschrift zu meinem siebzigsten Geburtstag möglich gemacht, und endlich hat Hornberg mir und den Meinen im Hotel Waldlust in Triberg die generöseste Gastfreundschaft erwiesen.“

Der Schriftsteller wußte sich noch in anderer Weise zu bedanken. Er widmete das Büchlein „Onkel Vere der Douglas oder die Geschichte eines Spleens“ (1957) der geliebten Vaterstadt.

Es war schon anlässlich der Jubiläumsfeier 1982 nicht mehr möglich festzustellen, wie oft Wilhelm Hausenstein privat mit seiner Familie in Hornberg war. Seine Tagebücher, die gelegentlich auch Lücken aufweisen, wissen nichts davon. Bei seinen Besuchen genoß er, da Verwandte in Hornberg nicht mehr lebten, die Gastfreundschaft der Fabrikantenfamilie Werner Schoffer. Der Gastgeber erinnerte sich zeitlebens daran, wie angenehm und ungezwungen diese Besuche waren, wie gelöst sich Hausenstein jedesmal geben konnte.

Die Stadt Hornberg sandte am 3. Juli 1953 ein Glückwunschtelegramm anlässlich der Ernennung Hausensteins zum deutschen Botschafter in Paris, und schließlich beschloß der Gemeinderat die höchste Ehrung, die eine Stadt zu vergeben hat: die Ernennung zum Ehrenbürger. Tag der Verleihung des Ehrenbürgerrechts sollte der 75. Geburtstag (17. Juni 1957) sein. Doch mußte die Stadt mit Erschütterung erfahren, daß Hausenstein zwei Wochen vorher verstarb. Aber obwohl die Ehrung nicht mehr gefeiert werden, der Ehrenbürgerbrief nicht mehr ausgestellt werden konnte, betrachtet Hornberg dennoch Wilhelm Hausenstein als einen seiner Ehrenbürger.

Einem Gemeinwesen gehören nicht nur ihre in der jeweiligen Gegenwart Lebenden, zu ihrer Gesamtheit zählen auch die Toten und ihre wertvolle Hinterlassenschaft. Ohne sie würde das Leben verflachen, die Bürgerschaft einen Teil ihrer Ehre wegwerfen.

Hornberg braucht sich den Vorwurf der Undankbarkeit nicht zu machen. Nach dem Eintreffen der Todesnachricht zeigte Trauerbeflaggung am Rat-



*Familie Hausenstein beim Empfang im Rathaus aus Anlaß des 70. Geburtstages von Wilhelm Hausenstein. Links Gattin Margot, rechts Tochter Renée-Marie.*

haus der Öffentlichkeit Hausensteins Hinscheiden an, im Gemeinderat sprach Bürgermeister Fimpel einen Nachruf. Namens der Vaterstadt nahm der Stellvertreter des Bürgermeisters, Karl Sieber, an der Bestattung auf dem Prominentenfriedhof in München-Bogenhausen teil und legte einen Schwarzwaldkranz an seinem Grabe nieder.

Schon immer hatte Hornberg das Grab von Hausensteins Großeltern Gottlob und Josephine Baumann vor der Auflösung bewahrt, Hausensteins Freund Werner Schoffer übernahm die Sorge um den Blumenschmuck, die Bronzetafel an seinem Geburtshaus wurde bereits erwähnt, am 14. Dezember 1966 ehrte der Gemeinderat Wilhelm Hausenstein mit der Umbenennung der „Hinteren Wolfshöhle“ in Wilhelm-Hausenstein-Straße, sein Bild zierte den Rathaussaal, ebendort befindet sich auch eine Sammlung von Hausensteins Schrifttum, die immer noch vervollständigt wird. Bürgermeister Alfred Schondelmaier fuhr mit Werner Schoffer und Gattin zum Gedächtnisgottesdienst am 10. Juni 1967 nach München. Ein Schwarzwaldbouquet, am Grabe niedergelegt, war das äußere Zeichen des Dankes. In einem Festakt am Vorabend der Feier zum 100. Geburtstag und 25. Todestag Wilhelm Hausensteins, ausgerichtet von der Stadtverwaltung unter

Bürgermeister Schondelmaier, wurde in Anwesenheit von Hausensteins Ehefrau Margot, Tochter Renée-Marie Parry-Hausenstein und Ehemann Kenneth Parry die Grund- und Hauptschule Hornberg in Wilhelm Hausenstein-Schule umbenannt, wobei Schüler dem Publikum aus dem Kapitel „Zu Straßburg auf der Schanz“ in LUX PERPETUA vorlasen. Der Festakt mit der Gedenkrede von Karl Volk in der Stadthalle stand am Beginn einer Ausstellung vom 5. bis 12. Juni 1982 mit Exponaten von Wilhelm Hausenstein aus dem „Schiller-Nationalmuseum Deutsches Literaturarchiv“ in Marbach, die von vielen Besuchern wahrgenommen wurde. Feier und Ausstellung fanden in Presse und Rundfunk ein weithin beachtetes Echo.

Im Augenblick, da dies geschrieben wird, sind Verhandlungen zwischen der Stadt Hornberg, vertreten durch Bürgermeister Thomas Schwertel, dem Bundesland Baden-Württemberg und der Familie Parry-Hausenstein in Gainesville in Florida im Gange, wie Mobiliar (Schreibtisch, Stehpult, Rollschränkchen, Radio ... ) Memorabilien (Übersetzungen von Gedichten Baudelaires, ein Portrait Hausensteins aus Bronze, ein Gipsabguß ... ), Kunstgegenstände (Holzfiguren des heiligen Sebastian und Nepomuk, ein Ölbild, eine Federzeichnung, Fotografien ... ) und archivalische Materialien (Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträge Hausensteins, Familienfotos, Verlagsverträge, Briefwechsel, handschriftlich korrigierte Manuskripte und Vorträge ... ) in einer Hausenstein-Gedenkstätte in Hornberg aufbewahrt werden können. Im Falle daß alle Schwierigkeiten überwunden werden können, wird die Stadt Hornberg alles ihr Mögliche zur Ehrung ihres großen Sohnes getan haben, er würde mit seinem Geist in neuer Weise gegenwärtig sein, der Forschung um seine Persönlichkeit und sein Werk würden sich weitere Möglichkeiten eröffnen, die Stadt würde sich selbst ehren, sein Erbe würde sie aber auch verpflichten.

### *Quellen und Literatur:*

- Johann Armbruster (Wilhelm Hausenstein): Lux Perpetua, Summe eines Lebens aus dieser Zeit, mitgeteilt von Johann Armbruster, Erster Band, Geschichte einer deutschen Jugend aus des Neunzehnten Jahrhunderts Ende, München, 1947
- Wilhelm Hausenstein, Wanderungen auf den Spuren der Zeiten, Frankfurt a. M. 1935
- Wilhelm Hausenstein, Buch einer Kindheit, Zehn Erzählungen von Wilhelm Hausenstein, Frankfurt 1936
- Wilhelm Hausenstein, Abendländische Wanderungen, Städte und Kirchen, Landschaften und Figuren in Reisebildern, München 1951
- Wilhelm Hausenstein, Badische Reise, München 1930
- Wilhelm Hausenstein, Onkel Vere, der Douglas oder die Geschichte eines Spleens, Freiburg/München 1957
- Wilhelm Hausenstein, Wege eines Europäers, Katalog einer Ausstellung, Stuttgart, 1967
- Wilhelm Hausenstein, Licht unter dem Horizont, München 1967
- Akten im Rathaus der Stadt Hornberg

## *Anmerkungen*

- 1 Wanderungen, S. 27
- 2 Lux, S. 22
- 3 Ebd., S. 34
- 4 Ebd., S. 23
- 5 Karl Büchner: *Humanitas Romana*, Heidelberg, 1957, S. 37
- 6 Lux, S. 10
- 7 Ebd., S. 33
- 8 *Abendländische Wanderungen*, S. 49
- 9 Lux, S. 56
- 10 Ebd., S. 60
- 11 Ebd., S. 57
- 12 Ebd., S. 123
- 13 Ebd., S. 72
- 14 Ebd., S. 96
- 15 Ebd., S. 97
- 16 *Onkel Vere*, S. 21
- 17 Ebd., S. 27
- 18 Ebd., S. 33
- 19 *Badische Reise*, S. 76
- 20 Ebd., S. 76
- 21 Große Heidelberger Liederhandschrift C Bruno von Hornberg, Erstes Lied, Zweite Strophe
- 22 *Abendländische Wanderungen*, S. 51
- 23 Ebd., S. 47
- 24 Ebd., S. 48
- 25 Ebd., S. 50
- 26 Ebd., S. 52
- 27 *Katalog*, S. 12
- 28 *Licht unter dem Horizont*, S. 311
- 29 Zu diesen und den folgenden Ausführungen: die Akte Wilhelm Hausenstein Rathaus der Stadt Hornberg

# Das Triberger Kriegerehrenmal

## 60 Jahre Gedenkstätte und Mahnmal zugleich

Wolfgang Müller

„Für die Errichtung eines Kriegergedächtnis- oder Ehrenmals können zwei Grundgedanken maßgebend sein. Das Denkmal kann in seiner Ausführung ausschließlich dem Gedenken an die Gefallenen gewidmet sein, andererseits aber als Mahnmal erstellt werden.“ Mit diesen Sätzen beginnt ein Aufsatz über das im Bau befindliche „Krieger-Ehrenmal in Triberg“ im Fremdenblatt des Höhenluftkurorts Triberg „Der Wasserfall“ vom 15. September 1934. Genau dieser Gedanke war es, der den Triberger Gemeinderat veranlaßte, den Entwurf für ein Kriegerehrenmal eines gewissen cand. arch. Horst Linde Wirklichkeit werden zu lassen.

Als Anfang der 30er Jahre die Idee aufkam, für die im Weltkrieg gefallenen Bürger der Stadt eine Gedenkstätte zu errichten, war es sehr bald die Stadt selbst, die alle diesbezüglichen Aktivitäten koordinierte und zusagte, den Gedanken in eigener Regie zu verwirklichen. Zunächst galt es, den richtigen Platz für das Bauwerk auszuwählen. Und hier schon schieden sich die Geister. War es ohnehin aus topographischen Gründen schon schwer, innerhalb des engen Tales und wegen der dichten Bebauung einen geeigneten Ort zu finden, so waren zusätzlich die einen für eine reine Gedenkstätte an einem ruhigen, beschaulichen Platz, und die anderen dachten eher an ein Mahnmal im verkehrsreichen Zentrum der Stadt. Nach reiflichen Überlegungen und Diskussionen entschied sich der Gemeinderat schließlich für eine hervorspringende Bergnase am *Kroneckberg* hoch über der Stadt, die alle drei Täler Triberts beherrscht. Das geplante Ehrenmal konnte so von allen Teilen der Stadt als Mahnmal gesehen werden, und gleichzeitig war der gefundene Platz im Hochwald, weit ab vom Verkehrslärm, gut geeignet für stilles Gedenken.

Nachdem die Platzwahl getroffen worden war, schrieb der Gemeinderat 1933 einen Architektenwettbewerb aus. Hinsichtlich der Gestaltung wurde nur eine Bedingung gestellt: Dem Ehrenmal war ein planiertes Gelände zuzuordnen, das mehreren hundert Personen Platz bieten sollte. Aus 75 eingegangenen Entwürfen wurden insgesamt sieben angekauft und darunter drei mit Preisen ausgezeichnet. Der Gemeinderat entschied sich für die Ausführung des mit dem 2. Preis bedachten Entwurfs *Glockenturm* des schon genannten cand. arch. Horst Linde aus Karlsruhe. Umgehend wurde mit den Vorarbeiten begonnen. Die Finanzierung erfolgte aus Spenden der



Triberg (Schwarzwald) 700 m ü. M. Ehrenmal

*Ehrenmal – Gesamtanlage*

*Foto-Carle, Triberg (a. d. Archiv des Verfassers)*

Bevölkerung und aus Mitteln der Stadt. Die Einweihung des Ehrenmals fand vor 60 Jahren am Pfingstsonntag, dem 9. Juni 1935, statt. Neben der eigentlichen Weihefeier hatte die Stadtverwaltung ein großes Fest auf Straßen, Plätzen, im Burggarten (heute: Kurgarten) und in sämtlichen Lokalen organisiert, verbunden mit einem Umzug von 29 Trachtengruppen aus allen Landesteilen Badens.

Nach damaligem Empfinden eignete sich für den vorgesehenen Standort nur ein monumentales Bauwerk. Folgerichtig vertrat der Gemeinderat die Ansicht, daß dieser Gedanke am besten in den Vorstellungen des 2. Preisträgers zum Ausdruck kam. Und so entstand ein 23 m hoher vier-eckiger Turm mit einem weiten planierten Platz, der sowohl zur Talseite hin als auch bergseitig von einer bastionartigen wuchtigen Mauer umschlossen ist. Die Bauausführung erfolgte in gleichmäßig behauenen Quadern aus ‚Triberger Granit‘.

Der schlichte Turm erhielt in seinem unteren Teil einen Gedächtnisraum, der sehr stark an eine Krypta erinnert und daher unter dieser Bezeichnung bis heute in der Bevölkerung bekannt ist. Unmittelbar unter dem quadratischen Zeltdach entstand eine geräumige Glockenstube. Dank ihrer weit

geöffneten Bögen konnte der mahnende, dumpfe Ruf der 32 Zentner schweren Glocke in allen vier Himmelsrichtungen vernommen werden. Als während der Bauarbeiten Reichspräsident Paul von Hindenburg am 2. August 1934 verstarb, wurde seiner durch eine eingemeißelte Inschrift in dem an diesem Tag errichteten Mauerkranz gedacht.

Der Gedächtnisraum beherbergte Bronzetafeln mit den Namen der 160 im ersten Weltkrieg gefallenen Triberger, zu deren Todestag die Glocke ihre Stimme weiterhin über Stadt und Berge ertönen ließ. Beim Begräbnis eines ehemaligen Kriegsteilnehmers gab sie dem Toten mit ihrem Ruf das letzte Geleit. Die von Bürgern gestiftete Glocke hatte den Namen „Barbara“ nach der Schutzheiligen der Soldaten erhalten; ihre Inschrift lautete: *„Den Helden zur Ehr’, den Lebenden zur Lehr’, den Kommenden zur Wehr.“* Während des Zweiten Weltkrieges, im Jahre 1942, mußte sie zusammen mit den Bronzetafeln aus der Krypta abgeliefert werden, um zu Rüstungsmaterial verarbeitet zu werden. In die Glockenstube wurde eine Luftschutz- und Feuersirene eingebaut.

Bald nach Kriegsende begannen Bemühungen, das Kriegerehrenmal seiner ursprünglichen Bestimmung entsprechend wieder herzurichten. Am Volkstrauertag 1951 konnte es dann zum zweitenmal der Bevölkerung übergeben werden. Zwar war es bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht möglich gewesen, eine neue Glocke zu beschaffen, jedoch konnte der Gedächtnisraum wieder instand gesetzt werden. Statt der ursprünglichen Bronzetafeln wurden von dem Freiburger Professor Knittel gestaltete Marmortafeln mit den Namen und den jeweiligen Todestagen der Kriegsoffer aus Triberg angebracht. Zu den 160 Gefallenen aus dem ersten Weltkrieg kamen jetzt noch die 228 Toten und 61 Vermißten aus dem letzten Krieg hinzu. Eine separate Tafel nennt Thomas Tritschler, den einzigen Triberger Gefallenen des Krieges von 1870/71. Einige Jahre später wurde noch eine weitere Ehrentafel angebracht, die an die 64 Kriegsoffer erinnert, deren heimatvertriebene Angehörige mittlerweile in Triberg heimisch geworden waren. Diese Neugestaltung der Krypta war durch die Spenden möglich geworden, die eine vom damaligen Bürgermeister Faster persönlich durchgeführte Sammlung ergab. Eine spätere große Spendenaktion brachte die Mittel für eine zweite *„Barbara-Glocke“* auf; und am Volkstrauertag 1955 erklang erstmals wieder seit 1942 die mahnende Stimme vom Turm. Die neue 33 Zentner schwere, mit dem Bildnis des hl. Michael geschmückte Glocke trägt die Inschrift: *„Zum Gedächtnis an unsere gefallenen Söhne.“* Nach langem Schweigen war der eherne Ruf am Todestag eines jeden gefallenen Triberger Bürgers, am Beerdigungstag von Kriegsteilnehmern und jeden Sonntag um 12.15 Uhr mittags zusätzlich zu Ehren aller Opfer von Krieg, Gewalt und Unterdrückung wieder in Stadt und Land zu hören. Nur



noch in Rovereto in Oberitalien als vermutlich einzigem Ort in Europa wird auf ähnliche Weise der gefallenen Bürger ehrend und mahnend gedacht.

Das 1935 in die bergseitige Umfassungsmauer des Versammlungsplatzes gemeißelte Hoheitszeichen des damaligen nationalsozialistisch geprägten Staates – der Reichsadler mit ausgestreckten Schwingen, das Hakenkreuz in den Krallen haltend – wurde bald nach Kriegsende entfernt. Bis in die jüngste Vergangenheit hinein blieb die Mauerstelle leer. Seit dem Volks-



*Ehrenmal – 1991 gestiftete Kreuze an der bergseitigen Umfassungsmauer Foto: Wolfgang Müller, Triberg.*

trauertag 1991 schmückt das weithin bekannte Emblem des „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“ die kahle Wand genau gegenüber dem Eingang zum Gedenkraum des Ehrenmals. Die fünf schlichten Kreuze aus Schmiedeeisen wurden von einem Triberger Bürger gestiftet, dessen Bruder noch wenige Tage vor dem Ende des letzten Krieges gefallen war.

Diese großzügige Spende und die in den Jahren 1992 und 1993 vorgenommene Sanierung der Bausubstanz und der technischen Einrichtungen zeigen auch noch nach 60 Jahren die fortdauernde Verbundenheit Tribergs und seiner Bürger mit dem Kriegerehrenmal am Kroneck hoch über der Stadt.

#### *Quellenangabe*

Linde, H.: Die Geschichte eines Denkmals in Triberg, in „Almanach 82, Heimatjahrbuch Schwarzwald-Baar-Kreis, VS-Villingen 1981.

Der Wasserfall, Fremdenblatt des Höhenluftkurorts Triberg: Aufsatz vom 15.9.1934.

Echo vom Wald, Triberg: Berichte vom 8.6.1935 und 12.6.1935.

Schwarzwälder Bote, Oberndorf: Berichte vom 11.6.1985 und 13.8.1992.

Schwarzwälder Tagblatt: Bericht vom 8.6.1935.

Südkurier, Konstanz: Berichte vom 27.11.1951, 13.1.1955 und 13.8.1992.

N.N.: Befragungen von Zeitzeugen.

Stadtarchiv Triberg: Akten und sonstige Unterlagen.

## Eine Gedenktafel für hohe Verdienste

Der Gründer des badischen Bienenzuchtvereins Ludwig Huber wurde in Diersburg geehrt

*Paul Zimmermann*

Wer von Offenburg südwärts fährt, wird in dem von Reben eingebetteten Wein-, Ferien- und Museumsdorf Diersburg zum Verweilen eingeladen. Der Ort gehört zur Gemeinde Hohberg. Hier begegnet man einem vielseitig kulturellen Leben, getragen, gefördert wird es von 66 Vereinen und Ortsgruppen! Frohsinn und viel Fleiß bei künstlerischer Betätigung ergänzen sich. Und es kennzeichnet auch das stetige Bemühen des Imkervereins Hohberg e.V., das Ortsbild einladend mitzugestalten.

Eine geschnitzte Tafel unter einem Bienenkorb macht auf das Bienenmuseum aufmerksam. In der Ortsmitte dann augenfällig das original badische Bienenhaus mit alten Klotz- und Strohbeuten. Umgeben ist es von einem Kräutergarten mit Blumenwiese mit über 70 verschiedenen Blumen und



*Der Autor vor dem Denkmal Hubers*

Kräutern. „Besuchen Sie das Bienenmuseum im Rathaus“ – so steht es hier am Bienenhaus „St. Ambrosius“ gleich neben der Bushaltestelle geschrieben. Wer würde dieser Einladung nicht folgen? Eine schöne Bronzetafel mit dem Porträt von Ludwig Huber, dem Altmeister der badischen Bienenzucht, fordert ebenso dazu auf. Dieses Denkmal, so sagte es der Bürgermeister am 19. September 1993 in seiner Festansprache zur Einweihung des großen Findlings mit der Ehrentafel, sei „ein Meilenstein in der Bienenhaltung in Hohberg; der Imkerverein gilt als das Bienenzentrum der Ortenau“. Vielleicht wird ja mal die Biene das Wappentier von Diersburg?!

Daß sich Hohberg gerade in den letzten Jahren zu einem Imkerzentrum entwickelt hat, davon zeugt im besonderen das, im wichtigsten Haus des Ortes, dem Rathaus, im Dachgeschoß, im Jahre 1982 errichtete Bienenmuseum. Mit großer Bereitwilligkeit haben hier Bienenfreunde unter Mithilfe der Gemeindeverwaltung, anderer Museen und des Landesverbandes Badischer Imker, Beuten, Gerätschaften, Bilder, Bücher und noch vieles mehr „rund um die Biene“ zusammengetragen. Viele Schulklassen, Vereine und Gruppen sowie Wochenendbesucher und auch ausländische Gäste sind immer wieder begeistert von dem Wunderwesen „Biene und ihren Produkten“.

Im Mittelpunkt jeder Führung steht die Ludwig-Huber-Stube, in der ein Porträt des großen Imkers und auch ein Bild von seinem einstigen Wohnhaus und den Bienenstöcken zu sehen ist, die im nahegelegenen Niederschopfheim in der nach ihm benannten Straße stehen. Ludwig Huber wurde am 2. Februar 1814 in Kippenheimweiler geboren. Die Eltern starben früh, sein Vormund bestimmte für Ludwig den Beruf des Schuhmachers. Er schaffte es aber, aufs Lehrerseminar zu kommen, und wurde später Hauptlehrer wie sein Vater. Der schwäbische Pfarrer Johann Babtist Vogelbacher regte ihn an zur Bienenzucht. Und damit begann sein eigentliches Lebenswerk, dessen vornehmlich die badischen Imker immer wieder in ehrender Weise gedenken.

Huber erkannte sehr bald, daß wirtschaftliches Imkern nur möglich sein würde, wenn sich die Imker in Vereinen verbinden, informieren und theoretisch bilden. Mit einigen Freunden zusammen gründete er 1857 in Karlsruhe den „Badischen Verein für Bienenzucht“.

Bald feierte man Huber (als Aussteller und Redner) auf nahezu allen deutschsprachigen „Imker-Congressen“ seiner Zeit. Über 50 Ehrendiplome und silberne Medaillen wurden ihm zuerkannt; der Großherzog von Baden verlieh ihm die „Goldene Medaille für Verdienste um Förderung der Landwirtschaft, der Gewerbe und des Handels“. (Vgl. „Die Ortenau“ Bd. 70)

## Hinweise Buchbesprechungen

**Philipp Brucker/D'Gälfiäßler: „Jo, Pfiffedeckel!“ – Geschichten und Gedichte in alemannischer Mundart von und mit Philipp Brucker und der Musik von den Gälfiäßlern. Moritz Schauenburg, Lahr; MC DM 24,-, CD DM 32,-.**

Wer kennt ihn nicht, den einstigen Lahrer Oberbürgermeister Philipp Brucker, der seit Jahren mit seinen Mundartvorträgen viele Menschen erfreut? Auch die „Gälfiäßler“ aus dem Schuttertal sind mit ihren heimatbezogenen Musik- und Liedbeiträgen inzwischen zu einem leuchtenden Stern am Alemannenhimmel herangewachsen. Beide, der erfolgreiche Dialektautor Brucker und die einfallsreichen Musikbarden, hat der Schauenburg Verlag auf eine wohlgelungene Tonkassette gebannt, vereint, die sich im echten Sinne eines Johann Peter Hebel als „ä fraidigs Stiendli“ präsentiert. Immerhin gelingt es dem Lahrer „Pfiffedeckel“ und den Gälfiäßlern mit ihren ausgesuchten, herzerfrischenden Beiträgen 65 Minuten lang zu begeistern und zu unterhalten. Mundart lesen kann ein Vergnügen sein, doch erst beim Hören, beim Vortrag kommen Herz, Seele und Geist so richtig zum Schwingen und Klingen, offenbart die Muttersprache die ihr eigene Wärme und Ausstrahlung. Dieser Tatsache ist der Lahrer Verlag nachgekommen, wenn er mit die schönsten Geschichten und Gedichte aus den zahlreichen Dialektbüchern von Philipp Brucker nun in dieser Form veröffentlicht hat. Noch mehr, als Interpreten hätte man wohl keinen besseren finden können als den Autor selber, der in seiner gewinnenden, frohmachenden Art sein Schatzkästlein öffnet und seine kleinen humorgewürzten, „knitzen“ und doch auch tief- und hintergründigen Kunstwerke gleichsam als Perlen verteilt. Wenn er dann so richtig alemannisch babbelt, spürt man die

Farbigkeit, das echt Gemüthafte, das in der heimatlichen Sprache verborgen liegt. Gleichzeitig gewähren die einzelnen Beiträge einen Blick in das Leben, in den Alltag des Menschenschlags um Rhein und Schwarzwald und spiegeln Wesensmerkmale des Alemannen wider. So bietet sich diese Neuerscheinung als eine lebendige und heitere Mundartlesung an, die durch die Gälfiäßler mit ihren herzhaften Liedern und den mit originellen Instrumenten vorgetragenen Musikstücken aufgelockert und wohltuend ergänzt wird. Mit diesem Tonträger wird aber auch eine Lanze für die Mundart gebrochen.

Kurt Klein

**Alexander Brunotte – Raimund J. Weber, Akten des Reichskammergerichts im Hauptstaatsarchiv Stuttgart E–G. Inventar des Bestandes C 3. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1995 = Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Band 46/2, 649 S., Pp DM 75,-.**

Der geographische Schwerpunkt des vorliegenden zweiten Bandes der württembergischen Reichskammergerichtsakten liegt vor allem im Osten Württembergs und in der Mitte des Herzogtums. Daher erweist sich diese Quellenedition naturgemäß für den Bereich der Ortenau als kaum ergiebig. Dies wird auch unterstrichen durch den inhaltlichen Schwerpunkt der Akten, der sich vor allem auf den Landfriedensschutz als klassische Aufgabe des Reichskammergerichts in Württemberg bezieht und daher kaum auf die Region unserer Landschaft ausgreift. So sind u.a. nur sporadisch betroffen: Stadt und Oberamt Baden-Baden, Bühl, Offenburg und Wolfach. Bei heimischen Adelsgeschlechtern, soweit überhaupt erwähnt, betreffen Akten nur Bereiche, die außerhalb der Ortenau liegen.

So ist diese verdienstvolle Quellenpublikation leider für die Ortenau in der Tat nicht sehr ergiebig.

Dieter Kauß

**Hedwig Buß: Was die Alten einst erzählten ... Von Sympathiedoktoren, Hexen und Schrücksli. Waldkircher Verlag 1994. Leinen DM 32,-.**

Man staunt, was die Verfasserin in einem Zeitraum von nahezu einem halben Jahrhundert durch mühevoll Suchen und Aufzeichnen alles zusammengetragen hat zu einem Thema, das mehr im Verborgenen des Volkes schlummerte! Dabei hat sie buchstäblich dem Volk aufs Maul geschaut und Überkommenes vor dem endgültigen Vergessen bewahrt, einmaliges ländliches Kulturgut vor dem sicheren Untergang noch festgehalten. Dadurch hat sich Frau Hedwig Buß hohe Verdienste um die heimatliche Kulturgeschichte erworben. Was sie bei ihren unzähligen Besuchen in den Bauernstuben, bei Lichtgängen oder Volkserzählern erlebt und gehört hat, liegt nun, nach bestimmten Sachgebieten geordnet, in einem rund 300 Seiten umfassenden Buch vor. Das Ergebnis dieser Forschungsarbeit gründet auf über 350 Einzelberichten bzw. Befragungen, die in der Original-Mundart dokumentarisch beigelegt sind. Dies kann jedoch da und dort zu Schwierigkeiten beim Lesen der Mundartberichte führen. Doch gerade diese Dialektbeiträge bezeugen, daß die Autorin es verstanden hat, aus dem Bronnen der Volksseele zu schöpfen, bevor er versiegt, dem einfachen Menschen den Mund zu öffnen und ihm Geheimnisvolles zu entlocken. Zum besseren Verständnis sind jedoch den einzelnen Kapiteln stets ausführliche, erklärende und erläuternde Zusammenfassungen vorangestellt. Und doch sind diese verschiedenen Mundartbeiträge wertvoll, da sie noch die echte, durch die Zeiteinflüsse wenig verwässerte Muttersprache widerspiegeln. Menschen werden vorgestellt, die als Volksärzte, sogenannte Sympathiedoktoren oder Wunderheiler, durch ihre letztlich nicht ganz erklärbaren Kräfte in den vielfältigen Nöten des Alltags um Hilfe und Beistand angerufen wurden. Aber auch die dunklen Seiten des

Hexenglaubens, des Dämonenhaften, wie auch des bis in unsere so aufgeklärten Tage reichenden Aberglaubens, werden aufgezeichnet. Ebenso wagt sich die Autorin auf das Gebiet der zweifelhaften, magischen Heil- und Schutzmittel vor. Wenn auch schwerpunktmäßig der mittlere Schwarzwald aufleuchtet, so zieht sich das Band der Betrachtungen doch vom Rhein bis hin ins Schwabenland. Das Buch darf insgesamt als eine reiche Ernte mit vielfältigen, interessanten und aufschlußreichen Garben angesehen werden, deren Ähren kostbare Körner enthalten.

Kurt Klein

**Joachim Fischer (Bearb.), Staatsarchiv Freiburg. Gesamtübersicht der Bestände. Kurzfassung. Stand: 1. Oktober 1993 (= Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg: Serie F, Heft 1). W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1994, 500 Seiten, DM 24,-.**

Das Staatsarchiv Freiburg ist für das Gebiet des heutigen Regierungsbezirks Freiburg als Archiv zuständig. Es verwahrt alle Unterlagen, die bei den etwa 350 ablieferungspflichtigen Justiz- und Verwaltungsstellen des Landes und des Bundes in diesem Bezirk entbehrlich sind, aber als Rechts- und Geschichtsquellen bleibenden Wert erhalten.

Der wichtigste Überlieferungskomplex ist der des ehemaligen Landes (Süd) Baden von 1945 bis 1952, vor allem die Überlieferung seines Landtags, seiner Ministerien und der übrigen Zentralbehörden. Das Archiv verfügt jedoch aber auch über bedeutsame ältere Bestände wie etwa die der Wasser- und Schifffahrtsdirektion Freiburg mit umfangreichen Überlieferungen zur Rheinkorrektur und zum Ausbau dieser wichtigen Wasserstraße seit 1802. Wichtig sind auch die Akten der Mittel- und Lokalbehörden sowie der Gerichte mit Sitz im ehemaligen Regierungsbezirk Südbaden seit 1806. Weitere Schwerpunkte im Staats-

archiv Freiburg sind landesgeschichtliche Sammlungen, beispielsweise von Karten, Plakaten und Bildern. Privatarhive wurden ebenso aufgenommen wie Nachlässe.

Voraussetzung für das Erscheinen der vorliegenden Übersicht war die Bereinigung der Archivbestände zwischen dem Staatsarchiv Freiburg und dem Generallandesarchiv Karlsruhe. Denn es lag und liegt vor allem im Interesse der Benutzer, daß Archivalien derselben Provenienz nun nicht mehr in beiden Archiven gesucht werden müssen. Archivalien zu den Territorien des Alten Reiches bis 1806 finden sich daher nur noch in Karlsruhe, ebenso Akten der Zentralbehörden des Landes Baden von 1806–1945.

Diese Trennung jedoch scheint in einzelnen Bereichen noch nicht strikt genug geschehen zu sein. Besonders die Akten einzelner Bezirksamter etwa sind davon betroffen. Dies offenbart beispielsweise nur ein Blick auf das Stichwort Kork, wo im Register der Gesamtübersicht nur das Forstamt aufscheint. Bei dem Verzeichnis der Bestände der Bezirksamter ist Kork nicht eigens ausgewiesen. Es hatte aber als Bezirksamt bis 1882 Bestand und ging danach im neugeschaffenen Bezirksamt Kehl auf. Kork und Kehl liegen heute im Regierungsbezirk Freiburg, die entsprechenden Bezirksamtsakten aber noch in Karlsruhe! Dessen ungeachtet ist die vorliegende Gesamtübersicht des Staatsarchivs Freiburg ein wertvolles Instrument für den Heimat- und Ortsforscher. Der Index (S. 477–500) trägt dazu wesentlich bei.

Dr. Dieter Kauß

**Suso Gartner/Ewald Hall: Kappelwindeck. Beiträge zur Geschichte und zu deren Flurnamen. 235 Seiten, 3 Karten in Einlegetasche, Herausgeber und Verlag, Stadt Bühl/Baden, 1994 (Die Flurnamen der Ortenau. Veröffentlichungsreihe des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V., Offenburg/Baden.**

**Herausgegeben von der Fachgruppe ‚Flurnamen‘ unter Leitung von Ewald M. Hall, Band 1), DM 49,-.**

Der vorliegende erste Band der „Flurnamen der Ortenau“ ist in drei Teile gegliedert.

Der historische Teil I des Buches umfaßt die Geschichte Kappelwindecks von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, vorwiegend zusammengestellt aus Originalurkunden des Generallandesarchivs Karlsruhe (GLA), des Stadtarchivs Bühl, des Pfarrarchivs Kappelwindeck und des Schloßarchivs Ebnet (Freiburg).

Als Teil II schließen sich sogenannte historische Stichwörter in alphabetischer Reihenfolge an, die Schlaglichter auf verschiedene Einrichtungen wie Gebäude und Höfe, wichtige Amtspersonen und bedeutende Rittergeschlechter, aber auch Wappen und mittelalterliche Rechtsverhältnisse werfen. Ein abschließendes Kapitel Regesten bringt die Zusammenfassung der meisten benutzten Urkunden.

Teil III besteht aus einem Flurnamenbuch der rezenten und historischen Flurnamen von Kappelwindeck.

Besonders hervorzuheben ist in Teil I bereits das 1. Kapitel, das einen vollständigen Überblick über die wichtigsten Originalquellen (vorwiegend aus dem GLA) und über die bisher veröffentlichte Literatur zu Kappelwindeck bis hin zum neuesten Forschungsstand gibt. Akribisch genau recherchiert sind auch die weiteren Kapitel des ersten Teils, die sich vorwiegend mit den weltlichen und kirchlichen Herrschaftsverhältnissen des Mittelalters beschäftigen. So wird u.a. in Kapitel 7 der Kappler Anteil am Hägenichwald beleuchtet und in Kapitel 8 eine wortgetreue Umschrift der Rebordnung von Wolf von Windeck wiedergegeben. Auch Anekdotisches fehlt nicht, so wird z.B. in Kapitel 10 die Sage vom Bäcker von Bühl erzählt.

Genauere Informationen erhalten wir in Teil II über die wichtigsten Höfe auf der

Gemarkung von Kappelwindeck, so über den Birkenhof, den Brandenhof, den Einsiedelhof, den Riegelhof u.a.m. Der Leser erfährt, daß der Einsiedelhof zwar 1324 bereits erstmals genannt wird, aber erst 1720 ein Dokument über den genauen Grenzverlauf dieses Hofes vorliegt. Auch andere interessante historische Fakten werden unter solchen Stichwörtern in gut lesbarer Form präsentiert, wobei der Umfang des jeweiligen Stichwortes stark von den vorhandenen Quellen bestimmt wird. Über bedeutende Amtspersonen informiert das Kapitel „Pfarrer und Kapläne“, das einen zwar (wie vom Autor angemerkt) unvollständigen, aber nichtsdestoweniger umfangreichen Überblick über die Kirchenvertreter gibt, beginnend im Jahre 1291 mit dem Rektor Albertus bis hin zum Jahre 1699, in dem Johannes Arnold Weiner Pfarrer in Kappelwindeck war.

Berichtet wird ebenfalls über den Umfang des Kappler Zehntbezirkes sowie über die Zehntordnung Markgraf Philipps von 1588. Ein Verweis erfolgt auch auf die Windeckischen Wappen, die in der schönen Barockkirche von Kappelwindeck gefunden wurden.

Hervorzuheben ist besonders der detaillierte Überblick über das zeitlich geordnete Urkundenverzeichnis zu Kappelwindeck (S. 92–109), das in dieser Form erstmals veröffentlicht wurde.

Alles in allem zeichnen sich die geschichtlichen Teile durch eine solide, an den Originaldokumenten überprüfte Forschung aus, die einen wertvollen Beitrag zur Geschichtlichen Landeskunde der nördlichen Ortenau darstellen.

Als Teil III schließt ein Flurnamenbuch von Kappelwindeck an, das folgende Voraussetzungen für die Sammlung und Auswertung der Flurnamen erfüllt:

1. Die Flurnamen müssen bei einer ortsansässigen Gewährsperson in ihrer mundartlichen Lautung erhoben und niedergeschrieben werden.

Voraussetzung hierfür ist die Beherrschung einer phonetischen Lautschrift.

Am geeignetsten für das alemannische Sprachgebiet hat sich die „Teuthonista“-Lautschrift erwiesen, die inzwischen von Mundart- und Flurnamenforschern in der Alemannia fast ausschließlich angewendet wird.

Eine Deutung der Flurnamen, die sich nur auf die Orthographie der Gemarkungspläne stützt, kann zu falschen Interpretationen führen. Dies läßt sich anhand des Ortsnamens *Rittersbach* zeigen, der nicht etwa auf den Gattungsnamen *Ritter* zurückgeht, sondern auf den Personennamen *Ruodîn/Ruodwîn* (S. 131). Diese Herleitung wird durch die mundartliche Lautung *Riaderschbach* (mit Zwielauf *-ia-*) bestätigt.

2. Der Flurnamenforscher muß mit der sprachgeschichtlichen Entwicklung der örtlichen Mundart vertraut sein.

Dies ist eine unumgängliche Bedingung, um die mundartliche Lautung eines Flurnamens korrekt interpretieren zu können. Auch hierzu ein Beispiel: Der Flurnamenbearbeiter kann den Ausdruck *Häi'ni* (S. 164 f.) nur dann auf die Form *Hägenich* zurückführen, wenn er weiß, daß Kappelwindeck im Gebiet der sogenannten *g*-Erweichung liegt, d.h. daß früher alle *g*-Laute, die zwischen Vokalen gesprochen werden, zu *-j-* erweicht wurden. Ein weiterer Beleg für die *g*-Erweichung ist der Ortsname *Räil* ‚Riegel‘ (S. 197).

Diese *g*-Erweichung ist unter fränkischem Einfluß bis nach Kappelwindeck gelangt. Der Flurnamenbearbeiter muß sich jedoch über rein lautliche Fragen hinaus auch in anderen grammatikalischen Bereichen der örtlichen Mundart auskennen. So genügt es nicht, die Lautungen der Gewässernamen, die mit *-bach* gebildet werden, zu notieren; der Flurnamenforscher muß darüber hinaus der Frage nachgehen, ob diese heute noch – wie im fränkischen Sprachgebiet – mit dem weiblichen Artikel verbunden werden; dies ist in der Tat heute noch in Kappelwindeck der Fall, wie die Gewässernamen *die Brombach*, *die Hollenbach* (S. 128 f.) zeigen.



3. Die Benennungsmotive für die Flurnamen nach natürlichen, landschaftlichen Gegebenheiten sind vom Schreibtisch aus schwerlich zu erkennen oder zu überprüfen. Hier ist die „Realprobe“ erforderlich: Der Flurnamenforscher muß sich „ins Feld“ begeben, um mit Hilfe der einheimischen Auskunftspersonen, die über ältere Bodenverhältnisse Auskunft geben können, zu erkunden, ob die Interpretation des Flurnamens mit den äußeren Gegebenheiten übereinstimmt. Als Beispiel kann hier der Beleg *Rungsmatte* (S. 202) angeführt werden: Als sprachgeschichtliche Deutung kommt die Herleitung von *Rungs* ‚Wasserrinne, Bachbett‘ (von mittelhochdeutsch *runs*) in Frage; die *Rungsmatte* wäre demnach ‚die Wiese an einem Wasserlauf‘. Diese Deutung wäre an den örtlichen Gegebenheiten zu überprüfen. Allerdings kann ein Wasserlauf inzwischen überbaut oder umgeleitet sein. In solchen Fällen kann nur ein Einheimischer weiterhelfen, der sich noch an frühere topographische Verhältnisse (z.B. vor der Flurbereinigung) erinnert.

4. Zwingend notwendig für die Deutung der Flurnamen ist der Vergleich mit den historischen Schreibungen, denn ein Flurnamen kann heute in einer Lautung verwendet werden, aus der die ursprüngliche Bedeutung nur sehr schwer oder auch gar nicht mehr zu erschließen ist. Hier können häufig die urkundlichen Belege Klärung bringen. So wäre im Flurnamen *Dangscheer* (S. 151) das Bestimmungswort *Dang* heute nicht mehr eindeutig zu klären, wenn nicht die alten Schreibungen auf das Bestimmungswort *Tanne* verweisen würden. Ebenso wäre man bei der Deutung des Flurnamens *Büllott* auf Spekulationen angewiesen, wenn wir uns nicht auf frühere Schreibungen stützen könnten (S. 125 f.), die ihn als alten *-ach*-Namen ausweisen.

Mit der zunehmenden Umgestaltung von landwirtschaftlichen Nutzflächen geraten die alten überlieferten Flurnamen in Vergessenheit. Damit gehen Informationen

über sprachgeschichtliche Entwicklungen, die in unserer Sprache wirksam waren, für immer verloren. Es ist deshalb höchste Zeit, daß die Flurnamen gesammelt und aufgezeichnet werden. Die Schwierigkeit liegt jedoch nicht nur darin, Idealisten zu finden, die dieses tun; sie sollten darüber hinaus auch die oben aufgeführten Voraussetzungen erfüllen können.

Durch die Zusammenarbeit der beiden Autoren waren optimale Voraussetzungen für die kompetente Bearbeitung der Flurnamen gegeben, wie sie nun als Band I „Die Flurnamen der Ortenau“ vorliegt: ein Werk, das für interessierte Laien gut verständlich und lesbar ist, das gleichzeitig aber auch wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht wird. Es wäre zu begrüßen, wenn die beiden Verfasser auch für andere Gemeinden diese mühevollen Kärnerarbeit in Angriff nehmen würden.

Dr. Renate Schrambke

**Karl Hanß, Geschichte der Ortenau in Dokumenten. Band 1: Klerus und Adel. Reiff Schwarzwaldverlag, Offenburg 1995, 231 Seiten, zahlreiche Abbildungen, DM 49,80.**

Dem nur auf dem Titelblatt vollständig wiedergegebenen Titel entsprechend läßt der Verfasser in diesem Buche die Geschichte der Ortenau vor allem in reichhaltigen und vielfältigen Zeugnissen vom frühen Mittelalter bis in die jüngste Vergangenheit zu Worte kommen. Einleitend oder erläuternd zu diesen Dokumenten wird dann auch die Geschichte selbst dargestellt.

Bezugspunkt ist nicht die große, weite und allgemeine Geschichte, sondern die Geschichte in der Ortenau vor Ort. Themenschwerpunkte dieses Buches als ein erster Band von vier geplanten sind Kirche und Adel als privilegierte Stände der vorindustriellen Zeit. Die zu Wort kommenden Geschichtsquellen machen gesellschaftliche, wirtschaftliche, kulturel-

le und politische Gesichtspunkte deutlich. Den eigentlichen Schwerpunktthemen sind einleitend Dokumente zur alemannischen Landnahme und zur fränkischen Oberherrschaft (S. 12–16) sowie zur Besiedlung und Bevölkerungsentwicklung (S. 17–24) vorangestellt. Letztere machen schon allein die geschichtliche Dimension deutlich. Sehr knapp, wenn nicht zu knapp, ist das eigentliche theoretische Herzstück dieses ersten Bandes zusammengefaßt: die Entwicklung der vorindustriellen Ständegesellschaft (S. 25/26).

Das erste große Kapitel behandelt das Christentum und seine Institutionen (S. 27–126), vor allem in der Ortenau. Die entsprechenden Klöster des Benediktiner-, des Prämonstratenser-, der Bettel- und des Jesuitenordens werden vorgestellt und durch Dokumente verschiedenster Art erläutert. Anschließend wird der Geschichte der Pfarreien und der Bistümer nachgegangen, der Reformation und ihrer Folgen, der diözesanen Neugliederung im 19. Jahrhundert sowie der Zeit des Nationalsozialismus und der Stellung der katholischen Kirche zu diesem. Es folgen die Dokumentationen der evangelisch-protestantischen Kirchen mit ihren konfessionellen Aufgliederungen.

Das zweite große Kapitel des Buches ist dem Adel (S. 127–203) gewidmet, zunächst der Entstehung und Entwicklung der Landesherrschaften in der Ortenau, deren Sitze und Burgen sowie deren Formen der Herrschaftsausübung bis zum Ende des Großherzogtums Baden.

Nach den vorgelegten Texten sind die angefügten Orts- (S. 213–219), Personen- (S. 220–226) und Sachregister (S. 227–231) die wichtigsten Hilfsmittel, um dieses inhaltsreiche Buch zu erschließen und gerade auch in seinem wichtigsten Anliegen – der Geschichte vor Ort – zu nutzen. Versucht man dies nun intensiv zu tun, so wird man notgedrungen ermaßen auf den Aspekt der Vollständigkeit und der gleichmäßigen Berücksichtigung aller Orte und Gemeinden verzichten müssen. Dafür ist

einerseits die Vielschichtigkeit gerade von Adel und Kirche in der Ortenau zu groß und differenziert. Andererseits dürfte es für eine Person unmöglich sein, alle Dokumente der Geschichte von Adel und Kirche an jedem geographischen Punkt zu kennen, geschweige denn in einem Buche zu präsentieren. So mußte eine Auswahl getroffen werden, über deren Gewichtung man sicherlich sowohl inhaltlich wie auch geographisch durchaus unterschiedlicher Meinung sein kann.

Insgesamt jedoch ist dieses Buch wegen seines Inhaltes ein aufschlußreiches *Lehrbuch*, wegen seiner Dokumente und deren Sprache vor allem ein aufmerksam zu registrierendes *Lesebuch* und wegen seiner reichhaltigen und vielseitigen Illustrationen ein beeindruckendes „*Bilderbuch*“ der Geschichte der Ortenau. Man darf daher auf die geplanten Fortsetzungsbände „*Bauern*“, „*Städte*“ und „*Alltag*“ schon jetzt sehr gespannt sein und auf diese trotz aller finanziellen Sorgen auch ein wenig hoffen.

Dieter Kauf

**Adolf Hirth, Waldulm. Orts-Chronik. Gemeindeverwaltung Kappelrodeck 1994, 103 Seiten, zahlreiche Abbildungen.**

Anlaß zu dieser Ortschronik von Waldulm war die 750-Jahr-Feier der urkundlichen Ersterwähnung im Jahre 1244. Im Auftrag der Gemeinde Kappelrodeck, zu der Waldulm seit dem Jahre 1973 gehört, wurde diese Ortschronik seit 1992 von Adolf Hirth – schon mehrfach anderweitig als Ortschronist und Autor ausgewiesen – erarbeitet und in der vorliegenden Form im Jahre 1994 herausgegeben.

In einer ansprechenden Art und in einer guten Ausstattung unternimmt der Verfasser den Versuch, in den ersten beiden großen Kapiteln die Ortsgeschichte als Chronik von der Frühzeit bis in das 20. Jahrhundert (S. 9–47) zu beschreiben. Dies geschieht seit dem 16. Jahrhundert episodenhaft und an vielen Einzelbeispielen

len. Dabei vermißt man einige mehr grundsätzliche und tiefergehende Beiträge zur Orts- und Landesherrschaft, zur Dorfstruktur, zum Lehenswesen, die für den Alltag des Mittelalters und der Neuzeit wichtig und bestimmend waren. Willkommener Anlaß dazu wäre etwa der Waldulmer Kirchspielsspruch von 1507 gewesen (S. 17–20), der heute geradezu einer Interpretation bedarf.

Hier die Geschichte Waldulms vom 16.–20. Jahrhundert in vielen und auch spannenden Details herausgeholt und dargestellt zu haben, ist das wesentliche Verdienst von A. Hirth. Stellvertretend sei nur die sachliche Darstellung des Prozesses um eine „Hexe“ genannt, der in seinem Ausgang ganz vom Verhalten des Landesherrn (damals Württemberg!) abhängig war.

Im dritten Großkapitel behandelt A. Hirth Einzelthemen und subsumiert diese unter dem Titel „In Dorf und Flur“ (S. 48–95). Aus dieser breiten Themenpalette von Auswanderung über Reben, Wein, Stromversorgung, Post, Schule bis zum Wald und zur Wasserversorgung ist vor allem die Erörterung der Gewinn- und Flurnamen (S. 55–59) hervorzuheben, die auch deren Deutung nicht außer acht läßt.

Das obligatorische Verzeichnis von Münzen, Maßen und Gewichten (S. 94) ist m.E. informativ, nützlich und wichtig, um die zahlreichen Einzelzitate zuvor etwas mehr für die Realität aufzuschlüsseln.

Ein weiteres, das Buch abschließendes, Kapitel behandelt „Aus der Kirchengeschichte“ (S. 96–101) die Pfarrei, die Kirche, das Pfarrhaus und den Friedhof. Dieses Kapitel erscheint als etwas kurz und klein geraten, auch wenn zu bedenken ist, daß etwa in vorhergegangenen Kapiteln schon vieles zu diesem Thema vorweg gesagt wurde und darüber im Jahr 1988 eine eigene Schrift erschien (Andreas Glatz/Solveig Rieger, Geschichte der Pfarrei Waldulm). Man vermißt auch hier übrigens wesentliche Aussagen zur kirchlichen Organisation und Struktur, die m.E.

sehr stark im Zusammenhang mit der landes- und dorfherrlichen Struktur zu sehen sind. Zudem ist hierbei noch der Einfluß des Klosters Allerheiligen spürbar. Dazwischen standen aber die Menschen, über deren Alltag – wenigstens im 19. und 20. Jahrhundert – der Leser nicht allzuviel erfährt.

Die „Quellen und Nachweise“ (S. 102/103) sind äußerst komprimiert und dürftig aufgelistet. Gerade heute zeichnet eine gute Ortschronik sich sowohl durch eine verständliche Lesbarkeit als auch durch fundierte Belege aus. Die verständliche Lesbarkeit mögen die aktiven Leser – nicht nur die Käufer – dieser Chronik beurteilen. Für die wissenschaftlichen Belege ist der Autor verantwortlich, indem er diese als Quellen und als Literatur offenlegt. Die Literatur aber, die der Verfasser u.a. als „erhebliche Kenntnisse schon vorab einbrachte“ (vgl. S. 3), wurde in diesem Buch an vielen Stellen nicht vorgelassen, zum berechtigten Ärger der Betroffenen – soweit sie noch leben.

Dr. Dieter Kaufß

### **Heinz Günther Huber: Nußbach im Renchtal (Stadt Oberkirch)**

**Die Geschichte eines tausendjährigen Dorfes, 308 S., zahlreiche Abbildungen, Grimmelshausen Buchhandlung und Verlag, Oberkirch 1994, DM 39,80.**

Im Jahre 1994 konnte Nußbach am Eingang zum Renchtal auf 1000 Jahre seiner Geschichte zurückblicken. Dies war für Heinz Günther Huber der Anlaß, seinem Heimatort mit einer bestens gelungenen Chronik ein bemerkenswertes Denkmal zu schaffen. Die Vorarbeiten von 2 Jahrzehnten umfaßten ein enormes Pensum an aufwendigen Archivstudien, Fachliteratur und persönlichen Recherchen, wie etwa die in rund 150 Kassetten festgehaltenen Gespräche mit Ortsbewohnern. Bisweilen konnten auch schon vorliegende Forschungsergebnisse (z.B. von Carl Benz) mit verarbeitet werden. Der Verfasser, der

sich bereits mit einer ganzen Reihe von lokalgeschichtlichen Veröffentlichungen hervortat, bemühte sich – nach eigenen Angaben – darum, in seiner Arbeit „modellhaft methodisch neue Wege zu gehen“. Er ließ sich demnach von 6 Prinzipien der Darstellung leiten, denen offensichtlich durchweg entsprochen wurde: „Historisierung“ (Charakter der einzelnen Epochen auch in der Dorfgeschichte) und „Prozeßcharakter“ (Strukturwandel) neben „quellenbezogener Darstellung“ und der „Einbeziehung anderer wissenschaftlicher Disziplinen“. Den Themenkreisen vorangestellte gesamtgeschichtliche Einführungen ermöglichen dem Leser die mühelose Einordnung des dörflichen Geschehens („Entprovinzialisierung“), und das erklärte Anliegen des Autors, „Menschen im Mittelpunkt“ zu zeigen, sieht man in dieser Ortsgeschichte durchgehend verwirklicht: einfaches Volk und führende Kräfte (anschauliche Kurzbiographien) erscheinen als „Handelnde und Duldende“ in der Geschichte.

Der Verlag hat bei der äußeren Aufmachung des Werks nicht gespart. Es hat bei wenig über 300 Seiten (zweispaltig) ein handliches Querformat, Titel (Siegfried Walter) und Gestaltung (Wilhelm Benz) sind recht ansprechend. Reichhaltiges Bildmaterial (gute Reproduktionen von Urkunden, Buchillustrationen und Gemälden, von Post- und Landkarten sowie vorwiegend älteres Fotomaterial) begleitet den flüssig und mit wohlthuender Sachlichkeit geschriebenen Text, dem man überall Fachkompetenz und Engagement abspürt. Daß die Vielzahl der Quellenangaben drucktechnisch so sehr klein geraten ist, tut dem Gesamtbild sicher keinen Abbruch.

H. G. Huber gliederte den umfangreichen Stoff eines Jahrtausends in 4 epochale Abschnitte. Mit sicherer Hand führt er eingangs durch die Entwicklung „seines Dorfs“ im Mittelalter. Die Anfänge vermutet er aufgrund verschiedener Indizien (darunter auch der Ortsname) in karolingischer Zeit.

Die faßbare Geschichte Nußbachs basiert auf 2 Kaiserurkunden: 994 wurde die „curtis Nuzbach“ von Otto III. dem Reichskloster St. Margaretha in Waldkirch geschenkt, 1007 wechselte der Ort „Nuzpach“ unter Heinrich II. zum Bistum Bamberg. Den oft recht verwickelten Wandel der Besitzverhältnisse vor dem Hintergrund dynastischer Strukturen und ottonischer Reichskirchenpolitik überschaubar gemacht zu haben ist sehr anzuerkennen. Es wird deutlich, daß der „Nußbacher Hof“ als günstig gelegenes und gewinnbringendes Reichsgut begehrt war und eine zentrale Rolle bei der Kultivierung des vorderen Renchtals spielte. Vorangetrieben wurde diese vom Herzogshaus der Zähringer als Inhaber der Kirchenvogtei der bambergischen Besitzungen und Erbauer des „Schwabwegs“, der durch das Tal führenden Paßstraße über den Schwarzwald. Breiten Raum widmet der Chronist der Entstehung und Bedeutung der ersten Nußbacher Kirche und ihrer Abhängigkeit vom Kloster Allerheiligen.

Mit der detaillierten Beschreibung abgegangener und noch existierender Höfe und Siedlungen, die ursprünglich zum Nußbacher Hofverband gezählt wurden, beginnt im folgenden die Schilderung des Weges vom „Dinghof“ zum eigentlichen Dorf. Begriffe wie „Rentengrundherrschaft“, „Verdorfung“ und „Gewannflur“ (Flurnamen) sowie Kennzeichen mittelalterlicher Dorfgemeinschaft werden erläutert und außerdem Namen von Einwohnern im 14. und 15. Jh. aufgelistet. Die Beziehungen Nußbachs zur Burg Staufenberg beschließen den ersten Teil des Heimatbuchs: Nachdem das Schloß (Ganerbengemeinschaft) vorgestellt ist, erfährt der Lesende Interessantes über das zwischen vorderem Durbachtal und Renchtal sich erstreckende Waldgebiet (Hardtwald), das nach genau fixierten Ordnungen von der Bevölkerung der Umgebung genossenschaftlich genutzt und durch ein spezielles Waldgericht bis ins

18. Jh. hinein streng kontrolliert wurde. Hier kam es – vor allem in dem heute Nußbach eingemeindeten Herztal – schon im Spätmittelalter durch die Staufenberger zur Anlage ertragreicher Rebgüter. Staufenbergische Burgherren waren es auch, die sich der Nußbacher Pfarrkirche, zu deren Kirchspiel sie gehörten, in besonderer Weise verbunden fühlten. Die Einsetzung der „Nußbacher Frühmeßpfründe“ (nach 1346) ist dafür ein deutlicher Beweis. Auch literarisch fand diese Protektion ihren Niederschlag in der vom Ministerialen Egenolf um 1310 verfaßten „Maere“ von der schönen Melusine, die H.G. Huber – neben anderen Sagenstoffen – überzeugend interpretiert. „Nußbach in der frühen Neuzeit“ (16.–18. Jh.) ist der zweite Teil der Chronik überschrieben. Zunächst wendet sich der Autor dem Bauernkrieg 1525 zu: Der durch überzogene Abgabeforderungen und wohl auch durch das Gedankengut der Reformation ausgelöste Sturm auf das Kloster Allerheiligen, die Verbesserung der Lebensverhältnisse aufgrund des „Renchener Vertrags“, die anhaltende Renitenz der Bauern, die sich in einem kuriosen Streit um die Schweinemast im Hardtwald („Schweinekrieg“) entlud, waren markante Ereignisse in diesem Bereich der Ortenau. Deren Zugehörigkeit zu Vorderösterreich seit 1557 bedeutete für die Nußbacher, daß sie für geraume Zeit dem Landgericht Appenweier zugeteilt waren. Die exponierte Lage des Dorfs (Rheintal- und Renchtalstraße, Kehler Brücke) macht verständlich, daß das 17. Jh. den Menschen die „traumatischen Erfahrungen nicht mehr abreißender Kriege“ bescherte. 1620 wurde die Gemeinde erstmals Opfer marodierender Soldateska. Eine Einquartierungsliste führt noch heute vor Augen, wie den verängstigten Einheimischen mitgespielt wurde. Nicht besser erging es ihnen in den beiden folgenden Jahrzehnten, als ihnen vor allem die Schweden zusetzten, so daß nach dem Westfälischen Frieden gerade noch 13 Familien überlebt hat-

ten. Die nächste Welle der Heimsuchungen mit Brandschatzung und maßlosen Kontributionen kam schon wenig später in den Eroberungskriegen Frankreichs über das leidgeprüfte Gemeinwesen. – Hexenprozesse als Begleiterscheinungen der Entchristlichung und des moralischen Verfalls jener Epoche sind für die Ortenau vielerorts dokumentiert. Wie sich der todbringende Wahn in Nußbach und seiner Nachbarschaft auswirkte, ist der guten Quellenlage wegen für den Leser äußerst eindrucksvoll. – Trotz der Nähe Straßburgs konnte die Reformation in dieser Gegend kaum Fuß fassen. Innige kath. Gläubigkeit bestimmte statt dessen nach dem Konzil von Trient auch hier das kirchliche Leben. Prozessionen, religiöse Bruderschaften, die „Heilige Zeche“ an Himmelfahrt (ein bis 1813 beibehaltener Brauch), die Errichtung einer neuen, stilvollen Kirche mit später verschwundenen Malereien, mit „Heiliggrab“ und kostbaren Reliquien waren in der Barockzeit ebenso von Bedeutung wie der Neubau der noch heute oft besuchten „Wendelinuskapelle“ bei Bottenau und die erste Schule als Institution vor allem religiöser Unterweisung. Einen Rückschlag für so manche frommen Aktivitäten brachten die Ideen des aufgeklärten Absolutismus, die mit der Kirchenpolitik Josefs II. einhergingen. Schulreformen scheinen auch in Nußbach günstig aufgenommen worden zu sein, wie Beispiele zeigen, während die fragwürdig gehandhabte Ablösung von Frondiensten bei den Betroffenen Proteste hervorrief und sogar zu einer allerdings ergebnislosen „Demarche“ in Wien führte. Rebellische Unruhen zu Beginn der französischen Revolution berührten die Nußbacher offenbar nur am Rande. – Ein Abschnitt über die Auswirkungen der „demographischen Revolution“ des 18. Jh. auf das soziale Gefüge des Dorfs (Differenzierung) führt an die Schwelle des nächsten Säkulums. Das Zustandekommen einer dörflichen Unterschicht, fortschreitende Besitzzersplitterung, der

Anbau von Mais und Kartoffeln, Stallviehhaltung, Fruchtwechsel, bessere Bewässerung nach der Renchkorrektur, Obstbäume auf Allmendflächen und Ausweitung des Weinbaus waren schwerwiegende Neuerungen. Am Beispiel der Schneiderzunft macht H.G. Huber die Stellung des Handwerks klar. Auch in den napoleonischen Kriegen blieb Nußbach nicht verschont. Plünderungen, „so daß die Bewohner das meiste von ihren Habseligkeiten verloren“, erzwungene Dienstleistungen und die Last der Einquartierungen waren zu beklagen. Kein Wunder, daß die Gemeindefinanzen letztendlich völlig zerrüttet waren. Nußbacher zogen im badischen Aufgebot des Rheinbunds nach Rußland, Russen gerieten beim Gegenzug der Alliierten ins Renchtaldorf. Zu allem hin mußte die Einverleibung der Ortenau ins Großherzogtum Baden verkraftet werden.

Probleme der Verarmung im dörflichen Bereich, Ansätze sozialer Hilfe und Auswanderung (meist nach Amerika) kennzeichneten auch hier das Zeitalter der Restauration. Noch einmal wehte um die Jahrhundertmitte der Geist der Widersetzlichkeit durch Nußbach: der Lindewirt wurde zum Wahlmann für die Paulskirchenparlamentarier bestimmt, ein Lehrer organisierte eine Bürgerwehr, preußische Besatzer jagten später einen Fahnenflüchtigen und „brachten den Nußbachern Ordnung bei . . .“ – Der Häuserbestand der Gemeinde (eine umfangreiche Liste), ihre Verwaltung, die Angestellten und Aufgaben bis hin zur Brandbekämpfung, Wein- und Obstbau und das Schnapsbrennen als Nebenerwerb werden anschließend vorgeführt. Der deutsch-französische Krieg schreckte das Renchtal erneut auf, erlebte man den Beginn dieses Waffengangs doch aus nächster Nähe. Nach der Reichsgründung war man dann auch in Nußbach stolz darauf, Deutscher zu sein, feierte an den „Gedenktagen des Vaterlands“, verstand das Militär nun als „Schule der Nation“, und mancher er-

blickte bereits in der Dorfschule ein Instrument der Disziplinierung. Für die antiklerikale Kulturpolitik des Reichs jedoch hatte man kein Verständnis, man wählte fortan mit großer Mehrheit die kath. Zentrumspartei. Für sie zog der Nußbacher Bürgermeister Joseph Engelhardt von 1919–1933 als geachteter Abgeordneter in den Landtag.

Obwohl H.G. Huber in seinem Nachwort eine eigene Beschreibung der Schicksale seiner Heimat im 20. Jh. erwägt (wozu man ihn ermuntern möchte), hat er doch im Schlußteil – auf viele Zeitzeugen gestützt – die bis hierher wichtigsten Vorkommnisse sehr lebendig wiedergegeben. Was das kleine badische Dorf im ersten Weltkrieg, in der schwierigen Übergangsphase zur Republik, was es während der Inflation und der Weltwirtschaftskrise und im Vorfeld der Machtergreifung Hitlers erlebte, wird anekdotenreich nacherzählt. Es gab Leute, die sich den Nazis anpaßten und den „Führer“ bejubelten, als er 1939 durch die Ortschaft fuhr, es gab aber auch Mutige, die offen Widerstand leisteten und dafür zu büßen hatten. – Einen wahren Glücksfall für die Abfassung der Dorfchronik stellen die leider nicht vollständig erhaltenen Aufzeichnungen des Hauptlehrers Artur Frank dar (für die Zeit von 1936–48), die in Auszügen übernommen wurden. In ihnen werden die Kriegsjahre, der „Endkampf“, bei dem eine Artilleriestellung der Wehrmacht auf dem Meisenbühl beinahe zur Vernichtung des Dorfes geführt hätte, und die leidvolle Besatzung der Siegermächte treffend festgehalten. Es folgen die Grundzüge der „Bewältigung der Kriegsfolgen bis zur Dorfentwicklung“ (Wiederaufbau, Gewerbeansiedlung, moderne Infrastruktur, Vereinsleben und Nachkriegsgeschichte der kath. Kirchengemeinde). Kleine Einschübe über Nußbacher Dorfläden, Gasthäuser und Handwerksbetriebe sowie eine Würdigung der Tausendjahrfeier runden diese historische Rückschau ab.

Insgesamt also ein wertvolles, facettenrei-

ches „Sachbuch“, für jedermann lesenswert und dabei von beachtlichem wissenschaftlichem Niveau. Heimatbezogener Unterricht könnte von ihm profitieren, in Schul- und Gemeindebüchereien Mittelbadens sollte es nicht fehlen. – Willi Stächele, der Bürgermeister von Oberkirch (Nußbach ist seit 1974 Ortsteil der Stadt) wünscht in einem Grußwort dem Buch weitreichende Beachtung; dem möchte der Rezensent sich vorbehaltlos anschließen. Klaus Fessler

**Kurt Klein: Der Kinzigtäler Jakobsweg. Wanderführer durch den mittleren Schwarzwald vom Loßberg nach Schutterwald. Mit zahlreichen Aufnahmen des Verfassers sowie graphischen Darstellungen des Wanderweges von Horst Köble. Waldkircher Verlag, o.J. (1994). 220 Seiten, Broschur, DM 26,80.**

„Die Tat folgt dem Gedanken wie der Karren dem Ochsen!“ Dieses spanische Sprichwort findet sich im Vorwort, das Kurt Klein seinem neuesten Buch „Der Kinzigtäler Jakobsweg“ vorangestellt hat. „Wanderführer durch den mittleren Schwarzwald von Loßburg nach Schutterwald“ heißt es im Untertitel. Das klingt bescheiden, fast alltäglich und keineswegs ungewöhnlich. Und dennoch ist dieses Büchlein mehr als nur ein Wanderführer. Bevor nämlich diese Beschreibung eines ganz eigenen Wanderweges geschrieben werden konnte, mußte eine andere „Tat“ vollbracht werden: die Schaffung eben dieses Wanderweges. Es war Kurt Klein selbst, der die Idee hatte und sie in die Tat umsetzte. Und so ist es nicht nur verständlich, sondern fast zwangsläufig, daß Kurt Kleins Verhältnis zu diesem Wanderweg über die übliche Zuwendung des Wandernden hinausgeht. So wird denn auch immer wieder deutlich, daß der Autor zu „seinem“ Weg, aber auch zur historischen Jakobswallfahrt ein besonderes Verhältnis hat. Es ist geprägt von tiefer christlicher Verantwortung und Religiosität im

besten Sinne des Wortes, wobei auch immer wieder ein wenig rückblickende Wehmut des in die Vergangenheit schauenden historisch interessierten Autors durchschimmert. Der Heimatpreisträger des Ortenaukreises fordert mit seinen Erinnerungen an den großen historischen Pilgerweg des Mittelalters, den „Camino“, einen geistigen Nachvollzug der Jakobswallfahrt. Aber es wäre kein Klein-Buch, wenn nicht auch die so sehr geschätzten Eigenarten Klein'scher Beschreibungs- und Erzählkunst enthalten wären. Da kann man natürlich zuerst einmal – einfach mit dem Büchlein in der Hand – „den Weg finden“. Und es wird wieder deutlich, daß der Autor wahrlich jede Abbiegung, jeden möglichen Irrweg und buchstäblich jeden Stein, Giebel oder Brunnen „eigenfüßig“ geprüft hat. Über die Wegbeschreibung hinaus finden sich dann aber auch jene kleinen Geschichten am Rande, die das Büchlein sogar für Stubenhocker zum Erlebnis werden lassen. Übrigens: Kurt Klein begnügt sich nicht mit dem altehrwürdigen Grundsatz, dem „Volk aufs Maul zu schauen“, sondern versteht sich auch sehr wohl, uriger Redeweise anzupassen. Und so hat er, dank verwandter Sprachmelodie, seinen Gesprächspartnern so manche Geschichte entlockt. Der Leser wird seine Freude daran haben. Wollte man allerdings allen Hinweisen des Autors nachgehen, so dürfte es schwerfallen, die Tagesaufgaben zu bewältigen.

Wer also der gelben Muschel folgen will, sollte, obwohl ihn das Wanderzeichen auch sicher führen wird, Kurt Kleins Wanderführer unbedingt dabei haben. Sonst würde dem Wanderer sowohl Denkwürdiges als auch Vergnügliches entgehen.

Um mit Kurt Kleins eigenen Worten zu schließen: Auf dem Kinzigtäler Jakobsweg von Loßburg nach Schutterwald möge der Wanderer den Alltag vergessen, Schönheiten in Berg und Tal entdecken, Natur und Kultur genießen, dem Schöpfer in seiner Schöpfung begegnen, einsame

Wallfahrtsorte, Kirchen, Klöster, Kapellen, Burgen und Schlösser kennenlernen und zu Verehrungsstätten des Apostels Jakobus geführt werden.

Also dann: E Ulteia – auf geht's!

Erich Hermann

**Hrsg. von der Kommission f. geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg in Verbindung mit den Landesbibliotheken Karlsruhe und Stuttgart. Wolfgang Crom/Ludger Syré (Bearb.): Landesbibliographie von Baden-Württemberg. Bd. 11: Die Literatur des Jahres 1990 mit Nachträgen ab 1986. XX, 817 S., Kt. DM 110,-, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1994.**

Der Wert einer guten Bibliographie ist unbestritten, nicht allgemein bekannt mag das Buch sein, das seit 1973 die Titel der gedruckten Texte, die sich mit Stoffen aus dem Lande Baden-Württemberg beschäftigen, gesammelt publiziert. Mit dem 11. Band der Reihe tritt das Projekt nach dem Willen der herausgebenden Kommission in das Stadium der regelmäßigen jährlichen Berichterstattung ein, die jeweils die vier Jahre zuvor erschienene Literatur erfaßt. Die Ausgabe, die hier angezeigt wird, nennt für das Jahr 1990 (mit Nachträgen) 8066 Titel aus vielen verschiedenen Textsorten, wie Adreßbüchern, Anschriftenverzeichnissen, Bildbänden, dichterischen und belletristischen Einzelwerken, Katalogen, Lexikonartikeln, Monographien, Sonntagszeitungen, Vereinsmitteilungen, Wanderführern u.a. Die Themenfülle wird für den Benutzer hilfreich aufgelistet in die Bereiche „Allg. Literatur, Orte und Regionen, Personen“, denen ordnen sich wiederum Abteilungen unter und lassen auf 10 Seiten Inhaltsverzeichnis kaum ein relevantes Stichwort aus. Verfasser-, Titel- und Sachregister sowie Verweise zwischen den Nummern erschließen die 817 Seiten sorgfältig und übersichtlich.

Das Einzugsgebiet des Historischen Ver-

eins ist, soweit wir sehen, sehr gut vertreten. Unter den Zeitschriften von „Aalener Jahrbuch“ bis „Ygma“ stehen nicht nur die traditionsreichen Großen, wie „Die Ortenau“, „Badische Heimat“, „Bühler Heimatgeschichte“, „Geroldsecker Land“ oder das „Heimatbuch des Landkreises Rastatt“ mit allen Beiträgen, sondern auch die dem Umfang nach kleineren „Aqua“, „s'Bliwiel“, „Der Altvater“ und „Der Schwarzwald“. Dann die Einzelschriften von H. G. Huber, Dieter Kauß, Hans-Martin Pillin u.a.

Besonders aber bedankt man sich für die Hinweise auf weniger bekannte Veröffentlichungen, die jenseits unseres Fachbereiches und Raumes erschienen, so wenn „Der Badische Winzer“ vom Naturschutz der Rebbauern im Herztal, das „Regio-Magazin“ vom letzten Besenbinder im Renchtal, die „Bauwelt“ über das „Haus zum Pflug“ in Lahr berichten, oder 9 Nummern (darunter einmal „Die Ortenau“) den Dichter Grimmelshausen betreffen.

Der Band erweist sich als eine überreiche Fundgrube an Literatur, die, wenn man sich läßt, über das reine Nachschlagen hinaus zum gespannten Lesen verführen kann. Zweifellos mögen gerade das vielfältige Angebot und der Preis manchen möglichen Käufer abschrecken, Bibliotheken von Stadtarchiven jedoch und Mitgliedergruppen unseres Vereines, die, fern der großen Verleihinstitute, oft unter Informationsmangel leiden, sei das Werk warm empfohlen.

Karl Maier

**Ursula Kröll, Glaskunst im Schwarzwald. Von Glashütten, Alchemisten und schönen Gläsern. Waldkircher Verlag, Waldkirch 1994, 167 Seiten, zahlreiche Abbildungen, DM 29,80. ISBN 3-87885-276-2.**

In diesem Buch werden die neuesten Erkenntnisse zum Thema Glas zu einer umfassenden, ganzheitlichen Aussage zusammengestellt. Glas erscheint hier nicht



nur als ein Produkt mit all seinen Schwierigkeiten und Reizen, sondern auch in seiner Fertigung, als mühevolleres Handwerk. Die Geschichte der Glashütten wird ebenso dargeboten, wie die der Glasträger und ihrer Compagnien. Glas wird vorgestellt als Industrieprodukt, aber auch als Mittel der Kunst bis hin zur Glasharmonika und Glasharfe. Schöne Gläser wie auch die gläserne Märchenwelt machen den Leser bekannt mit dem Geheimnisvollen und Faszinierenden am und um das Glas. Damit zeigt dieses Buch einen wichtigen Bereich der handwerklichen und bäuerlichen Lebenswelt im Schwarzwald und darüber hinaus auf.

Dr. Dieter Kauß

**Ulrike Lange, Glauben Daheim. Zeugnisse evangelischer Frömmigkeit. Zur Erinnerung. Zimmerdenkmale im Lebenslauf. Kassel. Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal 1994, 252 Seiten, zahlreiche Abbildungen. DM 44,50. ISBN 3-924447-09-8.**

Taufe, Konfirmation, Hochzeit und Beerdigung waren und sind die wesentlichsten Lebensstationen eines Großteils der Bevölkerung, besonders im ländlichen Bereich. Sie sind im Glaubensleben fest verankert und spielen in der menschlichen Erinnerung eine große Rolle. Entsprechend vielfältig und reich sind daher auch die Zeugnisse des Glaubens daheim und der Zimmerdenkmale in den eigenen vier Wänden. Die Autorin hat darüber eine Ausstellung aus dem fränkisch-hessischen Bereich konzipiert, die in Tüchersfeld und Kassel gezeigt wurde. Diese wurde durch den vorliegenden Katalogband ergänzt und vertieft. Dabei werden für den Leser Parallelen und Ähnlichkeiten anderer Gegenden ersichtlich. So erweist sich diese Veröffentlichung als sehr anregend und informativ. Man könnte sie genauso für eine andere Landschaft erstellen und um die katholische oder jüdische Glaubenswelt erweitern.

Dr. Dieter Kauß

**Hans-Otto Mühleisen, Das Vermächtnis der Abtei: 900 Jahre St. Peter auf dem Schwarzwald, Badenia Verlag Karlsruhe, 2. Auflage 1993, 521 S.**

Am 27. Oktober 1806 notierte Abt Ignaz Speckle von St. Peter (\*1754/Hausach) in sein Tagebuch „So muß also bei Wiederherstellung des Namens der H[erzö]ge von Zähringen das älteste Denkmal derselben in Breisgau zernichtet werden“. Über das altherwürdige Benediktinerkloster auf dem Schwarzwald, eine Stätte des Gebets, ein Zentrum der Kunst und Wissenschaft, war von der großherzoglichen Regierung das „Aus“ gesprochen worden. Die grausame Ironie des Schicksals hatte es zuwege gebracht, daß der Markgraf von Baden, der eben erst zur Würde eines Großherzogs aufgestiegen war und dazu den Traditionstitel eines „Herzogs von Zähringen“ angenommen hatte, die Mönche von St. Peter als die Hüter der alten Zähringergräber von ihrem Wirkungsort vertrieb. Wohl blieb dem Kloster St. Peter als Gebäudekomplex das Schicksal anderer Klöster – wie Schuttern, Schwarzach, Ettenheimmünster, Allerheiligen – erspart. Einige Jahrzehnte nach der Aufhebung erfuhr es durch die Einrichtung des Priesterseminars der Erzdiözese Freiburg eine neue sinnvolle Zweckbestimmung. Was aber der Kunstsinn und der Sammelleifer der Mönche in über 700 Jahren geschaffen, erworben und bewahrt hatte, das wurde größtenteils in andere Orte, vor allem in die Residenz Karlsruhe, geschafft. „900 Jahre St. Peter auf dem Schwarzwald“ wollte von den Veranstaltern (Priesterseminar der Erzdiözese Freiburg und Gemeinde St. Peter/Schwarzwald) nicht als ein Anlaß zum Jubilieren verstanden sein, sondern präsentierte sich als großartiges Angebot zum Nachdenken über „Das Vermächtnis der Abtei“ in einer vielbesuchten Ausstellung und einer Vortragsreihe namhafter Forscher, deren Ausführungen im vorliegenden Band dokumentiert vorliegen: *W. Reinhard*, Ehrensaal der Geschichte? Die „Äbte-Galerie“

im Kreuzgang von St. Peter und das Bild des Konvents von der eigenen Vergangenheit – *F. Kern*, Philipp Jakob Steyrer – Abt und Wissenschaftler. – *A. Schmidt OSB*, Das ideale Leben des Patrons. Der Benediktzyklus von Franz Ludwig Herrmann. – *C.-P. Warncke*, Die Seele am Kreuz. Emblematische Erbauungsliteratur und geistliche Bildkunst am Beispiel eines Dekorationsprogramms im Kloster St. Peter – *H. Brommer*, Raum und Zeit im Verständnis der Barockzeit. Zum Bildprogramm der Treppenhäuser und des kleinen Speisesaals in der ehemaligen Abtei St. Peter – *Gregor M. Lechner OSB*, Geheimnisvolle Bibliothek. Die Ewige Weisheit als typisches Bibliotheksprogramm der Aufklärungszeit. – *G. Neumann*, Gedächtnismahl und Liebesmahl. Das Bildprogramm des „Fürstensaales“ von St. Peter – *H.H. Hofstätter*, Frauenbilder im Männerkloster. Zur Ikonographie des Frauenbildes am Beispiel eines barocken Benediktinerklosters. – *H. Schneble*, Krankheit und Behinderung in der Ikonographie des Klosters St. Peter. – *V. Huth*, Appellatives Stiftergedenken, oder: Selbstverteidigung mit künstlerischen Mitteln. I. Befunde und Gedanken zu einem barocken Gemäldezyklus aus dem Kloster St. Peter. II. Zähringerbildnisse aus dem Kloster St. Peter, seit 1836 im Besitz der Großherzöge und Markgrafen von Baden. – *H. Wischermann*, Der Petrus-Zyklus in der Klosterkirche von St. Peter im Schwarzwald. Bemerkungen zum vierfachen Bildsinn im Barock. Den breitesten Raum nimmt der Katalog zur Ausstellung (Redaktion: *B. von Savigny*) ein, den *A. Raffelt* verfaßt hat, von dem auch das umfangreiche Verzeichnis „Literatur zum Kloster und Ort St. Peter im Schwarzwald“ stammt. Er folgt dem vierteiligen Aufbau der Ausstellung.

I. Gründungszusammenhang und Geschichte des Klosters. Im Jahre 1095 – zwei Jahre nach der Gründung der Schwarzwaldabtei durch Herzog Bertold II. von Zähringen – bestätigte Papst

Urban II. diese Stiftung. St. Peter war damit der päpstliche Schutz sowie die freie Abt- und Vogtwahl garantiert. Die Zähringer sicherten sich durch die Stiftung des Klosters, das sie für sich zur Grablege bestimmten, das liturgische Gedenken über den Tod hinaus. Die Darstellung „Stiftung und Aufnahme des Klosters St. Peter in päpstlichen Schutz“ im Festsaal der ehemaligen Abtei (vermutlich von J.M. Sauer, nach 1722) besaß „eindeutig politische Funktion“. Seit der Wahl Abt Ulrich Bürgis (1719–1739) war das Kloster beständig mit habsburgischen Versuchen konfrontiert, die Privilegien der Abtei einzuschränken. Durch das seit dem Mittelalter bekannte Motiv sollte „die rechtliche wie geistliche Legitimation der alten Freiheitsrechte gegenüber Wien“ dokumentiert werden.

II. Bautätigkeit, künstlerisches Schaffen, wissenschaftliche Interessen im 18. Jahrhundert. In diesem Jahrhundert glich St. Peter jahrzehntelang einer Großbaustelle. Bauleute, Künstler, Kunsthandwerker und die Mönchsgemeinschaft, in der die Themen für die Sprache des Baus formuliert wurden, schufen als heute noch erhaltenes „Vermächtnis der Abtei“ einen Gebäudekomplex als „Gesamtkunstwerk, das den Bedürfnissen der Abtei entsprach und das sich bis heute harmonisch mit der Schwarzwaldlandschaft verbindet“. Es war von bedeutenden Künstlern geschaffen: Peter Thumb, J.A. Feuchtmayer, J. Chr. Wenzinger, J. Hörr und Matthias Faller (1707–1791). Letzterer, der Sohn eines Schwarzwaldbauern aus Neukirch, war 1735 als Novize in St. Peter eingetreten und wurde einer der berühmtesten Klosterbildhauer des südbadischen Raumes und verkörperte so in seinem Leben die Kurzformel der Benediktsregel „ora et labora“. Der gleiche Geist brachte in diesem Jahrhundert berühmte Mönchsgelehrte hervor wie den Abt Steyrer, einen fruchtbaren Schriftsteller und Förderer der Künste, den Mathematiker und späteren Freiburger Universitätsprofessor Thad-

däus Rinderle oder den letzten Abt von St. Peter, Ignaz Speckle, den Herausgeber eines in seiner Art einmaligen Kirchenatlases.

III. Der klösterliche Alltag und die Abtei als politische Herrschaft. Über den Alltag der über 200 aufgehobenen Klöster der alten Diözese Konstanz sind wir durch die st. petriner Quellen am besten informiert. Von 1659–1806 liegen die Kapitelprotokolle lückenlos vor. Sie sind die authentischste Wiedergabe des Klosterlebens, das sich für manche Tage bis auf die Stunde genau rekonstruieren läßt. Von den Tagebüchern der beiden letzten Äbte liegt das von Ignaz Speckle, eine der wichtigsten Quellen für die Forschung zur Säkularisation im deutschen Südwesten, seit drei Jahrzehnten gedruckt vor. Das achtbändige Tagebuch von Abt Steyrer dagegen „harrt noch einer entsprechenden Bearbeitung“. Die „Abtei als politische Herrschaft“ definieren die Verfasser als eine „machtpolitische ‚Zwischenlage‘: Übergeordnete Instanz war das Kaiserhaus in Wien, vertreten durch die vorderösterreichische Regierung [in Freiburg]. Nach unten, d.h. gegenüber den Untertanen, war die Abtei selbst politische Herrschaft.“ Von erstaunlich perfekter Administration zeugen die Zins- und Steueraufstellungen ebenso wie die hervorragenden kartographischen Vermessungen und die Beschreibung der klösterlichen Herrschaft auf der Grundlage älterer Herrschafts- und Verwaltungsdokumente.

IV. Die Klosterbibliothek von St. Peter und ihre mittelalterlichen Handschriften. Höhepunkte waren die vierzig schönsten Handschriften aus dem ehemaligen Klosterbesitz wie der „Legenda aurea“ des Jacobus de Voragine (Elsaß, 15. Jahrhundert), das „Breviculum ex artibus Raimundi Lulli electum“ (Nordfrankreich, um 1320) und das berühmte Pergamentblatt mit der Darstellung „Marcus Evangelista“ aus dem st. petrinen Evangelistar (vermutlich Trier, um 1000). Die meisten dieser Handschriften stammten ur-

sprünglich nicht aus St. Peter, wiesen aber gewissermaßen durch ihr hohes Alter als „Pfad in die Gründungszeit des Klosters“ (H.-O. Mühleisen). Als vorletzter Abt hatte Philipp J. Steyrer (1749–1795) fast während seiner ganzen Amtszeit gegen die staatskirchlichen Bestrebungen Maria Theresias und Kaiser Josephs II. zu kämpfen. Der badische Markgraf Karl Friedrich begann, dem Wiener Hof darin nachzueifern. So wurden nach und nach von Wien aus die Privilegien der Klöster aufgehoben, um sie als Fremdkörper im rational organisierten Staatswesen zu beseitigen. Novizen durften bald nur noch in beschränkter Zahl aufgenommen werden, die Verbindung zu ausländischen Klöstern wurde untersagt. 1782 überlebte St. Peter das erste Klosteraufhebungspatent Josephs II., nachdem das Kloster 1778 für teures Geld die Kastvogtei von den Habsburgern zurückerworben und Joseph II. die Existenz des Klosters garantiert hatte.

Werner Scheurer

**Bernd Ottnad (Hrsg.), Baden-Württembergische Biographien. Herausgegeben im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Band 1: Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1994, 408 Seiten, Leinen. 48,- DM.**

Der nunmehr vorliegende erste Band der Baden-Württembergischen Biographien schließt sich an drei Bände Badischer Biographien desselben Herausgebers an. Diese hatten die Lebensläufe der ab 1900 Verstorbenen in Baden aufgenommen. Die vorliegende neue Reihe, die für das ganze Land Baden-Württemberg gilt, enthält die Biographien Verstorbener ab 1952, dem Zeitpunkt des Zusammenschlusses von Baden und Württemberg zu einem neuen Bundesland. Die Reihe der „Badischen Biographien“ wird übrigens fortgeführt für die zwischen 1910 und 1951 verstorbenen Persönlichkeiten aus Baden.

Insgesamt enthält der neue Band 185 Bio-

graphien, davon nur 11 von Frauen. Unter den 103 Autoren sind auch nur vier Frauen. Der Herausgeber hat den Verfassern einen weiten Spielraum gelassen, so daß viele lebendige Darstellungen die Lesbarkeit erleichtern und die Aufmerksamkeit fesseln.

Für den Bereich der Ortenau sind die Biographien der folgenden Persönlichkeiten besonders aufschlußreich: Franz Burda (S. 50–52), Joachim Freiherr von der Goltz (S. 117–119), Gerhard Franz Friedrich Graf (S. 121/122), Rolf Haebler (S. 126/127), Fritz Langenbeck (S. 206/207), Karl-Friedrich Müller (S. 245–247), Hermann Schilli (S. 320–322), Gottlob Schloerer (S. 335/36), Paul Schwörer (S. 348–350) und Otto Ernst Sutter (S. 360–362).

Dr. Dieter Kauß

**Hans-Martin Pillin, Die Geschichte des Luftkurortes Lautenbach, Bd. I. Von den Anfängen bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, 204 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Lautenbach 1994.**

Über 200 Seiten umfaßt die neueste lokalgeschichtliche Abhandlung aus der Feder des nicht nur durch seine Dissertation auf dem Feld der Landes- wie Lokalgeschichte bestens ausgewiesenen Autors. Kritisch und systematisch – mitverbürgt durch die umfangreiche Bibliographie – und zugleich anschaulich und lebendig – und dieser Spagat gelingt – läßt sie die schon im Inhaltsverzeichnis breit thematisierte und dadurch gut zugängliche Geschichte des Luftkurortes Lautenbach vor dem geistigen Auge Gestalt gewinnen. Sie vermittelt dabei auf so gut wie allen Forschungsfeldern neue Erkenntnisse. Von den Archiven Straßburgs über das Freiburger Diözesanarchiv hin zum Gemeindearchiv Lautenbachs schlägt sich denn auch der Bogen der Recherchen, um auch das Stadtarchiv Freiburg, bisher nie berücksichtigte Archivalien des Generallandesarchivs und die Regesten des Markgrafen

von Baden und Hachberg sowie das örtliche Pfarr-, Gemeinde- und Schularchiv miteinzubeziehen und so eine lückenlose Darstellung bis zum Zusammenbruch nach 1918 zu leisten.

Die jede Epoche treibenden, aber sie auch tragenden Kräfte – und sie interessieren immer mehr – kommen denn auch schon bei der Darstellung der Entstehung der Streusiedlung Lautenbach im Mittelalter zu ihrem Recht, etwa in der Gestalt der Besitzungen des Klosters Allerheiligen oder des Nußbacher Hofes auf der Gemarkung der heutigen Gemeinde. Interessante Kapitel zur Organisationsform bäuerlichen Wirtschaftens in Mittelalter und früher Neuzeit folgen. Not wie Chancen durch die heraufkommende Maschinenzeit in Gestalt der Industriellen Revolution kommen ebenfalls zur Sprache.

Zu Recht breiten Raum widmet der Autor der fast ein halbes Jahrtausend währenden Zeitspanne der bischöflich-straßburgischen Herrschaft über die Raumschaft, um dann ebenfalls ausführlich die prägende Kraft der Familie von Neuenstein in Spätmittelalter und früher Neuzeit abzuhandeln.

Daß der Ort auch nicht von den verschiedensten Kriegsfurien verschont blieb, belegen die Kapitel zu Bauernkrieg, Dreißigjährigem Krieg, den Kriegen Ludwigs XIV. sowie den Napoleonischen Kriegen. Ebenfalls sehr ausführlich gibt der Verfasser den kirchlich-religiösen Verhältnissen des Ortes in seiner Zeit der Zugehörigkeit zum Bistum Straßburg Raum. Hier ist ebenso interessant von Lautenbach als Teil der Pfarreien Oberdorf und Oberkirch zu lesen wie vom aufstrebenden Marienwallfahrtsort. Heute noch Wahrzeichen des Ortes, erfährt die Wallfahrtskirche Mariä Krönung als Kleinod im Renchtal die ihr gebührende Würdigung. Besonders wertvoll ist die Berücksichtigung aktuellster Forschungsergebnisse zur Baugeschichte der Kirche und hier besonders des Hochaltars. In der Folge beschreibt Pillin die im Gefolge von Luneville und

Mediatisierung entstehende politische Gemeinde anhand der Verträge von 1815 in ihren Organen Bürgermeister, Gemeinderat, Bürgerausschuß, Stabhaltern und Bediensteten der Nebenorte Winterbach und Sendelbach.

Das Gemeindewappen von Lautenbach, die präzise an der Quellenlage belegte politische Gesinnung der Bevölkerung von Lautenbach sowie die Darlegung der schwierigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse samt ihrer Folgen nach den Schicksalsjahren 1802/03 schließen sich an.

Privatleute, die ihr Erblehen käuflich abzulösen versuchten, mußten geradezu im Ruin landen oder – auch das geschah oft – in der Auswanderung nach Übersee verzweifelt ihr Heil suchen. Daß aber auch in der Heimat solidarisch der Armut gegensteuert wurde, belegt der Autor ebenfalls.

Doch auch Aktiva waren zu vermelden: Neue Erwerbsquellen und Berufe entstanden im Gefolge der „Industriellen Revolution“ in Gestalt der Holzstofffabrik Hubacker, der Sägemühle Lautenbach, der Steinbrüche des Ortes und nicht zuletzt der Renchtaleisenbahn, die dem zögerlich aufkommenden Fremdenverkehr kräftige Impulse geben sollte.

Immer parallel zur großen Geschichte weiß der Autor weiter über die Stoßwellen der 48er Revolution, des Deutsch-Französischen Krieges sowie des ersten Weltenbrandes in diesem Jahrhundert bis hin in den Ort anschaulich zu berichten.

Ein letzter großer Abschnitt ist der Entstehung der Pfarrei Lautenbach gewidmet, um schließlich interessante Details der Geschichte der Volksschule in großherzoglich-badischer Zeit ans Tageslicht zu fördern. Gebührender Raum ist schließlich für die vielfältigen Aktivitäten der entstehenden Lautenbacher Vereine vorgesehen. Der Interessierte kann hier viel über die Wurzeln der auch heute noch intakten Vereinsgemeinschaft erfahren.

Das Buch geriet summa summarum – der

Autor hat schon einige Stadt- und Ortsgeschichten verfaßt – nicht zu einer leicht verwechselbaren Kopie mit der Historie von Orten der Raumschaft, sondern ist ein unverwechselbares, auch breit illustriertes Original. Prägnante Momente des historischen Geschehens ermöglichen es zudem leicht, in einer Zeit, die nur zu gern ihre Wurzeln vergißt, der nachwachsenden Generation Zugänge zu dem zu ermöglichen, was war. Dem „Wissen wollen, wie es gewesen“, legt dieser I. Band ein ausgezeichnetes Fundament.

Ludwig Huber

**Gerhard Taddey-Joachim Fischer (Hrsg.), Lebensbilder aus Baden-Württemberg. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1994. – 18. Band der als Schwäbische Lebensbilder eröffneten Reihe –**

In diesem Band befindet sich (S. 224–249) eine Biographie des aus Achern stammenden Regierungsbeamten und Revolutionärs Joseph Ignaz Peter (1789–1872) von F. X. Vollmer.

**Franz X. Vollmer, Joseph Ignaz Peter, Regierungsbeamter und Revolutionär (1789–1872) in: Lebensbilder aus Baden-Württemberg, 18. Band, Stuttgart 1994, S. 224–249.**

In der Reihe „Lebensbilder aus Baden-Württemberg“ skizziert Franz Xaver Vollmer, ein hervorragender Kenner der Revolution 1848/49, in Band 18, 1994, S. 224–249 das Lebensbild des Joseph Ignaz Peter (1789–1872). Vollmer muß sich bei der Beantwortung der Frage „Wer also war dieser Peter wirklich?“ in Ermangelung politischer Publikationen und persönlicher Memoiren Peters hauptsächlich auf dessen handgeschriebene 2 Bände „Jugend-Erlebnisse“ stützen, die Rechenschaft geben wollen über die Jahre 1789

bis 1818, und auf dessen kurze, im Exil verfaßte „Biographische Skizze“ von 1859, in der Peter sein Wirken von 1818 bis 1859 zusammenfassend interpretiert. Die genannten Aufzeichnungen Peters erlauben es Franz X. Vollmer, unter Hinzuziehung der wenigen zur Verfügung stehenden Hinweise zu Peter aus der Feder von Zeit- und Augenzeugen bislang noch nicht erarbeitete Details zu Leben und Wirken Peters in einem klar strukturierten und sprachlich brillant formulierten Aufsatz zu präsentieren. Vollmer liefert – soweit dies die Quellenlage zuläßt – präzise Angaben zu Herkunft und Prägung der Kindheit Peters, zu dessen Schulzeit und Studium, zu Peters Wende und Versuche der Neuorientierung in den Jahren 1811–1818, sodann für die Zeitspanne 1818–1847, in der Peter sich vom badischen Beamten zum „politischen Märtyrer des Vormärz“ entwickelt. Dem schließt sich das Hauptkapitel dieses Aufsatzes an, das den Titel trägt „Im Rampenlicht der Revolution von 1848/49“. Im Anschluß daran beschäftigt sich Vollmer noch kurz mit dem letzten Lebensabschnitt Peters, der die Jahre 1849–1872 umfaßt und in dessen Mittelpunkt „Exil und Heimkehr“ standen. Im letzten Kapitel mit der Überschrift „Wertungen“ unternimmt Vollmer den gelungenen Versuch, unter Heranziehung von Urteilen, die Zeit- und Augenzeugen abgaben, Leben und Werk des Joseph Ignaz Peter zusammenfassend zu würdigen.

Die jeweiligen Denk- und Verhaltensweisen Peters, die Vollmer zurecht nicht nur als Ergebnis der Charakteranlagen dieses Mannes sieht und beleuchtet, sondern immer auch als Reaktion auf die historischen Gegebenheiten und Veränderungen, bringen Vollmer zu folgenden Erkenntnissen: Die wechselhaften Lebensstationen des aus dem bürgerlichen Milieu der badischen Kleinstadt Achern stammenden Joseph Ignaz Peter, der es nach seinem Jura-Studium unter anderem zum großherzoglich-badischen Regierungsdirektor des

Seekreises brachte, der 1841 zum Abgeordneten der Zweiten Badischen Kammer und 1848 zum Abgeordneten der Nationalversammlung in Frankfurt gewählt wurde, sodann 1848 von den Revolutionären um Hecker zum Statthalter im Seekreis und 1849 während der badischen Revolution zum Mitglied des Landesausschusses der Volksvereine und schließlich zum Mitglied der geheimen Kriegskommission ernannt bzw. gewählt wurde, spiegeln „ein exemplarisches oberrheinisches Schicksal in Spannung zwischen Altem und Neuem, zwischen Monarchie und Republik, zwischen Deutschland und Frankreich“. Jedoch hatte Peter nach den minutiösen Recherchen Vollmers „dank seines Naturells, seiner Biographie und seines Alters nicht das Zeug zum unerbittlichen Revolutionär“ und ist folglich „für die große Geschichte keiner der Verursacher und Täter“.

Die zahlreichen Einzelheiten, die in diesem Aufsatz lückenlos zusammengetragen wurden und zu den zitierten Schlußfolgerungen führten, machen Vollmers Forschungsbeitrag über Joseph Ignaz Peter zu einer gewinnbringenden Lektüre, bei der die an der Forschung Interessierten jedoch Fußnoten mit exakten Hinweisen zu den Belegstellen vermissen.

Dr. Hans-Martin Pillin

**Karl Otto Watzinger, Ludwig Frank. Ein deutscher Politiker jüdischer Herkunft. Mit einer Edition: Ludwig Frank im Spiegel neuer Quellen. Bearb. von Michael Caroli, Jörg Schadt und Beate Zerfaß. Sigmaringen: Thorbecke Verlag 1995, 210 Seiten mit zahlr. Abb., DM 39,80.**

Der Politiker und Jude Ludwig Frank – 1874 in Nonnenweier geboren und zu Beginn des Ersten Weltkrieges als Kriegsfreiwilliger in Lothringen gefallen, bevor er seine Funktion als „Kronprätendent“

der deutschen Sozialdemokratie so recht antreten konnte – ist bislang ohne umfassende Biographie geblieben. Auch Watzingers Buch wird, um es vorwegzunehmen, diesem Anspruch nicht gerecht; aber es ist – da der Weg zu einer gültigen Biographie noch weit scheint, wenn sie denn überhaupt je zu erwarten ist – doch eine nützliche Zwischenbilanz auf dem Wege dorthin.

Watzinger, der u.a. durch seine „Geschichte der Juden in Mannheim 1650–1945 mit 52 Biographien“ ausgewiesen ist, gliedert sein Buch in zwei Teile. Die eigentliche biographische Darstellung umfaßt nur knapp 80 Seiten; ihr folgt ein umfangreicherer „Quellenanhang“, der Artikel und Reden, Briefe (u.a. an Adolf und Marie Geck, Karl Kautsky, Gustav Mayer, Else Belli, Theodor Heuss, Wilhelm Kolb), das Testament, Dokumente über die Suche nach dem Grab sowie als letztes Nachrufe und Erinnerungen bietet, die der Herausgeber des Bandes, das Stadtarchiv Mannheim, seit längerem in mühevoller Sucharbeit zusammengetragen und kundig kommentiert hat. Überschneidungen mit den von Hedwig Wachenheim bereits 1924 herausgegebenen „Aufsätzen, Reden und Briefen“ wurden dabei weitgehend vermieden.

Dieses offenkundige Mißverhältnis zwischen Darstellung und Materialenteil hängt eng mit der Quellenlage zusammen, denn ein schriftlicher Nachlaß Franks existiert nicht. Watzinger tut sich in seinem biographischen Zugriff denn auch relativ schwer, so daß die von ihm selbst beklagte Feststellung, Frank bleibe als Mensch in unserer Vorstellung weithin blaß, auch nach diesem Band notwendig bestehen bleibt; boten sich dem Autor für die Konturierung seines Gegenstands doch vor allem politische und programmatische Selbstaussagen Franks an. Von diesen wie von Urteilen Dritter macht er denn auch ausgiebig Gebrauch, besonders gegen Schluß – worunter die Eigenständigkeit seines Urteils mitunter leidet. Dabei gerät

auch der „Sonderfall eines Politikers“ etwas ins Hintertreffen, der sich anhand der Korrespondenz und der persönlichen Erinnerungen und Nachrufe, etwa von Monty Jacobs, eindrücklicher erschließt. War Frank doch von seiner Abstammung her die sichere Art der Landjuden eigen, die im dankbaren Gefühl des auskömmlichen Miteinanders mit der nichtjüdischen Majorität gerade die sozialen und patriotischen Seiten seines Wesens besonders reich zur Entfaltung brachte. Geradezu exemplarisch sichtbar bereits in Franks Abiturrede von 1893 über Lessings „Nathan“, wo der 19jährige aus dem Emanzipationsversprechen auch persönliche Konsequenzen einfordert: „Wenn wir ganz im Geiste des großen Reformators aufgehen wollen, müssen wir die Wahrheit nicht bloß suchen, sondern auch die praktischen Folgerungen aus ihr ziehen. Wir müssen gerecht werden, wir müssen ein Herz haben für die Leiden der Tiefstehenden (...). Unser Streiten sei ein Streiten um das Wohl aller im Dienste der Allgemeinheit“.

Watzinger hat diesem Aspekt im Untertitel seines Buches Rechnung getragen, der der Formel vom „deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens“ nachempfunden ist, ohne ihm weiter große Beachtung zu schenken. Der Schwerpunkt seiner Darstellung liegt vielmehr auf der Verdeutlichung hergebrachter Fragestellungen, wie sie vor allem im Wandlungsprozeß vom „radikalen“ Sozialisten zum Revisionisten zu sehen sind. Für Frank war dies zugleich ein Weg vom sozialdemokratischen „Hoffnungsträger“ und präsidenten Bebel-Nachfolger zum süddeutschen Repräsentanten eines innerparteilichen Oppositionskurses. Die Bruchlinie bildet hierbei der Kampf um die Budgetbewilligung um 1910 – er scheidet die „orthodoxen“ Anfänge Franks, der sich besondere Verdienste um die Organisierung der Jugend erworben hatte, deutlich von seiner späteren Zeit, die geprägt ist von der Option für eine Großblockpolitik, aber auch von sei-

nen Bemühungen um die Bewahrung des Friedens in letzter Stunde (Friedenskonferenzen von Bern und Basel 1913 bzw. 1914). Dabei zeigt Watzinger – und die beigegebenen Dokumente unterstützen dies eindrucksvoll – in welchem Maße Franks Positionen nicht nur den Kampf gegen sozialdemokratische Orthodoxie verlangten, sondern auch den persönlichen Einsatz um seiner Selbstachtung willen. „Man muß dem Gott in sich mehr folgen als den Beschlüssen eines Parteitags“, hatte er an eine Freundin geschrieben, bevor er zusammen mit seinen Anhängern in die Acht Bebel's und des Magdeburger „Parteikonkzils“ geriet.

1914 ist der Mann gefallen, dessen parlamentarische Immunität, wie er kurz zuvor noch humorvoll-besorgt gemeint hatte, die tödliche Kugel nicht achtete. Die eigentliche Auslöschung und Vernichtung dessen jedoch, wofür Frank gekämpft hatte und gefallen war und damit auch seines Gedächtnisses, erfolgte 1933, und da gleich doppelt: einmal mit dem Widerruf der allgemeinen Emanzipation im Sinne einer Republik der Gleichen und Freien, dann aber auch mit der gewaltsamen Zurücknahme und Aufkündigung der jüdischen Emanzipation. Manfred Bosch

**Horst Hoferer, Frage die Steine! – Bildstöcke und Kreuze im Raum Oppenau erzählen. 112 Seiten, 94 Fotos, einige Zeichnungen. DM 35,-, Selbstverlag des Autors: Höflehof, 77728 Oppenau-Ramsbach, Tel. 0 78 04 / 5 44**

Beschrieben sind 88 Kleindenkmäler in der Pfarrgemeinde Oppenau, identisch mit dem Gebiet der Stadt Oppenau (Kernstadt sowie die Ortschaften Ibach mit Löcherberg, Liebbach, Maisach und Ramsbach). Der Text umfaßt ferner Ort und Familie, denen das Kleindenkmal zugeordnet ist, und – soweit bekannt – Stifter und Stiftungsgrund. Auch Legenden oder Sagen, die sich um manche der Objekte ranken, werden erzählt. Enthalten sind in

dem Buch 22 Holz- und Steinkreuze (das älteste ist 1681 datiert), 63 Bildstöcke (Erstellung vom Jahr 1745 bis 1993), darunter zwei Holzbildstöcke sowie drei besondere Haussteine mit religiösem Bezug (zwei „Nischensteine“ und ein Passionsstein).

## Hinweise

Erwin Dittler (Hg.), Adolf und Marie Geck 1910. 2 Hefte je ca. 50 S., Kehl-Goldscheuer 1994.

Ders., Rothraud Weckerle-Geck, Korrespondenz und Dokumente 1945–1967. 10 Hefte je ca. 60 S., Kehl-Goldscheuer 1995.

Mitgliedergruppe des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V., Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden (Hg.), Aquae 94. 87 S., 26 Abb. Baden-Baden 1994.

Verein für Heimatpflege Goldscheuer, Marlen, Kittersburg e.V. (Hg.), s'Bliwiel. Jahresrückblick und Chronik 1994. 88 S., zahlr. Abb.

Mitgliedergruppe Rheinau im Historischen Verein für Mittelbaden, Geschichte der jüdischen Gemeinden Neufreistett und Rheinbischofsheim, Teil 1: I/1994 (21); Teil 2: II/1994 (22).

Förderverein Dorfgeschichte Windschlag, D'r Windschläger Bott 1994. 50 S., 43 Abb.

Otto Borst (Hg.), Aufruhr und Entsaugung. Vormärz 1815–1848 in Baden-Württemberg. Theiss Stuttgart 1992, 511 S.



- Agnes Bretting und Hartmut Bickelmann, Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine im 19. und 20. Jahrhundert. Steiner Stuttgart 1991. 288 S., 5 Abb. DM 88,-.
- Christoph Daxmüller, Zauberpraktiken. Eine Ideengeschichte der Magie. Artemis & Winkler Zürich 1993. 398 S.
- Peter Dinzelbacher (Hg.), Sachwörterbuch der Mediävistik. Kröner Stuttgart 1992. 941 S.
- Franz Dorn, Die Landschenkungen der fränkischen Könige. Rechtsinhalt und Rechtsdauer. Schöningh Paderborn 1991. 394 S.
- Hans Maier, Volker Press (Hg.), Vorderösterreich in der frühen Neuzeit. Thorbecke Sigmaringen 1989. 454 S.
- Julius Schoeps (Hg.), Neues Lexikon des Judentums. Bertelsmann Lexikon Verlag Gütersloh/München 1992. 560 S., 200 Abb. Ln. DM 128,-.
- Georg Schwaiger (Hg.), Mönchtum, Orden, Klöster. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Ein Lexikon. C. H. Beck München 1993. 483 S.
- Franz Staab (Hg.), Zur Kontinuität zwischen Antike und Mittelalter am Oberrhein. Oberrheinische Studien 11. Thorbecke Sigmaringen 1994. 201 S.
- Hugo Stehkämper, Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine e.V., Mitgliederverzeichnis. 3. Ausgabe. Köln-Ulm. Selbstverlag des Gesamtvereins 1994. 198 S. DM 24,-.
- Gerhard Theuerkauf, Einführung in die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt Mittelalter. Schöningh Paderborn 1991. 262 S. Brosch. DM 29,80.
- Wilhelm Volkert, Adel bis Zunft. Ein Lexikon des Mittelalters. C. H. Beck München 1991. 307 S. Ln. DM 39,80.
- Edgar Wolfrum, Französische Besatzungspolitik und deutsche Sozialdemokratie. Politische Neuansätze in der „vergessenen Zone“ bis zur Bildung des Südweststaates 1945–1952 (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 95) Droste Düsseldorf 1991. 366 S.

## Autorenverzeichnis

Brommer, Prof. Hermann; Stockbrunnengasse 4, 79291 Merdingen

Döpp, Barbara MA.; Blumenstraße 32, 69115 Heidelberg

Fehringer, Günter; Postfach 1960, 77609 Offenburg

Finkbeiner, Gerhard; Modoscher Straße 24, 77978 Schuttertal

Flechtmann, Frank; Albrechtstraße 59B, 12167 Berlin

Flick, Prof. Dr. Hanjörg; Rebmanshalde 5, 77654 Offenburg

Furtwängler, Dr. Robert; Osterbachweg 8, 77955 Ettenheim

Gall, Dr. Wolfgang M.; Max-Immelmann-Straße 2, 77654 Offenburg

Gutmann, Ernst; Leiberstunger Straße 3, 77836 Rheinmünster-Stollhofen

Hetzel, Alfred; Kehler Straße 62, 77731 Willstätt-Eckartsweier

Hochstuhl, Dr. Kurt; Am Morgenraben 4, 76532 Baden-Baden

Jockers, Inge; Schulstraße 1, 77716 Haslach

Kewitz, Hubert; Gartenstraße 10, 77975 Ringsheim

Klaiber, Gert / Kuhn, Silvia, Oberrheinagentur; Postfach 1920, 77909 Lahr

Klem, Ekkehard; Jasminstraße 28, 77948 Friesenheim

Knierriem, Peter MA.; Abt. für Provinzialrömische Archäologie der Universität Freiburg, Glasisweg 7, 79098 Freiburg

Maier, Karl; Jakobstraße 6, 77767 Appenweier

Müller, Wolfgang; Ringmauerweg 15, 78098 Triberg

Oestmann, Peter; Strecknitzer Feld 3, 23562 Lübeck

Peipers, Dr. Jeanne; Sohlbergstraße 34, 77794 Lautenbach

Reininger, Mathias; Turmstraße 7, 77716 Fischerbach

Roschach, Julius; Otto-Ernst-Sutter-Weg 30, 77723 Gengenbach

Ruch, Dr. Martin; Museum im Ritterhaus, Ritterstraße 10,  
77654 Offenburg

Schlaefli, Louis; Collège Episcopale Saint-Etienne, 2. Rue de la Pierre Large,  
F-67084 Strasbourg CEDEX

Schrader, Frank; Klosterweg 28 E 511, 76131 Karlsruhe

Steckner, Carl Helmut; Honsellstraße 8, 77694 Kehl

Stude, Jürgen; Hauptstraße 14, 77948 Oberweier

Uibel, Ludwig; Dannemannstraße 6, 79117 Freiburg

Volk, Karl; Untertal 19, 78098 Triberg-Gremelsbach

Vollmer, Prof. Dr. Franz X.; Gottfriedstraße 18, 79102 Freiburg

Weis, Dieter; Meierbergweg 2, 77955 Ettenheim

Werner, Dr. Johannes; Steinstraße 21, 76477 Elchesheim

Zimmermann, Paul; Breitmattstraße 9, 77749 Hohberg-Hofweier

# DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die  
Zeitschrift

## „Die Ortenau“

als Jahresband heraus. Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle 77605 Offenburg, Postfach 15 69, sowie die Obleute der Mitgliedergruppen jederzeit entgegen.

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 1993 in Hornberg setzen sich der Vorstand und Beirat des Vereins zusammen aus:

Dr. Dieter Kauß, Präsident, Hildastraße 89, 77654 Offenburg,  
Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Kurt Klein, 1. stellvertr. Präsident,  
Haselwanderstraße 11, 77756 Hausach i. K., Tel. 0 78 31 / 61 25

Manfred Hildenbrand, 2. stellvertr. Präsident,  
Georg-Neumaier-Straße 15, 77716 Hofstetten-Haslach i. K.,  
Tel. 0 78 32 / 28 67

Karl Maier, Redakteur der „Ortenau“,  
Jakobstraße 6, 77767 Appenweier, Tel. 0 78 05 / 6 95

Theo Schaufler, Kassen- und Geschäftsführung,  
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Leiter der Fachgruppen:

Fachgruppe Archäologie:

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg, Tel. 0 78 25 / 74 84

Fachgruppe Denkmalpflege:

Dr. Dieter Kauß, Hildastraße 89, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Fachgruppe für neuere und Zeitgeschichte:

Dr. Wolfgang Gäll, Max-Immelmann-Straße 2, 77654 Offenburg,

Tel. 07 81 / 3 77 39

Fachgruppe Museen:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77855 Achern, Tel. 0 78 41 / 13 47

Fachgruppe Grenzüberschreitende Zusammenarbeit:

Carl Helmut Steckner, Honsellstraße 8, 77694 Kehl, Tel. 0 78 51 / 39 94

Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation:

Dr. Gernot Kreutz, Am Hungerberg 3, 77654 Offenburg-Zell-Weierbach,

Tel. 07 81 / 3 03 65

Fachgruppe Flurnamen:

Dr. Ewald Hall, Sundgaullee 26, 79110 Freiburg/Br.

Fachgruppe Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte in der Ortenau:

Jürgen Stude, Hauptstr. 14, 77948 Friesenheim-Oberweier,

Tel. 0 78 21 / 6 78 20

Beiräte:

Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstraße 24, 77656 Offenburg

Adolf Hirth, Kastanienweg 23, 77876 Kappelrodeck

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Erwin Steurer, Metzgerstraße 14, 77933 Lahr

Ursula Schäfer, Sommerstraße 34, 76534 Baden-Baden-Steinbach

Rainer Fettig, Straßburger Straße 6, 77728 Oppenau

Gerhard Hoffmann, Oppelner Straße 8, 76437 Rastatt

Rudolf Zwahl, Ludwig-Trick-Straße 17, 77694 Kehl

Mitgliedergruppen:

- 77855 Achern: Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, Tel. 0 78 41 / 13 47
- 77767 Appenweier: Karl Maier, Jakobstr. 6, Tel. 0 78 05 / 6 95
- 76530 Baden-Baden: Hannes Leis, Steinstr. 1, Tel. 0 72 21 / 2 42 93
- 77740 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17,  
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 77781 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,  
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 77815 Bühl/Baden: Egon Schempp, Meisenstr. 2, Tel. 0 72 23 / 2 13 05
- 77955 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,  
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 77723 Gengenbach: Eugen Lang, Kastanienweg 1, Tel. 0 78 03 / 10 48
- 77716 Haslach i. K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten,  
Georg-Neumaier-Str. 15, Tel. 0 78 32 / 28 67
- 77756 Hausach: Kurt Klein, Haselwanderstr. 11, Tel. 0 78 31 / 61 25
- 77749 Hohberg: Helmut Dorgathen, Große Ritti 12, Tel. 0 78 08 / 5 81
- 78132 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuss, Hohenweg 46, Hornberg,  
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 77694 Kehl-Hanauerland: Prof. Dr. Rolf Kruse, Korker-Wald-Str. 1,  
Kehl-Kork, Tel. 0 78 51 / 16 27
- 77933 Lahr/Friesenheim: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28, 77948 Friesen-  
heim,  
Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 77974 Meißenheim: Karl Schmid, Friederike-Brion-Weg 7,  
Tel. 0 78 24 / 23 62
- 77743 Neuried: Werner Kopf, Akazienweg 13, Tel. 0 78 07 / 6 98

- 77784 Oberharmersbach: Karl-August Lehmann, Küblerweg 4,  
Tel. 0 78 37 / 2 88
- 77704 Oberkirch: Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 46 29
- 77656 Offenburg: Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstr. 24,  
Tel. 07 81 / 5 65 38
- 77799 Ortenberg: Hermann Litterst, Rathaus, Tel. 07 81 / 3 20 51
- 77728 Oppenau: Rainer Fettig, Straßburger Str. 6, Tel. 0 78 04 / 20 24
- 76437 Rastatt: Gerhard Hoffmann, Oppelner Str. 8, Tel. 0 72 22 / 2 29 01
- 77866 Rheinau: Walter Demuth, Oberfeldstraße 7, Rheinau-Freistett,  
Tel. 0 78 44 / 25 42
- 77836 Rheinmünster: Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3,  
77836 Rheinmünster-Stollhofen, Tel. 0 72 27 / 58 32
- 77871 Renchen: Erich Huber, August-Ganther-Str. 6, Tel. 0 78 43 / 77 37
- 77776 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,  
77776 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 77761 Schiltach: Theo Becker, Hohensteinstr. 11, Tel. 0 78 36 / 24 42
- 77746 Schutterwald: Artur Hohn, Bahnhofstr. 4, Tel. 07 81 / 5 23 81
- 77960 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,  
77978 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04
- 77790 Steinach: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 0 78 32 / 86 56
- 77709 Wolfach: Ernst Bächle, Messnergasse 6, Tel. 0 78 34 / 66 26
- 76534 Yburg: Ursula Schäfer, Sommerstr. 34,  
76534 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 0 72 23 / 5 89 82
- 77736 Zell a. H.: Franz Breig, Ziegelfeldstr. 7, Tel. 0 78 35 / 16 03
- Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Theo Schaufler,  
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet. Wegen vieler Anfragen weisen wir darauf hin, daß jedermann Sonderdrucke einzelner Beiträge in beliebiger Zahl bestellen kann, spätestens gleich nach Zustellung des Jahrbuchs. Danach können die Einzelbeiträge nicht mehr geliefert werden, nur noch der ganze Band, solange der Vorrat reicht.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher sowie die Registerbände I (1910–1981) und II (1982–1990) nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluß der Jahresversammlung 1988 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

30,- DM für natürliche Personen und Schulen

50,- DM für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e. V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 5. Mai 1995 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO. dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Konto Nr. 6057-756, Postgiroamt Karlsruhe, BLZ 660 100 75).